Die Grenzboten


Library of


Dei
Sub Numine
Viget

XXXI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.



Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 27.

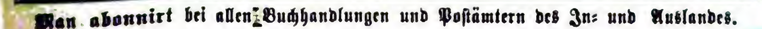
Ausgegeben am 28. Juni 1872.

Inhalt:

Leipzig, 1872.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)



Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

---

31. Jahrgang.

II. Semester. I. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1872.



Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1872. Drittes Vierteljahr.

Literatur und Kunst.

Kleine Besprechungen.



Aus Weimars Culturgeschichte, 1800 bis 1832*)

von

C. A. H. Burkhardt.

I.

Wenn schon ein flüchtiger Ueberblick über die literarischen Erzeugnisse unserer Tage lehrt, daß bei der immerhin noch reich vertretenen klassischen Zeit das Interesse an derselben längst nicht mehr ein so warmes und ungetheiltes ist wie in frühern Zeiten, so finden wir unter manch andern Gründen dieser Erscheinung, daß die Richtung der Forschung an dieser Erkaltung einen guten Theil der Schuld trägt, weil sie ganz ausschließlich auf das rein Persönliche gerichtet ist und sich in Kleinigkeiten verliert. Aus diesem Grunde versuchten wir, als es sich um die Besprechung der Weimarischen Glanzperiode in diesen Blättern handelte, einen andern Weg. Wir betrachteten die Gesammtverhältnisse der Stadt und fanden, daß gerade diese, selbst bei einer skizzenhaften Behandlung merkwürdig und zugleich von hoher Bedeutung für die Beurtheilung der Weimarischen Koryphäen waren, weil sie mit den gegebenen Verhältnissen rechnen und weiter leben mußten. Schlossen wir damals mit dem Jahre 1800 in äußerlich zufälliger Weise ab, so mußten hie und da wichtige Merkmale des Weimarischen Culturzustandes unberücksichtigt gelassen werden, die wir in dem Folgenden, wo es sich um die Schilderung ungleich besserer Culturentwickelung handeln wird, vergleichsweise in die Darstellung hereinziehen werden.

Und so haben wir gleich bei der Zeichnung der Physiognomie Weimars manches nachzuholen. Wir behandeln diese mit um so größerer Vorliebe, weil die beste Beschreibung der klassischen Stadt noch immer dem Engländer Lewis, wenn auch mit Unrecht nachgerühmt wird. Vor der Regierung der Herzogin Amalia erfuhr Weimar keine bedeutenden Veränderungen. Ernst August ließ es bei dem keineswegs schmeichelhaften, kaum auszusprechenden Beinamen bewenden, den er seiner Residenz zu geben geruhte. Manche seiner Verschönerungspläne wären vielleicht zur Ausführung gelangt, wenn der Fürst

*) Vgl. die Artikel in den Grenzboten 1871, S. 645, 701 I. Quartal.

in seinen alchemistischen Versuchen glücklicher und die Stadt selbst bei ihrer notorischen Armuth in dieser Richtung leistungsfähiger gewesen wäre.

Amalia, die aus den glänzenden Hofverhältnissen Braunschweigs kam, fühlte ebenso die Mängel, als die um 50 Jahre später eintretende Großfürstin Maria Paulowna. Doch sind die auf uns gekommenen, nicht ganz günstigen Urtheile im Vergleich großer Verhältnisse abgegeben, und die nackte Wirklichkeit entpuppt sich für uns nur aus einer quellenmäßig unparteilichen Forschung.

Vor Goethe's Periode hatte die Stadt noch vier zu den Vorstädten führende Doppelthore, welche von Gräben, Teichen und Mauern begrenzt wurden. Das Innere der Stadt bot, einige alte Hauptgebäude abgerechnet, nichts Bemerkenswerthes dar. Erst 19 Jahre vor Goethe's Eintritt, 1756, begann man die offenen Bäche zu bedecken, welche bisher die Gassen überschwemmten und in den niedrig gelegenen Parterrewohnungen viel Unheil anrichteten.

Ebenso ging man mit Verbesserung des Pflasters vor; einzelne innere Stadtthore, welche Goethe nicht mehr vorfand, wurden unter lebhaftem Widerspruch der Bürger abgebrochen und das gewonnene Material zur Herstellung der Straßen verwandt. Der Vorstädter war auf die begünstigten Innstädter neidisch; er erhob Widerspruch, weil draußen die Gassen nur an der Seite gepflastert waren. In der Mitte pflegte es grundlos zu sein, und der mangelnde Besuch der Hauptkirche ist in jener Zeit urkundlich wiederholt diesem traurigen Umstande zugeschrieben worden. Zwei Passagen erfreuten sich zunächst einer wesentlichen Verbesserung, indem schon 1757 die Tuchmacherrahmen aus der heutigen Schillerstraße entfernt, die Teiche zugeschüttet und eine der Residenz würdige Promenade geschaffen wurde, welche man von den Anpflanzungen mit dem Namen „Esplanade" belegte. Damit war bei dem Mangel des Parks der Belustigungsort Weimars für Jung und Alt geschaffen. Hoch und niedrig verkehrte dort, wenn auch der Adel und der Hof mit der Zeit Anstand nahmen, dort zu erscheinen, weil Leute von „niedriger Extraction" aus den Gärten an der Windischengasse sich in Schlafrock und Pantoffeln hervorwagten und ohne Bedenken gegen den Anstand verkehrten. Weiter hin eröffnete sich 1765 der Verkehr nach dem heutigen Theater und hauptsächlich waren es zwei Männer, die für das Aeußere der Stadt Wesentliches leisteten. Es war der Ingenieur Castrop, der Canäle anlegte, die Strohdächer möglichst entfernte; und der Hofjäger Hauptmann, der viele Häuser auf Speculation baute, obwohl sie der Schönheit und Solidität entbehrten, und schon nach einigen Jahren bedenkliche Nachbesserungen erfahren mußten. Längs des Grabens schloß sich Teich an Teich, an deren Rändern das Stadtvieh seine Weide fand. Von jenen aus erfüllten mephitische Dünste die Atmosphäre, da der niedrige Wasserstand den dicken Schlamm, der einmal 7 Fuß stark war, nicht deckte und die Gewerbe darin zu hantieren pflegten. All diese Uebelstände wurden unter leb-

haften Debatten beseitigt, weil der Bürger daran fest hielt, daß die „wohlbedächtige Bauart der Vorältern“ Thürme und Teiche nicht umsonst geschaffen hätte: erstere zur Zierde einer wohlansehnlichen Residenz, letztere zum wahren Nutzen derselben gereichen müßten. In die Vorstädte, deren damaliger Charakter an einzelnen Stellen in seinen kleinen Häusern mit erreichbarem Dach noch heute sichtbar ist, wollen wir uns nicht verlieren, denn nur die Innstadt war leidlich und erfuhr wesentliche Verbesserungen. Seit 1770 entstand das Fürstenhaus; mit Goethe's Eintritt der damalige Prachtbau Weimars: das Witthumspalais, dessen tief liegender anmuthiger Garten nicht mehr an unsere Erinnerung heranreicht.

Bei all diesen nicht zu unterschätzenden Verbesserungen muß man sich die Lage des Weimarischen Landes in das Gedächtniß zurückrufen. Als 1774 das Schloß abgebrannt war, stellte die Kammer die Verhältnisse der Herzogin vor die Seele. Nachdem wir, sagt der Bericht, nur etwas zu uns selbst gekommen sind, hat uns unsere Pflicht und wir können mit Wahrheit hinzusetzen, unsere grenzenlose Liebe und Treue angetrieben, auf das Solideste zu überdenken, was bei diesem höchst traurigen Falle für Wege einzuschlagen sind. Sie kommt zu dem Resultate, alle Hülfe aus sich selbst zu schöpfen, die Unterthanen zu schonen, die ohnehin von Krieg und theuerer Zeit und schwer drückender Schuldenlast des Landes heimgesucht seien. Als einzigen Weg der Rettung bezeichnet sie Einschränkungen in jeder Richtung, besonders des Hofhaltes. Sie deutet an, daß leicht wie anderwärts, so auch in Weimar der traurige Verfall eintreten könne, vor dem leider heute manches deutsche Fürstenhaus stehe. — Wenn man sich die Wahl der Mittel vor Augen stellt, zu denen man griff, so erhellt, wie man damals auch nach dem Strohhalm als nach dem Rettungsanker griff. Besoldungs- und Pensionssteuer von karg Zugemessenem, Wiedereinführung der Tranksteuer, die Mäßigkeit ohnehin erzielen würde, Einschränkung der für Landesculturbauten gewährten Mittel, Abstellung des Theaters, das Alles bezeichnete man als die einzigen Hülfsquellen, und Carl August's junge, frische, so zu sagen im Uebermuthe des Lebens beginnende Regierung sollte hier eingreifen, einen neuen Trieb in die schwer zu bewegenden Massen und Verhältnisse ansetzen. Und doch wurde mit kärglichen Mitteln viel geleistet, zumal wenn man die sprichwörtlich gewordene Armuth der Stadt in Rücksicht zieht. Als man 1783 die Reinigung und Canalisirung der Rathsteiche anstrebte, wurden die Kosten im Betrag von 635 Thaler 12 Groschen mittelst eines vierjährigen Steuerzuschlages zu decken gesucht. Das nannte man in Weimar die Canalsteuer. Und als der Rath in demselben Jahre die Beschaffung einer Schlangenspritze zu ermöglichen suchte, machte er wieder ein Anlehn und deckte den Ausfall durch Verdünnung des

Bieres, indem er dem einzelnen Gebräude einen Eimer Wasser mehr zugießen ließ.

Aber wie bemerkt, vorwärts ging es doch, auch im Aeußern der Stadt. Das neue Theater wurde durch den Hofjäger Hauptmann an seiner uns bekannten Stelle erbaut. Weniger gelang es bei dem obstinaten Bürgerthume, die Ziegelhütte aus der Stadt zu verlegen. Mit dem Material des alten Grimmenstein in der Gerbergasse, später mit dem des niedergerissenen Trödelthors vergrößerte der Culturträger Bertuch sein Industriecomptoir, dann setzte der Wiederaufbau des Schlosses 1789 ein, während das Theater schon nach einigen Jahren verfiel. Wenigstens berichtet Carl August 1789 an seine in Italien lebende Mutter: Neulich kroch einer meiner Spitze während der Comödie unter die Dielen des Parterre noble und fing dort einen solchen Lärm an, daß die Comödianten genöthigt waren, aufzuhören, bis man einige Breter aushob und den Hund herauslangte.

Weitere Verschönerungen erfuhr der Carlsplatz, an dem sich allmählig die lange Häuserreihe entfaltete, da ein Blitzstrahl die dort stehenden 42 Scheuern entfernte. Dem Ausbau des Stadthauses, dem erst im Beginn des Jahrhunderts ein öffentlicher Concert- und Ballsaal gegeben wurde, dessen Weimar bisher entbehrte, folgte die Erbauung des Schießhauses, das freilich bei mangelnden Voranschlägen gerade vier Mal so viel kostete, als man sich annäherungsweise eingebildet hatte. Die Nordseite des Stadtgrabens wurde mit Häusern besetzt, das Schloß nahte seiner jetzigen Vollendung; aus der Esplanade verschwand das Malzhaus, und — wer mag alle die Verschönerungen zählen, über die das Weimarische Wochenblatt schon 1801 in die großartigsten Lobeserhebungen ausgebrochen war! Die Lumpen der Bürger, sagt es bezeichnend, sind in ein reinliches, stattliches Gewandt verwandelt, die Hütten heben zu schöneren Wohnungen allmählig sich empor, verschwunden sind die Sümpfe, deren Aushauch die Stadt vergiftete und Reinlichkeit erheitert jeden Blick! Ein gläubiger Forscher beruhigt sich bei diesem Zeugniß; wir finden noch viele quellenmäßige Schwächen, die die klassische Stadt leider noch immer aufzuweisen hatte. Fegte man ja damals nur öffentliche Plätze, wo es die höchste Nothdurft erforderte, und mit dem gepriesenen Aussehen der Residenz hatte es doch 1814 noch eine eigne Bewandtniß, weil selbst die Polizei das Sömmern der Betten auf dem Carlsplatz und an der Esplanade gestattete, während sie es unter keiner Bedingung auf dem Töpfermarkte leiden wollte. Weimar hatte im Anfang des Jahrhunderts noch ein an Dürftigkeit grenzendes Aussehen; kleine meist zweistöckige, schmale Häuser zeugten für den geringen Wohlstand. Wie oft sucht man im öffentlichen Wochenblatte ein Logis von 2—3 Stuben, womöglich in ein und demselben Stock, des Innern der Häuser gar nicht zu gedenken, auf das wir nothwendig zurückkommen müssen.

Mehr als zwei Jahrhunderte waren auf die allmählige Entfernung der Strohdächer innerhalb der Stadt dahingegangen; Weimar wies trotzdem noch im 2. Decennium unsres Jahrhunderts solche auf, weil es in der That eine starke Zumuthung war, dem gebrechlichen Unterbau die Ziegelbachung anzusinnen. Schindeldächer, die immer wieder sorgfältig ausgebessert wurden und damit eine völlige lang dauernde Erneuerung erfuhren, gab es daher noch in Menge, und wenn wir jetzt nach dem heute allerdings relativen, aber immerhin einen Anhaltepunkt gewährenden Taxwerth der weimarischen Häuser fragen, so ist das Bild Weimars in der ganzen Periode Goethe's kein erfreuliches zu nennen. Unter 763 Häusern, welche die Residenz 1802 besaß, konnte man 152 jedes zu 400 Thaler, eine gleich große Anzahl zu je 200 Thaler erwerben; einen Werth von 10—20000 Thaler hatten überhaupt nur 4 Anwesen. Fürwahr, da begreifen wir, mit welchem Rechte Herder einst Weimar ein Mittelding zwischen Dorf und Stadt genannt hatte.

Nur durch die seit 1800 etwas in den Schwung gekommene Abtünchung der Häuser half man dem freundlichen Aussehen der Stadt auf, und obwohl die Stadtordnung von 1810 manches Uebel beseitigt hatte, z. B. die Stadt seitdem in 6 Bezirke getheilt war, so fehlten 1813 noch viele Hausnummern, deren Ersatz die Oberbehörde als „anmaßend“ bezeichnete, weil man die bedeutende Summe von 80 Thaler darauf verwenden wollte. Carl August wie Goethe haben überall den besten Willen bekundet, zur Verschönerung zu wirken, wenn auch darin nicht der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit zu suchen ist. Aber es war ein gefährlich Ding; einreißen ließ sich leicht; eine andere Frage war, wie weit, und wie das Neue mit dem Alten verbinden und in vollen Einklang setzen. In dieser Beziehung ist ein noch unbekannter Brief Goethe's aus dem Anfang des Jahrhunderts lehrreich, in dem er sagt: „Aufrichtig muß ich sagen, daß ich an der ganzen Operation keine sonderliche Freude habe. Denn wenn wir uns mit dem Niederreißungssystem vom Schloß aus auch gegen die Stadt zuwenden, so müßten wir — alles der Erde gleich machen . . Ich würde vielmehr . . das Zudeckungssystem anrathen.“

So blieb manches frommer Wunsch. 1818 gestaltete sich aber der Carlsplatz zur Promenade, wo Wagen und Ackergeräthe bisher ihre Stelle fanden. Die einzige wenigstens damals nach Lage der Verkehrsverhältnisse angemessene Erweiterung der Stadt nach Westen scheiterte sogar an der Verlegung des städtischen Arbeitshauses. Unendlich viel trug die langsam vorschreitende Bevölkerung zur besseren Entfaltung der Stadt bei, die in einem vollen Jahrhundert von 1700—1800 sogar eine rückgängige Bewegung gezeigt hatte, da 18353 geboren, 18590 aber gestorben waren. Nach archivalischen Nachrichten und gedruckten Quellen wuchs aber die Bevölkerung in der klassischen

Periode, wenn wir sie von 1775 bis 1828 überhaupt ausdehnen dürfen, nur um 3876 Seelen.

Indeß sind all' diese statistischen Erhebungen nur mit Vorsicht zu gebrauchen, was schon aus der Behauptung des Raths der Stadt sich ergiebt, daß Weimar 1806 nicht einen einzigen Ochsen aufzuweisen gehabt habe.

Haben wir schon in unsern frühern Betrachtungen hervor gehoben, daß mangelhafte Studien Weimar schlechter hingestellt haben, als es wirklich war, so wollen wir damit die Mängel der klassischen Stadt nicht ganz hinwegleugnen. War die Polizei ernstlich 1801 von der Nothwendigkeit überzeugt, daß die nächtliche Beleuchtung fortdauern müsse, so kam man doch bei dem Festhalten der guten Absicht einigermaßen in Verlegenheit. Die Unselbstständigkeit der Gemeindeverwaltung trug große Schuld. Die fürstliche Kammer, welche an den Beleuchtungskosten nothwendigen Antheil nahm, zeigte sich in Gewährung der Mittel etwas karg. 1802 kostete die ganze Beleuchtung nahe an 1200 Thaler; einen Zuschuß von 450 Thaler glaubte die Kammer bei ihren stätigen Ausgaben und wachsenden Bedürfnissen nicht leisten zu können. Da ist es z. B. charakteristisch, daß man die spät aufsitzenden Kartenspieler in den Wirthshäusern belasten wollte, um derentwillen die Straßenlaternen doch auch brennen müßten. Ueberhaupt ist es ein höchst interessanter Stoff, all' das sich zu vergegenwärtigen, was man damals in Weimar besteuern wollte, ohne dafür die praktische Handhabe zu finden. Damals nämlich hatte man nichts Geringeres im Sinne, als das Laternengeld auf Kartenmonopol, Hochzeitsfeiern, Theater, Gesellschaften, Redouten, Besoldungen und Hausverträge, also auf sieben Quellen quotenmäßig zu vertheilen. Mit großer Befriedigung wies man auf empfehlenswerthe Einrichtungen der Stadt Eisenach hin, die ihre ebenfalls an Stricken aufgehängten „Schwebelaternen" mit Fürsorglichkeit zur Zeit der Ernte aushänge, damit sie von den hoch geladenen Wagen nicht beschädigt würden. Ja man pries in Weimar die weise Sparsamkeit der Nachbarstadt, daß die erlöschten Laternen erst beim hörbaren Donner eines heranziehenden Gewitters angezündet würden, und dabei die Brunnen, Plätze, die Thorfahrten und was in Weimar die Hauptsache war, auch die Thorfahrten „einiger Honoratioren" beleuchtet werden könnten. Für die Erzielung einer bessern Beleuchtung glaubte man an die Haltung und Verschärfung des Laternenwärter-Eides erinnern zu sollen, daß man fleißig nachstören und Schnuppen putzen müsse, wobei es sich aber eigentlich nur um die nächste Umgebung des Residenzschlosses handelte, um welches Laternen sogar mit 5 brennenden Dillen angebracht waren. Ueberspringen wir 17 volle Jahre der allmähligen Entwickelung, so kommen wir zum Jahre 1820, wo man alles Deficit der Laternenkasse auf das übermitternächtliche Brennen schob. Bei 250 Laternen, von denen 50 aber der Hof erhalten ließ, konnte

dieses schon einen Ausfall geben. — Eine Besserung des Instituts war aber damals überhaupt unmöglich, weil, wie ein Bericht sagt, man nie der Laternenrechnungen habhaft wurde und sich nie über die Zahl der wirklich brennenden Laternen klar werden konnte. 1824 kam dann die Castropsche Laterne, um welche sich halb Weimar an der Sternbrücke schaarte, um auf die verheißenen 60 Schritt weit — wenn auch nicht Perlschrift — lesen zu können. Da aber die gepriesene Erfindung nicht ganz den Erwartungen entsprach, so wurde sie — dem Weimarischen Handwerker — dringend zur Verbesserung empfohlen. — Viel weiter kam man in unserer Periode nicht; denn die 1825 beabsichtigte Gasbeleuchtung kam aus Besorgniß vor Unglücksfällen nicht zu Stande; obwohl man längst actlich über die Frage klar geworden war, ob man nur in dunklen Nächten ohne Mondschein, oder auch in dunklen Mondscheinnächten die Gasflammen anzuzünden habe.

Wenn man von Weimar, sei es irgendwo, heute spricht, so erwähnt man die unvergleichliche Schöpfung Carl Augusts und Goethe's: den Park. Er ist ein so integrirender Theil, daß wir ihn hier nicht unbeachtet lassen können. Die Geschichte dieser großartigen Schöpfung liegt bis zu dieser Stunde im Argen. Daher für jetzt nur einige Andeutungen der Entwickelung, weil sie zum Weimarischen Bilde gehören: denn Weimar ohne Park ist eben nicht Weimar.

Wir wissen aus Goethe's Louisenfest, daß das Borkenhäuschen oder Kloster, welches ein Werk von 3 Tagen war, für die Gründung des Parks den Anlaß gab, dessen Entstehung die Weimarische Bevölkerung nicht ahnen konnte, weil die unwegsamen Partien der heutigen Anlagen Niemanden zum Lustwandeln einluden. Man nennt ja bis heute noch jene sich lang dahinziehende Felspartie „die kalte Küche“, ein unwirthlicher Ort, den damals reiche Dornensträucher zierten. Ueber dieser Gegend lag der welsche Garten, der im Beginn der klassischen Periode südlich schon hinter dem Tempelherrnhause durch eine Mauer abgesperrt war. Das Stück Landes bis zur Marienstraße und bis an die Ackerwand, die ihren Namen von den dort stehenden Ackergeräthen des Vorwerks erhielt, war der öffentliche Garten Weimars. Ihn zierten Springbrunnen, Statuen, Rondels, einige Lauben neben dem hervorragenden Schneckengebäude, das dadurch merkwürdig war, daß die entgegengesetzten Eingänge keine Begegnungen zuließen. Vom Besuch des Publicums konnte man im welschen Garten eigentlich nicht reden, namentlich finden wir, daß ältere Leute an die Gegend der Ilm wegen der Nixe nicht gern sich verstiegen, und Kinder, die sich am liebsten in der Esplanade bewegten, beim Betreten des welschen Gartens 3 Kreuzchen auf die Schuh — wenn sie solche trugen, zu machen pflegten, weil es angeblich darin spuke. Ohne Bild läßt sich in dieser Beziehung Weimars erste Parkanlage kaum beschreiben, und wir können uns

daher mit ganz kurzen Umrissen begnügen, wenn wir hervor heben, daß vom Borkenhäuschen aus die Erweiterung der Anlage bis Oberweimar hin in den Jahren 1776—1793 mit wahrhaft großartigen Mitteln für ein Herzogthum geschaffen wurde. Das jetzige Tempelherrnhaus hat bis in das zweite Decennium dieses Jahrhunderts die verschiedensten Umwandlungen erfahren und seine Verbindung mit dem ebenfalls im Innern im gothischen Stile gehaltenen Borkenhäuschen, dessen ganze Umgebung sich diesem Geschmacke anschloß, hat man leider zu früh, nach Carl Augusts Tode nicht mehr verstanden, weil die Landschaftsgärtnerei auf schönere Bahnen geleitet worden ist, auf denen man aber doch das Gepräge unserer klassischen Schöpfungen geopfert hat. Epochemachend war die Gründung des römischen Hauses, dessen Grund ehemals von steinigen Aeckern und Wiesen umgeben war und seit dem Falle des alten Schneckengebäudes (1808) an Stelle der jetzigen Kinderrondels ist nur Weniges mehr, was im obern Park noch aus der klassischen Zeit zu uns redet, höchstens die wenigen Taxusbäume am Alexanderplatz und die sogenannte Seufzerallee. Ebenso bedeutende Veränderungen erlitt der untere Park, der lange an verschiedenen Stellen durch drei Fähren mit dem oberen verbunden war. Weiter nach Norden war der schöne Rothäuser Garten gepflegt, wo das Denkmal der Euphrosyne und den sogenannten 3 Säulen prangte, die dann leider zu früh vom Winde umgestürzt, kaum eine Spur ihrer romantischen Lage zurückgelassen haben.

Was durch den Park geschaffen war, stach, wie ein Besucher und gründlicher Kenner Weimars im Jahre 1800 sagte, freilich stark gegen Weimar selbst ab, und wenn auch nur die Schöpfung des Parks für das ehrwürdige Andenken Carl Augusts und Goethe's übrig geblieben wäre, so hätten wir Grund genug, uns dankbaren Sinnes in jene großen Tage zurückzuversetzen, die im Aeußern Weimar zu dem gestalteten, was es heute ist.

Es ergiebt sich von selbst, daß von diesen in den Vordergrund gestellten Aeußerlichkeiten wir auf das Leben in der Stadt selbst übergehen; zunächst ohne Rücksicht auf das Culturleben des Einzelnen oder der einzelnen Stände. Wie lange vor unserer Periode war das Pulsiren des Lebens von der Thorsperreordnung abhängig, welche bis 1816 sich in ihrer vollen Macht zeigte. Behaupteten wir früher gegen die geläufige Auffassung, daß Wissenstrieb des Hofes nicht der Träger dieser Thorordnung war, so finden wir die Bestätigung des Gesagten in der Aufrechterhaltung dieses Gesetzes, dem alle Handeltreibende, wie der unschuldige Spaziergänger sich wegen des Steuer- und Paßwesens unterordnen mußten. Von 1808 an bewegte man sich freier, weil man auf Sperrgeld wenigstens abonniren konnte. Daß man den Verkehr nicht frei gab, lag in der Armuth der städtischen Verwaltung, die lieber die Bevölkerung knechtete, als die Einnahme von jährlich 300 Thaler aufgab,

welche sie 1809—16 durchschnittlich erzielte. Damals freilich gehörte für das Leben einer Residenz eine gute Controle der Insassen, die die Polizeistunde respectiren mußten. Jede Ueberschreitung ahndete man streng. Als die heute noch bestehende Belvederische Kegelgesellschaft einmal des Nachts, freilich mit blasendem Trompeter 1809 das Thor passirte, war die Folge, daß im Wochenblatt eine besondere Verordnung gegen diese Unbilden erschien. Es hieß in derselben wörtlich: Das herzogliche Polizeicollegium bedeutet sein ernstes Mißfallen, und macht bekannt, daß es diese Gesellschaft in 50 Thaler Strafe verurtheilt hat und diese dem Polizeisecretair Gille, — der dabei betheiligt war — „von seiner zu genießenden Besoldung im Voraus abzieht, damit dieser — selbige — desto schneller incassirt."

Derartige Beurtheilungen begangener Excesse hingen allerdings mit den trüben Zeitereignissen auf das Innigste zusammen. — Man war damals ohne geschlossene feste Thore, über deren Wegfall alte Leute bedenklich den Kopf schüttelten, die die alte gute Zeit der Sicherheit rühmten. Aber deßwegen erfüllte die Polizei auch ihre Pflicht; sie bot die gesammte Bürgerwehr auf, als weit von Weimar in der Gegend von Gera einige Räuber ruchbar geworden waren. Nur das 70. Lebensjahr konnte von dem Wachdienste befreien. Wer auf zweimaliges Anrufen nicht antwortete, lief in Weimar Gefahr, von tödtlichem Blei getroffen zu werden. Seit 1813 frug nach 11 Uhr Abends der Nachtwächter die Leute ob ihres nächtlichen Umherschweifens aus; im Sommer begann er das Examen um eine Stunde später; und die herzogliche Parkcommission, der die freie Bewegung des Publicums vom Park nach der Stadt ein Gräuel war, weil man den Sperrpfennig ersparte, machte den Vorschlag, alle nach 9 oder 10 Uhr auf dieser Route sich findenden Leute zu arretiren und auf die Hauptwache zu stecken. Daher die Wahrnehmung, daß auswärtige Wirthe den Gästen das Sperrgeld vergüteten, oder die Bierpreise um die Höhe desselben herabsetzten. — Noch heute hört man bei uns das Sprichwort: Sie laufen zusammen, wie die Mühlbursche! In unserer Gesetzgebung findet man die Erklärung desselben und zugleich die Bestimmung, daß (seit 1808) nur zwei Mühlburschen zugleich in die Thore Weimars einwandern durften; damit hoffte man das Zulaufen der feiernden zu verhindern.

Betrachtet man nun den Verkehr der Stadt nach untrüglich quellenmäßigen Zeugnissen, so ist derselbe keineswegs glänzend. Es giebt z. B. von 1800—1819 nach amtlichen Verkehrstabellen Tage, an denen nicht ein Einheimischer irgend ein Thor passirte, (6. März 1813). Auch der Fremdenverkehr war im Ganzen mäßig. Nach freilich nicht ganz vollständigen Tabellen kommen circa 20 Auswärtige auf den Tag, die sich auf 8 Gasthöfe vertheilten, von denen nur 2 erträglich waren. Für einen längeren Aufenthalt bedurfte es gründlicher Zeugnisse; unbedingte Unbescholtenheit, namentlich in den Zeiten

der Demagogenriecherei war nothwendig. — Daß man erst 1800 einen Wegweiser für Weimar und zwar Seitens eines Ausländers schrieb*), dem der zweite anonym aber von Frau Goullon verfaßte**) 25 Jahre später folgte, ist gewiß bemerkenswerth; noch mehr, daß Abreisende in dem öffentlichen Wochenblatte wiederholt ihres unterthänigst schuldigen Dankes für die gnädigst ertheilte Erlaubniß des bisherigen Aufenthaltes sich entledigten. War indessen Goethe selbst wegen unterlassener Fremdenmeldung bestraft worden, so zeichnete sich Weimar gerade in den kritischen Zeiten durch Gastfreundschaft aus. Der Druck der politischen Verhältnisse war hierin nicht immer maßgebend, hart verfolgten Fremden sogar günstig. Als Witt Döring, der Goethen ein Dorn im Auge war, sich hier, Dank der Liberalität Carl Augusts niederlassen wollte, schrieb er die Seiten eines Demagogen einem Fürsten gegenüber bezeichnenden Worte: „Müßte ich von hier fort, so könnte ich es keiner Regierung verdenken, wenn sie sagte: Gott behüte mich einen Menschen zu dulden, den der Großherzog von Weimar verjagt hat.“ Das Ansinnen Braunschweigs, Dörings Papiere untersuchen zu lassen, schlug Carl August ab, seine Antwort lag in der Gewährung eines Aufenthaltes für diesen Unglücklichen, dem eine Ruhestätte seit Jahren im deutschen Vaterlande gefehlt hatte. —

Freilich nicht überall war es der möglichst freisinnigen Regierung Weimars geglückt, ihre eignen Wege festzuhalten. Der Einfluß mächtiger Staaten machte sich überall geltend, nicht blos auf dem in den Vordergrund tretenden Gebiete des politischen Lebens. Wir erinnern an die Thatsache, daß ein Streit zwischen einem angesehenen Beamtensohne und einem Engländer — obwohl sie beide noch in den Kinderschuhen — sogar die Bildung einer Immediatcommission zur Folge hatte, welche derartige Streitigkeiten schlichtete und dem Auslande gegenüber den Thatbestand auf das richtige Maß der Wahrheit zurückführte. Man gewinnt bei tieferer Forschung überhaupt ein anderes Urtheil über das Leben Weimars; man braucht nur die Polizeigesetze jener Periode anzusehen, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß ihre Macht mit dem dahingegangenen Jahrhundert nicht erlahmt war. Es fehlte dem Leben an Frische, vom Kindesleben an bis hinauf, wo Freiheit der Bewegung in ihrem vollen Werthe zur Geltung zu kommen strebt. Wer fragt heute nach einem lustigen Soldatenspiel der Jugend, das 1807 mit einer „der Leibesconstitution angemessenen Correction“ bestraft wurde; wer mag sich die Ehre des Soldatenstandes vorstellen, die vor 1811 bei kleinsten Vorkommnissen durch Spießruthen, Fuchtel, Krummschließen und Stockschläge befleckt wurde. Das öffentliche

*) Histor. statist. Nachrichten von der berühmten Residenzstadt Weimar. Elberfeld, 1800, anonym, aber von Fr. Albr. Klebe. —

**) Der Führer durch Weimar und dessen Umgebungen.

Prangerstellen durch Strafmandate in öffentlichen Blättern wirkte ebenso verderblich, als es lächerlich wäre, wenn man es damals verstanden oder gewagt hätte, die stilistisch komischen Publicationen Weimarischer Behörden vom literarischen Standpunkte aus einer Kritik zu unterstellen. Da meldet beispielsweise eine Behörde, daß der Zuchthauswächter H. wegen Ausbreitung lügenhafter Gerüchte „zum Schrecken schwächlicher Gemüther" mit Stockschlägen abgefunden sei. Aehnliche Publicationen kamen in Folge des Kartenschlagens; beide Theile setzte man 14 Tage bei Wasser und Brod hin. Der politischen Prozesse, des „übermäßigen Raisonnirens" und des freien Laufes eines Hündchens nicht zu gedenken, das sich nicht erkühnen durfte, ohne seinen Herrn nach 9 Uhr Morgens eine kleine Promenade anzutreten.

So sorgte man überall für die Wohlanständigkeit der Residenz, die nur eines Elementes, des Jenaischen Studenten nicht sicher Herr wurde. Versetzen wir uns in die eigne Vergangenheit, so klopft wohl hie und da manches Herz über die in der Residenz von Jena aus begangenen übermüthigen Auslassungen. Damals kam aber der Student meist zu Pferde, wenn die armen Thiere diesen Namen verdienen. Thurmförmige Mützen mit Schnüren, Trodbeln und Quasten von allerlei Farben, kurze Jacken mit bunten Aufschlägen zierten im Beginn des Jahrhunderts den Musensohn, von dessen brüllendem Gesang der erste Fremdenführer Weimars gar wenig entzückt ist. Und doch betont er, daß ihr Ausbleiben empfindlich, namentlich das Theater darunter leiden, und die Gastwirthe Schaden haben würden. Desto größere Noth hatte Goethe im Theater. Bereits 1797 war er — wie ein noch ungedrucktes Promemoria zeigt, doch soweit in der Praxis, daß er alte und junge Studenten nach ihren Leistungen wohl zu unterscheiden wußte. Diesmal — schrieb er bei einem Exceß — scheinen nur neue Studirende ihr Probestückchen abgelegt zu haben. Seit 1797 datirt daher die doppelte Aufstellung einer Sicherheitswache im Parterre, aus dem die beiden Husaren ihre Opfer bequem nach beiden Seiten hinausschleppen konnten, da das Theater in wohlberechneter Weise auch rechts einen Ausgang erhalten hatte. —

Gehen wir zu den Verkehrsanstalten der Stadt über, so findet man noch das mehrfach reorganisirte Portchaiseninstitut thätig, welches bei fast gänzlich mangelnden Privatequipagen den Verkehr vermittelte. Stark war dieser unmöglich, da erst 1807 eine dritte Portchaise mit 2 Laternen angeschafft wurde. Diese vertheuerten den Gebrauch um 6 Pfennige, aber man konnte diese auch sparen, wenn man die Expedition im Dunkeln beliebte. Ueberhaupt kam „der 3te Waggon" nur bei Hoffestlichkeiten und sonstigen städtischen oder privaten Feierlichkeiten in Gebrauch, weil mehr und mehr das Tragen der Ueberschuhe Mode wurde, die man in Weimar selbst mit hohen Absätzen erfunden hatte. Andererseits hatte man bei der Benutzung des Instituts

eine gewisse Furcht vor der Unvorsichtigkeit und der „notorischen Schwäche der Porteurs" und die Polizei glaubte den Klagen und Unregelmäßigkeiten am besten dadurch begegnen zu können, daß sie die drei Portchaisen (1810) — nummeriren hieß. Mit der Zeit sank aber die alte Bedeutung, doch hat wie wir alle wissen, dieses löbliche Institut erst in neuerer Zeit seine Wirksamkeit so gut wie eingestellt.

Nach Außen hin vermittelte die Post den Verkehr, obwohl nur schwach, da Weimar erst seit 1803 durch die Convention mit Chursachsen eine Station der Leipzig Erfurter Post, seit 1804 eine directe wöchentlich zweimalige Verbindung mit Eisenach erhielt. Bisher ging der große Verkehr über Buttelstädt, von wo aus die Weimarische Correspondenz von einem Boten bestellt wurde. Wiederholt legt das weimarische Postamt in öffentlichen Blättern das Versprechen ab, die prompteste Besorgung aller Sendungen zu übernehmen. Mit dem Jahre 1812 war die Post an 4 Tagen, „ensuite" wie die Bekanntmachung sagt, offen, aber den Verkehr der Personen erschwerte sie auf alle Weise, weil sie den Hauderern nur den Pferdewechsel gestattete, wenn die Reisenden mindestens 24 Stunden in Weimar sich aufhielten. Nach dem Abschluß des Erblehnpostvertrags mit Taxis wurde 1818 die Post täglich geöffnet, wenn auch die Schwerfälligkeiten im Verkehr nach damaligen Ansichten nicht sofort beseitigt werden durften, da zuerst das Monopol, dann erst das Interesse des Publicums in Frage kam. Aus der Gesammtheit dieser Verhältnisse läßt sich erklären, daß Carl August im wohlwollenden Sinne an der Hauptwache für sich 1812 einen Briefkasten anlegen ließ, der namentlich für die Petitionen der Landesbevölkerung berechnet war. Wann dieses Verkehrswahrzeichen verschwand, läßt sich nicht mehr ermitteln, jedenfalls ist es aber ein erfreuliches Zeichen, daß früh die Anfänge einer segensreichen Einrichtung der Neuzeit in der Idee vorhanden waren, der wir die Originalität nicht abzusprechen vermögen*). — Was in jenen Tagen an Zeugnissen der Cultur in jenen Kasten eingelegt wurde, kann man zum guten Theil aus den sorgfältig aufbewahrten Petitionen noch sehen. Es ist des Ergötzlichen viel, aber es bilden diese Bittschriften auch beredte Zeugnisse dafür, auf welchem Entwickelungsstand Weimar und die meisten andern Städte damals standen, und wo wir uns dagegen heute nach sechs Decennien befinden.

Aber in dem äußerlichen Verkehr kommt uns doch nur zum kleinen Theil die Erkenntniß des Culturlebens. Es bedarf dazu der Betrachtung der Gesellschaft besonderer Kreise, schärferer Begrenzung. Noch reicht die scharfe Gliederung der Stände in unser Jahrhundert herüber. Sie documentirte sich im Theater, in welchem der rechte Balcon nur vom Adel betreten werden

*) In Berlin waren lange zuvor Briefkasten. D. Red.

durfte, wie in der Kirche. Adel und Bürgerthum standen im subtilsten Verkehr, und der Zuschnitt der geschlossenen Gesellschaften war in jetzt kaum mehr faßlicher Weise dadurch bedingt. Es lautet in der That komisch, wenn adliche Häuser in öffentlichen Wochenblättern Verfalltermine für die Civilansprüche ausschreiben, den Handwerker an eine bestimmte Stunde binden, in der er bei Verlust seines Anspruchs zum wohlverdienten Lohne seiner Arbeit gelangen könne. Eine solche Erniedrigung ließen sich damals ohne Murren die gewerbtreibenden Classen bieten; der Grund dazu lag aber auch, wie wir noch bei Betrachtung der gewerblichen Zustände sehen werden, in dem niedrigen Zustande derselben, bei dem man froh war, überhaupt in bescheidenem Maße zu verdienen und danach leben zu können. Die Bescheidenheit der bürgerlicher Erwerbsclassen spricht sich überall aus; der Fremde wie der Einheimische kennen z. B. bei öffentlichen Productionen, Ausstellungen u. s. w. überhaupt keinen rechtmäßigen Anspruch an das höhere Publicum. Wie viele Bekanntmachungen lesen wir, in denen es heißt; „Herrschaften zahlen nach Belieben, alle andern aber 8 und 4 Groschen."

Wenn man gerecht ist, muß man aber auch den Bildungsgrad der verschiedenen Stände berücksichtigen; er war ein Hauptfactor der scharfen Trennung. Im Adel lag damals, wenn auch nicht überall das Wissen und Können, so doch die äußerliche Bildung, die gewaltig in dem Verkehrsleben gegen das Bürgerthum abstach. Wenn die Durchdringung der Stände aus diesem Grunde nothwendig fehlte, so suchte Carl August dieselbe mit dem Beginn des Jahrhunderts durch die Vauxhalls im Park anzubahnen.

Sehr richtig wünschte er laut öffentlicher Bekanntmachung, daß alle Stände bei Musik und Süßigkeiten dort verkehren sollten. Ihm war klar, daß die geistreichen Zirkel eines Goethe und der vielen übrigen bedeutenden Persönlichkeiten an sich Großes leisteten, die Bildung aber nicht hinab in die untern Schichten trugen, in denen sie bitter nöthig war. Oben herrschte das Fühlenlassen geistiger Ueberlegenheit und es ist bei näherer Betrachtung sehr lehrreich, wie man sich doch bei allen Anziehungspunkten abstieß. Gerade so war es in den andern Kreisen; in keinem mehr als in dem der Beamten, deren bureaukratischer Zuschnitt gar wenig Erfreuliches bot. Die Säuberung der Gesellschaft von nicht ganz gleichen Bildungs-Elementen war der Hauptzweck; wenn man leider auch hierbei mehr auf öffentliche Stellung als die individuelle Befähigung sah, und damit den Standpunkt der geschlossenen Gesellschaft verrückte, die nicht war, was sie damals unter allen Verhältnissen sein sollte: eine Bildungsstätte.

Einen weiteren allen Kreisen offen stehenden Vergnügungspunkt gaben die häufigen Redouten im Theater, von denen nur das dienende Personal ausgeschlossen war. Gerade hier bot sich Gelegenheit, Geschmack und Anstand

zu heben. Bekannt sind die künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen, welche die Maskenzüge documentirten. Alles kettete sich an strenge Ordnung; man hatte ein Correctiv für die Freiheit der Bewegung. Schon durch das Billet war der Besucher an gewisse Colonnen und Quarrés gebunden, wenn es mitunter auch schwierig war, übermäßiges Trinken zu beseitigen, welches wie das Pharospiel die Gemüther mehr als lebhaft machte. Irgend wo wünschte Goethe eine öffentliche Warnung gegen dasselbe erlassen zu sehen. — Der geschlossenen Gesellschaften gab es natürlich viele, seit 1800 tauchte schon der adlich-bürgerliche Club auf; aber immerhin erschwerte man dem nicht unbedingt Befähigten den Zutritt, während der Bürger in untergeordneten Wirthshäusern verkehrte, wo man nach dem damaligen Stande der Bildung, als der Wechsel des Jahrhunderts oben in sinnig geistreicher Weise gefeiert wurde, sich stritt, ob mit dem 1. Januar 1800 das 18te oder 19te Jahrhundert begonnen habe.

Seit 1805 erhielt Weimar mit der Einweihung des neuen von Karl August erbauten Schießhauses das seit 30 Jahren unterbrochene Vogelschießen, das soviel man auch jetzt darüber sagen mag, bei dem Charakter der thüringischen Bevölkerung ganz bedeutende Wirkungen auf dem socialen Gebiete erzielte. Dies Fest gewann seine Bedeutung, weil es ein Volksfest war, das allen Ständen zu gute kam, von denen jeder sein eignes Schneckenhaus behauptet hatte. Und ein Fürst an der Spitze, der bürgerlich denken und verkehren konnte, gab persönlich Veranlassung, daß Frische und Leben in die Kreise hineingetragen wurde. Auch dort verkehrte Carl August, der mit sich die abgeschlossenen höhern Stände fortriß, und das Andenken an jene Tage lebt noch heute als herrliche Erinnerung in dem Gedächtniß unserer Väter fort. Dabei dürfen wir freilich nicht vergessen, daß der Polizeistaat noch überall seine Wirkungen verspüren ließ, und dem gesellschaftlichen Leben manche Wunde schlug. Wenn 1806 die erste geschlossene Gesellschaft innerhalb der Stadt keine Kegelbahn anlegen durfte, so mochte dies mit dem gemeinen Rechte zu vereinbaren sein. Aber ob die Polizei wohl gethan hat, 1815 die Gründung eines Wintergartens in Weimar selbst zu verweigern, in dem man gemüthlich bei einem Täßchen Kaffee sitzen wollte, das bedarf keiner Erörterungen. In Weimar, sagte damals die Polizei, „giebt es ohnehin zu viel Gelegenheit zum Geldverthun," und seit dem ist man auf dieser Bahn rüstig und consequent vorwärts gegangen und hat seit 1816 auf lange Zeit, Comödianten, Gauklern, Seiltänzern, Marionetten-, Taschen-, Hazard- und Glückstopfspielern die Wege verlegt, und dann auch auf den Redouten eine Rathscommission tagen lassen, welche sich sofort über die Zulässigkeit der Erscheinenden auszusprechen hatte, bis dann 1836 alle öffentlichen Redouten verboten oder nur mit Genehmigung der Polizei oder des Hofamtes abgehalten

werden konnten. Aehnliche Gründe sprachen gegen die Gründung neuer geschlossener Gesellschaften. Unter sehr schwierigen Verhältnissen constituirte sich die bedeutende „Vereinsgesellschaft“ 1825, an welche noch 1832 eine ausdrückliche Bestätigung und förmliche Concession nicht ertheilt wurde.

Die Industrie Rußlands.

Mit Pomp und Prahl ist in diesen Tagen von den Russen das Jubiläum Peters des Großen begangen worden, und sie haben recht daran gethan sich des Zaren zu erinnern, der vorzugsweise seine Aufmerksamkeit darauf lenkte, die Arbeit in Rußland dadurch zu organisiren, daß er geschickte Lehrmeister in das Land berief. Die Lehrzeit für Rußland ist im großen Ganzen jetzt abgelaufen und zeigt es sich auch wenig dankbar gegenüber seinen Lehrern, gedenkt es dessen nicht, was es namentlich auf allen Gebieten des Wissens und Könnens den Deutschen verdankt, so haben wir doch keine Ursache uns ihm fernerweit vormundschaftlich aufzudrängen, wenn es glaubt auf eigenen Füßen stehen zu können. Daß ein ganz kolossaler Fortschritt auf den verschiedensten Gebieten in Rußland stattfand, darüber wird sich wohl kaum noch Jemand täuschen; am wenigsten uns Deutschen stände es an hier, wie der Vogel Strauß, den Kopf in einem Steinhaufen verbergen und vornehm spöttelnd auf den östlichen Nachbar herabsehen zu wollen. Das typische Geschrei von Mongolen, Finnen und Asiaten, von Knute und Barbarei muß sehr beschränkt werden, wir müssen offen und klar der Entwicklung unsres Nachbars ins Auge schauen, sehen wo seine Hilfsquellen liegen, wie er sie verwerthet. Ignoranz auf unserer Seite könnte sich aber einmal ebenso rächen, wie bei den Franzosen uns gegenüber. Einen Popanz wollen wir nicht an die Wand malen, aber es thut Noth, daß Deutschland seine Augen offen hält. Sind wir doch zu Hause und vertraut mit den Verhältnissen auf den Südseeinseln oder in Ostasien, warum sollten wir uns der Kenntniß der Dinge in Rußland verschließen?

Seit Peter dem Großen hat sich ein Strom industrieller deutscher Kräfte über Rußland ergossen, der trotz des Aufschwungs, welchen die heimische Industrie genommen, trotz mancher Misgunst, die den Ankömmlingen begegnet, auch heute noch nicht nachgelassen hat. Daß dadurch der nationalen Entwicklung entgegen gearbeitet worden wäre, läßt sich nicht sagen; im Gegentheil sie wurde herausgefordert, gehoben. Peter kannte sein Land, wußte, wie wenige Regenten, was ihm Noth that, und seinem Scharfblicke entging keine der großen Hilfsquellen Rußlands, an deren Erschließung er mit so großer Energie arbeitete. Die ersten großen Fabriken verdanken ihm, der aus Holland allein

640 Industrielle mitbrachte, ihre Entstehung. Er ließ eine Segeltuchmanufactur, eine Tau-, Salpeter- und Schwefelfabrik, Gerbereien errichten. Diesen folgten die Duderhofer Papierfabrik, die Petersburger Seidenmanufactur, der „Tuchhof" in Moskau, der „Leinwandhof;" Eisenhämmer, Sägemühlen, die Waffenfabrik in Tula wurden von ihm gegründet. Unter seinem Schutze und Beistande unternahmen Gesellschaften die Errichtung einer Zucker-, Glas- und Krystallfabrik u. s. w. Peter der Große, der Stifter des modernen Rußland, wurde auch der Begründer von dessen Industrie und als er die Augen schloß, blühten in dem weiten Reiche bereits 213 Fabriken oder Hüttenwerke. Katharina II., Alexander I., Nikolaus II. bauten auf den von Peter gelegten Grundlagen weiter fort.

Unter den handelspolitischen Maßnahmen zweifelhafter Natur, welche auf die Hebung der russischen Industrie abzielten, verdient der Schutzzolltarif vom Jahre 1822 genannt zu werden, der mit geringen Abänderungen noch heute im wesentlichen fortbesteht. Wohl haben die Handels- und wissenschaftlichen Kreise in Rußland selbst für Einführung des Freihandelssystems sich bemüht, sie sind aber nicht durchgedrungen und der Markt von 70 Millionen Russen war der westeuropäischen Industrie bisher nur im beschränkten Maße zugänglich. Es ist nicht unsre Sache hier das „Für" und „Wider" in dieser Frage zu erörtern. Allen freisinnigen Vorstellungen gegenüber antwortete die Petersburger Regierung: „Es ist unsre dringendste Aufgabe in erster Linie für das eigene Land zu sorgen und den Verbrauch unserer 70 Millionen Unterthanen der eigenen Industrie dienstbar zu machen." Daß damit die russische Industrie den Charakter der Treibhauspflanze erhielt, wird selbst von den Schutzzöllnern nicht geleugnet.

Wie weit die Gewerbthätigkeit Rußlands heute gelangt ist, bewies am besten die Petersburger Industrieausstellung vom Jahre 1870; sie war die bedeutendste ihrer Art, die bisher in Rußland stattgefunden, denn während 1861 erst 1003 Industrielle ausgestellt hatten, belief sich deren Zahl 1870 auf 3105 und selbst Turkestan, die kaukasischen Landschaften, Sibirien waren vertreten. Diese Industrieausstellung ist verschiedenartig beurtheilt worden. Daß sie nicht die Aufmerksamkeit Westeuropas in dem Grade in Anspruch nahm, wie sie wohl verdient hätte, hatte seinen Grund im Ausbruche des deutsch-französischen Krieges, der bald alle Interessen absorbirte; aber es wird nachgeholt, was uns entgangen und einem ehemaligen sächsischen Offizier, Friedrich Matthäi, verdanken wir jetzt ein außerordentlich gründliches Werk über die russische Industrie*). Mit echt deutschem Fleiß ist hier alles ge-

*) Die Industrie Rußlands in ihrer bisherigen Entwickelung und in ihrem gegenwärtigen Zustande. Erster Band. Leipzig. Hermann Fries. 1872.

sammelt, was auf die Gewerbthätigkeit des weiten Zarenreiches Bezug hat. Zum ersten Male erhalten wir in deutscher Sprache eine auf authentische Angaben gegründete Darstellung der Industrie Rußlands sowie ihrer geschichtlichen Entwicklung. Der Handel, der in so enger Beziehung zu den Gewerben steht, wird überall berücksichtigt und da überall genau die Firmen angeführt sind, so wird das Werk, wie der Titel auch sagt, „ein industrielles Handbuch für das Gesammtgebiet des russischen Reiches." Erfreulich für uns Deutsche ist, daß wir auf jeder Seite, in jeder Branche eine große Anzahl deutscher Firmen finden und daß sie zu den ersten ihrer Art gehören, in manchen Geschäftszweigen völlig vorherrschen, zeigt die fette Schrift an, mit der sie gedruckt sind. Gern hätten wir gesehen, daß der Verfasser speciell auf dieses deutsche Element in der russischen Industrie mehr Nachdruck gelegt hätte, als geschehen ist, ein Thema, welches er übrigens in seinen „deutschen Ansiedlungen in Rußland" bereits ausführlich behandelt hat.

Durchblättern wir das Buch, das zum ernsten Studium hiermit empfohlen wird, so können wir den Eindruck nicht verwischen, daß ein junger Riese seine Arme zu strecken beginnt und daß hier Anfänge vorhanden, die entschieden eine gewaltige Entwicklung versprechen, zunächst freilich nur für den inländischen Verbrauch, dem überhaupt die russische Industrie dienstbar ist. Bis sie, einige Specialitäten abgerechnet, auch auf dem auswärtigen Markte, mit deutschen, englischen oder französischen Waaren im Wettbewerb auftreten wird, bis dahin ist noch ein weiter Weg, der übrigens den Russen auch nicht als Ideal vorschwebt; bisher wenigstens nicht.

Während nun Westeuropa in außerordentlich beschränktem Maße russische Gewerbserzeugnisse erhält, erobern sich diese mehr und mehr den Markt Innerasiens, wo im Centrum jenes weiten Erdtheils die russischen und englischen Waaren, und damit auch die politischen Interessen aufeinanderplatzen. Jedes im Lauf der Jahre neu eroberte Gebiet in Innerasien wird auch zum Absatzgebiet der russischen Industrie. Daß Rußland vermöge seiner geographischen Lage darauf angewiesen ist, dort eine Culturmission zu erfüllen, läßt sich gar nicht bestreiten und es erfüllt dieselbe auch. Seine Erzeugnisse entsprechen außerdem dem Bedürfnisse oder Geschmack der innerasiatischen Völker und falls sie nicht entsprechen, werden sie dem Geschmacke angepaßt. Diese Anpassung, diese zwingende Nothwendigkeit ist überhaupt ein Gesetz für die Industrie vorgeschrittener Länder, das diesen von den rohen oder halbbarbarischen Consumenten auferlegt wird. Wehe der Messerklinge in Innerafrika, welche nicht die beiden Solinger Zwillinge trägt, wehe der Nürnberger Glasperle am obern weißen Nil, die nicht eine ganz bestimmte Form oder Farbe hat, wie ein Schilluk- oder Barinegerfräulein sie der Mode nach verlangt. Kein europäischer Zuckerfabrikant wird nach Persien einen Hut Zucker absetzen, wenn

er nicht klein und besonders gestaltet, kein Abessinier einen Maria-Theresiathaler nehmen, in dem das Diadem der großbusigen Kaiserin nicht sieben Perlen trägt.

In der russischen Industrie wiederholt sich etwas ähnliches. Die große Masse des Volkes hat verhältnißmäßig noch wenig Bedürfnisse und es giebt in Rußland noch jetzt Gegenden, in welchen die Bauern die Wolle noch selbst spinnen und weben und das Tuch selbst walken, aus welchem sie ihre Kleider fertigen. Trotzdem fällt der russischen Großindustrie die Aufgabe zu für die Bedürfnisse von 50 Millionen Arbeitern und Bauern zu sorgen, die natürlich nur rohe und grobe, aber dauerhafte Fabrikate verlangen. Die Qualität der Erzeugnisse ist dadurch vorgeschrieben, die Industrie muß sich nach dem Verlangen des Volkes richten und es wäre Unrecht ihr selbst daraus einen Vorwurf zu machen, sie zu belächeln weil sie grobe Tücher, rohe Webstoffe, dicke Stiefel und ordinäre Schafpelze liefert; denn 50—60 Millionen Menschen verlangen diese groben, dauerhaften Stoffe in Rußland und keine zehn Millionen, die höheren Stände, der Adel wünschen feinere Waaren, die sie aber, dem herrschenden Geschmacke nach, aus dem Auslande beziehen. Der eigentliche Bürgerstand, die Mittelstufe, fehlt aber bekanntlich noch in Rußland und damit fehlen Erzeugnisse von mittlerer Güte, die für diese Classe geeignet wären. Doch auch die klimatischen Verhältnisse wirken in Rußland mehr als in irgend einem andern Lande bestimmend auf die Erzeugnisse der Gewerbthätigkeit; einzelne Producte werden durch das Klima im Verbrauch begünstigt und die langen Winter, die dem Bauer nicht gestatten im Freien zu arbeiten, führen ihn zu einer industriellen Beschäftigung. Daher lassen in Rußland sich Arbeiter- und Bauernstand nicht von einander trennen.

Um nur ein Beispiel herauszuheben. Die Bekleidungsstoffe müssen dem rauhen nordischen Klima angemessen sein, daher die Fabrikation der festen, groben, warmen Tücher, der schnee- und wasserdichten Juchtenstiefeln, die ihrem Zwecke entsprechen. Interessant ist es, wie der lange Winter die Landbevölkerung in der Zeit, wenn das Feld nicht bestellt werden kann, zur Beschäftigung in den Fabriken zwingt. Die Löhne der Arbeiter sind daher auch im Winter meist niedriger als im Sommer und die industrielle Hauptproductionszeit Rußlands fällt in den Winter. So sehr ist der Winter die eigentliche Zeit der Gewerbthätigkeit, daß in Moskau und vielen Gouvernements des Innern nach Ostern viele Fabriken auf Monate geschlossen werden, weil der Arbeiter dann wieder zum Bauer wird. Wo die landwirthschaftlichen Verhältnisse überhaupt ungünstig liegen, hat sich eine ländliche Industrie eingebürgert, die gegen sechs Millionen Menschen Beschäftigung gewährt und in die Hausindustrie und genossenschaftliche Industrie zerfällt.

Ueber die erstere, der Hausindustrie in unseren Gegenden gleichende,

brauchen wir nichts näheres zu sagen; von hohem Interesse aber ist gegenüber den socialen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, das Genossenschaftswesen Rußlands. Das, was in unseren westeuropäischen Culturstaaten erst die letzten Decennien zur Geltung gebracht haben und für dessen Einführung aufgeklärte Geister ihre besten Kräfte einsetzten, kann als eine alte und seit undenklichen Zeiten in Rußland eingebürgerte Volksinstitution angesehen werden, wenn dieselbe auch mehr auf praktische als ideale Beweggründe zurückgeführt werden muß. Aber auch auf die echt russische Einrichtung der Genossenschaften beginnt schon in sehr bedenklicher Weise jetzt das Capital seine zersetzenden Einflüsse auszuüben und aus der Genossenschaft selbst schwingen sich einzelne Krösusse empor, die ihre ehemaligen Collegen nun als Arbeiter benutzen. Die Leinwandweberei, die Oelfabrikation, die Holzbearbeitung, die Theer- und Terpentinschwelerei, die Potaschefabrikation, die Anfertigung von Matten, das Trocknen und Einsalzen von Fischen, die Leimfabrikation, die Gewinnung von Caviar, die Gerberei, die Kohlenbrennerei, Korbflechterei, Bearbeitung von Steinbrüchen und als schon mehr städtische Handwerke: die Schuhmacherei, Schneiderei, Schlosserei werden genossenschaftlich betrieben. So beschäftigt die Bearbeitung von Schaffellen zu den landesüblichen Pelzen ganze Ortschaften, andere haben sich die Möbeltischlerei, wiederum andere das Malen von Heiligenbildern zum gemeinschaftlichen Gewerbebetrieb auserkoren. Der Marktflecken Choly im Gouvernement Wladimir liefert jährlich eine halbe Million Heiligenbilder, womit gewiß dem Bedürfniß entsprochen sein dürfte. Daraus läßt sich aber auf den immensen Verbrauch an dieser heiligen Waare schließen und Birmingham, das für Asien die Götzenbilder, die Buddhastatuen und Gebetschreine liefert, findet hier sein christliches Seitenstück. Mit der nützlichen Schuhfabrikation beschäftigt sich ausschließlich das große Dorf Kymra im Gouvernement Twer, die Stadt Danilow liefert auf dem Genossenschaftswege die vortrefflichen Samowars oder Theemaschinen u. s. w.

Nach dem Jahrbuche des Finanzministeriums für 1870 waren in Rußland 19,431 Fabriken im Betriebe, die 410,225 Arbeiter beschäftigten und Erzeugnisse im Werthe von 373,172,662 Rubeln lieferten. Matthäi geht die einzelnen Zweige der Industrie durch von der bodenständigen Flachs- und Hanfwirkerei an bis zu den feinsten Gespinnsten und der eingeführten Seidenmanufactur; die Baumaterialien, Brennmaterialien, Glas- und Thonwaaren, die Holzindustrie werden ausführlich geschildert; die chemischen Producte, Erzeugnisse aus dem Thierreich, Leder- und Papierfabrikation schließen sich an. Der zweite Band wird hauptsächlich der Metallindustrie gewidmet sein. Wir konnten hier nur allgemeine Betrachtungen geben und nicht auf das Einzelne eingehen, das nachzulesen wir dem Publicum überlassen müssen; jedenfalls ist es aber

nicht blos Redensart, wenn wir sagen, daß durch das vorliegende Werk eine Lücke in unserer Literatur ausgefüllt ist.

Richard Andree.

Die italienische „Schlacht bei Dorking."

Der typisch gewordenen und unseren Lesern bekannten Schlacht bei Dorking sind zahlreiche Nachahmungen in England selbst gefolgt, welche je nach dem politischen Standpunkt des Verfassers gefärbt und nach dessen literarischer Befähigung gut oder schlecht durchgeführt waren. Das Original ist aber nicht erreicht worden und erst jetzt, nachdem man die geistreiche Idee auf fremden Boden verpflanzt hat, nachdem sie auf ein anderes Gebiet übergespielt wurde, erhielt der Originaltypus ein Seitenstück in einer italienischen Schlacht bei Dorking, die unter dem Titel „Erzählung eines Küstenwächters" von einem Anonymus herausgegeben wurde und in Italien großes Aufsehen macht.

Bei den engen Beziehungen, welche zwischen Italien und Deutschland jetzt herrschen, bei der Uebereinstimmung der äußern Politik beider Staaten wird ein Eingehen auf die Erzählungen des alten Küstenwächters — man nennt einen Abgeordneten, ja den italienischen Admiral als Verfasser — am Platze sein. Seitdem Venetien mit Italien vereinigt wurde und Oesterreich alle Gedanken an dessen Wiedergewinnung aufgab, wurde die Flotte, die bei Lissa so schlecht ihre Probe bestanden, das Stiefkind der Italiener. Gegen Oesterreich brauchte man sie nicht mehr und der Gedanke, sie einer Flotte ersten Ranges, wie der französischen, ebenbürtig zu machen, kam den Italienern nicht in den Sinn. War auch jemals an einen Zusammenstoß mit Frankreich zu denken? Hatte der damals noch fest im Sattel sitzende Napoleon III. nicht Pathenstelle bei dem einigen Italien gestanden? Und zwei „lateinische" Nationen, wie konnten diese jemals in Zwist mit einander gerathen! Auch die zerrütteten Finanzen Italiens verlangten Ersparnisse aller Art und so kam es denn, daß man zuerst bei der Flotte zu knausern begann, ein Marineetablissement nach dem andern in seinem Etat gewaltig beschnitt, ein Panzerfahrzeug nach dem andern außer Dienst stellte. Der „alte Küstenwächter" erhebt nun hiergegen seine Stimme, er will die Gefahren zeigen, die Italien von Frankreich her drohen, will seine Nation auf dem qui vive erhalten und die Flotte wieder in Stand gesetzt sehen. Während der Engländer die „Schlacht bei Dorking" auf dem Lande schlagen läßt, verlegt der Italiener sie auf das Meer. Er beginnt seine Erzählung mit einem historischen Rückblick, in welchem er den Zustand des heutigen Italiens treffend schildert.

„In jenen Tagen — ich spreche von der Zeit vor zwanzig Jahren — war unser herrliches Land noch nicht auf den heutigen Standpunkt reducirt. Ich fürchtete immer, daß Gott es so schön gemacht hat, um es dadurch gewissermaßen für seine Mißgeschicke zu trösten. Nach langer, schwerer Arbeit war endlich die nationale Einheit erreicht worden; die Kriege von 1859 und 1866 hatten uns fast ganz befreit; der von 1866 hatte uns Venetien verschafft. Die mehr oder weniger offenen Kämpfe gegen die weltliche Herrschaft des Papstes wurden materiell durch die Besitzergreifung Roms beendigt und die Hauptstadt des einigen Italiens wurde nach der alten Stadt der Cäsaren und Päpste verlegt. Damals schien alles uns zu lächeln. Andere Nationen beneideten uns wegen unserer glücklichen Weltlage, die uns gestattete im vollen Maße Vortheile aus dem neuen mit dem Osten eröffneten Handel zu ziehen und jeder Tag sah unsere blühenden Küsten und schönen Inseln umwogt von einer sich mehrenden Bevölkerung unternehmender Kaufleute und kühner, tüchtiger Seeleute. Fast unsere ganze männliche Jugend hatte sich an den heiligen Kriegen für des Vaterlandes Unabhängigkeit betheiligt; auch ich nahm Theil daran, und zwar als Seemann, da mein Vater, ein alter Capitän, mich auch für die Marine bestimmt hatte. So kam ich 1866 zur königlichen Flotte und war Theilnehmer an der Schlacht bei Lissa, von der Ihr wohl habt erzählen hören; dort feuerte ich meine erste Kanone ab und war Zeuge, wie eine Kugel in die Schiffsbatterie eindrang, in welcher ich diente. Es war eine Niederlage und doch konnte ich es kaum glauben.

„Unterdessen, nachdem wir einmal in Rom festsaßen, ging alles mit schwellenden Segeln vorwärts. Es wurden ungeheure Summen verdient, der Handel blühte gewaltig, in den Häfen wurden Schiffe auf Schiffe gebaut und in den Städten erhob sich ein neues Haus neben dem andern; die Fabriken konnten nicht alle Bestellungen ausführen, die ihnen wurden und sandten ihre Waaren weithin. Bei alledem zeigte sich aber stets ein starkes Aufbrausen der Parteien, denn Ihr müßt wissen, daß damals, wie heute noch, unser italienischer Charakter mit etwas Leichtsinn verquickt war. Oft wurde eine Sache mit großem Enthusiasmus in Angriff genommen, dann eben so schnell bei Seite geschoben oder im besten Falle nur langsam gefördert. Wir litten an einer fabelhaften Menge von Gesetzen, an einem Tage wurden oft zwei oder drei neue gemacht und das Parlament kümmerte sich nicht im geringsten darum dieser Sündfluth zu steuern. Die öffentlichen Geschäfte und die Verwaltung waren sehr in Unordnung — man sagte mir wenigstens so, aber ich weiß wenig Genaues darüber, da ich fast stets auf der See war und nur selten meinen Fuß nach Rom setzte. Und selbst wenn ich dort öfter hingegangen wäre, ich würde doch in diesem ungeheuren Pfaffen- und Beamtenneste kaum erfahren haben, was vorging.

„Aus allem seht Ihr, daß wir wenig zu klagen hatten und weit größer als heute dastanden. Die Eisenbahnen gingen von einem Ende der Halbinsel zum andern und waren auch einige von ihnen in den Händen fremder Bankiers, so liefen die Schienen doch nicht durch Provinzen unter fremder Herrschaft. In unseren Häfen wurden große Verbesserungen gemacht. Ich kann erzählen, daß damals Schiffe in den inneren Hafen von Brindisi einliefen, daß der Hafen von Neapel nicht, wie heute, durch die Ruinen des Molo verstopft war und daß in Genua auf der langen Reihe schöner Kais die Eisenbahn hinlief um direct von den Schiffen die Güter aufzunehmen. Zu Venedig, zu Palermo und Messina — überall wurde an den Häfen gebaut und zu Livorno hatten sie durch ein Werk ersten Ranges einen Binnenhafen hergestellt. An der ligurischen Küste, in Procida, Castellamare, in Riposto befanden sich herrliche Docks und zu Sestri und Livorno waren Werfte, auf denen Panzerfahrzeuge gebaut wurden. Unsere Seidenhändler dehnten damals ihre Forschungsreisen bis nach Centralasien und Japan aus, um frische Grains zu holen, und fast allwöchentlich lief aus unseren Häfen ein stattlicher Dampfer nach dem la Plata aus. Unser Handel mit Indien begann sich mächtig zu heben und wir sandten Dampfer unter unserer Flagge durch den Suezcanal nach Bombay und Calcutta — zu geschweigen von unseren Segelfahrzeugen, die überall hingingen."

So schildert der alte Küstenwächter die Blüthe Italiens vor zwanzig Jahren — die Zeit, in welcher wir heute leben. Der Friede, der für lange Jahre nun folgte, ward von den Italienern mit vollen Zügen genossen — zu sehr genossen; sie gaben sich ihm ganz hin und vergaßen den alten Spruch, daß im Frieden der Krieg bedacht werden solle. Die einzige Macht, welche ihnen mißgünstig gesinnt war, war Frankreich, das die Occupation von Rom nie und nimmermehr vergessen konnte, vor der Hand aber die eigenen Hände zu voll hatte, um irgendwie zu interveniren. Die italienische Armee war in gutem Stande, da sie nach dem deutsch-französischen Kriege reorganisirt worden war, dagegen hatte man die Flotte vollständig vernachlässigt, weil sie 1870 keine Rolle gespielt hatte. So lange der Friede währte, ging die Sache nun gut; die Schiffe, welche dienstuntauglich wurden, rangirte man einfach aus, ohne daran zu denken, sie zu ersetzen; die wohlhabenden Marineofficiere, welche sahen, daß in der Flotte kein rechter Zug mehr war, wurden Landratten und lebten in Rom oder Neapel; die ärmeren, die auf ihre Gage angewiesen waren, blieben freilich, wurden aber mehr und mehr indifferent und sorglos.

Da brach eines Tages Krieg mit Frankreich aus. Die Ursache war kleinlich und kaum zu greifen, aber der alte Küstenwächter meint, der tiefere Grund sei in der Eitelkeit des Nachbars zu suchen gewesen, die vor langen Jahren durch das emancipirte Italien verletzt, nun nach Revanche dürstete. Als der Krieg erklärt wurde, bestand die italienische Armee aus 450,000

Mann, obgleich sie auf dem Papier mit einer Million Streiter verzeichnet war. Sie war, was Rüstung betraf, vollkommen zu nennen, denn die Gewehre waren nach den neuesten verbesserten Modellen und die Artillerie ganz ausgezeichnet; die Disciplin war vortrefflich — mit einem Worte, das italienische Heer galt damals für eines der besten in Europa. Außerdem waren 150,000 Freiwillige vorhanden, deren militärische Organisation und Ausbildung allerdings unvollkommen war; man vertheilte sie daher in drei oder vier Corps in der Mitte und im Süden Italiens, wo man ihnen später eine weitere Bestimmung ertheilen und sie als Reserven benutzen wollte. Die Kammern bewilligten das nöthige Geld und neue Aushebungen, die von vortrefflichem Erfolge begleitet waren; denn die Jünglinge strömten enthusiastisch zu den Fahnen um ihren Arm der heiligen Sache des Vaterlandes zu leihen. Mit einer so guten Armee und der natürlichen gegen Frankreich aufgerichteten Schranke der Alpen glaubte man ohne Furcht den Dingen, die da kommen sollten, ins Auge sehen zu können, obgleich die französische Armee 700,000 Streiter zählte und der italienischen numerisch überlegen war.

Mit der Flotte stand das Ding aber ganz anders. Sie bestand aus zwölf Panzerfregatten, die mit Geschützen versehen waren, welche Projectile von 300 und 400 Pfund Gewicht warfen. Da aber gespart worden war und zur Zeit, als die alten Panzerschiffe gebaut worden waren, solche schwere Geschütze noch nicht gebraucht wurden, so waren nur wenig Kanonen auf den Fahrzeugen. Was die Schiffe nun selbst betraf, so zeigte sich, daß sie in einem traurigen Zustande waren. Die lange Vernachlässigung sollte sich jetzt rächen, denn einige waren ganz schadhaft, bei anderen waren die Panzerplatten vom Rost angefressen und alte Seeleute schüttelten den Kopf darüber, daß diese gefährlichen Fregatten in See gehen sollten. Ja, bei einigen zeigte sich sogar, daß nothwendige Bestandtheile der Dampfmaschinen fehlten. Doch die Zeit drängte und die Unordnung war groß, da Jedermann befehlen wollte, nur wenige wußten, was eigentlich zu thun war und schließlich war keiner da, welcher die Verantwortlichkeit für alle Maßregeln übernehmen wollte. Endlich waren doch, wiewohl mit genauer Noth, neun von den zwölf Fregatten und etwa ein Dutzend Avisos bereit in See zu stechen. Das Geschwader sah noch leidlich gut aus und lustig flatterte die grün-weiß-rothe Flagge im Winde. Was aber vor allem fehlte, waren Officiere. Das Avancement war ja schlecht gewesen, die Unthätigkeit groß und der Officier des Landheeres war übermäßig bevorzugt worden. Wie hätte man dem Italiener verdenken wollen, wenn er lieber in die Armee als in die Flotte eintrat? Was die Matrosen anbetraf, so waren es tüchtige Leute, die auf der Kauffahrteiflotte gedient hatten, aber auf Kriegsschiffen so gut wie gar keine Erfahrung besaßen.

So verließ die italienische Flotte eines Tages unter den jauchzenden Zu-

rufen einer ungeheuren am Strande versammelten Menge und in Gegenwart des Königs den Hafen von Spezzia. Wer die neun stolzen Panzerfregatten so dahin dampfen sah und nicht wußte, wie wurmstichig sie eigentlich waren, der erklärte ruhig und mit Siegesbewußtsein, daß diese herrliche Flotte niemals besiegt werden könne, ja ein einflußreiches Blatt ging damals so weit, in einem Aufsehen machenden Artikel hervorzuheben, wie Angesichts einer solchen Flotte alle die vielen Arbeiten zur Vertheidigung der Häfen und Küsten völlig nutzlos seien und wie man in Kriegszeiten das Geld besser verwenden könne. — Nur alte Seeleute — und darunter der Küstenwächter — schüttelten bedenklich die Köpfe. Sie kannten die numerische Ueberlegenheit der Franzosen, wußten daß deren Flotte im bessern Zustande war und daß auch die italienischen Strandbefestigungen sehr viel zu wünschen übrig ließen. In Spezzia hatte man große Fortificationswerke begonnen, allein sie waren unvollendet geblieben und ein Damm, der den Eingang zum Hafen schließen sollte, war nicht einmal halb fertig geworden; man griff daher zuletzt zu dem Mittel die Lücke durch eine Anzahl versenkter Fahrzeuge auszufüllen, um so die Passage in den Hafen zu sperren; doch auch dieses genügte keineswegs um den Hafen in völligen Vertheidigungszustand zu versetzen; auch war die Zeit zu kurz, denn zwischen der Kriegserklärung und dem thatsächlichen Ausbruch des Krieges verflossen nur vierzehn Tage.

Zu alledem kam noch, daß Italien ohne Verbündete dastand. „Man hatte sich, so erzählt der Küstenwächter, an Deutschland um Beistand gewandt und erhielt von dort zur Antwort, man werde für den Erfolg unserer Waffen beten *), Oesterreich war in einen Grenzstreit mit Rußland verwickelt und hatte außerdem kein Geld; Spanien hatte zu Hause alle Hände voll zu thun und England war mit allerlei amerikanischen Streitfragen beschäftigt, sowie mit Unterdrückung der Fenier; außerdem strebte es täglich mehr und mehr nach einer Politik der Isolation."

Nun betrachtet der Alte die zu Toulon versammelte französische Flotte. Da lagen, blitzblank, auf's neueste construirt und mit zahlreichen mörderischen Geschossen ausgerüstet 32 Panzerschiffe ersten Ranges; ihnen schlossen sich 16 schwimmende Batterien von ganz neuer Erfindung an; unterseeische Höllenmaschinen standen in einem Ruf, wie beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges die gefürchteten Mitrailleusen. Geheimnißvoll erzählte man, wie sie eine halbe Stunde unter dem Wasser bleiben könnten, wie die submarine Mannschaft mit künstlich erzeugtem Sauerstoff zum Athmen versehen werde und wie das eine, von einem Pariser Akademiker erfundene Sprengmaterial, das auf

*) Si non è vero, doch für den Zweck des „alten Küstenwächters" bene trovato.
D. R.

diesen unterseeischen Fahrzeugen angewandt wurde, schon in kleiner Quantität genüge um eine ganze über ihm befindliche Fregatte der Art in die Luft zu sprengen, daß nicht ein Nagel von ihr übrig bleibe. Zu all diesen Schiffen kam noch eine unzählbare Masse von Kanonenbooten, die bestimmt waren, sich über alle Meere zu verbreiten und die italienischen Kauffahrer zu kapern.

Im Mittelmeer trafen beide Flotten aufeinander. Vierzig Segel zählend, kamen die Franzosen stolz daher gedampft und die kleine italienische Flotte konnte nichts anderes thun, als sich zurückziehen. Einige Stunden lang hielten die Italiener von den Franzosen immer dieselbe Entfernung inne, doch etwa 20 Meilen von Spezzia erntete die alte Nachlässigkeit ihre ersten bösen Früchte; die Maschine eines der größten Panzerfahrzeuge brach — der italienische Admiral, ein tapferer, aber sehr unüberlegter Seemann, wollte sein Schiff nicht ohne Kampf dem Feinde Preis geben und glaubte durch einen plötzlichen Angriff den Feind zurückschlagen zu können. Er giebt das Flaggensignal zum Halten, zum Umkehren; die Schlachtlinie wird formirt und mit aller Wucht und Tapferkeit geht die kleine italienische Flotte dem überlegenen Gegner zu Leibe. Der Küstenwächter entwirft eine ungemein malerische Schilderung der nun entbrennenden Seeschlacht. Vier Stunden lang weht inmitten von Pulverdampf und Feuersäulen die italienische Flagge, Wunder der Tapferkeit werden gethan, man versucht das französische Admiralschiff zu entern und vier große französische Panzer gehen mit Mann und Maus zu Grunde; aber dasselbe Loos trifft schließlich sieben italienische Fregatten, eine — diejenige, deren Maschine zerbrochen war — wird von den Franzosen genommen und nur eine einzige läuft traurig und dem Sinken nahe in den Hafen von Spezzia wieder ein, wo sie vor einigen Tagen so stolz unter dem Jubel der Menge ausgelaufen war. Jetzt herrscht große Bestürzung unter der Küstenbevölkerung, denn eine italienische Flotte existirt nicht mehr — aber man tröstet sich bald mit der Landarmee. Ueberall verlautet die freudige Kunde, daß in einem Alpenthale ein französisches Corps glänzend besiegt wurde. Aber dort liegt, wie sich bald zeigt, der Schwerpunkt nicht mehr, dort fällt nicht die Entscheidung.

Was nun in der Eile noch geschehen kann um das blosliegende Spezzia in bessern Vertheidigungszustand zu setzen, geschieht; aber vergebens. Die französische Flotte, entweder durch Spione oder durch die Indiscretionen der italienischen Presse von dem Zustande Spezzia's gut unterrichtet, bereitet sich auf alles vor; sie weiß die versenkten Schiffe zu umgehen und die gelegten Torpedos durch Kanonenboote aufzufischen. Der Angriff auf den Seehafen beginnt und in wenigen Stunden haben die eisengepanzerten, schwimmenden Batterien der Franzosen die schlecht angelegten ungeschützten italienischen Landbatterien völlig zermalmt und zum Schweigen gebracht; zwei oder drei noch

im Hafen liegende Panzerschiffe der Italiener auch zerstört, Spezzia selbst in einen Trümmerhaufen verwandelt; und das Pulvermagazin fliegt, den Rest des noch Vorhandenen vernichtend, gerade in dem Augenblicke in die Luft, als die unversehrte französische Flotte sich ruhig nach gethaner Arbeit zurückzieht. Mit der italienischen Flotte, mit den Küstenbefestigungen war es nun zu Ende und der Landarmee fiel allein die Aufgabe zu, Italien zu retten.

Damals wurde gerade eine Reservearmee am Arno, die zweite bei Rom zusammengezogen. Unser Küstenwächter, dem das Herz blutete, als er die Flotte, auf der er gedient, noch jammervoller als bei Lissa zu Grunde gehen sah, nahm eine Flinte auf die Schulter und stieß als Freiwilliger zu der ersteren Reservearmee. Und wie er, so machten es alle vaterlandsliebenden Männer, die einen gesunden Körper hatten. In Neapel aber, wo alte bourbonistische Erinnerungen noch wach waren und das Volk in Bezug auf Verdummung seines gleichen suchte, brach ein panischer Schrecken aus, als dort die Nachrichten von Spezzia bekannt wurden. Die französische Flotte, so hieß es dort, sei auf dem directen Weg nach Neapel, das nun zunächst in einen Schutthaufen verwandelt werden solle. „Wenn das Arsenal auffliegt, sind wir alle des Todes; heiliger Januarius hilf uns!“ schrien die Lazzaroni. Von Angst gepeinigt, stürzte die Masse nach dem Arsenal, zerstörte es und warf die Pulvervorräthe ins Wasser. Von Rom aus wurden schleunig mit der Eisenbahn drei Regimenter nach Neapel gesandt, um dort Ruhe und Ordnung herzustellen, was auch gelang — aber mit dem Feinde vor der Thür bot dieser Aufruhr ein schlechtes Beispiel und warf einen traurigen Schatten auf die kommenden Ereignisse. Und so wie in Neapel machten es die Bewohner anderer offen an der See gelegener Städte. Die große Küstentwicklung, die Italien in Bezug auf Handel und Wandel so viele Vortheile bot, sie wurde jetzt zur Angst und Pein und zu spät erkannte man, wie sehr sie in Bezug auf Vertheidigung vernachlässigt worden war.

Die große strategische Linie, die bei der Landvertheidigung in Betracht kam, war der Flußlauf des Po und die in Toscana angesammelten Reserven wurden dorthin abgesandt, um die Hauptarmee zu verstärken. Da verlautete plötzlich, daß die feindliche Flotte, verstärkt durch hunderte von Transportschiffen, mit einer großen Armee in See gegangen sei. Wohin wird diese sich wenden, nach Sicilien, Sardinien oder einer andern Stelle? Man hatte keine Ahnung davon und konnte trotz der Küstenbahnen unmöglich die Landarmee so schnell an einen bedrohten Punkt transportiren um dem Feinde wirksam und rechtzeitig zu begegnen.

Drei Tage der fürchterlichsten Aufregung, des peinvollsten Wartens vergingen. Da läuft die Kunde durch das Land: ungehindert sind bei Piombino 100,000 Franzosen gelandet, die aufwärts durch das Thal des Arno vordringen, mehrere vereinzelte Abtheilungen der Reservearmee geschlagen haben

und die Hauptmasse derselben zwingen, sich auf Bologna zurückzuziehen. So befand sich nun die große italienische Armee zwischen zwei Feuern. Von Centralitalien durch die gelandeten Franzosen abgeschnitten und im Rücken bedroht konnte sie nicht ihre Frontstellung gegen die Alpen beibehalten und mußte sich, ohne eine Schlacht verloren zu haben, auf Mantua und Verona zurückzuziehen, wo die zerstreuten Ueberreste der Reservearmee zu ihr stießen. Nach wenigen Wochen heldenmüthigen Widerstandes war die Sache zu Ende. Die französische Flotte war unterdessen nicht müßig geblieben: Genua, Livorno und Neapel waren ihr nach und nach in die Hände gefallen. Unter der Androhung eines Bombardements waren von den reichen Handelsstädten an der Küste ganz enorme Kriegscontributionen erpreßt worden. Alle Küstenstädte hatten französische Besatzung. „Unsre Kauffartheiflotte, klagt der Küstenwächter, wurde zum Theil verbrannt, zum Theil weggeführt; die Magazine wurden ausgeleert und alles mögliche gethan, um unsern Handel für immer zu zerstören. Ja, wie in der Zeit des ersten Napoleon, wurden selbst die Ringe, an denen im Hafen die Schiffe befestigt waren, herausgerissen und weggeschleppt um französische Pfosten zu schmücken."

Wie die Geschichte endigt, kann man sich nun leicht vorstellen. Im Jahre des Heils 189 — bilden Sardinien und Sicilien nicht länger mehr einen Theil des italienischen Königreichs; Genua und halb Ligurien sind von den Franzosen, der Arrondirung halber, annectirt worden. In Rom sitzt wieder der Papst und die fürchterliche, dem Besiegten zudictirte Kriegsentschädigung ist noch nicht bezahlt. Das verwüstete Land seufzt unter schwerem Steuerdruck und sieht keine Hoffnung für die Zukunft, denn der Friedensvertrag verbietet ihm eine Flotte zu bauen oder eine große Armee zu halten. Offen und vertheidigungslos liegen die Grenzen da, das Volk hungert, der Handel ist ruinirt, die Schiffswerften und Docks sind im Kriege zerstört und die einst so blühenden, altberühmten Hafenstädte sind todte Nester geworden. Und warum dieses alles, fragt zum Schluß der treue Küstenwächter? Weil Italien sein ganzes Vertrauen allein auf die Landarmee setzte und vergaß, daß die See seine ganze Hauptgrenze bildet und daß die Geschichte früherer Jahrhunderte zeigt, wie es groß wurde als Seemacht.

Eine Aufgabe des livländischen Landtags.

In diesen Tagen ist der Landtag von Livland zusammen getreten. Unter den Gegenständen, welche seiner Beschlußnahme vorliegen, nimmt die Einführung einer neuen Steuer für Landesbedürfnisse die erste Stelle ein. Um die Sache richtig zu beurtheilen, muß man wissen, was das für Bedürfnisse sind.

Livland, wie die anderen baltischen Herzogthümer, erfreut sich bekanntlich noch einer ausgedehnten Selbstverwaltung; sie erstreckt sich zum Theil sogar auf Angelegenheiten, welche sonst überall in Europa zum Ressort des Staates gehören. Das ist namentlich die ganze Rechtspflege mit Ausschluß des obersten Gerichtshofes und das Postwesen, die ständische Verwaltung der Landeskirche, (das ist der lutherischen), der Landvolksschule, der Landstraßen, wozu denn noch die ländliche Polizei, die provinziale Steuerverwaltung, die ständischen Grundbesitzungen und Bauten und dergleichen kommen. Das alles kostet viel Geld und macht schon ein recht anständiges Budget aus, wenn die Aemter auch meistentheils unentgeltlich, höchstens gegen Gewährung einer Amtswohnung und Vergütigung von Bureaukosten und dergleichen verwaltet werden.

Ein genauer Anschlag liegt uns nicht vor, doch dürfte das Provinzial-Budget, von Livland abgesehen, von den Gemeinden weit über eine Million Rubel betragen. Diese Summe wird durch eine Art von Grundsteuer aufgebracht, die sogenannte Hakensteuer, die aber nur auf den sogenannten Gesinden (Bauerhöfen) oder dem Gehorchslande ruht und darauf seit der schwedischen Zeit, also seit etwa zwei hundert Jahren eingetragen ist. Bekanntlich sind diese Ländereien für den Gutsherrn seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts uneinziehbar und müssen, wenn der Pächter aus irgend einem gesetzlichen Grunde aus dem Gesinde gesetzt wird, wieder an einen anderen bäuerlichen Wirth verpachtet werden. Immer bleibt ein Bestandtheil der Pacht, welche er an den Gutsherrn abliefert, die Hakensteuer, welche durch dessen Hände in die Landeskasse fließt. Diese Stelle eines Steuereinnehmers behält der Gutsherr noch bei, wenn das Gesinde schon verkauft ist, was am Ende des vorigen Jahres mit 25 Prozent der Gesinde in Livland der Fall war. Das Hofesland, welches, die Wälder ungerechnet, allerdings nicht viel über die Hälfte des Gehorchslandes beträgt, bleibt aber immer frei von dieser Steuer, wie dessen Besitzer auch von allen directen Staatssteuern frei und nur den indirecten Steuern unterworfen sind, wenn sie ein Nebengewerbe, z. B. Brennerei oder Brauerei betreiben. Dagegen haben sie als Landstände das Recht, über die von ihnen blos eingezogene Hakensteuer zu verfügen. Diese bevorrechtete Stellung hat bei den einsichtsvollen und wohlmeinenden livländischen Rittern — und es sind wenige unter ihnen, welche dieses Prädicat nicht verdienen — schon längst Anstoß und Bedenken erregt. Man wollte das gehässige Privilegium der Steuerfreiheit loswerden, obwohl man thatsächlich einmal wirklich unbesteuert war und namentlich in neuerer Zeit sich bedeutende freiwillige Lasten auferlegte, um patriotische Zwecke zu verfolgen. So ist uns bekannt, daß in den letzten Jahren 6000 Rubel Subvention für ein deutsches Preßorgan, mehrere tausend Rubel zur Unterstützung des Professor Schirren bei der Bearbeitung der Geschichte Livlands zur Zeit Patkuls u. s. w. von der

livländischen Ritterschaft bewilligt worden sind, welche Beträge durch freiwillige Auflagen gedeckt wurden.

Die unteren Stände, namentlich das undeutsche Landvolk, wissen das zum größten Theile nicht und, wenn sie es wissen, so sind sie nicht im Stande, den gemeinnützigen, auch ihnen zu gut kommenden Werth dieser Ausgaben zu würdigen, vielmehr setzen sie dieselben in eine Linie mit den Ausgaben, welche mehr oder weniger zur Aufrechthaltung und in der Ausübung der ritterlichen Privilegien gemacht werden z. B. zur Bestreitung der Landtagskosten, zu ritterschaftlichen Pensionen und Unterstützungen, für Adelsdiplome und dergleichen mehr. Jedenfalls besteht das gehässige Verhältniß, daß die Bauern ausschließlich eine bestimmte Steuer zahlen und die davon freien Gutsherrn über deren Verwendung allein verfügen. Und dieses Verhältniß trägt dazu bei, den nationalen Gegensatz zwischen den Esten und Letten einerseits und den Deutschen andrerseits nicht einschlafen zu lassen. Die Verlockungen der Esten und besonders der leichtgläubigeren Letten zur Auswanderung nach dem Inneren des Reiches, welche schon so vielen von ihnen zum Verderben gereicht haben, fußen hauptsächlich auch auf den Vorspiegelungen, daß dort die Bauern den Herren gleichgestellt seien und nicht jene allein Steuern zu zahlen haben. Und selbst der deutsche Bürgerstand der Städte steht dem Adel kalt gegenüber, kann sich wenigstens mit ihm nicht eins fühlen, so lange er von Steuern überbürdet ist, dieser aber anscheinend darin frei ausgeht. Allerdings legt die Ritterschaft den Städten weder Lasten auf, noch hat sie, wenigstens in Livland, von dem wir ausschließlich sprechen, irgend eine Macht über dieselben, vielmehr besitzen diese, jede einzelne für sich, dieselbe Selbständigkeit in der Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten, wie die Ritterschaft für das gesammte platte Land, und das provinziale Gesetzgebungsrecht des Landtags müßte erst auf die Städte ausgedehnt werden, wenn letztere in ihm mitvertreten werden sollten. Riga schickt nur wegen seines großen Landbesitzes zwei Abgeordnete in den Landtag. Indeß bildet die Steuerfreiheit des Adels doch immer eine Scheidewand zwischen der großen Masse der Städter und ihm, und es ist noch gar nicht lange her, daß wenigstens der höhere Bürgerstand in allen drei Herzogthümern mit dem Adel fest geschlossen zusammensteht, indem jener zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß dieser seine Standesvorrechte nur zum gemeinsamen Besten des Landes verwende und daß er ihnen nur insoweit entsagen darf, als das Wohl der Gesammtheit dadurch nicht auf das äußerste gefährdet würde.

Zu den politischen Rücksichten treten in Livland die staatswirthschaftlichen Bedürfnisse. Alle Zweige der Selbstverwaltung erfordern größere Verwendungen, etwa mit Ausnahme der Kirche, und es machen sich neue Bedürfnisse dringend geltend. Die Hakensteuer aber deckt nur eben die alten Bedürfnisse,

und zu ihrer Erhöhung besitzt die Ritterschaft weder ein Recht, noch läßt sie sich politisch irgend rechtfertigen. Es bleibt nichts anderes übrig, als die Eröffnung einer neuen Steuerquelle. Diese Gelegenheit muß und wird benutzt werden, um dem gehässigen Standesprivilegium der Steuerfreiheit ein Ende zu machen.

Ehe wir auf die einschlagenden Vorschläge und Anträge näher eingehen, seien noch die hauptsächlichsten Landesbedürfnisse namhaft gemacht, auf welche die neuen Einnahmen verwendet werden sollen. Den ersten Platz nimmt unter ihnen die Rechtspflege ein. Es wird von niemand, am wenigsten von den Livländern selbst, bestritten, daß die provinziale Gerichtsverfassung und die Prozeßordnung veraltet sind. Der Instanzenzug ist ungewöhnlich lang, macht also den Rechtsweg sehr langwierig und befördert die Prozeßsucht. Die Rechtspflege ist nicht von der Verwaltung getrennt, außer in dem Obergericht des Landes, dem sogenannten „Hofgericht" in Riga. In dem obersten Gerichtshofe, den die Provinz mit dem ganzen Reich gemeinsam hat, tritt die Vereinigung wieder ein, was zu ändern naturgemäß ganz außer der Macht der livländischen Stände liegt. Für die Anstellung als Richter ist eine wissenschaftliche Fachbildung nicht erforderlich und kann auch so lange nicht verlangt werden, als die Aemter gar nicht oder doch nur unzulänglich besoldet werden. Das Verfahren ist noch das schriftliche und ermangelt der Oeffentlichkeit. Bei schweren Anklagesachen werden keine Geschworne hinzugezogen, und was der Mängel mehr sind. Es ist kein Zweifel, daß die russische Rechtsordnung vor dieser livländischen große Vorzüge besitzt, daß sie besonders den wissenschaftlichen Prinzipien und Errungenschaften des Jahrhunderts Rechnung trägt. Wenn die livländische Ritterschaft dennoch ihrer Einführung in das Herzogthum, welche von der russischen Regierung seit einem Jahrzehnt betrieben wird, mit Entschiedenheit widerstrebt, so läßt sie sich leiten einzig durch das gewichtige und begründete Bedenken, daß Livland die anerkannten Vorzüge in der Form der Rechtspflege durch die schwersten und unersetzlichsten Einbußen in dem Wesen derselben erkaufen würde, daß mit der Einführung der russischen Rechtsordnung die provinziale Selbständigkeit der Rechtspflege aufhören, die Richter aus Innerrußland dorthin geschickt, mit ihnen die russische Sprache und die russische Bestechlichkeit eingeführt, die bisher so fest aufrechtgehaltene Rechtssicherheit zu Ende gehen würde. Indem die Ritterschaft aber jener in der Form höher stehenden Rechtsordnung den Eingang in das Land verweigert, nimmt sie auch die Verpflichtung auf sich, aus eigner Kraft der einheimischen Rechtspflege eine Form zu geben, welche jener nicht nachsteht. Sie muß sich dieser Pflicht bewußt sein, und der erste Schritt, den sie nach diesem Ziele zu thun im Begriffe steht, ist die Aufbringung der Mittel, welche jene Reform nöthig macht.

Noch viel mehr Mittel fordern die Anstalten, deren das Land zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes bedarf. Der ländliche Arbeiter erhält in Livland durchschnittlich im Verhältniß zu den Lebensbedürfnissen einen außerordentlich hohen Lohn, wodurch der Reinertrag der Landwirthschaft tief herabgedrückt, und sowohl dem Bauer als dem großen Gutsbesitzer die Möglichkeit genommen wird, zu größerem Wohlstande zu gelangen. Dennoch wandert der Arbeiter noch immer oft nach Innerrußland, obgleich der Lohnsatz da viel geringer ist; aber er hat dort eher Gelegenheit, ein eignes Besitzthum zu erwerben, während in Livland kleinere, als die ansehnlichen Bauerhöfe, nicht zu haben sind. Um dem Lande diese Arbeitskräfte zu erhalten, empfiehlt es sich, größere Meliorationen vorzunehmen und auf dem dadurch gewonnenen fruchtbaren Lande Ansiedelungen von Kleinbauern anzulegen. Manche solcher Arbeiten sind schon seit manchem Jahrzehnt projectirt, wie z. B. die Ablassung des Wazjerwje-Sees. Die Reichsregierung hat zu diesen Arbeiten bisher kein Geld gehabt, die Provinz dagegen glaubte sich dazu allein zu schwach. Aber das Bedürfniß wird immer dringender, die Ritterschaft von Livland muß und wird die Ausführung mit eignen Kräften versuchen.

Auch die Verbreitung der Kenntnisse eines zweckmäßigeren und zeitgemäßeren Ackerbaubetriebes ist dringend nothwendig einerseits für die Gesindewirthe, um die eigne Wirthschaft in besseren Gang zu setzen, anderseits für die Großgrundbesitzer, um befähigtere Beamte und Aufseher zu erlangen. Als Mittel dazu sollen Ackerbauschulen, landwirthschaftliche Wanderlehrer, „wandernde Pflugleute" u. s. w. dienen, welche auf Landeskosten unterhalten werden. Daneben heben wir die Verkehrswege hervor, über deren große Mängel sehr geklagt wird und welche nebst vielen andern Gegenständen der Landesverwaltung einer ansehnlichen Erweiterung, Hebung und Verbesserung bedürfen. Die Livländer fühlen sich dazu aber um so mehr gedrungen, als ein Nachbarland, welches noch mehr, als ihr Heimathland, unter den Schwierigkeiten des nordischen Klimas zu leiden hat, Finnland, ihnen mit gutem Beispiel vorangegangen ist, indem es durch Selbstbesteuerung die Mittel aufbrachte, große Culturarbeiten, Straßen- und Canalbauten zu unternehmen, Gewerbe-, landwirthschaftliche und Volks-Schulen zu errichten und so in verhältnißmäßig wenigen Jahren den Wohlstand und den geistigen Bildungsstand auf eine bis dahin nicht für möglich gehaltene Höhe zu heben.

Die Einsicht von der Nothwendigkeit der Einführung einer neuen und auf den Adel auszudehnenden Steuer für die Bedürfnisse des Herzogthums ist bei der livländischen Ritterschaft nicht neu, sie ist schon mindestens ein Jahrzehnt zum Durchbruch gekommen. Wenn bisher dennoch nicht zur Ausführung der Maßregel geschritten worden ist, so liegt das nicht an dem guten Willen der Ritterschaft, sondern an den eigenthümlichen Schwierigkeiten aller Reformen

in den baltischen Herzogthümern. Nirgends so wie dort ist die Landesvertretung in diesen Dingen so ausschließlich auf sich angewiesen. Mit der Staatsregierung darin Hand in Hand zu gehen, ist lange Jahre hindurch, so ziemlich seit dem Regierungsantritt von Nikolaus, sehr schwierig gewesen wegen der geraume Zeit verfolgten Russificirungstendenzen derselben. Es dürfen ihr deshalb niemals die Vorarbeiten zu Gesetzen, namentlich auch nicht die Abfassung der Entwürfe zu ihnen überlassen werden. Alles muß von den Ständen allein besorgt werden. Diese treten aber nur alle zwei Jahre zu Landtagen zusammen und deren Dauer ist weder verfassungsmäßig sehr lang, noch können die Mitglieder lange ihren bürgerlichen Berufsgeschäften fern bleiben. Die eingesetzten Commissionen haben ebenfalls mit besonderen Schwierigkeiten bei ihren Vorarbeiten zu kämpfen, zumal da den livländischen Ständen Veröffentlichung ihrer Verhandlungen untersagt ist und sie deswegen der Unterstützung durch die Presse, welche überdies unter Censur steht, zur Klärung ihrer Ansichten entbehren. Das alles trägt zur Verzögerung der Reformen bei. Außerdem besitzt der Livländer, wenn irgend eine deutsche Tugend, sicherlich eine große Gründlichkeit. Diese Tugend ist denn auch bei den jetzt schon acht Jahre währenden Vorberathungen und Vorarbeiten für die Steuerreform reichlich geübt worden. Für den in diesen Tagen zusammengetretenen Landtag ist die Angelegenheit indessen spruchreif.

Es stehen sich jetzt hauptsächlich zwei Parteien gegenüber, die eine vertreten durch eine Commission des Landtags, die andere geführt von einem hervorragenden Edelmann. Erstere fordert die Einführung einer neuen Grundsteuer, welche allen ländlichen Grundbesitzungen ohne Ausnahme auferlegt werden soll, letztere dagegen die Einkommensteuer. Auf beiden Seiten stehen gleich gute Patrioten; man ist ja einig über das zu erreichende Ziel, über die Beschaffung der Mittel, um die materielle und Geistescultur des Landes beträchtlich weiter zu heben, zugleich aber einig, daß man die Annäherung an die undeutschen Urbewohner um einen bedeutenden Schritt fördern müsse, indem man dem Privilegium der Steuerfreiheit entsagt. Nur über den Weg zu diesem Ziel ist man uneinig, und wie man schon bisher über ihn vielfach in kleineren Versammlungen, in Broschüren und Denkschriften gestritten, so wird auch in dem bevorstehenden Landtage der Kampf lebhaft entbrennen.

Das Grundsteuer-Project nimmt eine theilweise Uebernahme der Hakensteuer auf das bisher steuerfreie Hofesland als Voraussetzung. Nach dieser Ausgleichung soll sie als Reallast fixirt werden. Die neue Grundsteuer soll zur Grundlage das Reineinkommen aller Besitzer aus dem Grund und Boden haben; als Maßstab für das Reineinkommen soll der Pachtwerth der Grundstücke dienen. Bei den verpachteten Grundstücken ist dieser Werth selbstverständlich durch die Pacht selbst gegeben; derjenige der unverpachteten

soll durch Uebertragung des durchschnittlichen Pachtsatzes der verpachteten gefunden werden. Nur zur Ermittlung des Reinertrages der Waldflächen würde ein anderes Verfahren nöthig sein und derselbe auf Grund der controllirten Angaben der Waldbesitzer bestimmt werden. Zur Ertragsermittlung des Hofeslandes ist dessen Vermessung nöthig; deren Kosten soll der Besitzer tragen; die Katastrirung, welche in drei Jahren durchzuführen wäre, dagegen das Land.

Die Einkommensteuer, deren Einführung die andere Partei fordert, soll nach finnländischem Muster erhoben werden. Danach sollen ihr diejenigen unterworfen sein, welche ein Reineinkommen von 100 Rubeln haben. Der Steuersatz ist von 100 bis 1250 Rubel $^4/_5$ Prozent, von da bis 2500 Rubel 1 Prozent, von einem höheren Einkommen $1^1/_5$ Prozent. Das Einkommen soll durch Abschätzungscommissionen festgestellt werden, welche mit gleichem Stimmrecht von allen Steuerpflichtigen ohne Unterschied des Standes zu wählen sind. Sonach würden die Gutsherrn sich einer Abschätzung unterwerfen müssen, welche voraussichtlich nicht vorwiegend von ihren Standesgenossen ausginge, was wirthschaftlich erhebliche Bedenken hätte, wenn auch eine Berufung an eine „Controll-Commission" freistehen würde, dagegen in politischer Beziehung bedeutenden Nutzen stiften könnte, indem sich dadurch die sonst privilegirten Herren nur als Gleiche neben die Bauern und kleinen Pächter stellten. Bedeutend vergrößert wird der politische Nutzen dieses Steuer-Reformplanes dadurch, daß mit ihm auch der Antrag verbunden ist, der Ritterschaft das ausschließliche „Verwilligungsrecht," d. h. das Recht über die Verwendung der eingehenden Steuern, zu entziehen, indem man Vertreter der Landgemeinden, in welchen auch besitzlose Arbeiter und Knechte stimmberechtigt sind, zum Landtage zuzieht, und an dessen Rechten theilnehmen läßt. Dadurch würde eine neue außerordentlich wichtige und werthvolle Brücke zwischen dem estnisch-lettischen und dem deutschen Element geschlagen. Weit überholt würde der pecuniäre Nachtheil, der für das erstere in dem Punkte des Planes liegt, daß die Hakensteuer zwischen dem Hofes- und dem Gehorchslande gar nicht ausgeglichen, sondern ausschließlich auf dem letzteren als Reallast fixirt werden soll. Der Nachtheil ist von den bäuerlichen Miethern um so leichter zu ertragen, als dadurch in dem bisherigen Verhältnisse nichts geändert wird und als sie sowohl als Pächter wie als Eigenthümer sehr günstig gestellt sind, so daß der National-Oekonom Professor von der Goltz in Königsberg erklärt, die landwirthschaftlichen Verhältnisse Livlands und der anderen Ostseeprovinzen befänden sich „in einer sehr gesunden Entwicklung und gingen voraussichtlich einer glücklichen Zukunft entgegen."

Im übrigen haben, wie es mit allen Steuerprojecten der Fall ist, beide Pläne ihre guten und ihre schlimmen Seiten. Die Grundsteuer zieht die in

den Städten und auswärts wohnenden Gutsbesitzer mit heran und umgeht die Schwierigkeit der Besteuerung von Einkommen aus auswärtigem Grundbesitz. Dagegen hat sie den Nachtheil, daß ihre Einführung mit großen Unkosten und großer Zeitversäumniß verbunden ist. Der Plan selbst stellt drei Jahre als Frist zur Abschätzung der Güter fest. — Die Einkommensteuer dagegen kann in wenigen Monaten vertheilt und erhoben werden, was von großem Werthe ist, da die Bedürfnisse dringend Befriedigung erheischen. Alsdann lastet sie nicht auf den verschuldeten Grundbesitzern ebenso stark, wie auf den unverschuldeten, wogegen von den Anhängern der Grundsteuer freilich wieder bemerkt wird, daß die Einkommensteuer durch Heranziehung der Hypothekenbesitzer das Capital für die dessen bedürftigen Grundeigenthümer um so viel mehr vertheuert. Ein weiterer Vortheil der letzteren ist, daß sie sich leicht auf die Städte übertragen läßt, mit denen doch wahrscheinlich in nicht langer Zeit ein gemeinsamer Steuer-Verband eintreten wird. Ja, wie es heißt soll die russische Regierung selbst schon eine Vereinbarung der Ritterschaft mit den Städten zum Zweck der Einrichtung einer gemeinsamen Casse für gewisse Landesbedürfnisse verlangt haben.

Alles erwogen, scheint uns das Einkommensteuer-Project entschieden den Vorzug zu verdienen, weniger wegen seiner wirthschaftlichen, als wegen seiner großen politischen Vortheile. Dem Princip der Einkommensteuer zur Bestreitung von provinziellen Bedürfnissen hat die Regierung bereits ihre entschiedene Billigung ertheilt, indem sie ihre Einführung in Finnland genehmigte, noch mehr, indem sie diese Steuer anderen Reichstheilen ausdrücklich empfahl. Und was die vorgeschlagene Theilnahme der nichtadligen Landbevölkerung an der Veranlagung und Selbstverwaltung betrifft, so hat sie solche ebenfalls in Finnland genehmigt, wenn auch die Theilnahme des dritten Standes an der Landesvertretung ein altes Recht ist.

Sache der livländischen Ritterschaft in dem gegenwärtigen Landtage wird es sein, durch ihre erleuchtete Initiative die Haltung der Regierung zu bestimmen. Wir hegen zu ihrem Patriotismus, welcher sich schon lange der maßgebenden Standesselbstsucht entledigt hat, das Vertrauen, daß sie inmitten der großen Schwierigkeiten ihrer Lage den richtigen Weg zu dem Ziele der Bewahrung und Weiterförderung der deutschen Cultur finden wird. Möge sie bei ihren Berathungen und Arbeiten das Bewußtsein stärken, daß Deutschland seine Blicke auf sie gerichtet hat und ihre Bestrebungen mit Theilnahme verfolgt.

K.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, den 20. Juni 1872.

Am 17. Juni hatten wir den zweiten Tag der neuen Jesuitendebatte. Die Regierungsvorlage hinsichtlich der Jesuiten stand zur zweiten Lesung. Wie bereits bemerkt, hatte die Regierungsvorlage Nichts weiter gewollt, als den Landespolizeibehörden der sämmtlichen deutschen Staaten die Befugniß beilegen, den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu und verwandter Congregationen an jedem Orte des Bundesgebietes den Aufenthalt zu versagen. Es wurde erner über diesen Gesetzentwurf bemerkt, daß er die Möglichkeit gab, solche Mitglieder der Gesellschaft Jesu, welche deutsche Staatsangehörige sind, auf indirectem Wege zu interniren. Daß Ausländer jederzeit vom deutschen Boden verwiesen werden können, braucht nicht durch eine neue Gesetzgebung festgestellt zu werden.

Es wurde nun bei der zweiten Lesung aus der Mitte des Reichstags an Stelle der Regierungsvorlage ein anderer Gesetzvorschlag eingebracht, zu dessen Unterstützung sich Mitglieder der national-liberalen Partei, der liberalen Reichspartei (gemäßigte Particularisten), der deutschen Reichspartei (Freiconservative), vereinigt hatten. An der Spitze der Unterzeichner stand der Name Meyer, Abgeordneter für den Wahlkreis Thorn. Die Fortschrittspartei hatte sich von der Einbringung des Antrags ausgeschlossen, obwohl im Reichstag einzelne ihrer Mitglieder für denselben gestimmt haben.

Der neue Gesetzentwurf spricht das Verbot der Gesellschaft Jesu auf deutschem Boden einfach und unbedingt aus. Er spricht außerdem etwas Ueberflüssiges aus: nämlich, daß die Mitglieder der Gesellschaft, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiet verwiesen werden können. Von praktischer Bedeutung dagegen ist, daß dieselben, wenn Inländer, von bestimmten Orten ausgewiesen und an bestimmten Orten internirt werden können.

Wenn einzelne Reichstagsmitglieder eine Sprache führten, als sei durch den neuen Entwurf eine unsägliche Verbesserung der Regierungsvorlage erreicht, so zu sagen, ein juristisches Meisterstück geschaffen worden, so läuft dabei doch ein gutes Stück Selbsttäuschung und Selbstgefälligkeit unter. Da auf die Theilnahme am Orden keine Strafe gesetzt ist, so wird das Verbot des Ordens eben nur darin praktisch, daß die ausländischen Mitglieder aus dem Bundesgebiet verwiesen, die inländischen auf demselben internirt werden können. Das ist genau dasselbe, was bereits in der Regierungsvorlage stand. Nur die Ausdrucksweise ist in dem vereinbarten Gesetzentwurf anspruchsvoller, und das ist ein höchst zweifelhafter Vortheil. Indeß ist es gut, daß das beschlossene Gesetz, dessen Genehmigung durch den Bundesrath außer Zweifel, nunmehr als das Werk der Mehrheit des Reichstages gelten darf.

Die Debatte des zweiten Tages bot so wenig, wie die am ersten, große oder leidenschaftliche Momente. Aber sie förderte einige gute sachliche Ausführungen zu Tage. Von dem Abgeordneten Meyer-Thorn wurde sehr gut auf die Herausforderung der ultramontanen Redner entgegnet, doch die Beschwerden gegen die Jesuiten zu substantiiren. Schon bei der früheren Debatte hatte der Abgeordnete Gneist, in seinem Bericht über die Petitionen für und wider die Jesuiten, gesagt: „nicht einzelne Handlungen von heute und gestern, sondern eine 300jährige Geschichte sei über den Orden zu befragen." Diesmal fügte nun der Abgeordnete Meyer hinzu, es sei ein unzulässiger Kunstgriff der Vertheidiger des Ordens, bei der vorliegenden Frage immer nur die letzten 25 Jahre der Wirksamkeit des Ordens in Deutschland vor Augen zu führen. In dieser Zeit hätten sie freilich auf deutschem Boden die Criminaljustiz nicht herausgefordert. Aber man solle nach Belgien sehen, was die Jesuiten in demselben Zeitraum aus diesem Staat gemacht.

Der ultramontane Generalstab des Centrums hielt sich an diesem Tage im Hintergrunde. Es wurden nur einige Tirailleurs vorgeschickt, die es lediglich auf die formale Außenseite des Gesetzes absahen, ohne auf die Principien zu zielen. So wollte der Freiherr von Aretin in dem Gesetzentwurf einen Widerspruch finden gegen das Reservatrecht Bayerns, die Bestimmungen über Heimath und Niederlassung selbstständig zu treffen. Es war dem bayerischen Bundesbevollmächtigten leicht, nachzuweisen, daß dieses Reservatrecht unmöglich dadurch geschmälert werden kann, daß die bayerische Regierung die Befugniß erhält, deutsche Reichsangehörige, die nicht in Bayern heimathberechtigt sind, sofern sie Mitglieder der Gesellschaft Jesu, aus Bayern auszuweisen.

Wenn die ultramontanen Principien an diesem Tage weder feurige Verkündigung noch künstliche Beschönigung fanden, so unterzog sich dafür der Abgeordnete Gerstner der Mühe, die abgestandenen Doctrinen des Radicalismus, die Freiheit quand même und für Alles, gegen den Gesetzentwurf ins Gefecht zu führen. Hatte doch Herr Wagener reactionären Namens die Regierungsvorlage vertheidigt. Beweis genug für einen gläubigen Radicalen, daß hinter der Maßregel die Schlange lauert, wie man sie auch wende. Natürlich wurden die Carlsbader Beschlüsse wieder aus dem Grabe hervorgeholt. Es ist ein gutes Liedchen: „Was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu!" Aber doch nur ein Kinderliedchen. Nur der in den Kinderschuhen stecken gebliebene Radicale mag in diesem Lied die Summe politischer Weisheit erblicken. Einen Orden, dessen historische Lebensaufgabe darin besteht, die freie Vernunft und ihre praktischen Werke, Staat und Gesetz, durch Verfinsterung der Phantasie und Erregung der Sinnlichkeit an den geistlichen Despotismus zu verrathen, kann man nicht nach der Weisheit jenes Liedchens behandeln, das nur vor der muthwilligen Kränkung Unschul-

diger in seiner harmlosen Weise warnt. — Nach der Freiheit im Sinne des Radicalismus appellirte Herr Gerstner an die Furcht. Das Gesetz werde sämmtliche Katholiken zu Ultramontanen machen, die es noch nicht sind. Vernünftige Leute erwarten grade, daß die nicht ultramontan denkenden Katholiken Muth gegenüber der klerikalen Tyrannei fassen werden, wenn sie sehen, daß letztere nicht von den Regierungen gestützt wird. Dabei erklärte sich Herr Gerstner durchaus für keinen Freund der Jesuiten. Er wollte sie nur mit weniger zweischneidigen und doch zugleich schärferen Waffen bekämpfen. Als solche bezeichnete er zuerst das Strafgesetz. Ueber den Gebrauch dieser Waffe sprach am Schluß der Verhandlung der Abgeordnete Gneist in gewohnter, den Kern erfassender und erschöpfender Weise. Die andere Waffe, die Herr Gerstner angewendet wissen wollte, war der Volksunterricht. Soll der Staat aber diesen Unterricht nicht blos auf der elementaren Stufe, sondern durch alle Stufen der Bildung hindurch nach der von ihm vorgeschriebenen Tendenz gestalten, bezw. alle seine Bürger zu demjenigen Grad der Aufklärung zwingen, welche den auf Phantasie und Gemüth gerichteten Einwirkungen der Jesuiten unzugänglich bleibt, so wäre dies eine andere Art von geistlichem Despotismus. Als bloßer Concurrent aber ist der Staatsunterricht des Sieges über den Jesuitenunterricht nicht sicher, sowie überhaupt das Gute ohne den Gebrauch der Macht, deren Organisation nur ihm gelingt, nicht im Stande wäre, das Schlechte zu besiegen. So bot die Rede des Herrn Gerstner ein Muster der Dialektik des Radicalismus. Erst die Freiheit ohne Sinn und Unterschied, und dann den Despotismus ohne Maß.

Der bayerische Abgeordnete Hörmann bemühte sich, Herrn Gerstner nachzuweisen, daß Katholicismus und Jesuitismus nicht zusammen zu fallen brauchen, so wenig wie der Katholicismus von Hause aus Jesuitismus gewesen ist.

Man konnte gespannt sein, wie die Polen, die in den ultramontanen Fragen bisher mit dem Centrum gestimmt haben, dies Verhalten begründen würden. Herr von Niegolewski, eins der größten Talente in der polnischen Fraction, ergriff diesmal das Wort. Er erklärte die katholische Religion für die nationale Religion Polens. Damit stimmt indeß weder die Geschichte, noch der Satz mit welchem der Redner schloß. Die Geschichte lehrt, daß es in Polen Dissidenten gab, deren unvorsichtige und ungerechte Behandlung nicht wenig zum Verfall des polnischen Staates beigetragen. Es war eine höchst befremdende Aeußerung, die Herr von Niegolewski that, daß nicht die Jesuiten Polen getheilt. Sie haben die Theilung nicht vollzogen, aber Niemand mehr als sie hat Polen in den Zustand versetzt, der zur Theilung führte. Wenn Redner am Schluß versicherte, daß die Polen ihre Zukunft auf Licht und Gerechtigkeit bauen wollten, so stimmt damit nicht die Identificirung

der Nationalität mit einer einzelnen Confession, zumal mit den Auswüchsen dieser Confession, wie der Jesuitismus einer ist.

Auf den polnischen Streiter, der in Wahl und Führung seiner Waffen nirgends den vornehmen Mann vermissen ließ, folgte der widerliche Cynismus des Herrn Bebel. Zuhörer, die dem zweiten Tag dieser Verhandlung sei es im Reichstag, sei es auf der Zuhörertribüne beigewohnt, versichern allerdings, daß die abstoßende Gemeinheit der Rede in erheiternde Komik umgeschlagen sei durch den Widerspruch zwischen der geringfügigen Person und den weltmörderischen Gelüsten des selbstgefälligen Sprechers. Die reichliche Heiterkeit, welche der Sitzungsbericht bei dieser Rede verzeichnet, dient, jenen Eindruck zu bestätigen.

Der Abgeordnete Löwe gab wieder einen Beweis des gesunden Menschenverstandes, der diesem Redner so oft am rechten Ort zu Gebote steht, und der uns immer wieder bedauern läßt, daß der Redner nicht immer so vortrefflich inspirirt ist. Seinen Freunden, die zur Bekämpfung des Jesuitismus auf die geistigen Waffen allein verwiesen hatten, entgegnete der Redner, indem er eine der Philosophie bekannte Wahrheit in klassische Form kleidete, folgendermaßen: „Die Wahrheit siegt immer; aber sie siegt nicht jedesmal in der Zeit, in der gekämpft wird, und nicht jedesmal an der Stelle, wo gekämpft wird. Der Protestantismus hat gesiegt — wir wollen sagen, hat sich behauptet — trotz der Bartholomäusnacht; aber hat er denn in Frankreich gesiegt?“

Den Schluß dieses Tages und die Krone der Verhandlung bildete Gneists Vortrag. Ueberzeugend war namentlich seine Ausführung, daß man die Mitgliedschaft des Jesuitenordens den deutschen Staatsangehörigen für jetzt nicht durch ein Strafgesetz verbieten könne, nachdem die Regierungen durch eine zwanzigjährige Begünstigung des Ordens eine Zahl ihrer Unterthanen in denselben hineingelockt haben. Es kann sonach nicht die Mitgliedschaft, sondern nur die fernere Thätigkeit als Jesuit unter Strafe gestellt werden. Bei einem solchen Gesetz ergiebt sich aber die dreifache Schwierigkeit: 1) zu unterscheiden, wo Privatleben und Ordensthätigkeit in einander übergehen; 2) zu unterscheiden, wo die Thätigkeit des Jesuitenordens unter dem Namen anderer, nicht verpönter Orden geübt wird, 3) zu unterscheiden, auf welcher Stufe der jesuitischen Laufbahn dieselbe strafbar wird. Der Jesuitenorden ist von der Art, daß ihm die repressive, auf bestimmt bezeichnete Handlungen gerichtete Staatsthätigkeit nicht beikommen kann. Wenn irgendwo, ist hier die präventive Staatsthätigkeit am Platze. — Es ist Unbildung, gegen diese Thätigkeit das Stichwort der Volksversammlungen, Polizeiwirthschaft, auszugeben. Die präventive Thätigkeit der Verwaltung kann die Bürgschaften geordneter Rechtsprechung sehr wohl gewähren. Nur daß die rechtsprechenden Behörden die Kriterien der Strafbarkeit, bezw. der

Gefährlichkeit hier selbst durch die Praxis der Rechtsprechung finden und feststellen müssen. Die Gesetzgebung kann dies in solchen Fällen nicht. Alle sogenannten Grundrechte stehen unter der Rechtsprechung der Verwaltung, d. h. die Verwaltung regelt in jedem concreten Fall die Bedingungen, unter welchen die Grundrechte benutzt werden. Diese Thätigkeit der Verwaltung ist oder soll keine willkürliche sein, sondern eine durch die Beschaffenheit der Verwaltungsorgane, welche die richterlichen Bürgschaften gewähren müssen, und durch den gleichmäßigen Takt der Praxis stetige. Nur daß die Regel der Stetigkeit nicht im Voraus durch das Gesetz bezeichnet sein kann. Dafür hat man es mit dem Leben und seinen im voraus und in kategorischer Form nicht faßbaren Maßbestimmungen zu thun. Polizeiwirthschaft entsteht nur, wenn die Verwaltung und ihre Entscheidungen durch Parteiminister und deren durch keine richterlichen Bürgschaften gebundenen Organe geübt wird. Am Schluß wies der Redner aufs neue überzeugend nach, daß der Jesuitenorden nimmermehr als Verein, wie ihn preußische und andere deutsche Staatsbürger auf Grund ihrer Landesgesetze bilden dürfen, aufzufassen ist. Der Begriff eines solchen staatsbürgerlichen Vereines erheischt, daß die Personen, die ihn bilden, ihre rechtliche Gleichheit wahren, sich nur in beschränkter Weise, sowohl was die Zeit als den persönlichen Umfang der Pflichten betrifft, binden. Wie paßt das Alles auf den Orden Jesu und andere katholische Orden, mit ihren Gelübden ewigen Gehorsames, der die ganze Persönlichkeit ergreift? Diese Orden sind hierarchische Kastenordnungen, Institutionen des römischen Universalstaats, und nicht Vereine zu staatsbürgerlichen Zwecken beschränkten Umfanges, die ihrerseits in den Umfang des deutschen Staates fallen.

Am 19. Juni brachte die dritte Lesung den dritten und letzten Tag der Verhandlung. Zuerst trat Herr Lasker in die parlamentarischen Schranken um seine freiheitlich juristischen Bedenken niederzulegen. Auch er will die Jesuiten bekämpfen, aber — sonderbarer Schwärmer! — dadurch, daß er ihnen die volle Freiheit läßt, zu walten, wo der Staat nicht waltet oder sich mit einigen äußerlichen Leistungen zufriedengestellt erklärt. Herr Lasker glaubt an die sogenannte Trennung der Kirche vom Staat, er glaubt daß hinter dieser Phrase irgend ein praktischer Sinn gefunden werden kann. Er glaubt, wenn der Staat z. B. die Elementarbildung von seinen Angehörigen fordert und außerdem die Eingehung der Ehe unter den Formen der Civilstandsbeglaubigung, daß dann von Staatswegen Alles geschehen ist, den Frieden und die Heiligkeit des Familienlebens gegen die Ränke der Jesuiten und ähnlicher Institutionen sicher zu stellen. Ein solcher Glaube versetzt freilich keine Berge, aber er lockert die Schutzwehren der wahren Sittlichkeit, die nicht immer und überall auf die individuelle Vorsicht und Umsicht ihrer Träger angewiesen bleiben kann. Sehr schlagend entgegnete der Abgeordnete Dove auf die Klage des Herrn Lasker,

daß deutschen Bürgern die Freiheit des Aufenthaltes beschränkt werden solle — genauer, daß der Staat verlangt, jesuitische Niederlassungen zerstreuen zu dürfen — daß diese Bürger kein Bedenken tragen, die Unglücklichen, die sich in ihren Bann begeben, einzusperren, nach Afrika zu senden, in langjähriger schwerer Haft zu halten und dergleichen. Die Erziehungsmittel der Familie werden durch die Aufsicht des Staates in Schranken gehalten, und die Orden sollen unter der Firma des Vereinsrechtes eine schrankenlose Strafgewalt, die Befugniß jeder körperlichen und moralischen Mißhandlung behaupten!

Auch an diesem letzten Tage bildete Gneists Schlußwort den geistigen Gipfel der Verhandlung. Er führte diesmal aus, daß eine politische Macht mit der anderen streitet, und nicht, wie die Ultramontanen vorgeben, wenn es ihnen gerade paßt, eine geistig moralische Macht mit einer politischen. Sobald die katholische Kirche nur eine moralische Macht sein will, nur wirksam unter den Bedingungen der Staatsordnung auf dem Gebiet der Heiligung der Seele, kommt sie nicht mit dem Staat in Conflict. Deshalb hatte auch vorher der Präsident Delbrück die Identificirung des jesuitischen Katholicismus mit dem wahren Katholicismus zurückgewiesen. Der jesuitische Katholicismus ist eine fremde politische Macht, die in den Machtbereich der deutschen Nation eindringt und sich das Leben unserer Nation äußerlich und innerlich unterwerfen will. Dazu bedient sich der jesuitische Katholicismus der äußeren Machtstellung, die er in der Zeit des getheilten deutschen Staatslebens auf deutschem Boden durch Selbstinterpretation der Gesetze eingenommen hat, der Stellung zum Kirchenvermögen, zur niederen Geistlichkeit, zur Erziehung der Geistlichkeit, zu der Eheschließung, zu den öffentlichen Lehranstalten, und nicht am letzten zu den katholischen Volksvereinen, die eine organisirte Armee bilden und ganz andere Waffen, als moralische, zu führen verstehn.

Der Gesetzentwurf wurde in dritter Lesung angenommen und mit ihm eine von Völk eingebrachte Resolution auf Einführung der obligatorischen Civilehe und allgemeiner Civilstandsregister.

Darauf erfolgte der Schluß des Reichstags, dessen von allem Ceremoniell entkleidete Form eine wahre Genugthuung gewährt. Es giebt freilich Leute, die sich weiter nach links befinden, als wo man sie suchen sollte, die in dem Wegfall des Ceremoniells eine Zurücksetzung finden wollen. Wir glauben, das deutsche Reich wird von der ganzen Welt beneidet werden, wenn ihm stets gelingt, fruchtbare Arbeit mit prunkloser Form zu vereinigen. Wir wollen uns auch Tage des Prunks gefallen lassen, aber nur selten, nur selten! Wir brauchen dafür unsern größten Dichter und Weisen nicht erst zu citiren.

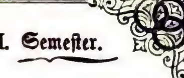
Gehaltreich war auch diesmal die Arbeit des Reichstags. Eine Verhanlung haben wir nicht näher berührt, weil sie ein erfreuliches Resultat allerdings geliefert, an sich selbst aber ohne Bedeutung war: die Verhandlung über die Vertheilung der französischen Kriegsentschädigung. Es ist beschlossen, nach Deckung der durch die Kriegführung erwachsenen oder mit derselben in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Ausgaben die Summe zwischen den kriegführenden Bundesgenossen so zu vertheilen, daß $^3/_4$ des entfallenden Antheils nach den militärischen Leistungen, $^1/_4$ nach der Bevölkerung berechnet wird. Daß dabei über den Bau eines Cadettenhauses zwischen den Kritikern der besten aller Militärverwaltungen und dieser letzteren einige unvermeidliche Plänkeleien vorfielen, wobei die Verwaltung, die gegen den äußeren Feind stets siegreich gewesen, den Kürzeren zog, gehört zu den gewohnheitsmäßigen Vorkommnissen unseres Staatslebens, denen keine wesentliche Bedeutung beizumessen ist.

C—r.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum**.
Verlag von **F. L. Herbig**. — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXI. Jahrgang.


II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 28.

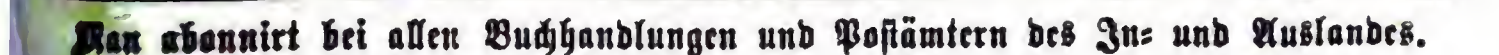
Ausgegeben am 5. Juli 1872.

Inhalt:

Leipzig, 1872.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)



Deutsche Staatsmänner und Abgeordnete.

Clodwig, Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Die Wahrheit über bedeutende politische Zeitgenossen erfährt man nicht von denen, die an ihrer Seite ziehen oder mit ihnen im Hader liegen, nicht aus den gefärbten Berichten der Tagespresse, die meist dem Erfolg des Augenblicks dienstbar ist, nicht aus dem Urtheil der herrschenden Meinung, sondern aus dem Lebensgang, den Worten und Werken, die den Mann kennzeichnen; und am sichersten, wenn die übereinstimmende Liebe und Achtung aller patriotischen Männer dem aus der großen Oeffentlichkeit scheidenden Politiker aufrichtig und dauernd nachfolgt. Von diesem Gesichtspunkt aus möchten wir unsern Lesern das Leben und Wirken des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst vorführen an der Hand vorzüglicher Quellen. Der bayerische Premier Hohenlohe ist gewesen, und nur der schlichte schweigsame bayerische Reichsrath und deutsche Reichstagsabgeordnete Hohenlohe ist auf politischem Gebiete heut thätig. Alles was in Bayern deutsch denkt und empfindet, blickt in die Vergangenheit, da Hohenlohe das Staatsruder leitete, mit wahrem tiefem Heimweh zurück, zumal seit nach dem frühen Tode des Grafen Hegnenberg-Dux zum Nachtheil der nationalen Sache die alte geheime Vertraulichkeit zwischen München und Stuttgart sich entwickelt. Keiner von denen, welchen er als Minister zu preußisch oder zu bayerisch, zu fromm oder zu freigläubig gewesen, verkennt heutzutage, daß er das Staatsschiff unter schwierigsten Verhältnissen mit großer Kunst durch die enge richtige Straße gesteuert hat. So lautet das übereinstimmende Urtheil schon heut über ihn. Verfolgen wir seine Laufbahn.

Niemand mochte dem Fürsten vorhersagen, daß er dereinst, mit Glücksgütern reich gesegnet, ein hervorragendes Haupt deutschen Adels, seinem Geschlecht insbesondere, sein werde, als er am 31. März 1819 dem Fürsten Franz Joseph von Hohenlohe-Schillingsfürst (Waldenburgische Linie) zu Rothenburg in Hessen geboren ward. Denn er war der zweitgeborne Sohn, und die sehr zahlreiche Familie hatte, durch Unfälle aller Art in ihrem Vermögen zurückgekommen, keine Secundogenituren zu vergeben. So ward Clodwig Carl Victor schon früh zum Schaffen und Lernen, zum Schmied des eigenen Glückes bestimmt, während dem älteren Bruder, dem

jetzigen Herzog von Ratibor, die bequemere Aufgabe bevorstand, das Majoratserbe anzutreten.

Als der Vater am 14. Januar 1841 starb, stand Clodwig am Ausgang seiner in Göttingen, Heidelberg und Bonn getriebenen juristischen und historisch-politischen Studien. Ein Jahr später trat er, nach ehrenvoll bestandenem Examen, auf die unterste Staffel des bildungsreichen, harten, preußischen Justiz- und Verwaltungsdienstes, als Auscultator am Justizamt zu Ehrenbreitenstein; er zeigte sich hier und in Potsdam, wohin er als Referendar bei der Regierung bald darauf versetzt wurde, als ein sehr fleißiger, tüchtiger Arbeiter. Und doch brachte auch ein Fürst Hohenlohe in vier Jahren in Preußen sich nicht weiter, als bis zum Referendar. Er war trotzdem fest entschlossen, dort, im Staate seiner Wahl, sich den Weg nach oben in geduldiger Ausdauer zu bahnen, als plötzlich unvorhergesehene Ereignisse ihm einen durchaus andern Wirkungskreis zuwiesen.

Während Hohenlohe nämlich in Preußen ruhig am Actentisch arbeitete, war der Landgraf von Hessen-Rheinfels-Rothenburg gestorben und hatte die fürstliche Familie Hohenlohe-Schillingsfürst als Erbin seines sehr bedeutenden Vermögens, namentlich auch der Herrschaften Ratibor und Corvey, hinterlassen. Durch die Zuströmung dieser ungewöhnlichen Reichthümer hatte sich Clodwig in seinem Vorsatz, zunächst preußischer Assessor zu werden, weiter nicht stören lassen. Sein älterer Bruder übernahm die Herrschaften Ratibor und Corvey, mit denen Friedrich Wilhelm IV. den Herzogstitel verknüpfte. Dem jüngeren Bruder Philipp Ernst überließen die beiden älteren brüderlich die Standesherrschaft Schillingsfürst im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, und Clodwig — arbeitete weiter. Da starb im Jahre 1845 plötzlich der Bruder Philipp Ernst, und nun allerdings war Clodwigs Pflicht, sich des verwaisten großen Familiensitzes anzunehmen, der ihm durch Verzicht seines älteren Bruders zugefallen war. Er verließ also den preußischen Staatsdienst und nahm seinen Wohnsitz vom 12. Februar 1846 an dauernd in Bayern. Er war damit zu einem der vornehmsten Standesherren der Krone Bayern geworden, und noch im Jahr 1846 ward der siebenundzwanzigjährige Mann als erbliches Mitglied in die Kammer der Reichsräthe des Königreichs Bayern eingeführt. Die nur mittelgroße, äußerst feine, schlanke Gestalt, mit dem ehrlichen, freien, prüfenden Auge, dem stillen, gewinnenden Lächeln, und — seine reiche, sauer erworbene staatsmännische und juristische Vorbildung und Praxis stach grell und sehr zu seinem Vortheil ab gegen die Durchschnittsschablone dessen, was durch Blut, Amt oder Verfassung zum bayerischen Reichsrath bestimmt war. Auch in seinem Auftreten in der Kammer, seiner entschieden freisinnigen, mit den großen Traditionen Steins erfüllten Staatsanschauung stand er vereinsamt unter seinen erlauchten Stan-

desgenossen. Es kam die Zeit, wo der vornehme Spott der Genossen über den jungen Heißsporn der erzwungenen Achtung Platz machte, daß er den Pulsschlag unsrer Tage richtiger gewürdigt habe, als sie alle.

Das Jahr 1848 kam. Es gewährte das in vollem Maße, was bis dahin im Kreise seiner Standesgenossen auch nur dem Namen nach zu nennen verpönt war: die Ablösung aller dinglichen Freiheiten und Gerechtsame, insonderheit derjenigen des Adels. Fürst Hohenlohe war in der Kammer der Reichsräthe fast alleinstehend das Echo der Volksvertretung der liberalisirenden Regierung; vor allen hervorragend durch die juristische Bedeutung seiner Beweisführung. Seine klare, feste Gesinnung machte ihn in weiteren Kreisen bekannt. Das inzwischen in Frankfurt eingesetzte Reichsministerium sandte ihn als Reichsgesandten nach Athen, Florenz und Rom; in Athen fand er Gelegenheit, die dortigen Deutschen in einer Rede zu begrüßen, die wegen ihres hervorragenden nationalen Inhalts die Runde durch Europa machte. Von Griechenland sandte ihn die Reichsgewalt nach Gaeta zum flüchtigen Papst; doch schon im Frühjahr 1849 kehrte er nach Frankfurt zurück und lehnte ein ihm im Ministerium des Fürsten Wittgenstein angebotenes Portefeuille ab, ließ sich dagegen wiederholt zu höchst delicaten Aufträgen in London verwenden, die bei dem bekannten Vorurtheil der Engländer gegen unser Anrecht auf Schleswig-Holstein ebensoviel Tact als Scharfsinn erforderten.

Mit dem Eintritt der Wiedererneuerung des Bundestags unter dem dominirenden Einfluß Oesterreichs tritt Fürst Hohenlohe vom politischen Schauplatz ab, ein volles Jahrzehnt hindurch. Er hatte in dem tiefen Schmerz, den er damals durchzukosten hatte, einen reichen Trost in dem heitern Frieden seiner blühenden Familie. Denn fast gleichzeitig mit seinem ersten politischen Wirken hatte er die geistvolle Fürstin von Sayn-Wittgenstein heimgeführt. Nun stand ihm ein Kreis blühender Kinder am heimischen Herde. Zum ersten Male war er ganz sich, seiner Familie hingegeben. Die Einsässigen und Nachbarn von Schillingsfürst in Mittelfranken zählen noch jetzt jene Jahre zu den gesegnetsten ihres Lebens. Fürst Hohenlohe ging allen als Vorbild voran, in der intensiven Bewirthschaftung seiner Güter, wie die modernen Productionsverhältnisse der Landwirthschaft sie erheischen, ließ allen, die wollten, Rath und That werden zu demselben Zwecke; er griff rastlos helfend ein in die Hebung und Läuterung der Armenpflege seiner Landschaft, gründete ein Asyl für arme Kinder, bemühte sich erfolgreich für die Hebung der Volksschulen, soweit sein persönlicher Einfluß reichte. Dann folgte er dem Rufe seines Schwiegervaters nach Litthauen, der die Verwaltung seiner eigenen großen Güter in Hohenlohes Händen wünschte. Mit langen und wiederholten Reisen nach England, Frankreich und Italien schloß der zehnjährige Zeitraum, wo er nur als Privatmann lebte und wirkte.

Als mit dem Frieden von Villafranca und der Regentschaft des Prinzen Wilhelm von Preußen der nationale deutsche Gedanke wieder das Haupt erhob, und Hohenlohe in der Kammer der Reichsräthe für seine politischen Anschauungen eine dankbarere Wirksamkeit hoffen durfte, kehrte er nach Bayern (1860) zurück und trat in die Reichsrathskammer wieder ein. Seine erste bekanntere That war hier sein Antrag vom 4. Mai 1861 in der kurhessischen Verfassungsfrage: „Seine Majestät möge geruhen, das königliche Staatsministerium anzuweisen, auf geeignete Weise zur Herstellung rechtlich geordneter Verfassungszustände in Kurhessen nach Kräften hinzuwirken und gegen den Landesbeschluß vom 27. März 1852 und die ihm zu Grunde liegenden Principien und Motive sowie die daraus sich ergebenden Consequenzen feierlichst Verwahrung einzulegen." Fast wörtlich denselben Antrag hatte Völk in der zweiten bayerischen Kammer zur nämlichen Zeit gestellt, und motivirte ihn ebenso volksthümlich lebendig, als Hohenlohe den seinigen staatsmännisch fein und gediegen. Die zweite Kammer nahm den Völkschen Antrag mit großer Majorität an, die der Standesherren lehnte den Hohenlohe's mit 30 gegen 8 Stimmen ab. Natürlich hätte auch eine Intervention der Krone Bayern in Kurhessen so wenig gefruchtet, als der berühmte preußische Feldjäger, indessen der Antrag und die Befürwortung des Fürsten Hohenlohe war doch ein Kennzeichen für den Mann, an welches noch heute gern erinnert wird. Von diesem Tage an war die Wirksamkeit Hohenlohe's in der ersten bayerischen Kammer eine ununterbrochene, vornehmlich allen Debatten mit Glück zugewendet, in welchen die Stellung Bayerns zum übrigen Deutschland und den auswärtigen Staaten zur Sprache kam. Dem österreichisch angeflogenen Ministerium von Schrenk und dem großen Triasschwärmer von der Pfordten hielt er wiederholt ernste Mahnreden, die politischen Interessen Bayerns nicht zu verkennen, seine Macht nicht zu überschätzen. Aber die kühnen Reden verhallten an den Ohren der Minister und hohen Herren der ersten Kammer.

Es gehörte das starke Geräusch des Donners von Königgrätz dazu, diese Art von Taubheit zu heilen. Auch die letzten Mahnworte vor Ausbruch des großen Krieges, die Hohenlohe, diesmal erregter und flammenderen Auges, als sonst seine Art war, der unglückseligen Politik von der Pfordtens im Frühjahr 1866 entgegenwarf: „daß ein freundschaftliches Verhältniß mit Preußen allein den Krieg, und damit Noth, Elend und Demüthigung von Bayern abwenden könne," fanden in der Reichsrathskammer zu München keine sympathische Seele, während der Saal kurz zuvor von lautem Beifall erdröhnte, als von der Pfordten die traurige Nothwendigkeit vom Kriege Bayerns wider Preußen gepredigt hatte.

Die Prophezeiungen Hohenlohe's waren im vollsten Maß in Erfüllung gegangen. Den Verlust eines reichen Landstriches mit einer Bevölkerung von

30,000 Einwohnern, eine Kriegsentschädigung von 30 Millionen Gulden forderte Preußen als Preis des Friedens. Schmerzlicher noch war, daß nutzlos das Blut der Landeskinder in Strömen geflossen war unter einer durchaus ungenügenden militärischen Führung. Das Ministerium von der Pfordten wurde nun unmöglich. Und als derselbe Minister, der dem Lande jene harten Friedensbedingungen eingebracht hatte, die Preußen nach dem Kriege stellte, vor den Reichsrath und die Volksvertretung Bayerns trat, um die Vertheidigung derselben zu übernehmen, da war es wieder Hohenlohe, der zwar nicht wie viele seiner erlauchten Collegen an der Isar, an den Bedingungen des Friedens feilschte und mäkelte, aber das eine laut und unbedingt, unter nachhaltigem Echo in der zweiten Kammer und in ganz Bayern forderte: Daß die Ratification dieses Friedens der letzte politische Act des Ministeriums von der Pfordten sein müsse, daß nur bei sofortigen Rücktritt dieses Ministeriums das Land von seiner schweren Prüfung sich erholen könne. So sprach Hohenlohe am 23. August 1866. Von da ab war sein Name derjenige, den unablässig die gesammte nationale Presse des Landes nannte und forderte als leitendes Haupt eines neuen Ministeriums, und sicher hätte der jugendliche König alsbald dieser Stimme Gehör geschenkt, wenn er nicht gezaudert hätte, einen der ersten Standesherren Bayerns, dem wenige gleichkamen an Höhe und Sicherheit der socialen Stellung, zum ersten Rathgeber der Krone zu machen. Doch schwanden bald diese Bedenken vor der Thatsache, daß Hohenlohe der Mehrheit des Landes und dem neuen Bundesgenossen Preußen weitaus der willkommenste Leiter der bayrischen Staatsangelegenheiten sei, daß er den klarsten Blick und den redlichsten Willen besitze, Bayern im neuen Deutschland deutsch zu führen. Gegen Ende des Jahres 1866 forderte der junge König Hohenlohe auf, ihm ein Programm derjenigen Grundsätze vorzulegen, die ihm eventuell als bayerischer Minister zur Richtschnur dienen würden. Hohenlohe vollzog den Auftrag zur Zufriedenheit des Königs. Mit dem 1. Januar 1867 trat Hohenlohe an von der Pfordtens Stelle.

Ganz Deutschland hat seitdem die Grundzüge des Hohenloheschen Programmes, namentlich in der deutschen Frage, durch seine Thaten erfahren, die sich am klarsten mit seinen eigenen Worten verfolgen lassen, wenn man die Rede liest, die er am 9. October 1867 in der Kammer der Abgeordneten hielt, in jener wichtigen Krisis, da zum letzten Mal die Forteristenz des deutschen Zollvereins auf den schwankenden Majoritäten der süddeutschen Kammern ruhte, ehe für immer das absolute Veto jedes Gliedes des alten Zollvereins, der parlamentarischen Neugestaltung durch Zollbundesrath und Zollparlament Platz machen sollte. Damals hat er in wenig kraftvollen Sätzen die goldene Mittelstraße vorgezeichnet, die ein bayerischer Premier von diesen Tagen an zu verfolgen habe: Volle rückhaltslose Anerkennung der neuen Zustände in Deutsch-

land, aufrichtiger Anschluß an Norddeutschlands leitende Militärmacht, aber auch Wahrnng der bayerischen Selbständigkeit, Anbahnung eines freundlicheren Verhältnisses mit Oesterreich. Von rechts und links, von den festgewurzelten Altbayern und heimatlosen Ultramontanen, wie von denjenigen, die nach dem Tempo des Jahres 1866 die seitherige Entwickelung der deutschen Einheit als eine zu langsame oder gar rückläufige ansahen, ist Hohenlohe wegen jener Rede der Halbheit bezüchtigt worden. Jene erklärten, er gebe den letzten Schimmer bayerischer Selbständigkeit an seine preußischen Sympathieen; diese ließen sich oftmals zu dem pessimistischen Ausspruch hinreißen: Lieber ein ultramontanes Ministerium ganz nach dem Herzen des bayerischen Reichsrathes, das den Staat an den Rand des Verderbens brächte, als diese gemessene Haltung! Wir lassen auch hier Thatsachen reden, statt politischer Vorurtheile.

Zunächst nämlich hatte Hohenlohe wenige Wochen, ehe er am 9. October 1867 sein Programm in der Kammer entwickelte, das glänzendste Zeugniß abgelegt für eine rein deutsche Gesinnung Man wird sich erinnern, wie lebhaft zu Anfang jenes Jahres der französische Chauvinismus wider uns erregt war, wie beinahe um Luxemburg der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich entbrannte. Die Gefahr war kaum abgewendet, als geheime Boten zwischen Wien und Paris hin- und herreisten, und die zur Schau getragene Busenfreundschaft der beiden Staaten in der geheimnißvollen Zusammenkunft Beusts und Napoleons in Salzburg ihre Weihe fand. Wieder begannen die Chauvinisten diesseit und jenseit des Rheins und der Donau mit dem Säbel zu rasseln, die Reize eines deutschen Südbundes gar anziehend zu entfalten und die deutschen Südstaaten zu einer „selbständigen" Politik im Kriegsfall aufzumuntern, wobei ausdrücklich ausgesprochen wurde, daß diese „selbständige" Politik in der Bundesgenossenschaft der Südstaaten mit Preußen gar nicht gedeihen könne; daneben fehlte natürlich nicht die Drohung mit der preußischen Annexion, die man in Süddeutschland überall ankündigte. Diese hochfahrende Verschwörung wider die Ehre des deutschen Namens, an der sich namentlich in Würtemberg die sogenannte Volkspartei in hellen Haufen berauschte, konnte nicht gründlicher abgestraft und lächerlich gemacht werden, als durch die plötzliche Veröffentlichung der Augustbündnisse aller süddeutschen Staaten mit Preußen, die Hohenlohe nun geschehen ließ. Die Ernüchterung der Schwelger in Rheinbündelei war um so vollständiger, je besser bis dahin das Geheimniß bewahrt worden war. Die Veröffentlichung dieser Bündnisse in Bayern gerade jetzt, wo der Kampf um die Erneuerung der Zollverträge entbrannt war, in einem Lande, wo die Rheinbündelei bis dahin so zweifellos für patriotisch galt, daß der große Obelisk in München von den im Solde Napoleons in Rußland verbluteten Bayern kündet: „Auch sie sind für das Vaterland gefallen", war wirklich eine mannhafte That, ein Zeugniß, daß Hohenlohe schon

in dem ersten halben Jahr seiner Amtsführung das Fundament, auf dem er stand, sicher gegründet hatte. Auch die Gründung eines Südbundes in allen Formen und Verhüllungen, in welchen er ihm angeboten wurde, wies er entschieden ab.

Und nun erließ Bismarck, wohl im wesentlichen als Gegendienst für die nationale That Hohenlohe's, seine berühmte Circulardepesche vom September 1867, wo er aufs bestimmteste leugnete, daß Preußen jemals auf den Beitritt der Südstaaten oder eines derselben zum Norddeutschen Bund auch nur den geringsten Druck üben werde. Die Depesche hätte sich jeder bayerische „Patriot" ins Gedächtniß rufen sollen, wenn er von Hohenlohe annahm, der Fürst werde wider Willen den Beitritt Bayerns zum Norddeutschen Bund erklären müssen. Denn die Depesche war nicht nur für Paris und Wien, sie war wesentlich zur Beruhigung der bayerischen Gemüther geschrieben; in Hessen und Baden wenigstens trug nach einer solchen Mäßigung Bismarcks nur der kleinste Theil der Bevölkerung Verlangen, und um Herrn von Varnbüler zu befestigen, war sie schwerlich abgefaßt.

Wer ferner den Fürsten Hohenlohe der Halbheit in der Verfolgung seiner nationalen Aufgabe bezüchtigt, mag sich erinnern, welche Thaten er nach seiner Rede vom 9. October 1867 aufzuweisen hat. Die zweite Kammer genehmigte fast mit Einstimmigkeit die Erneuerung der Zollvereinsverträge, und später das Schutz- und Trutzbündniß mit dem Norddeutschen Bund. Die Kammer der Reichsräthe aber war in ihrer übergroßen Mehrheit so entschieden für die Verwerfung beider Verträge gestimmt, und die Verwerfung ihrerseits eine so kritische Cabinetsfrage für Hohenlohe, daß die Feinheit, mit welcher er die ganze erste Kammer einstimmig zur Genehmigung umzustimmen wußte, schlechthin meisterhaft zu nennen ist. Für alle diejenigen nämlich, welche mit der Geschichte des Zollvereins vertraut waren, lag klar auf der Hand, daß der neue Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1867 stand und fiel mit der in ihm durchgeführten Abschaffung des absoluten Veto jedes Zollvereinsgliedes. Diese Errungenschaft war eine der besten des Jahres 1866, und es war sicher, daß Preußen sie unter keinen Umständen preis gab. Gleichwohl brachte der Fürst Löwenstein-Rosenburg im bayerischen Reichsrath, im Gegensatz zu dem unbedingten Verwerfungsvorschlag der Mehrheit den Antrag ein, den Zollvereinsvertrag zwar zu genehmigen, jedoch nur unter der Bedingung, daß es hinsichtlich des Veto für Bayern beim Alten bliebe. Hohenlohe empfahl zur Ueberraschung seiner Standesgenossen den Antrag zur Annahme, ja, er versprach ausdrücklich, falls der Antrag angenommen werde, denselben in Berlin zu befürworten. Die hohe Kammer nahm den Antrag an.

Hohenlohe ging nun in seiner Connivenz gegen seine Widersacher noch weiter. Er lud den hochgewandten Führer der Gegner, den Baron von

Thüngen ein, ihn zu Bismarck zu begleiten, damit er Zeuge ihres Gesprächs sei, und seine Ueberzeugung auch selbst beredt vertheidigen möge. Baron von Thüngen machte sich voller Hoffnungen mit Hohenlohe auf nach Berlin. Bismarck empfing die Herren mit gewohnter Freundlichkeit, namentlich Herrn von Thüngen. Aber

> Was er allda gesehen und erfahren,
> Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
> War seines Lebens Heiterkeit dahin,

und Thüngen derjenige, der nach seiner Rückkehr nach München seiner Kammer die einstimmige Annahme der Zollvereinsverträge empfahl.

Hohenlohe hat den entscheidenden Sieg, den er damals über die Häupter seiner Gegner davontrug, so klug und ergiebig benutzt, als möglich. Namentlich gebührt ihm das Lob, mit Hülfe des wackern Kriegsministers, den sprichwörtlichen Schlendrian der weiland bayerischen Armee ausgerottet und das Heer, soweit sich das mit den berechtigten bayerischen Eigenthümlichkeiten vertrug, noch vor dem Krieg von 1870 nahezu auf den strengen Fuß und die zuchtvolle Tüchtigkeit der norddeutschen Heereskörper gebracht zu haben. Was das heißen will in etwa zwei Jahren, und in einem Lande, wo die Rauferei mit dem Schlagring zum „braven Bua" gehörte, und eine halbe Kreuzerschwankung im Bierpreis ernstlich gefährliche Staatsrevolutionen erzeugte, wo endlich bis 1868 jeder halbwegs anständige Mensch sich vom Militärdienst loskaufen konnte, und für die beschränkteren Söhne wohlhabender Eltern der landesübliche Trost galt: „Zum Lieutenant ist er noch immer g'scheit genug", kann man sich wohl vorstellen. Größer noch wird das Verdienst, wenn man bedenkt, daß ihm gelungen ist, die übrigen süddeutschen Regierungen, namentlich das damals völlig centrifugale Württemberg, zu einer gewissen Einmüthigkeit mit Bayern in der militärischen Reorganisation zu veranlassen, und daß er 1869 soweit gelangte, eine süddeutsche Festungscommission ins Leben zu rufen, welche den kriegstüchtigen Stand der süddeutschen Festungen im Interesse des ganzen Vaterlandes zu prüfen und unterhalten bestimmt war. So lassen auch die scheinbar nur für die transmainanischen Stämme geschaffenen Institutionen, die er ins Leben rief, die bedeutende Beziehung zum Gesammtvaterlande und das Gegentheil von separatistischer Arbeit deutlich erkennen. Und nicht am geringsten wollen wir ihm anrechnen seine Circulardepesche vom 9. April 1869 über das vaticanische Concil und die geplante Unfehlbarkeit des Papstes, in welcher das Unheil der bösen Saat, die seitdem überall hoch aufgeschossen ist, ganz Europa klar prophezeiht wird. Doppelt hoch war der Muth solcher That anzuschlagen in einem Lande, wo seit Menschengedenken nur Rheinbündler, Satrapen der habsburgischen Hauspolitik oder

Ultramontane die Zügel der Regierung in Händen gehabt hatten; in dem Staate, welcher in allen deutschen Glaubenskriegen die Vormacht der spanischen Liga gewesen war.

Indessen all diese wohlmeinenden Bestrebungen und theilweise eminent kühnen Entschlüsse waren nur unter einer Bedingung des Sieges gewiß: wenn nämlich Fürst Hohenlohe in den Tagen seiner unbestrittensten Popularität und seines erfolgreichsten Einflusses für eine Totalerneuerung des bayerischen Ministeriums im nationalen Sinne gesorgt hätte. Rudolph Gneist war es, der einst der weitläufigen Phrase: „das Jahr 1848 sei gescheitert, weil es vor den Thronen stehen geblieben" den Hals brach durch die kühle Betrachtung, daß vornehmlich das Bestehenlassen der vormärzlichen Bureaukratie die Errungenschaften des Völkerfrühlings geknickt habe. Dieselbe Erfahrung hat leider Fürst Hohenlohe in Bayern gemacht. Er hat eine Anzahl zweifelhaft-nationalgesinnter Charaktere im bayerischen Ministerium neben sich bestehen lassen, die auf dem Oberwasser mit ihm schwammen, solange es gut ging, die ihn überaus muthlos im Stiche ließen, als es zum Brechen kam. Bei der heimathlosen, mit allen Todfeinden der deutschen Einheit und Selbständigkeit wider uns verschworenen Naturanlage der Römlinge, hätte er spätestens seit Erlaß seiner Circulardepesche wider das Concil nur die Treuesten der Treuen um sich versammeln, und die zweifelhaften doppelzüngigen Collegen aus dem Ministerium ausscheiden müssen. Bis auf die gegenwärtige Stunde fallen die Schatten dieser Unterlassungssünde — denn wer möchte daran zweifeln, daß z. B. die Reservatrechte der Krone Bayern, wie sie die deutsche Reichsverfassung gewährleistet, von einem rein nationalen bayerischen Ministerium von der Farbe Hohenlohe's zum größten Theil nicht begehrt worden wären? Wie ganz anders würde heute ein Cabinet Hohenlohe den Ultramontanen aufspielen, als Herr von Lutz! Und wenn auch so weittragende Folgen Anfang Winters 1869 Niemand überblicken konnte, so mußte der Fürst doch auch damals schon, wo er im Ministerium mit seiner nationalen Politik fast allein stand, seiner Niederlage gewiß sein, sobald die ultramontanen Patrioten die Mehrheit bei den Neuwahlen davontrugen; denn nur ein solidarisches Cabinet hätte nach constitutionellem Staatsrecht zur Kammerauflösung schreiten dürfen.

Dieser Fall trat im Winter 1869 ein. Schon die Wahlen im Sommer 1869 hatten das überraschende Resultat ergeben, daß die beiden Parteien des Landes sich in ganz gleicher Zahl gegenüberstanden. Die Präsidentenwahl brachte dieses Verhältniß zum Ausdruck. Keine Partei wollte nachgeben und jeder neue Wahlgang brachte wieder Gleichheit der Stimmen. Die Versuche Hohenlohe's, ein Compromiß zu Stande zu bringen, scheiterten an der Hoffnung, mit welcher sich ebenmäßig beide Parteien trugen, in einer neuen Wahl zum Abgeordnetenhause die Majorität der Stimmen zu erlangen. Die Führer beider Parteien riethen zur

Auflösung. So entschloß sich das Ministerium, die Kammern aufzulösen. Die Eintheilung der Wahlkreise sollte der liberalen Partei zum Siege verhelfen. Allein die liberale Partei, siegreich in den Städten, unterlag auf dem Lande: 80 Patrioten standen 74 Liberalen gegenüber. Es ist heute kein Geheimniß mehr, daß dieses Resultat im wesentlichen französischer Agitation und französischem Gelde zu danken ist, welches die französische Gesandtschaft in München für die Zwecke des „heiligen Glaubens und gegen die Verpreußung" mit vollen Händen ausstreute. Selbst die Namen der deutschen Buben, die damals in französischem Solde das Land gegen „den Preußen" aufwiegelten, sind uns bekannt. Und wenige Monate später, als während der Frühjahrssitzung des deutschen Zollparlaments 1870 noch Alles dem tiefsten Friedensvertrauen sich hingab, erklärte Fürst Hohenlohe auf einer Soiree des Kronprinzen in Berlin den Krieg mit Frankreich für nahe bevorstehend, unvermeidlich, da die Depeschen des Herrn Dr. Sigl vom bayerischen „Vaterland" dem Erbfeind Deutschlands die süße Gewißheit gegeben hatten, daß der Sturz Hohenlohe's gleichbedeutend sei mit der Neutralität Bayerns im Kriegsfall, und man in Paris hieran ernstlich glaubte.

Aber so überaus ehrenvoll dieses Zeugniß der Feinde Deutschlands dem Fürsten Hohenlohe vor dem Tribunal der deutschen Geschichte stets bleiben wird, und so elend im Sommer 1870 der Vaterlandsverrath der Schwarzen zu Schanden wurde an der deutschen Treue der braven Bayern — dennoch reichte die winzige Majorität der „Patrioten" der bayerischen Kammern aus, Hohenlohe damals zu stürzen. Sofort als das Wahlergebniß bekannt war, reichte das Ministerium seine Entlassung ein, die indessen vom König nur theilweise angenommen wurde. v. Hörmann und Gresser schieden aus. Hohenlohe trat mit Schlör, Lutz und Pfretzschner der äußerst erbitterten Kammer gegenüber. Womöglich noch winziger als die Mehrheit der Gegner war das geistige Capital, über welches dieselben zu verfügen hatten. Der weitaus beste Theil ihres Rüstzeuges ward im Vatican geschmiedet, und natürlich, wie alle Waffen der Curie, in das vorräthige Gift getränkt. Als der jugendliche König, fest zu Hohenlohe stehend, die Annahme der Reichsrathsdeputation verweigerte, welche ihm die wider das gesammte Ministerium beschlossene Mißtrauensadresse überreichen wollte, die Prinzen Luitpold, Ludwig und Leopold aber, welche an diesem Beschlusse Theil genommen, vom Besuch des Hofes dispensirte, und dagegen die zwölf Herren der Minorität des Reichsraths nebst den Ministern am 30. Januar 1870 zur königlichen Tafel zog, da schrieb das „bayerische Vaterland": König Ludwig II. heiße nicht Ludwig XIV., das Land sei constitutionell, die Regierung wolle Unruhen im Lande erzeugen und dann die Preußen als Retter ins Land rufen. Aber „sobald ein Preuße die Grenzen Bayerns überschreitet, setzen sich 600,000 Franzosen und 400,000 Oesterreicher in Bewegung, den Preußen

wieder hinauszuwerfen . . und jeder muß als Freund willkommen sein, der Bayern den Bayern erhält. In der „Unita cattolica" aber war um dieselbe Zeit zu lesen: „Der König hat mit seinem Betragen das Land ungemein aufgeregt, und wenn er nicht zu klügeren Rathschlägen zurückkehrt, so setzt er seine Krone auf's Spiel, die ohnedies für sein leichtes Haupt viel zu schwer ist. Dem Fürsten Hohenlohe, welcher den König bat, die Reichsrathsadresse und seine Entlassung anzunehmen, hat derselbe verneinend geantwortet und hinzugefügt, daß er noch Soldaten habe, auf die er zählen könne. Wenn das wahr ist, so ist es augenscheinlich, daß der gute Ludwig aufgehört hat, König zu sein." Und das „Giornale di Roma", das Organ des Cardinals Antonelli, erklärte: „wenn das Ministerium nach dem Mißtrauensvotum noch im Amte bleibt, so werden die Kammern durch Verweigerung der Steuern es zum Rücktritt zwingen."

Auch bei dieser Gelegenheit offenbarte sich die wunderbare Harmonie französischer und klerikaler Interessen, die natürlich nur rein zufällig war und ist, wie wir gern bestätigen, da die Herren Ultramontanen heute es nöthig finden, den Mantel nationaler Gesinnung sich umzuhängen. Damals scheuten sich die „Patrioten" der zweiten bayerischen Kammer nicht, das Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen als den Hauptgegenstand des Aergernisses gegen den Fürsten Hohenlohe zu bezeichnen. „Die Verträge mit Preußen sind erfahrungsgemäß der Deutung fähig", hieß es in dem Adreßentwurf der „Patrioten", der nach zwölftägigen Sitzungen und Debatten am 13. Februar 1870 endlich mit 78 gegen 62 Stimmen Annahme fand, „und die möglichen Deutungen verbreiten Beängstigung im Volke. Daraus entspringt unwillkührlich das Verlangen nach einem Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, dem das Vertrauen des Volkes entgegengetragen würde." Fürst Hohenlohe erklärte darauf offen, es gebe eine zweifache Art des Vertragsbruchs, eine offene und eine versteckte, zu der letzteren sei er unfähig; er ließ deutlich durchschimmern, welche Partei den offenen Treubruch nicht wage, den versteckten beabsichtige. Gegenüber dieser mannhaften Sprache, die durch Völk, Stauffenberg, Marquard Barth und A. mächtig unterstützt wurde, nahm sich die Beredtsamkeit und die Taktik der Gegner des Fürsten recht armselig aus. Der Militärcurat Lukas führte den „Sauhieb" in den parlamentarischen Paukcomment ein. Der nun verstorbene „Reichsgreil" debütirte schon damals mit dem Glaubensbekenntniß des heutigen schwarzen Centrums: „Es gibt Gesetze, die man nicht befolgen darf, denn der göttliche Wille steht über dem menschlichen." Und Dr. Jörg, der Referent der Majorität und Redacteur der gelben Blätter der Familie Görres, wußte seine durch zwölf Tage verhaltene Begründung der Adresse nicht besser zu beschließen als mit den Worten: „Es sei ein gar schlimmes Gerücht im Lande verbreitet, das habe man ihm, während er immer abgewehrt, gar oft in die Ohren ge-

flüstert: in Beziehung auf den Fürsten Hohenlohe seien Sr. Majestät dem Könige die Hände gebunden; er könne und dürfe den Fürsten nicht entlassen, weil Preußen nicht wolle."

Solchen Motiven ist der Minister Fürst Hohenlohe durch die Abstimmung vom 13. Februar erlegen. In dem ganzen Gift und Klatsch, Schmutz und Unflat, welchen die Patrioten während zwölf Tagen aufgerührt hatten, war nicht eine compromittirende Thatsache wider Hohenlohe zum Vorschein gekommen. Denn selbst die Behauptung Greils, daß der Fürst einen großen Theil seiner Güter in Preußen, und daher an diesem Lande ein größeres Interesse als an Bayern habe, wies Hohenlohe mit den Worten zurück: „Ich bin dem Herrn Vorredner sehr dankbar, wenn er mir diese Vergrößerung meines Vermögens wünscht; ich muß aber erklären, daß ich zur Zeit in Preußen keine Güter besitze." Indessen vor und in dieser Kammer gab es für diesen Minister in der That kein Wirken mehr. So genehmigte denn der König seine Entlassung.

Schon die Ereignisse des Jahres 1870 brachten eine Rechtfertigung seiner Politik, wie er schneller und glänzender sie nie erhoffen durfte!

Von dem weithin sichtbaren Posten des leitenden Staatsmannes ist Fürst Hohenlohe seitdem abgetreten und hat sich mit der stillen Wirksamkeit eines bayerischen Reichsraths, eines deutschen Reichstagsabgeordneten für den Wahlkreis Forchheim in Oberfranken begnügt. Der Reichstag hat ihn — wie schon 1868, 1869 und 1870 das deutsche Zollparlament — zweimal durch die Wahl zum Vicepräsidenten ausgezeichnet. Sonst ist seine Bedeutung, seiner bescheidenen Zurückhaltung gemäß, weniger in die offene parlamentarische Arena getreten. Nur einmal am 16. Mai d. J. hat er in der Jesuitendebatte sein Wort kurz und mächtig eingelegt in dem ernstesten Kampf, der Deutschland in unseren Tagen bewegt. Diese Rede, die noch in unser Aller Erinnerung ist, ist in der bei Simion in Berlin erschienenen Broschüre mit abgedruckt, und das jetzige Reichsgesetz entspricht wenigstens theilweise dem Vorschlage, dem Hohenlohe in seiner Rede das Wort lieh. Wohl aber schätzen ihn seine Fractionsgenossen in der liberalen Reichspartei, in der er mit Völk, M. Barth, Luxburg, Nordeck zu Rabenau, Roggenbach u. A. zusammenwirkt, als eines ihrer tüchtigsten Mitglieder.

Und wenn ihm jemals beschieden sein sollte, die Zügel der Regierung seines engern Vaterlandes in die milde, feste Hand zu nehmen, so wäre das ganz Deutschland ein Beweis, daß auch die Mehrheit der bayerischen Bevölkerung ergriffen worden ist von der Erkenntniß, welchem guten und hohen Ziele das politische Streben des Fürsten Hohenlohe gewidmet ist.

Aus Weimars Culturgeschichte, 1800 bis 1832

von

C. A. H. Burkhardt.

II.

Auch ein Blick auf die einzelnen Berufsclassen bietet manches Lehrreiche für das Culturleben Weimars.

Der Gewerbstand hatte unleugbar gegen das vorige Jahrhundert Fortschritte gemacht. Nennenswerth waren sie indessen nicht, weil die fördernden Bedingungen fehlten. Wie überall, hatten Zunftzwang und beschränkte Verkehrsverhältnisse das Ihre reichlich gethan um den regen Sinn Einzelner immer noch als sonderbare Erscheinungen gelten zu lassen. Es fehlte nicht an speculativen Köpfen; Weimar erfreute sich einer ganzen Reihe hübscher Erfindungen Einzelner, aber die große Masse des Handwerkerstandes war infolge der geschilderten Verhältnisse eines schnelleren Aufschwungs nicht fähig. In dem Maße als Karl August namentlich mit der Zeit des wiederbeginnenden Schloßbaues das stagnirende Gewerbewesen aufgerüttelt hatte, das sich mehr als ein Decennium bei unerlebt gutem Verdienste wohl sein ließ, hätte den übrigen Bewohnern die Anreizung zu besondern Anstrengungen gefehlt, wenn für die technischen Gebiete nicht ein so enorm schöpferischer Geist, wie Bertuch mit der Gründung seines Industriecomptoirs aufgetreten wäre. Er war eben die Leuchte für den Handwerker, er erschloß ihm, was draußen außerhalb der Mauern Weimars geschah; er brachte Industrieerzeugnisse zur Anschauung und belebte den denkenden und schaffenden Geist, indem er auch Absatzquellen für seine Erzeugnisse schuf. Man kann sagen: Bertuch wäre bei seinem ausgedehnten Privileg im Stande gewesen, die Thätigkeit eines industriellen Gewerbestandes nach Außen hin zu verlegen, wenn man damals das Zeug gehabt hätte, diesen Anregungen allseitig Folge zu geben, und nicht ihm Zurückhaltung und Mißtrauen gegenüber gestellt hätte.

Und eben der Zunftzwang hatte im Gefolge eine Reihe von Gesetzen und Entscheidungen, die das Gewerbe niederhielten. Man schaffte zwar manche, welche noch aus dem 16. Jahrhundert datirten, ab; versuchte durch Einlaß Fremder die Hebung des Gewerbstandes. Aber damit war dem Stagniren nicht abgeholfen. Es kamen meist arme dürftige Meister, die unter einem Vermögensnachweis von 250 Thalern aufgenommen wurden. Ein Criminalrichter sprach 1811 die Ueberzeugung aus, daß die meisten eines Meineides sich schuldig machen würden, wenn sie wirklich den Besitz von 250 Thalern eidlich erhärten wollten. Man kam nothwendig auf den Gewerbeschutz zurück, nur der eisernen Nothwendigkeit wich man und von dem Ergötzlichen, dessen

sich in den öffentlichen Wochenblättern viel findet, erwähnen wir nur, daß man die Tüncher 1813 auf kurze Zeit deßhalb Ofen setzen ließ, weil sämmtliche Töpfer am Nervenfieber krank oder gestorben waren; und einer Wittwe versagte man die Errichtung einer Wirthschaft, weil sie nach richterlicher Entscheidung so viel besitze, daß sie auch ohne dies Gewerbe leben könne. Die Folgen zeigten sich bei der 1821 angestrebten ersten Gewerbeausstellung, auf der nur 4—5 Leute etwas geleistet hatten. Sie hatten sich bereits seit 1816 gezeigt, wo allein 77 Schuhmacher öffentlich bekannten, mit Nahrungssorgen kämpfen zu müssen, und sie zeigten sich in der allerdings wenig gefährlichen Schusterrevolution, in der alle fremden Verkäufer mit Gewalt ausgetrieben werden sollten, oder gar im Gebiete der Luftschifffahrt, der einzelne sich in Weimar ergeben hatten, um das Glück, wie sie öffentlich drucken ließen, in den höhern Regionen zu begründen, dessen sie hier nicht theilhaftig werden könnten.

Selbstverständlich fehlte es bei dem Zunftzwang auch an Handel und Wandel. Wenn man 1802 mit Nachbarstaaten Verträge zum gegenseitigen Besuch der Fruchtmärkte schuf, so waren diese nur für die Zeiten des Ueberflusses gültig. Gewerbliche Erzeugnisse stützten den Handel nicht; fertige Möbel z. B. gab es vor 1805 in Weimar nicht, und die höhern Vermögensnachweise, welche für Handelsgeschäfte gefordert wurden, ließen keine Vermehrung der Geschäfte und keinen Aufschwung zu. Ja, man hatte noch das Gesetz von 1766, nach welchem kein Katholik durch Hauskauf sich ansässig machen durfte. Der hohe städtische Eingangszoll auf alle Waaren drückte den Handel ebenso gut wie das noch bis 1811 bestehende Vorkaufsrecht Einzelner. Und wie man erst seit 1817 bestimmte Classen von fremden Gewerken auf hiesigen Jahrmärkten zuließ, die ihre Waaren bis 1818 als tüchtig und zuläßig von dem Weimarischen Handwerker prüfen lassen mußten, so durften auch die wenigen Fabriken, welche Cölnisches Wasser und Cigarren (1816 und 22) fabricirten, nur nach feierlicher Prüfung und nach Proben, welche die Regierung abnahm, arbeiten und vertreiben. Auf den Standpunkt und die Höhe des Handelsstandes gestattet der Umstand sicheren Rückschluß, daß Waarenlotterien wie im vorigen Jahrhunderte noch in diesem an der Tagesordnung waren, und die Begründung des Wollmarktes (1825) beinahe in Frage gestellt wurde, weil es sowohl an öffentlichen Gebäuden und geräumigen Privathäusern, als an genügendem Geldverkehr mangelte. Denn den letzteren vermittelte nur ein einziges Bankhaus kleinern Styls. Die für den Wollmarkt nöthigen Gebäude aber, wie Waage und Meßhaus verdanken erst der glänzendern Entfaltung des Marktes 1835 ihre Begründung.

Die Entwickelung der Landwirthschaft berühren wir nur kurz, weil sie weniger auf die Stadt als auf die Landescultur im Großen Einfluß aus-

übte. Schon im vorigen Jahrhundert hatte Karl August vieles zur Hebung dieses Zweiges gethan, weil er auf die Bildung eines tüchtigen Bauernstandes sein Augenmerk gerichtet, auf seinen Reisen reiche Erfahrungen gesammelt hatte, um das Gelernte nach eignem Geständniß in das engere Vaterland zu verpflanzen und zu verwerthen. Die Ettersburger Gutswirthschaft, die Oberweimarische Musterwirthschaft, die landwirthschaftlichen Vereine, deren Begründung in dem Bauernstande 1802 selbst angeregt wurde, zeigten ihre Wirkungen. Es entging ihm nicht leicht eine Handhabe zur Hebung der Bodencultur, wenn auch hie und da bei dem Stande der Agricultur wissenschaftlich mancher kleine Rechenfehler mit unterlief. Man förderte den Anbau des Tabacks durch unentgeltliche Vertheilung des Saamens, weil man aus dem Verbrauch auf den bedeutenden Ertrag einer Tabackssteuer rechnete (1812) ohne zu bedenken, daß die Güte des Weimarischen Tabacks sehr zweifelhafter Natur war und reichen Absatz in Frage stellte. Man fand, daß der Krieg, wie einst den Vögeln, jetzt den schädlichen Mäusen und Maulwürfen erklärt werden müsse (1810), man bekämpfte die Thiere mit Staats-, Commun- und Privatcassen, die Prämien zahlten. Später mußte jeder Ackerbesitzer mindestens 4 Maulwürfe aufbringen, so schwer es auch oft war; man controlirte den übermäßigen Verbrauch von Stroh, mit dem man (1813) heizte, und fand noch viele kleine, mühevolle Wege, auf denen der Landwirthschaft aufgeholfen werden sollte. Dagegen wurde manches Nennenswerthe durch die 1814 begründete Lehranstalt in Tiefurt geleistet, wo Sturms Thätigkeit in Verbindung mit der Universität Jena die Bildung junger Landwirthe anstrebte. Dann kam 1815 die wieder von Bertuch ins Leben gerufene Landesbaumschule. Dabei war man nun freilich auch wieder nicht frei von Mißgriffen, und besteuerte z. B. bis 1815 neben dem Grund und Boden auch noch die einzelnen Obstbäume, deren Setzung im vorigen Jahrhunderte bei freudigen Familienfesten obligatorisch gewesen war, und die Höhe unserer Obstcultur erzielt hatte. Ueberhaupt stoßen wir, wie in andern Staatsverwaltungen, auch bei uns auf manches was uns heute staatswirthschaftlich ein Räthsel bleibt. Wir erwähnen z. B. die Steuerverfassung, als Beweis, welche Fortschritte wir heute gemacht haben. Dem Staate lag damals gar nichts daran die Steuerkraft des Einzelnen auszunützen; er war nicht steuergierig. Als man in Weimar an die Deckung der Kriegskosten ging, sagte das Gesetz ausdrücklich: Derjenige, welchem daran gelegen ist, den eigentlichen Bestand seines Vermögens ungewiß zu lassen, kann dies leicht dadurch bewirken, daß er sich zur Zahlung mit Inbegriff eines freiwilligen Beitrags als Geschenk versteht. Ein höheres Steuercapital als 2000 Thaler hatte man gar nicht im Auge. Freilich sah man auch die Folgen dieser staatswirthschaftlichen Maximen in der lang andauernden Finanzcalamität Weimars. Man sah sie nicht allein in der Physio-

gnomie der Stadt, sondern auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, die sich nun einmal regelt nach dem, was man ihr ansinnt.

Auf keinem Gebiete tritt uns schärfer vor die Seele, unter welch' heißen Mühen, schweren Kämpfen das Vorwärts angestrebt wurde, als in dem Schul- und Unterrichtswesen. Als Goethe 1775 in Weimar eintrat, fand er ein Gymnasium, der Schülerzahl nach in vollem Flor. Aber bei näherer Besichtigung war es gelehrte Schule, Bildungs-Anstalt für Volkslehrer, und Volksschule in unserm Sinne zugleich. Nebenher liefen Kinder, die je nach Einsicht der Eltern keine Schule besuchten, oder von Schülern oder einem alten 60jährigen Stockmeister unterrichtet wurden. Goethe hatte einmal eine Anwandlung, an diesem Punkte einzusetzen; er sorgte für die Kinder alter Soldaten durch Gründung einer Näh-, Strick- und Spinnschule; ihm mochte wohl nahe liegen, die Misere der untern Classen mehr durch den Broderwerb nach der Schule, als durch die zunächst zu erstrebende elementare Bildung sicher zu stellen. Ist es rührend, wie ein genialer Geist in die kümmerlichen Volksschulverhältnisse der damaligen Zeit hinabstieg, und mit praktischen ihm fernliegenden Fragen sich vertraut zu machen suchte, wie er, der bekannt oder unbekannt selbst den Rocken spann, sein Spinnbüchlein entwarf, so können wir ihm doch nicht den Preis des Verdienstes um Weimars Culturleben in dieser Beziehung zuerkennen. Der ewig für uns verdienstvolle Herder war es, der schärfer einsetzte, Volksbildung von gelehrter trennte und den Keim pflanzte, dessen Gedeihen noch heute fortwährender Fürsorge empfohlen ist. Sein Schullehrerseminar, seine Bestrebungen für den Volksunterricht stehen in segensreichem Andenken, wenn auch die Zeit, der er angehörte, nicht immer und namentlich in den höhern Ständen, ein volles Verständniß für seine Schöpfung, für das Aufbauen von unten, beurkundet. Denn Volksbildung war in Weimar bei Vielen verhaßt, man fand hier wie im übrigen Deutschland thörichterweise mit einer verbesserten Elementarbildung auch die Gefahr der Infizirung mit den Ideen des revolutionären Frankreich gesteigert, bis dann die schwere Züchtigung und Prüfung an unser Vaterland herantrat und die Furcht vor dem rothen Gespenst allmählig zu weichen begann.

Als Herder die Augen schloß, hatte er nicht erreicht, was er gewollt. In seinem Geiste baute man aber weiter. Die Regierung suchte unsere Voreltern zu überzeugen, wie dringend nöthig der Schulbesuch sei. Denn es gab im Beginn des Jahrhunderts viele Mütter, die die Schule nie gesehen hatten, Knaben wurden confirmirt, ohne jede Kenntniß des Schreibens, Lesens und Rechnens; 1807 unterrichtete noch in Weimar ein Tagelöhner mehr als 40 Kinder, und in den unterdessen gebildeten Volksschulen glaubte man das Schulgeld deßhalb erhöhen zu müssen, weil ein Zimmer mehr geheizt werden

mußte. Almosen wollte man solchen Eltern entziehen, welche ihre Kinder nicht zum Schulbesuch anhielten. 1808 strebte man die Errichtung einer Classe an, um die „Vagabunden und kleinen Sträflinge“ zu bergen. Von Seiten des Hofes arbeitete man in den Schulen nach Goetheschem Standpunkte auf Erlernung eines Gewerbes: denn man sah, daß in diesen Verhältnissen die Möglichkeit eines Broderwerbs die besitzlosen und rohen Classen viel leichter vor Unheil bewahre, als eine mangelhafte oder gar keine Schul-Bildung. Karl August strebte Strohflechtschulen, die Herzogin Louise Strick- und Nähschulen an, deren wir 1817 20, heute über 200 im Lande zählen. Damals unterrichteten bei 600 Kindern insgesammt 12 Lehrer incl. Seminaristen, heute haben wir an den Volksschulen Weimars allein 37 Lehrer aufzuweisen. Erst im Anfang dieses Jahrhunderts ist der Fortschritt in der Volksschule durch Classentheilung möglich geworden.

Und auf welcher Stufe stand das Gymnasium? Wie bemerkt, von den heterogensten Schülern überfüllt, von bedeutenden Lehrkräften gestützt, aber auch von tief unter dem Niveau der Zeit stehenden gefährdet, sollte es die höchsten Aufgaben für das geistige Leben erfüllen! Wenn auch Männer an der Spitze standen, die wie ein Böttiger, Lenz, Hand u. s. w. durch ihre wissenschaftliche Bedeutsamkeit das geistige Leben Weimar's in vorzüglichem Maße mit vertraten, so lag die Unfähigkeit der Anstalt, auf deren Grundübel man tief einging, in den complicirtesten Verhältnissen, welche wohl eine Gymnasialgeschichte, nicht aber diese Skizze veranschaulichen kann. Wir deuten daher hier die Gründe des Verfalls blos an. Man faßte das Uebel bei der Wurzel, als man eine Säuberung von Lehrenden und Lernenden vornahm, nicht länger 86- und 80-jährige Lehrer durch Seminaristen vertreten ließ, und dem Wirken von Lehrern ein Ende machte, welche nur mit Hülfe arretirender Soldaten das Ansehen bei ihren Schülern behaupteten! Es kam hinzu, daß materielles Wohlbefinden des Directors von der Ueberfüllung der Anstalt abhing, weil Schulgeld, Neujahrs- und Geburtstagsgeschenke — und wenn letztere auch nur in dem obligatorischen Geschenke von je 6 Groschen bestanden — zu den willkommenen Einnahmen gehörten. Daher kam die Ueberfüllung und Verschlechterung der höchsten Bildungsanstalt, aus ihr der Mangel an Disciplin, ein Ballast, der nur durch Trennung der verschiedensten Elemente, der Volks- und gelehrten Schule sich beseitigen ließ. Leider läßt sich nachweisen, wie geistige und materielle Armuth der Schüler die Wirksamkeit des Gymnasiums in jenen Jahren geschädigt haben. Mancher unserer Vorfahren und unserer Mitlebenden gehörte nach dem Zuschnitt dieser Anstalt ihr nur nothgedrungen an. Der berühmte Röhr machte noch die trüben Erfahrungen, daß Gymnasiasten ihn um Unterstützung zur Beschaffung eines Lexikons auf offner Straße angingen und als 1816 das hundertjährige Jubiläum der Anstalt gefeiert wurde,

glaubte man die großen und kleinen Barfüßer, und die mangelhaft Gekleideten vom Festzuge ausschließen zu müssen, während Niemand anders als die Zöglinge die Kosten für die Illumination des Gymnasiums zu tragen hatten. In der Bevölkerung lebte zwar der Drang nach Besserung des Schulwesens, aber die höhern Stände schlossen sich vom Gymnasium aus, die Privatlehrer und Winkelschulen schossen daher wie Pilze aus der Erde, ohne daß der Staat sie beaufsichtigte. Der Ruf der Stadt zog manche Lehrkräfte an, das heute blühende Pensionswesen schlug im Beginn des Jahrhunderts seine festen Wurzeln, aber all diese Anstalten lassen sich wegen fehlender Staatsaufsicht ihrer Zahl und Wirksamkeit nach nicht völlig ergründen. Das Melos'sche Institut für junge Mädchen lehrte Naturgeschichte bloß deßhalb, um den herrschenden Aberglauben zu beseitigen; es gab Schulen für den Orleanser, Pariser und Bourgogner Dialekt, sogar eine Militairschule des Franzosen Perrin-Parnajon, der eine Militairzeitung herausgab; aber all diese Erscheinungen blieben ephemere, theils weil das größere Bedürfniß theils weil die nöthige Vorbildung fehlte. Und so ging es bis 1825 an gewaltige Reformen des gesammten Schulwesens, man reinigte das Gymnasium von den Seminaristen, trennte die Volksschule von dieser Anstalt und gab sie selbst ihren eigensten höheren Zwecken wieder. Hatte der Gymnasiallehrer seit 1768 eine bedeutendere sociale Stellung gewonnen — damals stand er in der Rangesordnung noch unter dem Hoftrompeter —, so war sein Amt jetzt darum noch kein beneidenswerthes; 5 Lehrer unterrichteten über 400 Köpfe, höchstens daß einige Seminaristen helfend beisprangen, welche für die Stunde 6—7 Pfennige erhielten, und in damaliger Zeit mehr Stunden gaben, als sie vom Staate zur eignen Ausbildung empfingen. Erst mit der Begründung der Bürgerschule ging es aufwärts, das Seminar war in seine Bahnen geleitet, wenn man es der Schülerzahl nach auch beschränkte, weil das Bedürfniß für die Volksschule gedeckt war; und diese breitete sich aus, weil man nicht wie bisher genöthigt war, aus Mangel an Raum nur die ältesten Kinder zuzulassen, während jetzt das Gymnasium unbeirrt an die Lösung seiner höhern Aufgaben herantreten konnte, die scharf bestimmt eine gewaltige, hier nicht zu behandelnde innere Reorganisation bedingten. Der 3. September 1825, an dem die erste Bürgerschule eingeweiht wurde, ist einer der größten Tage in der Weimarischen Culturgeschichte, mit ihr war erst die sichere Basis dafür möglich geworden, unsern Culturbestrebungen von unten auf eine breite sichere Grundlage zu geben.

Von anderen öffentlichen und privaten Bildungsmitteln erwähnen wir kurz das im vorigen Jahrhundert gegründete freie Zeicheninstitut als eine Anstalt für Geschmacksbildung als Vorschule künstlerischer Leistungen. Ihre jährigen Ausstellungen regten weiter und weiter an; Schiller macht 1794

schon die Bemerkung, daß es von c. 30 jungen Damen, darunter viele vom Stande, andere den besten bürgerlichen Classen angehörend, besucht werde. Später hatte die Theilnahme so zugenommen, daß man auch zur Erzielung eines bessern Unterrichtes (1816) begann, das Institut in Classen abzutheilen. Eine hohe Bedeutung hatte früh die vom Hofe und Goethe gepflegte öffentliche Bibliothek, die weitaus den Bedürfnissen Weimars entsprach und im Auslande schon damals eines bedeutenden Rufes sich erfreute. Sie war zugleich die Stätte für meteorologische Beobachtungen, die die Bibliothekare veröffentlichten. Doch stand dem größern Publicum damals die Benutzung der Bibliothek noch fern. Wer sie 1808 sehen wollte, mußte sich eine Stunde vorher ansagen lassen. Später traf Goethe die Einrichtung, daß kleine Kreise gegen Eintrittskarte sich zusammenfanden, denen so zu sagen in systematischer Folge die großen Schätze gezeigt wurden, welche die klassische Zeit Weimars zusammengebracht hatte. Seit 1825 verallgemeinerte Karl August den Besuch, und regte namentlich die Landbevölkerung in nicht zu unterschätzender Weise zum freien Besuche der Bibliothek an.

Einen bedeutenden Fortschritt bekundet die Geschichte des Weimarischen Museums. Vor dem Schloßbrande (1774) gab es zwar im Schloß eine Bilderkammer, aber von Einheimischen war sie kaum benutzt und Fremde zog sie nicht an, weil sie so dunkel war, daß man noch 1772 einen guten Theil der Kunstproducte nicht sehen konnte. Der Director erfreute sich als Hofmaler zugleich eines Gehaltes von 150 Thaler und charakteristisch ist sein Diensteid, der ihm vorschrieb, sich eines stillen christlichen Lebenswandels zu befleißigen, unanständige Gesellschaft zu meiden, unnöthiges Geschwätz zu unterlassen, alles was er bei Hofe höre, bis in seine Grube geheim zu halten, insonderheit und daneben aber auch die ihm anvertraute Bilderkammer zu bewahren und Niemanden daraus abcopiren zu lassen. Nach dem Schloßbrande waren Kunst- und Naturaliensammlung noch gemeinsam verwaltet; letztere glaubte steif und fest neben vielen Merkwürdigkeiten (während der größte Theil der Bilderkammer im Schloßbrande untergegangen war), einen Schuh unserer Apostel zu besitzen. Ihr derzeitiger Director Heinsius spricht nur von 11 geretteten Gemälden und von 403 Kupferstichen. Wir sehen, daß auch hier in Weimar von vorn angefangen werden mußte, so daß die heutigen Sammlungen nicht einmal eine hundertjährige Geschichte für sich haben. Karl August, Amalia, Goethe schufen die ersten nennenswerthen Anfänge und wenn man bedenkt, daß die Bedürfnisse der Hofhaltung Karl August's jährlich mit 41 bis 160,000 Thaler bestritten, und der Lage der Sache nach, ein wesentlicher Theil der Culturaufgaben Weimars mit diesen karg bemessenen Mitteln gelöst worden ist, so darf man gewiß nur mit Genugthuung und Freude den heutigen Bestand der Kunstsammlungen betrachten.

Mit Melchior Kraus, der neben Untergeordnetem manch Treffliches schuf, beginnt die bessere Zeit des Weimarischen Künstlerlebens. Und wenn es charakteristisch ist, daß zunächst die einheimischen Künstler noch lange bei allen Anregungen, die sie auch durch Stellung künstlerischer Preisfragen erhielten, von Auswärtigen überflügelt wurden, so war doch Weimar ein bedeutender Mittelpunkt künstlerischen Strebens. In dem Maße als man sich um den in vielfacher Beziehung anregenden und fördernden Hof und um Goethes Kunstkreis schaarte, wirkte man auf Weimar und seine Bestrebungen. Wer nennt all die Namen, an die sich so manche herrliche Leistung knüpft. Ueberall kann man an künstlerischen Erzeugnissen den Gang der Entwickelung sich vergegenwärtigen; es ist ein weiter mühevoller Weg, der von der tief untersten Stufe zu den vollendetsten Werken weimarischer Künstler führt.

Von Einheimischen wirkte im vorigen Jahrhundert der fleißige Bildhauer Klauer, der 1789 mit dem Neptun auf dem Markte der Stadt die erste Statue gab, und der die massenhaften Erzeugnisse seiner Kunst auch gewerbmäßig durch seine Toreutikawaarenfabrik vervielfältigte. Gerade in dem gewerbsmäßigen Betrieb documentirte sich der Fortschritt. Vorzüglich drang das Kunstgewerbe durch das Industriecomptoir in die breite Masse. Bertuchs Bilderbuch nennen wir unter vielen bedeutenden Erzeugnissen, weil die Kunst mit diesem ein vernachlässigtes Gebiet betrat. Es war das erste deutsche Bilderbuch, das diesen Namen verdiente, leider aber durch die Großartigkeit seiner Anlage nicht so auf dem betretenen Gebiete wirkte, wie man es um der Jugendbildung willen hätte wünschen mögen. Erinnern wir uns an die elenden A-B-C-Bücher, an all die schlechten und unästhetischen Bilder unserer Kinderjahre, so werden wir das Verdienst Bertuchs um so höher schätzen, als man ihm in der Beschaffung besserer Bildungsmittel nacheiferte, und vor allem richtige Vorstellungen durch correcte Abbildungen zu erzeugen suchte. In kunstgewerblicher Hinsicht leistete Bertuchs Anstalt Großartiges, bis 1806 wurden die meisten Karten in und für ganz Deutschland in seinem Industriecomptoir gestochen; es beschäftigte nahe an 400 Personen, deren Zahl mit der Schlacht von Jena sofort auf 180 sank. Später arbeiteten über 100 „illuminirende Frauenzimmer," wie man diese zu nennen pflegte, in dem Institute, die das Coloriren wie Bertuch meinte erst lernen müßten. Denn was man mitunter unter Coloriren verstand, zeigte 1810 ein von ihm producirtes Buch, in welchem stand „Nelken werden gemalt wie Rosen, — aber anders."

Ueberall herrschte auf dem Kunstgebiete ein reges Leben. Die Anregungen, die der Schloßbau bis zu dem Anbau des linken Schloßflügels mit den Dichterzimmern gab, wirkte unglaublich auf die Bestrebungen. Daher die Menge von Namen, welche in den verschiedensten Richtungen in der Plastik, Stein-

schneidekunst, im Malen thätig waren. Je tiefer wir in das Jahrhundert gehen, desto schwieriger ist es alle Namen zu erwähnen. Die Fülle guter Namen ruft uns aber auch in das Gedächtniß zurück, was auch in dieser Beziehung von dem kunstsinnigen Hofe geleistet worden ist, und wie viele Meisterwerke Weimarischer Künstler ohne diesen Factor im Museum fehlen würden, um das Wirken der Vergangenheit zur Freude der Gegenwart und der Zukunft im freundlichen Bilde vor die Seele zu stellen.

Bei all diesen erfreulichen Erscheinungen blieb Weimar in Einem, in der Begründung eines öffentlichen gut geleiteten Organs, einer allen Kreisen gewidmeten Zeitung merkwürdig zurück. Ein sogenanntes öffentliches Wochenblatt mit Bekanntmachungen aller Art, Fabeln, vielleicht auch einigen schlechten Gedichten, Belehrungen im Gebiete der Landwirthschaft u. s. w. war alles, was erschien. Politik war ausgeschlossen; erst mit dem Sieg bei Leipzig trat es mit einigen wenn auch zahmen politischen Nachrichten hervor, und die Geistlosigkeit der Redaction bekundete sich niemals evidenter als 1807, als das Blatt sich herbeiließ, das Verdienst der eben dahingegangenen verdienstvollen Fürstin, der Herzogin Amalia zu schildern und ihr einen Nachruf zu widmen. Um diese Zeit strebte man eine Art Zeitung an, die den wenig versprechenden Namen: „Weimarisches Allerlei" führen sollte. Doch ist jede Spur ihres Erscheinens geschwunden. Nicht etwa die Censur hielt, wie anderwärts, von derartigen Unternehmungen ab. Es war lediglich die geringe Aussicht auf das Interesse der Massen. Die gebildete Bevölkerung hatte ihre fremden Zeitungen in hinreichender Zahl, die meist auch die mehr und mehr in Aufnahme kommenden Leseinstitute, deren bedeutendstes 1814 17 Zeitungen hielt, zu verbreiten suchten. Eine Zeitung hätte unendlich für den raschen Aufschwung gewirkt; aber mit 1808 kam die Censur, und die Großmächte, welche Weimar als einen gefährlichen Mittelpunkt deutscher Bewegung ansahen, drückten ebenso mächtig auf Karl August als dieser seine deutsche Gesinnung behauptete, wenn man auch zu Ehren der französischen Dynastie Obelisken auf dem Fürstenplatz errichtete und wir mit dem Eintritt der französischen Gesandtschaft das durch Goethe geleitete Theater unter schärferer Controle in Betreff der Aufführungen finden. Erst 1816 besserte sich das Wochenblatt, indem es einigem politischen Interesse, der Völker-, Vaterlandskunde, und Geschichte gerecht wurde. 1817 kam dann das Oppositionsblatt, das sich sogar die Aufgabe stellte, die wilden Mißbräuche der Presse zu zügeln. Sehr bezeichnend sagte damals Wielands Sohn, daß Karl August das Neue mit dem Alten verbinden wolle. Metternich machte diesem Weimarischen Lieblingskinde vom Troppauer Convent aus ein Ende. Nicht minder unglücklich war das alte Landsturmblatt, an dessen Stelle das Sonntagsblatt trat, und recht eigentlich für den Bürger und Bauer am siebenten Tage eine Erholung gewähren sollte. Nur brauchten die Ankündigungen mit einer gewissen Scheu

den Namen „Bauer," „weil 10 derselben in den Landtag eingerückt seien." Nur eine Schöpfung auf diesem Gebiete ist bemerkenswerth, es ist das am Abende des Goetheschen Lebens von ihm und den wissenschaftlichen Kreisen Weimars gegründete Lesemuseum, das damals schon die Fülle wissenschaftlichen Lebens und die Vereinigung gemeinsamer Interessen bekundete.

Kaum bedarf es eines Hinweises auf die Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens; die Koryphäen Weimar's lassen jede Ausführung überflüssig erscheinen. Nur ein Moment hat der Erzielung noch bedeutenderer Resultate geschadet, es ist der Mangel eines gemeinsamen innigen Zusammenwirkens, wie Schiller sehr richtig in einer unterdrückten Stelle*) eines Briefes an Humboldt betont und was Goethe in spätem Alter in den bezeichnenden Worten zugegeben hat: „Wir sind zu nah an einander hochstehende Bäume gewesen." Aber tief und nachhaltig war das Wirken jener großen Geister doch und sei es nur in Rücksicht darauf, daß sie Weimar zum Mittelpunkt eines hohen geistigen Lebens umschufen, in das gar Mancher verflochten, und hierdurch in die Bahnen ernsten Strebens geleitet wurde. Das sieht man auf allen Gebieten des Wissens, das erfährt man bei hunderten von Namen; es war hier eine Fülle der Entfaltung, wo sonst eitel Leere gewesen war. Kaum giebt es einen bedeutenden Namen deutscher Wissenschaft, der dies Ilm-Athen nicht zum Zielpunkt seiner Wanderungen ausersehen hat. Man braucht nur zu blättern in den zum Theil in Vergessenheit ruhenden Tagebüchern der Mitlebenden, um zu erkennen, wie Weimar geistig genährt wurde auch von denen, die es nicht zu den Seinen zählte. Praktisch hat dies Leben wohl keiner besser durchlebt als Bertuch, für dessen Fülle wissenschaftlich bedeutsamer Unternehmungen die unwiderleglichen Zeugnisse noch heute sprechen.

Solch einem nach allen Richtungen gehobenen Leben konnten aber die Momente sittlicher Hebung nicht fehlen, um so weniger, als Weimar in seiner zum Theil armen Bevölkerung reichen Anlaß zur Wohlthätigkeit dar-

---

*) Die bemerkenswerthe Stelle lautet zum Briefe Schillers an Humboldt vom 17. Februar 1803:

Es ist zu beklagen, daß Goethe sein Hinschlendern so überhand nehmen läßt und weil er abwechselnd alles treibt, sich auf nichts energisch concentrirt. Er ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit, die zwar keine abgezogene ist, aber doch nicht nach Außen productiv wirkt. Seit einem Vierteljahre hat er ohne krank zu sein, das Haus, ja nicht einmal die Stube verlassen.

Von dem, was er treibt, wird er Ihnen selbst Nachricht gegeben haben. Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Consequenz in seinem Thun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisirt werden, in der Kunst überhaupt und besonders im Dramatischen. Es entstünde doch etwas und die unselige Stockung würde sich geben. Allein kann ich nichts machen, oft treibt es mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkungskreise umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre; ich ginge fort. —

bot. Gleich im Beginn des Jahrhunderts gründete man die Suppenanstalten, welche die Rumfordsche Erfindung ausnutzten; die unter Goethe's Leitung stehende Clubgesellschaft arbeitete auf die Besserung der Dienstboten hin; seit 1804, wo auch die unvergeßliche Großfürstin ihr segensreiches Wirken begann, richtete man eine Wärmeanstalt ein; vieles subsumirt sich natürlich nicht unter Schöpfungen, die unter besonders bemerkenswerthen Namen ins Leben traten. Aber es kennzeichnete sich die Zeit durch Auszeichnung des Verdienstes, wenn dasselbe auch nach unsern Anschauungen nicht immer als ein solches erscheint, sondern nur als Ausfluß treuer Pflichterfüllung anzusehen ist. Staatsbeamte erhielten öffentliche Belobungen in dem kleinen Wochenblatte, Lebensrettungen wurden im Mangel anderer Anerkennungszeichen von den Canzeln verkündet (1817). Der Gründung eines Rettungshauses folgte 1818 unmittelbar die einer Armenanstalt,*) unter dem Namen Carlsstift, welche aus dem Wohlthätigkeitssinn einzelner Bürger hervorging. Längst war Falks Institut in segensreicher Wirksamkeit. In 10 Jahren allein bahnte es 250 verlassenen Kindern die Lebenspfade; sein Werk sprach für sich selbst; es bedurfte seiner Versicherungen nicht, daß griechische und lateinische Taugenichtse dem Staat nichts nützen könnten. Nebenbei sorgte man in sanitätspolizeilicher Hinsicht für das Wohl der Bevölkerung, seit 1814 führte man die Blatternimpfung zwangsweise ein, schützte das Publicum vor der herrschenden Medicasterei der Scharfrichter und Hirten; wenn auch wohl das 1802 angewandte Mittel nicht das richtige war, daß die Aerzte den Patienten gleich beim ersten Erscheinen die Zahl ihrer Besuche bestimmen mußten, oder wenn man die Gründung einer Dampfbadeanstalt 1824 nicht zuließ, weil ein Warmbad schon ohne Klagen bereits bestehe. Man hatte mit viel Aberglauben zu kämpfen, mit alten aus den katholischen Zeiten herüberreichenden Gebräuchen, wie der Bekreuzung der Häuser vor dem Drachen, dem Umherziehen singender Kinder mit den heiligen 3 Königen u. s. w. Aber ebenso sehr mit jenen wissenschaftlichen „Autoritäten", welche behaupteten, daß der Genuß von Thee und Kaffee in jeder Form und Dosis das Heer der herrschenden Krankheiten hervorgerufen habe, und unser orientalisches Leben aufhören müsse.

Der Zuschnitt der gesammten Verhältnisse schloß den Luxus aus. Die inneren Einrichtungen der Häuser waren mehr als einfach, selbst am Hof war Vieles bis zur Herstellung des Schlosses bürgerlich. Erst in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts kamen die Tapeten in Privatwohnungen langsam in Aufnahme; und es war diese Ausschmückung in öffentlichen Organen als ein „ver-

*) Der Wohlthätigkeitssinn einzelner Bürger Weimars ging so weit, daß ein Zinngießer sogar eine öffentliche Klystirspritze für Arme stiftete, die man nach Belieben zum Gebrauch abholen konnte. Neben ihr existirten noch andere derartige Instrumente, welche gegen Leihgeld gebraucht wurden.

zeihlicher Luxus" angesehen. Bürgershäuser ließen alle 2 Jahr die Wände abtünchen, um von den mächtigen Oefen nicht zu reden, in deren „Hölle" man bei düsterm Lampenschein sich gern aufzuhalten pflegte. Manche Aenderungen stellten sich nach der italienischen Reise der Herzogin Amalia ein, wo viele südländische Erzeugnisse und Luxusartikel Eingang fanden. Es zeugt für die Einfachheit, daß Bertuchs Journal für Luxus und Mode einen gewaltigen Sturm hervorrief, weil angeblich englischer und französischer Geschmack durch dasselbe verbreitet und eine ungesunde Lebensanschauung befördert werden sollte. Trotzdem wirkte dies Journal auf den Weimarischen Geschmack, nachdem die Tendenz der Zeitschrift erweitert war, welche die besten literarischen Kräfte vertraten. Es verbreitete sich über alles Wissenswerthe, förderte die Kenntniß des Alterthums namentlich durch Aufsätze Böttigers und erweiterte den engern Gesichtskreis so, daß dieses Organ bald als Vorkämpfer für die Einführung einer deutschen Nationaltracht auftrat und den fremden Geschmack zu bekämpfen suchte. Diese Zeitschrift ist im eigensten Sinne eine Weimarische Culturzeitschrift, eine unerschöpfliche Fundgrube für Vieles, was die Entwickelung unserer Zustände zur Anschauung zu bringen hat.

Aus dem Kreise unsrer Betrachtungen heben wir nur noch zwei Bildungsmomente hervor: Musik und Theater.

Selbstverständlich richteten sich die musikalischen Leistungen nach der Vollkommenheit der Instrumente, die man, soweit es das Clavier betraf, in Weimar mit allen Kräften anstrebte. Aus den Anfängen der klassischen Zeit werden wir freilich an große Unvollkommenheit erinnert, an einen fournirten Corpus mit 4 Tonveränderungen auf Rehfüßchen stehend, an das Bogenhammerclavier, das sogar das stärkste Fahren vertragen konnte, an die 5octavigen Instrumente, die fast allgemein im Gebrauche waren. 1800 bildete man eine Dame im Grase sitzend, das Clavier auf dem Schoose spielend ab, es wurde dringend wegen seines „figürlichen Anstandes" Herren und Damen empfohlen. Nur langsam fanden die theuern Wiener Instrumente Eingang, während seit 1795 Weimar eine wahre Wuth ergriffen hatte, die Guitarre zu lernen. Seit 1804 kam die Harfe in Aufnahme, die sich, mit trefflichem Flügel, bei der Ausstattung der Großfürstin befand. Seit 1812 gab es Instrumente in Harfenform, schrankartig, pyramidenförmig; es gab Apollofortepianos und auch solche en Giraffe. Daß sie höheren Anforderungen nicht genügten, beweist die Thatsache, daß 1825 „das Concert" der ersten russischen Pianistin nicht hätte stattfinden können, wenn nicht die Frau Großfürstin ihr Instrument dazu hergegeben hätte.

In den ersten Zeiten der Glanzperiode waren die musikalischen Leistungen im Allgemeinen nicht bedeutend. Der Oper fehlten auch nach 1791 noch die nöthigen Kräfte, und wenn auch Kranz, ein vorzüglicher Meister, 1797 Mo-

zarts Oper Cosi fan tutte zum ersten Male aufführte, konnte Goethe 1801 noch immer mit gutem Fug sagen: „Ich lebe in keiner musikalischen Sphäre. Wir reproduciren das ganze Jahr hindurch bald diese bald jene Musik, aber wo keine Production ist, kann eine Kunst auch nicht lebendig empfunden werden.“ Die Wirkung fremder Künstler war nicht nachhaltig; nur im Theater fand man mit Ausbildung der Oper*) Musik, und die im Anfang des Jahrhunderts sich ausbildenden Liebhaberconcerte waren lange mittelmäßiger Natur. Bezeichnend ist wenigstens ihre Begründung, der schon am nächsten Tage unter Mitwirkung aller Dilettanten (1801) die Aufführung folgte. Ungünstig wirkte auf Ausbildung des musikalischen Sinnes das völlige Hingeben an die unvollkommene Guitarre, die recht eigentlich dem Zuge der Zeit, dem überhand nehmenden Dichten und Singen auf leichte Weise entsprach. Falks Neujahrswunsch charakterisirt dies, indem er 1805 sagt:

Was Mod' ist und was Mode war
In der vergangenen Periode
Das sing ich Euch zum neuen Jahr
Denn Singen, das ist jetzt — in Weimar Mode.
Schon steigt in diesem ersten Jahr,
Ich sag es blos als Episode,
Auf 95 unsre Dichterschaar.

So darf uns das Urtheil unserer musikalisch gebildeten Großfürstin nicht Wunder nehmen, welches Fräulein von Goechhausen uns übermittelt hat: „Es ist nicht zu leugnen, daß der Zustand der hiesigen Musik der Großfürstin keine Freude macht, sie hat dies deutlich ausgesprochen; daß sie für diese Kunst etwas thun wird, ist gewiß, doch gehört Zeit dazu, denn das Vortreffliche ist immer selten.“

Nur langsam ging es vorwärts. Die Remdésche Singakademie, die 1814 70 Theilnehmer zählte, die Einführung regelmäßiger Kirchenconcerte und die Ausbildung der Oper übten bedeutenden Einfluß. Unendlich viel dankt Weimar dem Meister Johann Nepomuk Hummel, dessen Streben es nach fast 10-jähriger Wirksamkeit gelungen war, die Musik aus den geweihten Räumen des Theaters auf das allgemeinere Gebiet zu verpflanzen. 1823 zum ersten Male hörte Weimar seine glänzenden Abonnementsconcerte**) und es leistete deshalb Großes, weil es das Vortreffliche den großen Kreisen nicht allein zu-

*) Die Oper wurde noch in den ersten Decennien durch den am Flügel sitzenden Capellmeister geleitet. Der eigens angestellte Notenumwender erhielt für den Abend 4 Groschen; es war eine schmächtige Person, von der man behauptete, sie wäre zu diesem Dienst deshalb ausersehen, weil sie wenig Schatten bei der schlechten Theaterbeleuchtung verursache.

**) Hier zum ersten Male die Sinfonia eroica ganz.

führte, sondern weil er den zur Blüthe gediehenen musikalischen Dilettantismus in bessere, höhere Bahnen leitete.

Mit einer kurzen Betrachtung des Weimarischen Theaters schließen wir diese Skizze über Weimars Leben in der bezeichneten Periode. Es ist einer der mächtigsten Factoren in dem Leben der kleinen überall anregenden Residenz. Seinen Fortschritt hat nicht allein Weimar, sondern die ganze civilisirte Welt beobachtet, durchlebt und — ausgenützt. Gerade das ist ja das Großartige an der Entwickelung des höchst bedeutsamen Instituts, daß nicht äußerer Prunk, großartige materielle Mittel zu dieser weltbewegenden Schöpfung nöthig sich erwiesen, sondern daß weise Sparsamkeit, ernstes Wollen und treues Wirken und Schaffen uns zu dieser Perle einst verholfen hat. Aus der äußern und innern Entwickelung dieses Instituts läßt sich begreifen, wie Goethe 1825 beim Erschauen der Brandstätte bedeutungsvoll ausrufen konnte: „Das ist das Grab meiner Erinnerungen."

Wir begnügen uns mit wenigen, bisher kaum bekannten Thatsachen, welche für der Entwickelung des Weimarischen Theaters um so denkwürdiger sind, als die materiellen Mittel zu den Leistungen des Institutes in keinem Verhältniß stehen. Das Theater, kaum mit 9000 Thaler (genau 8634) vom Grunde aus 1779 erbaut, verfügte in seiner Glanzperiode über eine Einnahme von 10—22000 Thaler, welche durch Beiträge des Hofes, des Landes und aus den Erträgen der Eintrittsgelder erzielt wurden. Wären diese Einnahmen in Weimar allein erbracht worden, so würde dies ein bedeutsames Zeichen für den hohen Culturzustand der Stadt gewesen sein. Aber wir müssen bedenken, daß die Truppe in Erfurt, Rudolstadt und vor allem in Lauchstädt spielte und daß letzterer Ort eine 2—3 Mal größere Einnahme als Weimar erzielte.*) Dabei hatte Lauchstädt 320, Rudolstadt 500, Erfurt 810 und Weimar nur 600 Plätze. Die ganzen Beleuchtungskosten haben durchschnitt. 400 Thaler**) betragen, in die Beschaffung der Requisiten theilten sich lange Kammer und Hofamt, und die höchste Gage, welche von 21 Acteurs und Actricen bezogen wurde, überstieg in dieser Zeit nicht 16 Thaler monatlichen Gehaltes. Vor dem Umbau des Theaters durch Thouret herrschte die rührendste Einfachheit im Innern des Zuschauerraumes wie in der Decoration. 1786 wünschte der Director Kirms, daß die Meubles eines gräflichen oder fürst-

*) z. B. 1795 war die halbjährliche Gesammteinnahme 6561 Thaler. Lauchstädt brachte hiervon 2417 Thaler.

**) 1789—90 kostete die Theater-Beleuchtung 185 Thaler.

90—91	"	"	"	"	173	"
1804—5	"	"	"	"	634	"
5—6	"	"	"	"	710	"
6—7	"	"	"	"	532	"

lichen Zimmers wenigstens so beschaffen sein möchten, daß sie dem Zuschauer einigermaßen eine befriedigende Täuschung bereiten und die Requisiten nicht das Gepräge eines Wirthshausstückchens haben möchten. 1788 schwang man sich zu einem Kronleuchter von Glas empor, den man von einem durchreisenden Glashändler für kaum 30 Thaler erkaufte und die Einfachheit der gesammten Einrichtung, welche dem Theater nach dem Umbau 1800 eigen war, erhellt selbst aus der mir überkommenen Beschreibung*) eines Augenzeugen, so sehr sie von dem Lobe auch erfüllt war. Es war in der That ein schwieriger Weg mit tausenden von Hemmnissen, den Goethe bis zur Vollendung der Schöpfung zurückgelegt hat. Er kämpfte nicht allein mit bescheidenen Mitteln, sondern mit Mittelmäßigkeit der Leistungen und im Anfang mit einem Publicum, dessen Geschmacksrichtung völlig irre geleitet worden war. Es war doch ein bemerkenswerther Umstand, daß selbst die wissenschaftlichen Blätter in Weimar erst Jahre nach der Eröffnung des Hoftheaters seiner Leistungen gedachten und 1794 ganz aufhörten um den anderen Bühnen die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Desto schneller ging es vorwärts. Die Direction selbst theilt 1802 die 11jährigen Leistungen in 4 Perioden, und wenn gleichsam der Begriff von dramatischer Kunst verloren gegangen war, so war er schon mit Ifflands Auftreten wieder lebendig geworden. Aber in den strengen Anforderungen Goethe's, daß der Schauspieler sich in allen Rollen personell verleugne, daß er die rythmische Declamation als nothwendig einführte, darin lagen die Schwierigkeiten, und die in Ifflands Gastspiel hervortretende Vielseitigkeit des Schauspielers ist in Goethe's Theaterschule, in den sorgfältigen Proben, mit Zähigkeit betont und erstrebt worden, wenn auch noch mancher Schauspieler sich die jambischen Rollen wie Prosa ohne Absatz und Verseintheilung zur Erlernung schreiben ließ.

Eine weniger rasche Entwickelung erfuhr die Oper, weil es ihr lange an geeignetem Personal fehlte und damals sogar hübsche Leute aus dem Chore des Gymnasiums zu jener verwendet werden mußten. Jede Kraft wurde ausgenutzt, der Schneider und Maschinist spielten ihre Nebenrollen so gut, wie der Schauspieler und Sänger, ein Umstand, der für die Vielseitigkeit und das unserer Bühne nachgerühmte Zusammenspiel von höchster Bedeutung war. Aber auch hier galt das alt bewährte Wort: Kleine Ursachen, große Wirkungen. Seit der Zeit, in der ein Gymnasiast als Kobold in der Aufführung des Don Juan mit seinem Schweif beim Verschwinden in einer Versenkung hängen blieb und zum Gaudium des Publicums nach Freiheit ringend, sich sein Schweifchen abriß, da war durch den öffentlichen Spott des Publicums die Würde der Schule in Frage gestellt. Zum Segen beider Anstalten war das

---

*) In den hist. statist. Nachr. von Weimar S. 49 ff.

Zusammengehen der Schule mit dem Theater fortan unmöglich geworden. Von da an vertraute das Theater seiner eigenen Kraft und löste unter großer Anstrengung und zum Vollenden seines Ruhmes auch die zweite Aufgabe, die Ausbildung der Oper.

So war es auf allen Gebieten des Lebens rüstig vorwärts gegangen, und wenn, wie wir hie und da betonten, Weimars Culturentwickelung verhältnißmäßig spät einsetzte, so nahm sie einen ungleich höhern und kräftigeren Flug, der nicht allein die Stadt und ihre Bewohner in ihren engen Mauern gefördert, sondern der, was seine höchsten Leistungen anlangt, die Welt in Bewegung setzte und Weimars Namen unsterblich gemacht hat.

Die Resultate des Verkaufs von T. O. Weigel's Sammlung.

Wenn auch die frühere Mittheilung der Grenzboten*) über die damals zum Verkauf stehende berühmte T. O. Weigel'sche Sammlung von frühesten Erzeugnissen der Druckerkunst ihren Zweck, nämlich die Erhaltung der großen Sammlung für Deutschland, nicht erreicht hat, so ist sie doch nicht ohne wichtige, für uns erfreuliche Resultate geblieben.

Der Besitzer der Sammlung hatte dieselbe um 50,000 Thaler dem Berliner Museum zum Kauf angeboten. In Berlin jedoch hatte man, trotz des den Ankauf empfehlenden Gutachtens eines zu dem Zweck nach Leipzig gesendeten Sachverständigen, die Erwerbung der ganzen Sammlung abgelehnt. Da nun dem Besitzer eine andere deutsche Anstalt, welche zugleich den Wunsch und die Mittel zum Ankauf besaß, nicht bekannt war, entschloß er sich zur öffentlichen Versteigerung der Sammlung und versendete den Katalog.

Als hierdurch die Absicht des Verkaufs allgemeiner bekannt geworden war, bewarben sich nahezu gleichzeitig das Germanische Museum zu Nürnberg und die Kaiserliche Bibliothek zu Straßburg um den Besitz der ganzen Sammlung. T. O. Weigel wies jetzt jedoch die ihm gemachten Anerbietungen mit Rücksicht auf die bereits festgesetzte und publicirte Auction und auf mehrere bereits erfolgte, seine Erwartung weit übersteigenden Gebote, zurück, und es kam daher in den Tagen vom 27. bis 29. Mai dieses Jahres zur Versteigerung dieser in ihrer Art einzigen, für die Geschichte der deutschen Cultur so höchst wichtigen Sammlung.

Diese Auction hat nicht nur in den für den Gegenstand sich interessiren-

*) Grenzboten II. 1872. S. 190—93.

den Kreisen, sondern auch im großen Publicum wegen der dabei erzielten, überaus hohen Preise — besonders hervorgebracht durch die Concurrenz des Germanischen Museums mit dem British Museum — gerechtes Aufsehen erregt. Der Gesammterlös beträgt mehr als 82,000 Thaler, übersteigt also die Forderung, welche der Besitzer kurz vorher dem Berliner Museum gestellt hatte, um mehr als 32,000 Thlr. Diese hohen Preise bei dem geringen Kunstwerth der betreffenden Blätter erklären sich daraus, daß es sich hier um Urkunden handelte, welche den Beweis liefern, daß die wichtige und in ihren Folgen so weittragende Erfindung der Druckerkunst von Deutschen gemacht und ausgebildet worden ist. Ein eingehender, sehr interessanter Bericht über die Auction ist von einem Betheiligten in Nr. 258 der (Berliner) National-Zeitung erstattet worden.

In Folge des in den Grenzboten enthaltenen, auch in verschiedenen anderen Zeitschriften abgedruckten, nachdrücklichen Hinweises auf die Wichtigkeit der T. O. Weigel'schen Sammlung als Denkmäler deutscher Cultur und darauf, daß es eine Ehrensache für Deutschland sei, dieselbe nicht ins Ausland gehen zu lassen, beschloß nämlich der deutsche Reichstag in seiner Sitzung vom 14. Mai unter besonderem Hinweis auf den in wenigen Tagen stattfindenden Verkauf dieser Sammlung, dem Germanischen National-Museum zu Nürnberg, welches vor allen andern Anstalten ähnlicher Art die Aufgabe hat, durch seine Sammlungen die Geschichte der deutschen Cultur nach allen Richtungen hin möglichst klar darzulegen, sofort eine ansehnliche Summe zur Disposition zu stellen, um es dadurch in den Stand zu setzen mehr und wichtigere Stücke zu kaufen, als es sonst wahrscheinlich möglich gewesen wäre.

Daher begaben sich Dr. A. Essenwein, erster Director des Germanischen Museums, und Dr. A. v. Eye, Vorstand der Kunstsammlung derselben Anstalt, nach Leipzig, prüften die Weigel'sche Sammlung in ihrem ganzen Umfange sehr eingehend, bezeichneten sich diejenigen Stücke, welche sie als die für die Erfindung und erste Ausbildung der Druckerkunst wichtigsten und zur Ergänzung der im Museum schon vorhandenen Sammlung am meisten wünschenswerth erachteten und kauften dann im Verlaufe der Auction etwa fünfzig Nummern, nämlich 5 Metallschnitte*), darunter die nachweisbar ältesten Drucke, 19 Holzschnitte, einen unter den Holzschnitten (Nr. 232) aufgeführten Probedruck eines Modells für den Zeugdruck, 4 xylographische Werke, darunter der Todtentanz von 1489 (Nr. 296) um 810 Thlr., 2 typographische Werke, darunter die Bamberger Ausgabe des Belial (Nr. 520) um 2000 Thlr., 10

*) Erst nach erneuter genauer Untersuchung wird sich definitiv feststellen lassen, ob der Unterschied von Metallschnitt und Holzschnitt fortan beizubehalten ist, ob man wirklich in Metallplatten geschnitten hat oder ob die sogenannten Metallschnitte, falls sie wirklich Abdrucke von Metallplatten sind, nicht vielmehr nur Clichés von geschnittenen Holzstöcken sind.

Schrotblätter, sämmtliche in der Sammlung vorhandene (nur 2, darunter ein H. Gury (Nr. 401 um 551 Thlr.) Teigdrucke, einen Probedruck dazu (Nr. 405), einen Kupferstich, Mariae Verkündigung, von M. Schöngauer (Nr. 415) um 445 Thlr. und einiges andere.

In Folge dieser höchst werthvollen Erwerbungen ist das Germanische Museum nun im Stande, im Verein mit denjenigen Blättern, welche es schon besaß — und wozu binnen kurzer Zeit hoffentlich noch eine andere bedeutende Sammlung von Incunabeln des Buchdrucks kommen wird — eine Sammlung frühester Erzeugnisse der Druckerkunst zu bilden, welche die Weigel'sche Sammlung an Reichhaltigkeit zwar nicht erreicht, derselben an Vollständigkeit der für die Erfindung und Ausbildung wichtigsten Denkmäler jedoch nahe kommt. Denn für die Darlegung der Geschichte der Druckerkunst ist es natürlich von Wichtigkeit die nach jeder Richtung hin ersten Erzeugnisse zu kennen, während alle anderen und späteren Blätter, welche in Betreff der Technik nichts Neues bieten, — wenn auch für Kunstgeschichte, Ikonographie, Costümkunde ꝛc. oft von Wichtigkeit — nur von untergeordnetem Interesse sind. Die letztbezeichneten Blätter kann, obgleich sie ihren Werth stets behalten, eine nach Grundsätzen der Wissenschaft angelegte Sammlung leicht entbehren. Getreue Copieen derselben leisten meist denselben Dienst. Daher ist es z. B. durchaus gerechtfertigt, daß das Germanische Museum von den 149 Schrotblättern, obgleich meist Unica, welche zum größten Theil mit hohen Preisen (bis 200 Thlr. und mehr, ja eins (Nr. 357) 505 Thlr.) bezahlt wurden, nur verhältnißmäßig wenige gekauft hat. Besitzt das Museum doch die vortrefflichen Copieen der größten bekannten Schrotblätter in der Marienkirche zu Danzig, welche Stadtrath J. C. Block in Danzig auf photolithographischem Wege hat anfertigen lassen.

Auf einige höchst interessante und für die Sammlung des Germanischen Museums wichtige Blätter mußte dasselbe leider verzichten, weil die Preise derselben zu hoch hinauf getrieben wurden. Für deutsche Verhältnisse wurde die Grenze des Vernünftigen zuweilen überschritten. So gingen der so weit jetzt bekannt dem Datum nach älteste Kupferstich, die Madonna des Meisters P. vom Jahre 1451 (Nr. 406) für 3950 Thaler und der sogenannte Metallschnitt Nr. 11, angeblich aus dem 11. Jahrhundert, um 1125 Thaler in den Besitz eines reichen Leipziger Kunstfreundes, E. Felix*) über und fast alle Zeugdrucke wurden dem Vernehmen nach für eine Dame in Prag erstanden. Ein eifriger, überaus mächtiger und sehr hartnäckiger Concurrent des Germanischen Museum war, wie schon erwähnt, das British Museum, welches mit

*) Derselbe besitzt u. A. auch den Regensburger Silberfund (abgebildet Stuttgarter Gewerbehalle 1869, Seite 152—53), welcher seiner Zeit viel Aufsehen gemacht hat.

seinen, wie es scheint unbeschränkten Mitteln viel, und um kolossale Preise kaufte. So erwarb dasselbe u. A. die älteste, nur in einem Exemplare bekannte vollständige Ausgabe der Ars moriendi (Nr. 233), 11 Holzschnitte und 13 Seiten Text um den unerhörten Preis von 7150 Thaler und würde noch weit mehr dafür gezahlt haben, wenn nicht das Germanische Museum, durch den zu hohen Preis abgeschreckt, den Kampf aufgegeben hätte. Dasselbe Museum kaufte ferner noch eine andere Ausgabe desselben Werkes (Nr. 236) um 1245 Thaler, ein vollständiges Exemplar der ersten xylographischen Ausgabe der Apokalypsis St. Johannis (253) für 3310 Thaler, eine Salve regina in 14 Blättern (Nr. 260) um 1605 Thaler, eine xylographische Ausgabe der biblia pauperum von 1470 (Nr. 272) um 2091 Thaler, acht gedruckte Bullen (Nr. 512—19) um 1268 Thaler u. s. w. Ein englischer Kunsthändler bezahlte 1800 Thaler für 4 Spielkarten des Meisters E. S. (Nr. 317) und 2800 Thaler für die Krönung Mariae (Nr. 413) von Martin Schongauer. Das Berliner Museum kaufte nur die 12 Apostel des Meisters E. S. (Nr. 431) um 506 Thaler. R. Bergau.

Wiener Preßzustände.

Wien, Ende Juni.

Die Schwenkung der „Neuen Freien Presse“ in der Beurtheilung der deutschen Angelegenheiten ist in den deutschen Blättern nicht ganz unbemerkt geblieben namentlich von der Berliner „Nationalzeitung“ gebührend beleuchtet worden. Allein diese Thatsache ist ein vereinzeltes Symptom, welches etwa in der Unachtsamkeit der Redaction oder der Rancüne eines antipreußischen Mitarbeiters eine Erklärung findet, sondern es ist eine auffällige Erscheinung, die sich seit einiger Zeit in den meisten derjenigen Blätter geltend macht, welche in einem mehr oder weniger innigen Verhältniß zum Preßbureau stehen.

Die österreichische Regierung schlägt nämlich einen ganz andern Weg ein, um ihre Meinungen unter die Leute zu bringen, als es in Preußen der Fall ist. Während man dort so ehrlich ist, den officiösen Charakter eines Blattes gegen Jedermann einzugestehen und diesen Stempel schon an der Stirne trägt, so ist hier das gerade Gegentheil der Fall. Die Regierung bedient sich keines Organes, wie etwa die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ oder die „Provinzialcorrespondenz“, sind, denn die „Wiener Zeitung“ und die „Wiener Abendpost“ entsprechen nur dem preußischen „Staatsanzeiger,“ sondern sie unterhält, um ihre Maaßregeln und ihre Politik zu vertheidigen, ein intimes Verhältniß mit einer Reihe von Blättern, welche dem Publicum gegenüber

als vollkommen unabhängig und als Organe der öffentlichen Meinung auftreten und bei jeder Gelegenheit darauf pochen, auch zum Schein hin und wieder etwas in Opposition machen, um dem Publicum einzureden, daß sich die Sache wirklich so verhalte.

Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Presse steht im Dienste der Regierung und fälscht durch den Schein der Unabhängigkeit das öffentliche Urtheil. So herrscht auch auf diesem Gebiete eine vollständige Corruption. Das bethörte Publicum glaubt, es habe nur mit völlig unabhängigen Blättern zu thun, es liest in einer ganzen Reihe von Zeitungen dieselben Ausführungen und läßt sich daher einreden, daß die Darlegung dieser Blätter dem allgemeinen Wunsche der Bevölkerung entspringt, während es diese Einstimmigkeit doch nur dem Einfluß der Preßbureaus zu danken hat. Dazu kommt, daß alle großen und kleineren Blätter in der Provinz, so wie viele Blätter des Auslands gleichfalls aus dem Preßbureau gespeist werden und daß dadurch fast eine an Einstimmigkeit grenzende Betrachtung der Regierungspolitik erzeugt wird. Diese Manipulation ist allerdings nicht ohne bedeutende Kosten auszuführen; denn so ehrlich sich auch die Blätter anstellen, welche ihrer Ueberzeugung zu Liebe die Sache der Regierung führen, so ist es doch nur zu bekannt, daß die Regierung bedeutende Summen für diese Secundirung ihrer Politik zahlen muß. Daher kommt es denn auch, daß nicht bloß die Eigenthümer und Chefredacteure, die freilich auch noch andere unlautere Quellen haben, sondern auch die Mitarbeiter solcher „unabhängigen" Zeitungen, die aus reinem Ueberzeugungseifer für jede Maßregel der Regierung in die Schranken treten, in kurzer Zeit mit großen Glücksgütern gesegnet werden, und unter die Zahl der Capitalisten gehen. Es ist ja übrigens eine allbekannte Thatsache, daß je mehr jemand mit seiner Ueberzeugung prunkt, er desto weniger Ueberzeugung zu haben pflegt, und das kann man auf die Wiener Journalistik ganz besonders anwenden. Die allgemeine österreichische Corruption tritt auch auf diesem Gebiete auf das grellste hervor. Nirgends wird das Wuchergeschäft großartiger und unverschämter betrieben, wie auf diesem Felde. Wer am meisten zahlen kann, der hat mich, das ist der eigentliche Motor der Ueberzeugungstreue bei den meisten Federhelden in Oesterreich. Daher sind denn auch die auffallenden und ganz unmotivirten Schwenkungen der Blätter zu erklären. In dem speciellen Fall nun, wo es sich um die Haltung jener officiösen Blätter bei der Beurtheilung der deutschen Angelegenheiten handelt, darf nicht übersehen werden, daß schon seit einigen Monaten sich ein leiser Wechsel vorbereitet hat, der jetzt nicht mehr zu vertuschen ist und der immer stärker hervortritt. Es sind zunächst die Nationalliberalen und die Unificationsbestrebungen, welche aufs Korn genommen werden und in echt drastischer Weise zur Verurtheilung kommen; dann fallen aber auch Seitenhiebe auf die Preußische Regierung und die Zustände

des Landes ab, so wie liebevolles Mitleiden mit den Particularisten und Anerkennung ihrer Verdienste um die Cultur. Endlich aber muß selbst Bismarck wieder herhalten; den alten Schimpfston von früher wagen freilich nur sehr vereinzelte Blätter anzustimmen, nämlich jene die neben ihrem officiösen Treiben auch noch Zeit haben in Demokratie und Republikanismus zu machen, aber man sucht seine Stellung alle acht Tage einmal als völlig erschüttert und den deutschen Kaiser ganz und gar als von der pietistischen Partei beherrscht hinzustellen, um damit die Unsicherheit und die Unhaltbarkeit des deutschen Liberalismus zu constatiren. Auch zur Befriedigung der österreichischen Leser wird ihnen vorgeschwindelt, daß die Action Bismarcks gegen den Klerus nur durch Uebertreibung so aufgestutzt sei und daß doch in Wirklichkeit Oesterreich viel mehr auf diesem Gebiet schon geleistet habe, als man in Preußen jemals erwarten könne, ja Stremayers Thaten wären nicht zu unterschätzen, im Gegentheil könnten sie dreist neben die Bismarcks gestellt werden. Es ist reine Bescheidenheit, wenn man seine Verdienste nicht genügend anerkennt. Und wenn man Oesterreich mit Preußen vergleicht und findet, daß in dem letzteren mehr geleistet wird, so ist das eine Tendenzlüge der Deutschnationalen. Diese Schwenkung kann nicht unerwähnt bleiben, weil sie von Bedeutung für die Beurtheilung der innern und äußern Politik der Regierung ist. Seitdem nämlich dieselbe sich mehr consolidirt, meint sie der deutschen Sympathien entbehren, und wieder in das „reine Oesterreicherthum" einlenken zu können. Ja man wird nicht irre gehen, wenn man in dieser Haltung der officiösen Presse auch eine Concession der Regierung an die Krone sieht. Die lauten Demonstrationen und die so unverhüllt zu Tage tretende Hinneigung eines sehr großen Theiles der Deutschösterreicher zu dem deutschen Reiche ist entschieden höhern Ortes mit Abneigung aufgenommen worden, und daher sucht man denn jetzt vom Preßbureau aus die Stimmung wieder abzuwiegeln und den Enthusiasmus für das Deutsche Reich abzukühlen, um das wahre Oesterreicherthum wieder herzustellen. Die Taktik der officiösen Blätter ist zwar sehr verschieden. Während die alte „Presse" in allen innern Fragen hoch officiös und unbedingt der Regierung ergeben ist, hat man ihr in äußern Fragen mehr freien Spielraum gelassen und läßt sie namentlich noch immer ruhig in dem deutsch-sympathischen Fahrwasser schwimmen.

Anders ist es mit der „Neuen Freien Presse," sie darf hin und wieder in den innern Fragen etwas ketzerisch sein, dagegen ist sie wie sie von jeher war, in der äußeren Politik maßgebend für die von der Regierung beliebte Richtung und hat auch bereits ihre Wandlung in der Beurtheilung der deutschen Angelegenheiten vollzogen. Das alte „Fremdenblatt" wandelt die Wege der alten „Presse," während das „Neue Fremdenblatt" in allen Punkten officiös ist und als eigentlicher Tirailleur zuerst vorgeschickt wird.

Dieses Blatt trägt alle Farben weit greller auf und hat dies namentlich auch schon zu wiederholten Malen in der Beurtheilung der deutschen Angelegenheiten gezeigt. Selbst die Tagespresse, welche früher im Solde des Königs von Hannover arbeitete, ist jetzt in officiösen Dienst getreten. Sie prunkt noch immer mit Republikanismus und Demokratie nach außen und mit ihren antideutschen Mitarbeitern, wie Kolb und Karl Vogt, während sie in innern Fragen sich entschieden ministeriell gerirt. Die hämischen Angriffe dieses Blattes auf das Deutsche Reich sind in ihrer rohesten nnd gemeinsten Weise das Extremste, was von den mit dem Preßbureau in Beziehung stehenden Blättern geleistet wird. Gleichzeitig muß bemerkt werden, daß sowohl die „Tagespresse" als auch das „Neue Fremdenblatt" ein förmliches Cartell mit der „Neuen Freien Presse" eingegangen sind und von dieser oft ihre Weisung erhalten, wenn es sich um eine Polemik mit unabhängigen Blättern oder Parteien handelt; sie sind gewissermaßen die Secundanten des großen „Weltblattes," die das aussprechen, was jenes selber zu sagen zu vornehm ist. Auch das „Neue Wiener Tageblatt," welches sich demokratische Zeitung nennt, ist nicht ganz von dem Vorwurf der Beeinflussung durch das Preßbureau freizusprechen. Es speculirt namentlich auf den Scandal und weiß durch allarmirende Gerüchte sein Publicum immer in Athem zu halten. Es fließt vor lauter Liberalismus und Demokratie förmlich über, dennoch secundirt es die Regierung selbst unter diesem Deckmantel hin und wieder sehr gut. Auch in der deutschen Frage geht es diesen Weg. Es verherrlicht zwar Bismarck, weil auch er jetzt der populärste Mann in Oesterreich ist; dagegen aber paralysirt es doch wieder diese Haltung, indem es die Berliner Hofcamarilla mit überschwänglichen Farben malt und hin und wieder sensative Briefe über den Einfluß der königlichen Damen, den Pietismus des Königs, bevorstehenden Sturz des Reichskanzlers 2c. schreiben läßt, die allein darauf berechnet sind, den deutschen Sympathieen des Publicums einen Dämpfer aufzusetzen. Einem genauen Beobachter der Wiener Presse können diese Erscheinungen nicht entgehen, aber dem Eingeweihten liegen sie vollkommen klar als eine wohlerwogene Taktik des Preßbureaus, dem ja sogar ein eigner Minister vorsteht. Ein klareres Relief erhalten die Zustände aber noch dadurch, daß die Officiösen mit einer wahren Wuth und allen Mitteln der Verdächtigung und Verleumdung gegen die Blätter vorgehen, welche vollständig unabhängig, keinerlei Einfluß zugänglich sind und es sich zur Aufgabe gemacht haben, in erster Linie die deutsch-nationale Gesinnung der Bevölkerung zu stärken und dem Publicum ein wahres und trugfreies Bild der heimathlichen Zustände vorzuhalten.

In erster Linie kommt dabei die neubegründete „Deutsche Zeitung" in Betracht, die gerade wegen dieser ihrer Haltung in der kurzen Zeit ihres Bestehens einen glänzenden Erfolg und einen großen Einfluß errungen hat. Wie sehr diese Zeitung von

dem Chor der Officiösen gehaßt und gefürchtet wird, geht daraus hervor, daß nicht blos eine ganze Reihe von Leitartikeln wahre Warnungs- und Verdächtigungsrufe namentlich der Bestechung und Unterhaltung durch den deutschen Reichskanzler gegen dieses Blatt geschleudert worden sind, sondern selbst seine Existenzfähigkeit verdächtigt und das Aufhören der Zeitung auch in auswärtigen Blättern mitgetheilt ist. Trotzdem erfreut sich diese Zeitung, die erste und einzige, welche vollständig unabhängig sowohl in politischer als volkswirthschaftlicher Beziehung ist und in keinem Abhängigkeitsverhältniß zu irgend einer Bank steht und sich nicht zur Anstellung betrügerischer Unternehmungen hergiebt, des besten Gedeihens und schon jetzt einer sehr ansehnlichen Abonnentenzahl, die bald die Ziffer von 10,000 erreicht haben wird.

Aber nicht blos diese Zeitung, welche die Sympathieen zum deutschen Reiche zu pflegen als ihre erste Aufgabe hingestellt hat, wurde in maßlosester Weise angegriffen, auch jene Correspondenz auswärtiger Zeitungen, welche die österreichischen Zustände nicht durch die officiöse Brille betrachten, sind der Ungnade der Officiösen verfallen und haben kürzlich einen ganz geharnischten Rüffel erhalten, weil sie der Wahrheit die Ehre geben und sich nicht in das Schlepptau der Corruptirten nehmen lassen.

Der officiösen Presse gegenüber steht die der Föderalisten und des Klerus, die natürlich auch unaufhörlich gegen Deutschland hassen. Neben ihnen ist besonders der „Wanderer" hervorzuheben, eins der ältesten Blätter Wiens und früher deutschgesinnt, welcher im vorigen Jahre vom Fürsten Czartoriski angekauft wurde und einige Zeit die Interessen Polens vertrat, seit Anfang dieses Jahres aber von der czechischen Bank angekauft wurde und seitdem der Tummelplatz des wildesten Deutschenhasses ist. Kaum war dieser Uebergang bewerkstelligt, als auch schon Herr Freese wieder nach Wien zurückkehrte und nun seine schmachvollen Angriffe gegen sein Vaterland wieder aufnahm. Man kann von ihm sagen: nulla dies sine linea; denn es vergeht kein Tag, an welchem er nicht das Gift seiner gemeinen Gesinnung gegen alles, was deutsch fühlt, ausspritzt. Es ist überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß es meist Norddeutsche, ja sogar Preußen sind, welche am heftigsten in der Wiener Presse gegen das deutsche Reich agitiren. Neben dem Preußen Freese im „Wanderer" ist es sein Landsmann Kilian in der „Neuen Freien Presse" und der Bremenser Vöget, (früher an der Frankfurter Zeitung) im „Neuen Fremden-Blatt." Die Ursachen ihrer Feindschaft und Verbitterung sind größtentheils in persönlichen Verhältnissen zu suchen. Sie haben sich theils drüben unmöglich gemacht, theils sind sie mit dem bürgerlichen Strafgesetz in Streit gerathen und haben den Arm der preußischen Justiz gefühlt. Das ist der Makel, der aus ihnen spricht. Jemehr das eigne Gewissen sie belastet, um so mehr suchen sie es durch maßlose Angriffe auf ihr Vaterland zu über-

täuben. Daß die ultramontane Presse ihren ganzen Grimm gegen das deutsche Reich kehrt, ist nicht zu verwundern, sie wissen ja warum. Unaufhörlich predigt sie deshalb auch den Kreuzzug gegen Deutschland und alles was deutsch ist. Sie stimmen darin mit den Czechen und Föderalisten vollständig überein. Sie verlangen von Oesterreich beständig eine antideutsche Politik und finden diese in einem Bündniß mit Frankreich zur Wiederherstellung des Kirchenstaats und der Zerstörung des deutschen Reiches. Wenn nun diese Ziele in der ultramontanen Presse so deutlich hervortreten, so ist es um so unerklärlicher, daß ein Theil der verfassungstreuen Presse ganz in denselben Ton verfällt, ein anderer aber wenn auch nur versteckt wieder in demselben Sinne arbeitet. Unter den klerikalen Blättern vertritt das „Vaterland" die extreme Richtung, während der „Volksfreund", das Organ des Cardinal Erzbischofs Rauscher, sich mehr auf das Vermitteln und Diplomatisiren legt und seine Farbe nicht so grell bekennt.

Um das Bild der Wiener Journalistik zu vervollständigen, muß auch noch die volkswirthschaftliche Corruption erwähnt werden, welche sich in der crassesten Weise geltend macht. Die Anpreisung von Bankunternehmungen und Gründungen in dem volkswirthschaftlichen Theil in der harmlosen Gestalt von Notizen ist nämlich für die meisten Journale eine glänzende Einnahmequelle geworden. Je bedeutender und gewagter das Unternehmen ist, um so höher fällt auch die Quote aus, welche für solche Reclame gezahlt werden muß. Große Blätter wie die alte und die neue Presse lassen sich solche Mittheilungen mit Tausenden bezahlen. Am einträglichsten wird aber das Geschäft, wenn man es mit Concurrenten zu thun hat, die dasselbe Unternehmen vorhaben. Da wird eine endlose Schraube angelegt und ein Concurrent immer auf Kosten des andern geschröpft. Dieses Raubwesen ist in ein förmliches System gebracht, und die Unternehmer von Zeitungen stehen sich nicht schlecht dabei denn sie schlagen in kurzer Zeit viele Tausende zusammen.

Außerdem aber ist es stehende Sitte geworden, daß die großen Unternehmungen, die Bank-, Eisenbahn- und sonstigen Actiengesellschaften die Blätter „betheiligen", d. h. für ihre Reclamen oder Schweigedienste ihnen Actien oder Dividendenscheine von ziemlich bedeutendem Betrage zum Geschenk machen. Durch diese Bestechungen sind die meisten Wiener Zeitungen Mitschuldige jener betrügerischen Unternehmungen geworden, die den kleinen Leuten das Geld aus der Tasche locken zu Gunsten der Gründer und Verwaltungsräthe.

Das ist die Schattenseite jener glänzenden Journalistik, die auf ihre Bedeutung und ihre technische Vollendung so stolz ist. Gesinnungslos und bestechlich könnte man als das Motto über die meisten Blätter schreiben. Die wenigen unabhängigen und ehrlichen Blätter haben deßhalb auch einen höchst schwierigen Stand dieser Coterie der „Betheiligten" gegenüber. Nicht nur daß

sie von ihnen auf alle mögliche Weise verunglimpft und verleumdet werden, sie leiden auch materiell unter dem Banne der Gründer und Betheiliger, welche nichts mehr fürchten, als Offenheit und Ehrlichkeit.

K.

Gedanken eines Schweizers über das deutsche Jesuitengesetz.

Bern, Ende Juni.

Ihr in Deutschland — und namentlich Ihr „Grünen" — habt die längste Zeit schon unsre Zustände und Bestrebungen nach dem Maßstab der eurigen bemessen; wie mir dünkt nicht mit Unrecht. Denn das heimathliche Maß hat jeder am nächsten. Aber das geht uns grad nicht anders. Und deshalb wollen wir heut einmal euer Jesuitengesetz mit Schweizermaß messen. Das ist vielleicht von Vortheil. Denn wir haben die schwarze Waare, die Ihr Euch jetzt zum ersten Mal von Reichswegen beseht, schon seit bald einem Menschenalter gründlich vermessen, und als gemeingefährlichen Giftstoff extra commercium gesetzt. Aber mit welchem Erfolg? „Der Orden der Jesuiten und die ihm affiliirten Gesellschaften dürfen in keinem Theile der Schweiz Aufnahme finden" sagt Art. 58 unsrer Bundesverfassung vom 12. Herbstmonat 1848. Dieser Artikel enthielt das Anathem über die Friedensstörer, die wir nach hartnäckigem Bürgerkrieg mit Strömen theuren Schweizerblutes bezwungen hatten. Wir wußten wohl, daß hinter ihnen dieselbe Macht stund, die einst bei Sempach und Morgarten den Streichen und Felsblöcken unsrer urwüchsigen Bauern erlegen war, das Haus Oesterreich. Daß es die dunkeln Freunde nicht besser unterstützte, war nicht seine Schuld; ihm selbst stund das Wasser am Halse. Wir wußten auch, daß die andere, welsche Macht mit ihnen war, mit deren früheren Fürsten sich unsre Altvordern bei Granson, Murten, Nanzig und St. Jacob gemessen hatten. Indessen auch das mächtige Frankreich vermochte in unserm Sonderbundskrieg seinen guten frommen Freunden nicht beizuspringen. Ein Jahr später — und es wäre vielleicht gefehlt gewesen. Aber im Herbstmonat achtundvierzig, als rings um uns erst die Grundsteine zu neuen Staatsordnungen gelegt wurden, die ungünstigere Jahre hernach wieder vernichteten, war bei günstigerem Wetter der Bau unsrer Verfassung schon unter Dach gebracht. Und der Artikel 58 war der Preis unsres Sieges, die Verheißung künftigen Friedens. So dachten wir.

Es kam aber ganz anders. Die Jesuiten war man los, die Ultramontanen waren geblieben. Sie gelangten mit der Zeit sogar viel weiter in dem

jungen festeren Bundesstaat, der Eidgenossenschaft, als der Jesuit vordem in dem Staatenbund der Tagsatzung. Die Sigwart Müller, und die andern Führer der ecclesia militans des Sonderbundes irrten in der Fremde und Verbannung. Aber das jüngere Geschlecht derselben Farbe und Gesinnung, die Segesser, Baumgarten u. s. w. schwang sich auf gesetzlichem Boden von Staffel zu Staffel. Die Urkantone, dann Zug, Luzern, Freiburg, Wallis, haben in dem Vierteljahrhundert seit Geltung unsrer Bundesverfassung selten nichtultramontane Regierungen gesehen. Die Schulen verfolgen dort nach wie vor den Zweck, die Jugend dumm zu halten. Die Jesuitenpartei beherrscht alle Wahlen des Kantons wie der Gemeinden, die meisten zum Nationalrath, fast ausschließlich die zum Ständerath. Die Kanzel ist zur politischen Rednerbühne geworden. Mit meisterhafter Disciplin gehorcht ihre verlogene Presse durch die ganze Schweiz derselben Losung, entfesselt sie an einem Tage an denselben Trugbildern dieselbe heillose Glaubenswuth. — Wenn irgend wer, so können wir ein Liedlein singen über die Vaterlandslosigkeit der schwarzen Brüder. Als Oesterreich 1853 wegen ein paar tessiner Mönchen Streit mit uns anfing, nahmen unsre Ultramontanen die Partie Oesterreichs. Als 1859 das wüste Reislaufen abgeschafft und mit Verlust des Schweizer-Bürgerrechts bedroht wurde, wer abhin noch Dienst nähme bei fremden Herren, gleichviel ob beim König Bomba von Neapel oder beim Papst in Rom: da wußten dieselben Herren nicht Rühmens genug zu machen von der Mannheit und Ehrliebe, welche mit dem Blutgeld der fremden Werber in den Schweizer einziehn! Und so geht es natürlich in verstärkter Tonart fort bis heutzutage, bei jedem Anlaß, wo das Interesse unsres Staates im Widerspruch tritt mit der hoffärtigen meisterlosen Politik des Vaticans.

Wir haben ihnen in der revidirten Bundesverfassung wenigstens einen Riegel schieben wollen. Der Art. 65 fügte nämlich zum bisherigen Aufenthaltsverbot der Gesellschaft Jesu und ihrer Affiliirten noch die Bestimmung: „und es ist ihren Gliedern jede Wirksamkeit in Kirche und Schule untersagt.“

Dieser Zusatz erschien harmlos und ist eigentlich selbstverständlich, wenn man das Aufenthaltsverbot der Jesuiten ernstlich nimmt, das nun bald ein Menschenalter in unserm obersten Staatsgrundgesetz steht. Und dennoch ist an diesem Zusatz in erster Linie unser Revisionswerk gescheitert. Die Debatten darüber in den beiden Räthen unsrer Bundesversammlung erinnern zum Theil wörtlich an Eure Jesuitendebatten. Hier wie dort beschwört uns der Jesuit im Namen der Freiheit um Verwerfung! Hier wie dort finden sich ein paar einfältige Radicale, die auf diesen Köder anbeißen, und das Vaterland und die heiligsten Menschenrechte in Gefahr erklären, wenn man die armen Jesuiten nicht fernerhin die Staatsgesetze untergraben, den kirchlichen Frieden vernichten, die Jugend verderben läßt! Diese am meisten „fortgeschrittenen“ Geister merken

nicht, daß an dem alten doctrinären Seil, an dem sie ziehen, das trojanische Roß ihnen in die Mauern folgt. Euer Dr. Gerstner von Würzburg hat in dieser Hinsicht nicht etwa ein Monopol. Es gibt bei uns ihrer noch genug, die denken wie er.

Es giebt allerdings Lagen im politischen Leben, wo man irre werden kann an der Richtigkeit des eigenen Strebens; noch öfter solche, wo man in politischen Vorgängen fremder Staaten selbst mit Hülfe der dortigen Presse sich nicht zurechtfindet. In solchen Fällen habe ich immer das Mittel probat gefunden, zu prüfen, was die Feinde freiheitlicher moderner Culturentwicklung oder die Feinde der nationalen Consolidation der betreffenden Staaten über die zweifelhafte Maßregel äußerten. Geberdeten sie sich wüst, hatten sie einen rechtschaffenen Zorn, so war man gewiß auf dem richtigen Wege. Spendeten sie dagegen Lob, boten sie sich gar als Begleiter nach demselben Ziele an, so war man sehr auf Abwege gerathen. Besonders lohnend ist in solchen Zweifelsfällen ein Blick auf das Barometer der guten Laune der Ultramontanen, der französischen Chauvins und der österreichischen und preußischen Feudalpartei. Diese Wetterbeobachtung ist uns Schweizern namentlich nützlich gewesen bei Prüfung der Politik Bismarck vom Gasteiner Vertrag an bis zum heutigen Tage. Sie ist uns abermals von großem Werthe bei Prüfung Eures Jesuitengesetzes. Auch ernste und sehr achtungswerthe Stimmen deutscher Politik und Preßorgane — neben den komischen Figuren — haben in doppelter Hinsicht Euer Gesetz getadelt. Es sei ein Ausnahmegesetz — und dennoch wirkungslos. Man gebe die Freiheit hin — für einen Scheinerfolg.

Wie urtheilen dagegen die Jesuiten selbst? Wie ihre Freunde in Paris, Wien, Rom und auch in Berlin — im Büreau der Kreuzzeitung? Sie könnten unmittelbar vor dem jüngsten Tag, dem Ende aller Dinge, nicht nöthlicher thun. Sie verfluchen durch den Mund des Papstes Deutschland, segnen durch denselben Mund stellenweise unsre Schweiz — natürlich mit dem geistlichen Vorbehalt, daß dieser Segen nur den Revisionsgegnern zu Gute kommt, was uns sehr beruhigt — in Paris klagen die Chauvins, in Wien „das Vaterland", in Berlin „die Kreuzzeitung" über den Verfall deutscher Freiheit, über die grenzenlose Vergewaltigung edler Staatsbürger! Das giebt uns troſtreiche Antwort auf alle denkbaren Zweifel: Ihr seid auf dem rechten Wege! Ihr habt ihnen durch Euer Gesetz so tief ins Fleisch geschnitten, wie kein Staat zuvor, sonst würden sie Euch zu Eurer Milde und Hochherzigkeit Glück wünschen. Und das wäre ungut.

Das ist auch die übereinstimmende Ansicht unsrer gesammten liberalen Presse, von der wir besonders das Votum des „Bund", der „Schweizer Grenzpost" und der „Neuen Zürcher-Zeitung" hervorheben. Namentlich die letztere weist in einem auch in Deutschland sehr bemerkten Artikel mit guten Worten

auf den Punkt hin, der auch uns, trotz unsrer augenblicklichen Niederlage bei der Revisionsabstimmung, mit ruhiger Zuversicht auf den künftigen Sieg erfüllt: das erstarkte Bewußtsein der Solidarität der Völker gegenüber diesem gemeinsamen Todfeind ihres Gedeihens. Wie der Wortlaut der einzelnen Antijesuitengesetze gefaßt sein mag, dünkt uns — vorausgesetzt, daß sie der Staatsgewalt die nöthige Elasticität des Handelns verstatten — von untergeordneter Bedeutung im Vergleiche zu dem hohen Werth der Thatsache, daß gleichzeitig alle frei- und national-denkenden Männer, und mehr als eine europäische Regierung auf Mittel sinnen, des gefährlichsten Feindes aller modernen Cultur- und Staatenbildung sich zu erwehren.

— *.

Kleine Besprechungen.

Lübeckische Zustände im Mittelalter ist der Titel einer Anzahl von Vorlesungen, (Lübeck, Bolhoevener) welche der Lübecker Oberappellationsgerichtsrath Dr. C. W. Pauli, aus meist ungedruckten Urkunden der Stadtbücher u. s. w. seiner Vaterstadt schöpfend, vor seinen Mitbürgern in dem langen Zeitraum von 1852 bis 1868 gehalten hat. Diese Urkunden sind dem überaus interessanten Werke theils unter den Anmerkungen, theils als „Urkundenbuch“ zu dem fünften Vortrag „über die frühere Bedeutung Lübecks als Wechselplatz des Nordens“ beigedruckt. Auch dem großen Publicum können diese Vorträge als eine Quelle klarer Erkenntniß des deutschen Mittelalters, als treuer und weiser Führer durch die große Zeit der deutschen Hansa bestens empfohlen werden. Denn weit mehr als verschollenes Recht: ein reiches Bild des mächtigen Lebens und Wirkens seiner Vaterstadt auf allen Gebieten entrollt uns der Verfasser in seiner schmucklosen Weise. Vorzugsweise aber wird diese Arbeit der deutsche Geschichtsforscher, Rechtshörer, Rechtslehrer und Sprachforscher willkommen heißen. Nur eines wäre bei erneutem Abdruck zu wünschen: daß alle Anmerkungen an den Fuß des Textes gesetzt würden, zu welchem sie gehören, statt wie jetzt ans Ende des einzelnen Vortrags. Das erschwert die Lectüre erheblich und zieht oberflächliche Leser leicht von dem reichen Quellenschatz des Werkes ab.

B.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum**.

Verlag von **F. L. Herbig**. — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Das Juli-Heft der „Deutschen Blätter", herausgegeben von Dr. G. Füllner, Verlag von Friedr. Andr. Perthes in Gotha, bringt folgende Aufsätze:

Zur deutschen Bildungsfrage der Gegenwart. Von Dr. J. M. Leupoldt.
Wo sind die starken Wurzeln unserer Kraft? Gedanken eines bekehrten Particularisten über die Begründung des Deutschen Kaiserreichs. III. Von Prof. Martin Käßler.
Die Erklärung der Jenaer theologischen Facultät. Von Prof. Geffcken.
Kirchenpolitische Correspondenz aus Berlin. Von P. P.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig**.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich v. Stockmar. Zusammengestellt von Ernst Freiherr v. Stockmar. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 4 Thlr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Aufgabe der Schule im Deutschen Reiche.

Psychologisch-pädagogische und socialpolitische Abhandlungen über das Schul- und Culturleben der Gegenwart.

Für Schulmänner, Eltern und Volksvertreter.

Von Professor Friedrich Körner, Schuldirector a. D.

8°. Brosch. 22 Bogen. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Bildung schafft Sittlichkeit, Sittlichkeit Macht! — Diesen Satz haben die neuesten Weltereignisse aufs Glänzendste illustrirt. Daher steht die Schulfrage, resp. eine zeitgemäße Schulreform überall, wo man vorwärts strebt, auf der Tagesordnung. Die Schulfrage ist keine blos pädagogische, sie ist eine culturgeschichtliche, eine politische und sociale, und von einer glücklichen Schulreform hängt die rechte Gestaltung unseres Culturlebens, der Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Wohls ab.
Wie dies geschehen kann, das entwickelt der rühmlichst bekannte Verfasser in einer Reihe vortrefflicher Aufsätze, die kein strebender Lehrer ungelesen lassen darf, kein Laie, der sich für Volkswohl interessirt, ungelesen lassen sollte.

Leipzig, Mai 1872. **Alfred Oehmigke's Verlag** (Moritz Geißler.)

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Roß und Reiter in Leben u. Sprache, Glauben u. Geschichte der Deutschen.
Eine kulturhistorische Monographie von **Max Jähns**. Zwei Bände. gr. 8°. Preis 5 Thlr. 20 Sgr.

Es ist ein Kennzeichen der modernen Wissenschaft, daß sie gern und meist mit reicher Ausbeute den Weg der Monographie einschlägt. Eine solche ist auch das genannte Werk, dessen Widmung **Fürst Bismarck** in huldreichster Weise angenommen hat und welches für den Freund des Sport, den Offizier und den Landmann, wie für den Kulturhistoriker und den Germanisten von gleichem Interesse ist. Der Verfasser entwirft ein fesselndes Bild von der gesammten vielseitigen Bedeutung von „Roß und Reiter" im deutschen Leben, wie es bisher noch niemals unternommen worden ist.

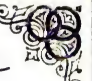
Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens von **W. F. Carl Schmeidler**.
Ein Band gr. 8°. Preis 2 Thlr.

Das Buch enthält eine vollständige Darstellung des Eisenbahnwesens seit dem Entstehen der Eisenbahnen bis in das gegenwärtige Jahr, seine Fortschritte und Erfolge, seinen Einfluß auf Staat, Handel, Industrie, Geldmarkt, auf alle Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen, auf Krieg und Frieden.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 3 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.



XXXI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 29.

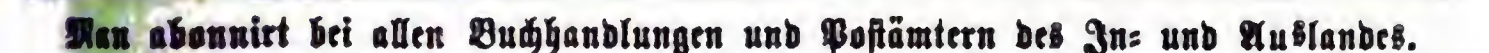
Ausgegeben am 12. Juli 1872.

Inhalt:

Leipzig, 1872.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)





Das deutsche Publicum und die altnordische Literatur

von

H. Rückert.

Kühle Reserve auf unserer Seite, leidenschaftliche Abneigung auf der andern, das ist das Bild des gegenwärtigen Verhältnisses zwischen uns Deutschen und unsern nächsten Stammverwandten im Norden. Es ereignet sich eben auch in den blutsverwandten Völkerfamilien dasselbe, was in den Privatfamilien so oft zu geschehen pflegt: die Gemeinsamkeit des Typus und der Anlage, die Identität aller wesentlichen Interessen dient gelegentlich nur dazu um die relativ unbedeutenden Gegensätze der Individuen bis zu unversöhnlicher Feindseligkeit zu verschärfen. Moralpredigten und vernünftige Vorstellungen vermögen bekanntlich nichts gegen solche psychische Krankheitszustände. Man muß sie dem Laufe der Zeit und der Entwickelung der Zukunft überlassen, die dafür jedenfalls einmal das Wort der Lösung und Heilung finden werden. Auch sehen wir uns in der glücklichen Lage, die Verstimmung unserer Vettern zwar bedauern, aber nicht fürchten zu dürfen, ein Umstand, der freilich wieder nicht wenig dazu beiträgt das Zornfeuer derselben zu schüren. Denn oderint, dum metuant ist zwar ein guter Spruch für den, der berechtigt ist sich damit zu trösten, aber keineswegs ein Beruhigungsmittel für den andern. So lange die radicalen Literaten in Kopenhagen und ihre Schweifträger in Stockholm und Christiania den deutschen Michel verbaliter und realiter ungestraft insultiren durften, überwog der hochmüthige Kitzel ihrer künstlich aufgeputzten Selbstvergötterung jedes andere Gefühl, auch das der Gehässigkeit. Daß dies seit 1864 anders geworden ist, versteht sich von selbst, auch, was die Hauptsache bleibt, daß wir selbst dabei so viel besser fahren. Jene vorsündfluthlichen Duseleien von dem deutschen Admiralitätsstaate Dänemark, von der pangermanischen Union, in der auch die Renthiere und Seehunde Islands zu participiren berufen sein sollten, sind wie so viel anderer ungesunder Nebel vor dem luftreinigenden Kanonendonner von Düppel und Alsen zerstoben. Durch Königgrätz und Sedan, wo dasselbe Universalmittel noch viel drastischer zur Wirkung gelangt ist, sind unsere scandinavischen Vettern zwar nicht zur Vernunft, wohl aber ebenso gut wie Oesterreicher und Franzosen

zu der Einsicht gediehen, daß für den Augenblick und noch etwas weiter hinaus nichts gegen uns zu machen ist, als eine Faust im Sacke. Denn man hüte sich in unserm leider incurablen Optimismus, jenem Haupt- und Grundfehler der deutschen Art, irgend etwas auf die vereinzelten Stimmen zu geben welche einen Beginn des Erwachens der Vernunft oder des politischen Verstandes in Dänemark oder im übrigen Scandinavien verkünden sollen.

Gewiß lassen sich solche registriren und wir verfügen selbst über eine Anzahl derartiger Zeugnisse, die bisher weniger in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Aber sie beweisen nicht viel. Es ist an sich undenkbar, daß irgend eine herrschende Strömung der öffentlichen Meinung nicht wenigstens einen kleinen Gegenstrom erzeugen sollte. Die der menschlichen Natur eingewurzelte Rechthaberei und Oppositionslust reicht allein dazu aus, und es ist nicht nöthig, tiefere und bessere Veranlassungen dafür zu suchen. Doch mögen auch diese in einzelnen Fällen gelten: es giebt doch auch unter dem ganz corrumpirten Literatenthum des Nordens noch einige ehrliche Seelen, klarere Köpfe und gründlicher unterrichtete Leute, die von dem wahren Verhältniß ihrer Nation zu Deutschland eine annähernd richtige Vorstellung sich zu bilden vermocht haben. Wir sagen eine „annähernd richtige", denn der erbliche Größenwahnsinn, der besonders in Kopenhagen zu Hause ist, läßt sich doch überall an einzelnen Spuren auch da entdecken, wo man bis zu dem äußersten Maß versöhnlicher Anerkennung gegen Deutschland und deutsches Wesen fortgeschritten zu sein glaubt. —

Sehr eigenthümlich haben sich unter dem Banne dieser nationalen Antipathien die literarischen Beziehungen zwischen den Scandinaviern und uns in der Gegenwart gestaltet und es verlohnte wohl der Mühe dieses Stück internationaler Culturgeschichte einmal im Zusammenhange darzustellen. Natürlich würde nur ein Deutscher die dazu nöthige Objectivität oder das von leidenschaftlichen Vorurtheilen und überspanntem Hochmuth ungestörte kritische Gewissen besitzen: eine nordische Feder dürfte sonderbare Carricaturen zeichnen, die selbst den einzigen Zweck des Daseins ihrer ganzen Gattung, daß man herzlich über sie lachen könnte, durch ihre hämische Verbitterung verfehlen möchten. Wir erinnern nur an die großen geschichtlichen Thatsachen, daß der ganze Norden seine ganze moderne Cultur, das Christenthum des Mittelalters ebenso wie die Reformation und die moderne Philosophie durch deutsche Vermittelung erhalten hat. Scandinavien ist immer nur eine Cultur- und Literaturdependenz von Deutschland gewesen und das Verhältniß stellt sich nur nach Graden, aber nicht in der Art verschieden nach dem, was zwischen dem niederdeutsch sprechenden Norden unseres Vaterlandes und seiner hochdeutschen Mitte und Südhälfte viele Jahrhunderte lang bestand und in einigen Resten noch jetzt besteht. Auch der deutsche Norden behauptete eine gewisse

literarische Selbständigkeit, die mitunter etwas weiter ging als daß hochdeutsche Bücher niederdeutsch umgeschrieben oder umgedruckt wurden. Ja, in seinem äußersten nordwestlichen Abschnitt, in Holland, hat er es in Folge großer geschichtlicher, socialer und commercieller Ereignisse noch zu etwas mehr gebracht, zu einer abgeschlossenen Literatur, die in ihrer Sprache und in der latenten Substanz ihres Geistes zwar ihre Zugehörigkeit zu der unsern nicht verleugnen kann, aber in Stoff und Form sich mit Bewußtsein und geflissentlich seit Jahrhunderten im Gegensatz zu der unsern ausgebildet hat.

So viel selbständiger das nordische Idiom als ein einheitliches im Gegensatz zu dem deutschen betrachtet, auch immerhin im Vergleich mit dem holländischen dem Linguisten auf den ersten Blick erscheint, so hat doch die nordische Literatur bis an die neueste Zeit niemals gegen den gleichsam naturgemäßen Zustand ihrer innigsten Anlehnung an die deutsche revoltirt. Ist ja doch Kopenhagen noch bis in dieses neunzehnte Jahrhundert herein nicht nur einer der günstigsten Märkte für den deutschen Buchhandel gewesen, es haben ja auch die hervorragendsten nationalen Dichter jener Periode, ein Baggesen und Oehlenschläger ihr Publicum nicht blos in den engen Marken ihres Vaterlandes, sondern auch in dem ganzen großen Deutschland gesucht und gefunden. Wollte man gewissenhaft nachspüren, so würde sich ergeben, daß beide nicht blos durch und durch innerhalb der deutschen Bildung ihrer Zeit wurzeln und in diesem Sinne eben so gut als Deutsche gelten dürfen, wie Steffens oder Niebuhr, sondern auch da, wo sie in ihrer Muttersprache producirten, eigentlich dabei deutsch dachten. Was also der Eitelkeit ihrer Landsleute als Originalgestalt gilt, die dänische Redaction, ist in der That, gleichviel ob sie vor oder nach der deutschen niedergeschrieben sein mag, doch nur die Uebersetzung oder Uebertragung in ein der Seele des Dichters etwas ferner stehendes Idiom.

Heute darf man in Kopenhagen solche ketzerische Wahrheiten nur mit Lebensgefahr aussprechen und die dort dominirende Clique bemüht sich, wenigstens für die nächste Zukunft, alle solche unliebsamen Erinnerungen aus den Köpfen ihres blindgläubigen und deshalb über alles Lernen und Wissen erhabenen Anhangs auszumerzen. Ja man hat nicht übel Lust, die ganze dänische Sprache durch einen consequenten Purismus von Grund aus umzustürzen und alle Fäden zwischen ihr und dem Deutschen zu zerschneiden. Dem steht nun allerdings die etwas hartnäckige Thatsache entgegen, daß die Hälfte des gegenwärtigen dänischen Wörterbuchs direct aus dem deutschen entlehnt ist und was noch mehr, daß der deutsche Sprachgeist alle Adern und Nerven des dänischen durchdrungen hat. Es giebt hierfür keine Radicalcur, als wenn man bis auf die sogenannte altdänische Periode des 12. und 13. Jahrhunderts zurücklenken wollte, denn seit dem 14. Jahrhundert strömt das deutsche Element schon massenweise herein, ohne daß damals oder in dem seither vergangenen

halben Jahrtausend das dänische Nationalbewußtsein sich dadurch geschädigt gefühlt hätte.

Naturgemäß straft sich ein solches ungeberdiges Wüthen gegen die Vernunft der Dinge und Thatsachen selbst am meisten. Sollte es den puristischen Danomanen gelingen, alle Germanismen ihrer Sprache in Acht zu erklären, so würde es ihnen unmöglich sein, auch nur einen geifernden Leitartikel gegen Deutschland und die Deutschen zu Stande zu bringen, geschweige denn ein ganzes Buch. Aber schon jetzt mag die sichtbare Dürftigkeit der Production im Bereich der nordischen schönen Literatur, verglichen mit dem glänzenden Reichthum einer früheren Periode, in welcher die freiesten Wechselwirkungen mit Deutschland ihr zu gute kamen, als die natürliche Folge einer künstlich geschaffenen Isolirung und Verstockung gelten.

Auch in diesem Bereiche können wir Deutsche den Excessen pseudonationaler Schwärmerei mit Gemüthsruhe zusehen. Unsere eigene Literatur leidet nicht darunter, wenn es in Kopenhagen nicht mehr angebracht ist, öffentlich deutsche Bücher zu kaufen und zu lesen — im geheimen geschieht es nach wie vor — oder wenn es die dänischen Herren von der Feder für eine Sünde gegen den heiligen Geist halten, deutsch zu schreiben. Unsere eigenen Hülfsmittel sind hier wie überall so unermeßlich ausgiebig, daß wir keiner fremden Freiwilligen bedürfen. Auch sind wir großmüthig und gebildet genug, um nicht durch eigene Albernheiten die der andern wett machen zu wollen. Man producire nur erst etwas wirklich oder auch nur leidlich Gutes in Kopenhagen, und man wird sehen, daß wir es mit unbefangenster Anerkennung aufnehmen und uns selbst an den unvermeidlichen Gehässigkeiten gegen uns, die so nothwendig wie Papier und Lettern zu einem dänischen Buche der Jetztzeit gehören, nicht ärgern. Unsere Gutmüthigkeit lehrt uns, verzogene Kinder nachsichtig behandeln, obgleich der praktische Verstand einen andern Rath giebt. Aber dieser kommt bei uns doch niemals gegen das Herz auf, das ist einmal unsere Schwäche oder Stärke, an der zweitausend Jahre zwischen den härtesten Mühlsteinen der Weltgeschichte nichts geändert haben. Wie die schöne Literatur, so hat auch nicht einmal die Wissenschaft sich von den komischen Prätensionen nationaler Selbstwüchsigkeit frei zu halten versucht und wäre es auch nur in soweit, daß so ziemlich jedes dänische wissenschaftliche Werk der letzten Jahrzehnte, gleichviel ob über die Teling-Sprache oder die Anatomie des Gehirnes, eine bestimmte Anzahl von Sottisen und Insulten gegen Deutschland, speciell die deutsche Wissenschaft enthalten muß. Notorisch ist nun einmal der Einfluß der schon durch ihre äußere Massenhaftigkeit so imposanten deutschen Wissenschaft: nach feststehenden Naturgesetzen bringt dieser gewaltige Körper seine Nachbarn in die Stellung von Trabanten. Das ist nun einmal nicht zu ändern. Für den Trabanten wäre es jedenfalls am vortheilhaftesten, wenn er

sich in die ihm beschiedene Stellung ohne alles innere Widerstreben bequemte, da alle seine Ungeberdigkeit sie doch nicht verändern wird. Früher wurde es auch so gehalten und dies war eine Glanzperiode des dänischen Geisteslebens. Wenn auch jetzt noch, wie die Gerechtigkeit erfordert anzuerkennen, eine Reihe von nordischen wissenschaftlichen Arbeiten in den verschiedensten Fächern sich den besseren Leistungen Deutschlands an die Seite stellt, so verdanken sie es eben nur dem deutschen wissenschaftlichen Geiste, woraus gerade diejenigen ihre beste und oft einzige Nahrung schöpfen, die ihn recht eigentlich pessima fide gründlichst zu hassen und zu verachten sich den Anschein geben.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß man deutscherseits auch diese albernen Grillen einfach ignorirt. Wir sind verständig genug, um uns den wirklichen Nutzen, den die Wissenschaft aus dänischen und anderen scandinavischen Büchern ziehen kann, dadurch nicht beeinträchtigen zu lassen. Ja, wir erlauben uns sogar, trotz des entrüsteten Widerspruchs, dem wir gerade hier begegnen, auf der angeblich eigensten Domäne des nordischen Geisteslebens, der altnordischen Sprach- und Alterthumskunde, unsern Feinden die Hand zur gemeinsamen Arbeit zu reichen. Wären sie irgend urtheilsfähig oder vermöchte ihr Verstand und Gewissen etwas gegen Vorurtheile und Tagesmode, so würden sie, sollte man meinen, mit dem größten Danke anerkennen, wie sehr ihnen diese uneigennützige Hülfe bisher schon zu Statten gekommen ist. Denn es ist für jeden, der sich ein unbefangenes Urtheil bewahrt hat, offenkundig, daß der gegenwärtige relativ hohe Stand der germanischen Studien im scandinavischen Norden nur den befruchtenden Einflüssen der deutschen Sprach- und Alterthumskunde seit Jacob Grimm und Lachmann zuzurechnen ist. Wie für Deutschland, so bedeutet auch für den Norden das Auftreten dieser beiden wissenschaftlichen Heroen den Abschluß der früheren unsystematischen oder dilettantischen Polyhistorie und Vielgeschäftigkeit, und den Beginn einer neuen wahrhaft systematischen und planmäßigen Erkenntniß, den Beginn der eigentlich wissenschaftlichen Periode.

Es gehört übrigens auch zu den dänischen Sonderbarkeiten, falls wir in angestammter Großmuth und Weichherzigkeit uns dieses milden Ausdrucks bedienen wollen, daß man in Kopenhagen ein ausschließliches legitimes Privilegium auf die altnordische Literatur und was damit zusammenhängt zu besitzen überzeugt ist. Wollten die heutigen Isländer, allenfalls die Norweger, soweit sie nicht dänisch lackirt sind, einen solchen Anspruch erheben, so ließe er sich zur Noth noch begreifen, obwohl es immer eine anderwärts unverständliche Logik heißen müßte, wenn daraus der Schluß gezogen werden sollte, daß Niemand anders ein Recht hätte sich um diese Dinge zu kümmern, oder, wenn es denn doch geschähe, daß jeder derartige Versuch von vornherein verfehlt sei. Danach würden z. B. die indischen Pandits allein berechtigt sein, in Sachen

des Sanskrit oder Zend als wissenschaftliche Autoritäten zu gelten und die Bopp, Lassen, Böhtlingk u. s. w. wären nur unberechtigte und zugleich stümperhafte Eindringlinge. —

Daß man in Kopenhagen nach solcher Logik denkt, ist freilich nicht zu verwundern, da ihre Principien ja dort überall als die allgemeingültigen zu herrschen scheinen. Auffallend ist es nur, daß von Seite der andern scandivischen Germanisten diese dänische Anmaßlichkeit so sanftmüthig ertragen wird, da sie sich doch nicht blos gegen die Deutschen, sondern gegen alle, die nicht in dem alleinseligmachenden Kopenhagen zu Hause sind, kehrt. Höchstens wer das zweifelhafte Glück der Isländer genießt, von Kopenhagen aus regiert zu werden, der erlangt dadurch einen bescheidenen Antheil an dem dort aufgespeicherten Gnadenschatze der ausschließlichen Wissenschaftlichkeit.

Unsere Germanisten lassen sich einstweilen nicht irre machen und arbeiten mit erfreulichem Eifer ihren hochmüthigen und neidischen Collegen zum Trotze weiter. Freilich liegt ihnen ein anderes Feld, das der eigentlich vaterländischen Alterthumskunde noch näher, aber einer sorgfältigen Erforschung des nächstverwandten Altnordischen wird sich keiner entziehen dürfen. Ist es ja doch auch von so unvergleichlicher Ergiebigkeit, daß wer einmal sich mit ihm vertraut gemacht hat, unmöglich anders als durch einen Act der strengsten Selbstüberwindung sich von ihm trennen kann.

Wir haben nicht im Sinne, hier eine Apologie der altnordischen Literatur und Sprache zu schreiben, mit der wir keiner Art unserer Leser dienten, weder den eigentlichen Kennern, denen wir nur Trivialitäten sagen würden, noch den andern, denen die eigenthümlichen Charakterzüge dieser altnordischen Welt so fremdartig erscheinen müssen, daß sie sie nur durch die umständlichste Auseinandersetzung erfassen könnten. Aber vermuthlich liegt darin auch die Ursache, daß alle bisherigen Versuche, diese altnordische Literatur in dem deutschen Publicum, nicht blos bei den wenigen berufsmäßig damit Beschäftigten einzuführen, wenig Erfolg gehabt haben, obgleich sie meist mit Sachkenntniß und Geschick unternommen worden sind. Wenn wir die Namen der beiden Grimm, von der Hagen, Rühs, Mohnike, Wachler, Simrock, Ettmüller darunter finden, so geben diese allein schon eine Bürgschaft dafür, und wenn die Solidität des Wissens allerdings nicht allein ausreicht, um die Arbeit eines Uebersetzers lesbar zu machen, so darf man in diesem Falle unbedenklich behaupten, daß sich fast bei allen den genannten dazu auch noch die vollständigste Herrschaft über die Form und die Darstellungsmittel überhaupt gesellt. Aber dennoch hat z. B. die von einem so populären Namen getragene Uebersetzung der Edda von Simrock es zwar zu allgemeiner Anerkennung, aber nur zu drei Auflagen in einem halben Menschenalter gebracht, und dies Buch ist noch dasjenige unter allen hieher gehörigen, welches am besten „geht“. Die andern

sind wohl kaum über die kritischen Journale hinaus gedrungen, doch hat man ihre lobende Beurtheilung mit vieler Erbauung, aber auch mit der festen Ueberzeugung, damit genug gethan zu haben, gelesen.

Eine scheinbare Ausnahme ließe sich anführen: Tegnérs Frithjofs-Sage. Daran hat unsere deutsche Fingerfertigkeit in Uebersetzungen des Guten mehr als zuviel gethan. Irren wir nicht, so existiren bis jetzt schon vierzehn oder fünfzehn und fast jeder Meßkatalog bringt eine neue. Hier wäre also die Anziehungskraft altnordischer Literaturstoffe glänzend bewiesen. Aber es giebt zwar einen altnordischen Recken von ächtestem Schrot und Korn Namens Frithjof und seine Geschichte ist in verschiedenen Erzählungen aus der altnordischen Literaturperiode dargestellt, die wir noch jetzt besitzen; der Tegnérsche Frithjof dagegen ist ein ganz modernes Wesen, ein Gebilde der Romantik des 19. Jahrhunderts im Stile Fouqué's, vielleicht nur etwas besser gerathen als dessen jetzt so gänzlich verachteten Heroen und Heroinen. Von dem ächten Frithjof hat er nichts als den Namen und eine Anzahl äußerer Begebenheiten entlehnt, die ebenso gut auch erfunden sein könnten. Wahrscheinlich beruht die Wirkung dieses modernen Doppelgängers zum guten Theil darauf, daß er an Blut und Gemüthe nichts von altnordischer Eigenart an sich trägt, sondern blos Kleidung und Haare. Der echte Frithjof würde unsern zarten Seelen sehr wenig behagen, denn es ist ein äußerst knorriger Geselle. Ein anderer Theil ist auf Rechnung des unleugbaren Formtalentes in dem modernen Dichter zu setzen, obwohl dies keineswegs nach dem durch nationale Eitelkeit aufgeputzten Urtheil seiner Landsleute abgeschätzt werden darf. —

Wahrscheinlich wird sich diese Theilnahmlosigkeit unseres Publicums gegen die altnordische Literatur so lange nicht ändern, als man ihren eigentlichen Schwerpunkt da sucht, wo er nicht ist, in der Poesie. Wer sich der dithyrambischen Ueberschwänglichkeiten erinnert, mit welchen die ersten Klänge altnordischer Poesie in unserm Vaterlande begrüßt wurden, die grenzenlose Begeisterung eines Gerstenberg, Kretschmann, Danil, ja selbst eines Klopstock für diese erhabensten Offenbarungen der Naturpoesie und damit vergleicht, was davon auf unsere Poesie oder auch auf unsere Bildung im Allgemeinen gewirkt hat, muß über den Contrast zwischen den Intentionen jener Wiedererwecker des Skaldengesanges und ihren Erfolgen erstaunen. Und doch wie überall hat auch hier sich bewährt, daß der Geschmack des Publicums im Großen und Ganzen stets das Richtige trifft. Eine Zeitlang mochte wohl das Skalden- und Bardengebrüll manche Ohren betäuben, aber die Herzen erwärmte es doch nicht, daher schwieg es bald wieder und so oft später auf viel tieferer Grundlage und mit viel gereifteren Mitteln der Versuch wiederholt wurde, mißglückte er ebenso. Denn diese altnordische Poesie ist uns Menschen von heute so fremdartig unzugänglich, wie kaum irgend eine andere. Daß sie

in dem innersten Kern des Gemüthslebens und der Seelenstimmung unser eigenes Wesen selbst ist, welches durch alle Jahrtausende hindurch doch immer dasselbe bleiben mußte, wenn es überhaupt existiren wollte, kann nur dann empfunden werden, wenn die eindringendsten Studien über die seltsamen Verschränkungen und Verzerrungen, in denen es seine Leiblichkeit gefunden hat, bis in seine innerste Tiefe geführt haben. Arabische und persische Dichtung, in ihrer letzten Seelensubstanz so völlig andersartig wie unser deutsches Wesen, wirken doch viel unmittelbarer auf uns, weil sie eine viel allgemeingültigere Gestaltung gefunden haben. Diese ist es, die in der Poesie überhaupt und mit Recht als das eigentlich Wirksame empfunden wird und jenes bloß psychologische Moment hat an sich keine Berechtigung als ein Maßstab für den poetischen Eindruck zu gelten. Weßhalb die nordische Poesie zu ihrer unzugänglichen Eigenart gelangt ist, das auszuführen gehört nicht hieher. Es genügt uns, die Thatsache selbst zu constatiren, von der sich jeder, der noch nicht damit vertraut sein sollte, leicht überzeugen kann, wenn er unbefangenen Sinnes etwa irgend ein beliebiges Lied der Simrock'schen Edda liest.

Der treffliche Simrock sucht freilich die Ursache der auch ihm nicht verborgenen Theilnahmlosigkeit des Publicums gegen die Herrlichkeiten der altnordischen Kunst anderswo. Weil sie zu sehr von deutscher Art erfüllt ist, soll sie nach seiner Meinung bei den Söhnen Teuts nichts gelten. Gewiß besitzen dieselben wohl nach dem sie beherrschenden sprüchwörtlichem Axiom: „Es ist nicht weit her", eine oft nicht weiter erklärliche Antipathie gegen das nächstliegende und naturgemäße, und eine ebenso unerklärliche Sympathie für Alles was durch die Seltsamkeit seines Auftretens den Schein ganz besonderer Absonderlichkeit erweckt. Die Poesie der Edda würde indessen auch die weitest gehenden Ansprüche an Absonderlichkeit erfüllen und insofern alle deutsche Sympathien für sich haben, denn die rein auf gelehrtem Wege ermittelte Thatsache, daß das nordische Volk und das deutsche zwei Stämme aus derselben Wurzel sind, könnte gegen die Unmittelbarkeit ihrer Wirkung gar nicht ins Gewicht fallen, noch weniger das nur für die raffinirteste Kunst der historisch-genetischen Analyse erreichbare Resultat, daß die Seelensubstanz dieses altnordischen und unseres eigenen Wesens ein und dieselbe ist. Für die so eng bemessene Zahl der Kenner mag die Edda wirklich „nicht so weit her" sein, für die große Zahl des gebildeten Publicums, welche Simrocks und alle andern Uebertragungen fremder Poesien ins Deutsche im Auge haben, ist und bleibt sie sehr weit her und zwar so weit her, daß man über den befremdlichen Eindruck der vollkommensten Abgeschlossenheit und Unverständlichkeit — versteht sich nicht im Sinn des Wörterbuchs und der Grammatik, oder des antiquarischen Apparates — gar schwer, oder gar nicht hinaus gelangt.

Es wird auch nichts helfen, wenn man dem deutschen Publicum von

dieser Seite her, wie es Simrock versucht, das Gewissen schärfen wollte. Selbst wenn es begriffen hat, daß diese altnordische poetische Welt unter gewissen Voraussetzungen einstmals in einer grauen Vergangenheit ein Stück seines eigenen Wesens war, würde es, so hoffen wir von seinem Ehrgefühl, wohl einige Hochachtung dafür empfinden, aber sie nichts desto weniger ungenießbar nnd unverständlich finden. Es gehört zu den größten Tugenden der deutschen Art, daß sie sich niemals zu irgend welchen sogenannten besten Zwecken etwas vorlügt, oder vorlügen läßt, woran Gefühl und Verstand keinen Theil haben. Wir Deutschen sind ein für allemal für die Jesuitenmoral, auch für die patriotische verdorben und wollen in allen Stücken, auch wo es nationales Interesse gilt, ehrlich und gewissenhaft sein und bleiben. Anderwärts ließe sich ein solcher patriotischer Humbug recht wohl denken und in Scandinavien, besonders in Kopenhagen, ist er wirklich bis zu einem gewissen Erfolge für die Edda sammt Anhängseln in Scene gesetzt worden und thätig. Denn auch dort müßte ein Publicum, das in den Gebilden der modernen Poesie in der kosmopolitischsten Bedeutung des Wortes aufgewachsen ist, sich von den Abstrusitäten und Absonderlichkeiten der altnordischen Muse ebenso frostig berührt finden, wie es unserm deutschen Publicum geschieht. Aber da man dort schon längst von Gewissen und Ehrlichkeit in allen den Fragen zu abstrahiren sich gewöhnt hat, bei denen das nationale Selbstbewußtsein betheiligt ist, so muß sich auch das ästhetische Gefühl durch die Tendenz terrorisiren lassen.

Denn man glaube nur nicht, daß die Edda und ihre poetischen Verwandten eine ähnliche Stellung zu dem nordischen Geistesleben von heute einnehmen, wie die Nibelungen oder der Parzival zu unserer Gegenwart. Denn altnordische Poesie ist durch und durch ein selbstwüchsiges Erzeugniß, welches das ausschließliche Gepräge eines von irgend welchen anderen Geisteseinflüssen unberührten Keimes trägt. Nibelungen und Parzival, wenn auch der Zeit nach vielleicht ebenso alt wie die meisten der durch absichtliche und unabsichtliche Fiction größtentheils viel zu alt ausgegebenen Lieder der Edda in ihrer letzten uns überlieferten Gestaltung, sind schon erfüllt von einer damals fast tausendjährigen angestrengten Arbeit des deutschen Geistes, sich alle möglichen Culturelemente der Vergangenheit, specifisch christliche, antik und mittelalterlich orientalische, griechisch-römische in ihrer kosmopolitischen Umschmelzung in und durch das orientalische Element des Christenthums, anzueignen und zu lebendigen Bestandtheilen seines eigenen Wesens zu verwandeln. Dieser ungeheure Amalgamationsprozeß, dieser Universalismus der Bildungsgeschichte des deutschen Geistes hat alle und jede Erzeugnisse ergriffen und giebt auch demjenigen von ihnen, die wie jene erwähnten und die andern ihres gleichen, nur einen bestimmten Durchschnitt in diesem rastlos vorwärts schreitenden Proceß darstellen, doch noch auch für eine spätere Zeit eine bedingte Verständlichkeit und Zu-

gänglichkeit. Beide müssen den Producten der nordischen Poesie fehlen, denn ihr Charakter ist eben das vollständige Unberührtsein von der Weltcultur, entweder weil diese wirklich nicht bis in den isolirten Norden gedrungen war, oder weil dieser sich so lange in starrer Spröde gegen ihre gelegentlich an ihn herandringenden Ausläufer, seien sie nun Christenthum oder die Romantik des ritterlichen Idealismus, zur Wehre setzte.

Auch dem Norden ist es nicht möglich gewesen sich in seiner geistigen Isolirung zu behaupten, aber das was wir altnordische Poesie nennen, gehört auch dann noch dem früheren Zustand an, wenn es der Zeit nach schon häufig aus einer wesentlich veränderten Umgebung des ganzen Lebens stammt. Die nordischen Skalden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts dichteten in streng festgehaltener Tradition des Geistes und der Formen der Vergangenheit gerade noch so wie einige Jahrhunderte vorher, als der Name und der Dienst des Odin, Thor und Tyr noch eine Realität und nicht bloß eine Grimasse war. Aehnlich wie die lateinische Poesie der Renaissance und was davon berührt ist, den Apparat der antiken Kunst durch pure Reflexion aus dem Grabe heraufbeschwor und damit das erreichte, was erreicht werden mußte, Gespenster zu scheinbarem Leben zu verkleiden, haben es auch jene altnordischen Dichter gethan, nur daß es ihnen leichter gemacht war, weil sie innerhalb einer sorgfältig gepflegten und niemals unterbrochenen Tradition standen. Aber ihre Wirkung auf uns ist dieselbe, wie der andern, oder vielmehr eine noch viel fremdartigere, weil der Apparat von poetischen Hülfsmitteln, mit denen die klassische Renaissancenpoesie operirt, uns von der Schule her wohl bekannt ist, während wir uns in den an sich noch viel complicirteren Apparat ihrer nordischen Wahlverwandten erst durch mühsame Studien hineinarbeiten müssen.

Auch die eigentlichen Kenner werden aber darum hier immer sparsam zu finden sein, weil man sich nur in Folge ganz besonderer Anregung oder Veranlassung in einen so fremdartigen Kreis begeben kann. Wer sich zu geschichtlichen, literarischen, ästhetischen oder linguistischen Studien bestimmt fühlt, erhält, wie die Erfahrung zeigt, seine besondere Richtung innerhalb der allgemeineren Sphäre gewöhnlich nicht durch einen selbständigen Zug oder Instinct des eigenen Geistes, sondern durch den Einfluß maßgebender Persönlichkeiten, epochemachender wissenschaftlicher Leistungen, kurz von Andern und von außen her. Je intensiver die gelehrte Thätigkeit innerhalb eines bestimmten Feldes ist, desto stärker wird ihre Anziehungskraft auf alle nur im allgemeinen wissenschaftlich disponirten, nicht im einzelnen fixirten Naturen sein. Daß man später in begreiflicher Selbsttäuschung den Thatbestand anders ansieht und eine directe Berufung von innen heraus gerade für diese eine Specialität empfangen zu haben vermeint, ändert an der Wahrheit des obigen Satzes nichts. Für die altnordische Poesie und Literatur sind bisher viel

weniger begünstigende Einflüsse thätig gewesen, als etwa für die antikklassische Philologie. Erst seitdem das Studium der deutschen Geschichte und Alterthumskunde in so lebhaften Aufschwung getreten ist, ist jenes nahe verwandte Feld unserm wissenschaftlichen Gesichtskreis näher getreten. Jeder dem es um die eindringende Kenntniß des deutschen Wesens in seiner ursprünglichen Ausstattung ernstlich zu thun ist, mag er nun mehr durch cultur- und sittengeschichtliche oder rechtshistorische Gesichtspunkte geleitet werden, oder der künstlerischen Eigenart seines Volkes nachspüren oder endlich an der Sprache den unverhüllten Ausdruck seiner geistigen Physiognomie zu erforschen sich bemühen — jeder von allen diesen verschiedenen Schaaren der Germanisten oder Erforscher des deutschen Wesens wird je weiter er auf seiner Bahn fortschreitet, um so deutlicher die unvergleichliche Quelle der Belehrung und Erkenntniß würdigen lernen, welche sich ihm in der nordischen Poesie erschließt. Aber man hüte sich, jene durch so weitschichtige und tiefgehende Arbeit ermöglichte Verständigung mit ihrem Geiste auch da gleichsam als ein Postulat der allgemeinen Bildung zu beanspruchen, wo diese Voraussetzungen fehlen. Alle Scandinavisten von heute und von aller Zukunft werden die altnordische Poesie niemals bei uns populär machen, wie es Homer oder Shakespeare sind. Im allgemeinen pflegt man den Werth einer Literatur nach ihrer poetischen Leistungsfähigkeit zu schätzen und mit Recht. Aber in unserm Falle ist es mindestens nicht praktisch diesen Maßstab festzuhalten, denn die altnordische Poesie ist eine abstruse Singularität, zu der sich höchstens in den dürftigen und durch systematische Betrügereien entstellten Trümmern der keltischen Bardendichtung des Mittelalters etwas in mancher Hinsicht wahlverwandtes stellen läßt, die nordische Poesie aber ein Phänomen ohne Gleichen in ihrer Zeit sowohl was den Gehalt als was die Form betrifft. Bekanntlich sind überall in Europa die Literaturen der verschiedenen Culturvölker romanischer und germanischer Abkunft bis weit in das Mittelalter herab fast ausschließlich poetisch und man weiß auch die culturgeschichlichen Gründe aufzuzählen, warum es so und nicht anders sein konnte. Wir setzen sie hier als bekannt oder doch als leicht erfindlich voraus; um so wundersamer berührt es, in dem abgelegensten Winkel der damaligen europäischen Welt eine Prosaliteratur zu finden, die auch bei ihrem Publicum der poetischen mindestens das Gleichgewicht gehalten haben muß, denn woher hätte sie sonst diese vollendete Pflege und diesen wahrhaft unabsehbaren Umfang gewinnen können? Sie hat sich wie die Poesie ganz aus sich selbst, nicht wie alle andern mittelalterlichen Literaturen, Poesie und Presse, auf dem Untergrund der ganzen vorangegangenen Cultur und in stäter befruchtender und maßgebender Wechselwirkung mit der Geistesgeschichte aller Nachbarn und der Gesammtheit der Welt entwickelt. Wie die Poesie, bezeugt auch sie die vollste Eigenart das germanischen Genius

und deshalb ist sie von einzigem Werth für die Erkenntniß der nationalen Substanz. Ihre Ueberlegenheit über die Poesie existirt allerdings nur für unsere heutigen Augen, aber diese haben das Recht, nach ihren Gesetzen die Erscheinungen der Vorzeit zu sehen und zu beurtheilen. Denn gehörig verstanden wird das Wort: „was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist" stets die berechtigte Norm für alle Geschichtsauffassung und alles Geschichtsverständniß bleiben. Wir sind demnach zu dem Schlusse vollständig befugt, daß die germanische Geistesanlage wo sie in ihrer unangetasteten Ursprünglichkeit sich ausleben konnte, was ihr nur im Norden zu Theil wurde, eine entschieden höhere Begabung für die prosaische Darstellung als für die poetische besaß, daß ihr der prosaische Ausdruck die eigentlich naturgemäße Kunstform, der poetische nicht zwar etwas fremdartiges, denn sonst hätte sie überhaupt ihn bei Seite gelassen, doch aber eine Art von unnatürlichem Zwange war, dessen sie freilich nicht entbehren konnte, um ihrem eigenen idealen Bedürfnisse völlig gerecht zu werden, in dem sie sich aber nie mit vollem Behagen wohl fühlte.

Die altnordische Poesie hat es niemals zu einer wirklichen Epik gebracht, in der Prosa haben wir den Ersatz dafür und die eminente Stellung der Prosa ist wie die Folge, so auch die äußere Veranlassung daß es keine Epik giebt. Wie der moderne Prosaroman nicht ohne innere Berechtigung als der ablösende Stellvertreter des Epos gilt, so ist aus jenem uralten Boden die Prosaerzählung der poetischen über den Kopf gewachsen und hat sie erstickt, ehe sie zu ihrer Reife gelangte.

Diese, wie uns scheint noch keineswegs nach Gebühr gewürdigte culturgeschichtliche Thatsache könnte der modernen Wissenschaft der Völkerpsychologie viel zu denken geben. Stellen wir hier wenigstens einige Gesichtspunkte fest.

Die germanische Individualität an sich hat sich nicht unfähig für eine wirkliche Epik im ächtesten Sinne des Wortes erwiesen. Wir kennen sie in ihrer ursprünglichsten Gestalt freilich nur in dürftigen Trümmen in einigen angelsächsischen Bruchstücken, zu denen man den bekannten Beowulf in seiner jetzigen heillos corrumpirten Ruine nicht rechnen darf und in den Trümmern des deutschen Hildubrandsliedes. Es reicht aber aus um zu sehen, daß hier ein wirklich epischer Geist eine ganze Phase der Volksseele beherrschte und daß diese künstlerisch genug angelegt war, um dafür auch eine ächt epische Form zu finden. Mag man sie an Homer oder an wem sonst messen, immer wird man bei unparteiischer und eindringender Prüfung finden, daß auch hier innerhalb der gegebenen Grundlagen des Stoffes und der sprachlichen Hülfsmittel etwas in seiner Art vollendetes erreicht worden ist. Wie kommt es nun, daß dem germanischen Norden das nicht gelungen ist, was seine andern Stammesgenossen vermochten. Sollen wir innerhalb der gemeinsamen ger-

manischen Anlage, die ja weiter zurück begreiflich desto mehr Züge völliger oder nächster Identität trägt, in diesem einen Punkt eine so ganz verschiedene Ausstattung annehmen? Dafür spricht nichts außer eben das Bedürfniß der Antwort auf diese Frage. Aber sie läßt sich, wie uns scheint, doch auch von einer ganz andern Seite her geben. Deutsche und Angelsachsen sind sehr frühe in die Mitte des großen weltgeschichtlichen Stromes gerissen worden und lange bevor ein christlicher Missionär ihnen das Evangelium predigte, hat der Geist der antiken Cultur befruchtend auf ihre Volksseele gewirkt, ohne daß man seine Einwirkungen mit Händen greifen konnte, oder daß sie selbst sie wahrgenommen hätten. Ohne es zu wissen, erweiterte sich ihr Horizont zu einem weltgeschichtlichen im Sinn ihrer Zeit und dieß ist für jedes Volk die nothwendige Vorbedingung der epischen Periode, zwar nicht die einzige, aber eine so bedeutsame, daß wo sie fehlt, alle die andern epischen Elemente zu keiner vollen Wirksamkeit gelangen.

Denkt man sich nun auch, wie es allein richtig zu sein scheint, die poetische Ausstattung aller Germanen ursprünglich gleich, so begreift es sich, wie der isolirte Norden, der sich sehr bald mit reflectirtem Bewußtsein diese seine Abgeschlossenheit gegen die Welt zu behaupten anschickte — wir erinnern nur an die Periode der Wikinger Zeit, der sogenannten Nordmannenzüge, die innerlich denselben Gegensatz zu der christlich-europäischen Welt darstellen, wie die Kämpfe der islamitischen oder saracenischen Bedränger derselben — wie er über die Zeit hinüber kam, in der allein ein Epos geschaffen werden konnte. Epischer Stoff hatte sich in unendlicher Fülle angehäuft, ebenso sehr aus der gemeinsamen Vergangenheit aller Germanen, wie aus der besonderen Thatsächlichkeit der nordischen Gegenwart, aber er konnte nicht mehr als poetisches Epos verarbeitet werden. Es blieb für ihn keine andere Form als die Prosa übrig, wenn er zu voller Wirksamkeit gelangen d. h. wenn die Zeit sich selbst in seinen Gestalten wieder erkennen und in ihnen ein verklärtes Leben führen sollte, wie sie es als Gegengewicht gegen die ungeheuren Thaten und Begebenheiten der Wirklichkeit bedurfte. So haben die Scandinavier ein Heldenzeitalter ohne Heldenpoesie durchlebt, denn was sich davon in poetischer Form niederschlug, erstarrte sofort, weil es in den Canon einer in ihrem Prinzip und ihren Formen eigentlich antiquirten Kunst gepreßt wurde. Sie vermochte wohl noch die äußersten Spitzen und Subtilitäten ihrer Technik mit einem wahrhaft staunenswerthen Raffinement auszubilden, wofür die gesammte Skaldendichtung das unwiderleglichste Zeugniß gewährt, aber sie vermochte nicht etwas ganz anderes zu werden als sie war. Alles was von Idealismus in der scandinavischen Kunstanlage enthalten war, heftete sich an die Virtuosität in Metrik und Rhythmus, und fast noch mehr an die künstlichsten Spiele des Witzes im metaphorischen und allegorischen Ausdruck,

also gerade das Gegentheil von dem, was zu der epischen Geisteshaltung gehört. Aller Realismus aber, der aus der Poesie eben deshalb völlig verbannt wurde, und doch so unwiderstehlich den Volksgeist anzog, mußte sich in die Prosa flüchten. Prosaische Erzählung in ausgebildeter Technik ist überall wo es ein Epos gegeben hat, ganz naturgemäß neben der Poesie einhergegangen, hat sie gestützt und getragen, aber immer nur in dienender Gestalt und deshalb meist unbemerkbar für eine spätere Zeit, die sich bloß der zu eigentlich künstlerischem Abschluß gelangten poetischen Erzeugnisse erinnerte. Wollen wir nach analogen Entwickelungszuständen uns umsehen, so bietet sich die Periode der griechischen Logographie und Mythographie, welche sich unmittelbar aus dem Epos ablöste, aber freilich mit dem durchgreifenden Unterschiede, daß der Norden zu dieser prosaischen Gestaltung gleichsam nur durch eine latente, aber nicht durch eine reale epische Periode gelangt, während bei den Griechen hier wie überall jede Stufe und jedes Glied sich reinlich und völlig entfaltete und auslebte.

Alle diese Erzeugnisse der nordischen Prosa führen den allgemeinen Namen Saga, bei dem man nur jede Reminiscenz an den Begriff, den das Wort bei uns jetzt gewonnen hat, aufgeben muß. Saga heißt nichts mehr und minder als eine Erzählung in gebildeter Form, ohne jede Beziehung auf den Inhalt oder höchstens insoweit, daß dieser als ein überlieferter vorausgesetzt wird. Diese Ueberlieferung kann eine schriftliche oder mündliche, einheimische oder fremde sein; sie gilt in jedem Falle dem Erzähler, der sich hierin als ein ächter Sohn des Mittelalters beweist, dem jede Spur historischer Quellenkritik fehlte, als eine sichere. Selbst wenn, was nicht selten vorkommt, mehrere auseinandergehende Ueberlieferungen desselben Factums dem Erzähler bekannt wurden, macht er keinen Versuch sie kritisch gegen einander abzuwägen, sondern er führt sie einfach nebeneinander an und es hält oft schwer herauszuspüren, welcher sich sein subjectives Gefühl am meisten, nicht als der richtigsten, sondern als der ihm anmuthenden zuneigte. Auf diese Art laufen die modernen Vorstellungen von Sage und Geschichte, die uns so völlige Gegensätze dünken, hier wie bei den Vorgängern Herodots ungeschieden in und durcheinander. Will man die einzelnen Sagen mit modernen Augen darauf ansehen, ob sie Sagen in unserm Sinn oder Geschichte sind, so muß man diesen Umstand nie vergessen. Man muß von vorn herein gefaßt sein, immer Beiden zugleich zu begegnen. Aber die Mischungsverhältnisse sind unendlich verschieden. Es giebt Sagen von größtem Umfang und reichster Ausbildung des Stiles und der Technik, in denen fast nichts von geschichtlichen Bestandtheilen in unserm Sinn gefunden wird, so die Völsungesage, welche das Geschlecht und die Thaten Sigurds, unseres Sigfrids in nordischer Namensform, darstellt, oder die größte und reichste von allen, die Dietrichssage, sonst wohl auch Wilkinasage genannt, in der sich der ganze epische Cyclus der deutschen Germanen,

in seiner directen Uebertragung nach dem Norden prosaisch aufgelöst und höchst kunstvoll ineinandergeflochten abgelagert hat. Nur insoweit in den epischen Figuren eines Attila, Dietrich, Günther, Sigfrid, Rudiger 2c. neben ihrer ursprünglich mythischen Seele noch so zu sagen eine historische Fleischwerdung anzunehmen ist, kann hier von einem historischen Elemente die Rede sein. Wieder eine lange Reihe anderer, wie die von dem viel genannten dänischen Hrolf Kraki, von Ragnar Lodbrok, von Hervör und Heidrok 2c. haben unzweifelhaft eine geschichtliche Basis, sind aber durch den sie umrankenden Mythus zu Sagen in unserem Sinne und zwar zu Heroensagen geworden. Jeder Zug ist hier ebensosehr historisch wie unhistorisch: historisch, indem er eine ganz bestimmte Wirklichkeit von Ereignissen und Situationen des nordischen Lebens treuestens und meist in unvergleichlicher Plastik wiedergiebt, unhistorisch indem kein einziger solcher Züge an einen bestimmten Ort, eine bestimmte Jahreszahl oder an die bestimmte Person, der er zugehören soll, nur mit einiger Sicherheit sich anheften läßt. Sie sind die Verzweiflung des urkundlichen Geschichtsforschers, das Entzücken des Culturhistorikers.

Aber die bei weitem größte Masse dieser ganzen Literatur ist doch auch in unserm Sinne historisch, wiewohl sich natürlich nicht für die absolute Richtigkeit jeder einzelnen Angabe in ihnen bürgen läßt. Es ist dem scandinavischen Norden im früheren Mittelalter allein gegönnt gewesen, was keine andere damalige Culturnation erreicht hat, eine Geschichtschreibung in nationaler Sprache und im größten Stile, zugleich in unübertroffener Technik zu schaffen. Will man auch hier vergleichen, so liegt es nahe, etwa einen Snorri Sturluson mit einem Herodot zusammenzustellen und der Vergleich ist weniger unpassend als der zwischen Nibelungen und Homer oder Gudrun und Odyssee. Die sonnige Heiterkeit griechischen Menschenthums fehlt freilich diesem Manne, der in der Eis- und Schneewüste Islands von und für ein Geschlecht schrieb, das in jeder Art den Kampf des Daseins mit seiner furchtbar feindseligen Umgebung zu führen gestählt war. An Begabung für die reale Welt, an Ernst und Tiefe der Auffassung menschlicher Geschicke, an durchgebildeter Schulung der gesammten Technik der Historiographie bis zu den äußerlichsten Dingen des Stiles und der Sprache steht der Isländer dem Jonier gleich. Daß die Geschichte des Nordens im 10. und 11. Jahrhundert nicht jene ewig menschliche Gültigkeit beanspruchen kann, wie das große Drama des Kampfes zwischen Orient und Occident, das uns Herodot darstellt — dafür darf der Geschichtschreiber nicht verantwortlich gemacht werden. Er nimmt seinen Stoff, wie er ihn findet und seine Verantwortlichkeit beginnt erst da, wo es sich darum handelt zu sehen, was er daraus gestaltet hat. Für uns steht Herodot in einsamer Größe da, weil die Unbilden der Zeit alle seine Vorgänger und Rivalen und unmittelbaren Nachfolger verschlungen haben. Denn Thu-

kydides ist schon wieder ein unermeßlicher Schritt vorwärts, und so nahe er der Zeit nach an Herodot reicht, innerlich durch eine völlig neue Phase des griechischen Geisteslebens von ihm geschieden. Im Norden ist kein Thukydides dem Herodot gefolgt, wie ja das ganze Mittelalter in seiner Geschichtschreibung nirgends über die herodoteische Stufe hinaus gekommen, meistens in den Vorstufen dazu stehen geblieben ist. Daher aber stehen hier neben dem einen Snorri unzählige von kaum minderer Größe, deren Namen großentheils nicht einmal bekannt sind, während ihre Werke leben — wie es immer und überall sein wird, wo irgend eine Kunst im höchsten Sinne des Wortes wirklich volksthümlich lebendig sich gestaltet hat.

Gegen die äußere und innere Fülle, das frische Leben und die absolute Plastik dieser nordischen Geschichtschreiber schrumpft alles, was wir sonst an gleichzeitiger mittelalterlicher Geschichtschreibung in lateinischer Sprache kennen, zu gespensterhaften Schatten oder zu kindisch manierirter und verschnörkelter Rhetorik zusammen. Es läßt sich auf scandinavischem Boden selbst die Probe dafür machen. Man vergleiche einmal den viel genannten und gebrauchten und leider unentbehrlichen lateinischen Geschichtschreiber Dänemarks, Saxo Grammaticus mit irgend einem beliebigen Sagenerzähler, falls es überhaupt möglich ist, das innere Widerstreben zu überwinden, wenn man die vollste Natur und Kraft direct neben die absoluteste Unnatur und Hohlheit halten muß.

Für uns moderne Menschen ist aber nicht einmal hierin der eigentliche Schatz der nordischen Sagenprosa beschlossen. Dieser liegt unseres Bedünkens in jenem fruchtbarsten, ja geradezu von unerschöpflichem Reichthum überquellenden Gebiete, das ebenso wie alle andern Gattungen einfach Saga genannt wird, das wir aber Familiengeschichte, Privatmemoiren, biographische Charakterbilder nennen würden. Meist ist alles drei zusammen, nur begreiflich selten in gleichen Mischungsverhältnissen. Hier ist in der That für den modernen denkenden Erforscher menschlicher Zustände, insbesondere des Seelenlebens vergangener Zeiten eine solche Fülle reinen Goldes aufgespeichert, noch dazu fast ausnahmslos in silbernen Schalen, daß der Reichthum verwirrt und Auge und Sinn schwindeln. Ausgebeutet ist noch sehr wenig davon, denn die gelehrte Beschäftigung der Germanisten mit diesen Dingen betraf doch neben dem linguistischen Interesse, das sie anzog, mehr das äußerlich antiquarische, was man im vulgären Sinne Sitten- und Culturgeschichte nennt, Rechtsalterthümer 2c., nicht das innerliche, welches einer kommenden Zeit hier die Hauptsache dünken wird. Auch hier bezeichnen Namen wie die Nialssage, Faröersage, Lardoelasage, oder Gunnlaugs, Fostbroedra, Kormakssage nur die allerhöchsten Spitzen, neben denen aber unzählige andere von fast gleicher Höhe stehen.

Dies ist der Punkt, wo die nordische Literatur für die moderne deutsche

Bildung erobert werden kann und muß. Ihre Poesie hat sie ein Recht zurückzuweisen, ihre Prosa, wenn sie ihr auf die rechte Art nahe gebracht wäre, würde sie erquicken und anregen. Aber mit bloßen Uebersetzungen ist es nicht gethan, wie ja auch der bisherige Erfolg gezeigt hat. Denn daran fehlt es, seit von der Hagen die Völsunge und andere Sagen 1812 übersetzt hat, bis zu Ettmüllers umfänglichem altnordischen Sagenschatz von 1870 keineswegs, aber sie sind alle wirkungslos geblieben. Zum Theil wohl, weil gerade das mindest passende d. h. was dem übersetzenden Gelehrten, aber nicht dem gebildeten Leser werthvoll sein mußte, übersetzt wurde. In diesen Fehler ist auch Ettmüller verfallen. Er füllt zwei Drittel seines Buches mit dem heute ungenießbaren Saxo Grammaticus, der allerdings eine Menge anderwärts nicht oder noch nicht wieder entdeckter Ueberlieferungen episch-mystischen Genre's allein bewahrt hat. Für die gelehrte Sagenforschung sind sie unschätzbar, dem gebildeten Laien fehlt jedes Verständniß dafür, und kann ihm auch nicht durch weitläufige Excurse beigebracht werden. Man mußte mit jener zuletzt charakterisirten Gattung der Memoiren und Biographien beginnen und nicht sowohl übersetzen — weil die eigenthümliche Gedrungenheit und herbe Geschlossenheit der Ursprache in jeder Uebersetzung schlecht wiedergegeben werden kann und am schlechtesten wirkt, wo man sie am mühevollsten nachbildet — sondern nacherzählen. Dafür ist der rechte Stil schon gefunden: die deutschen Sagen der Brüder Grimm geben ein Muster, das nur einfach copirt zu werden braucht, um den richtigen Ton zu treffen und Form und Inhalt in volle Harmonie zu bringen. —

Reisen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Max von Eelking.

Das Nachstehende ist dem Tagebuche eines Bremer Patriziers entnommen, der, als Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Handels- und Rathsherrn, diesen vielfach auf seinen Reisen begleitete und den bei damals gediegener Bildung eine scharfe Beobachtungsgabe, sowie gesundes Urtheil beim Niederschreiben seiner Erlebnisse wesentlich unterstützten. Bietet das Ganze auch gerade nicht etwas Außergewöhnliches, so tragen die Schilderungen des Erlebten und Gesehenen doch so sehr das Gepräge der Wahrheit und Treue, daß man beim Lesen ein treues Bild damaliger Zustände, namentlich in Betreff des Reisens, sowie der socialen und der Cultur-Verhältnisse, vor Augen

hat. Wie ist doch seitdem Alles so ganz anders geworden! — wird Mancher denken oder ausrufen; und doch sind noch nicht 170 Jahre seitdem vergangen.

Wir geben hier, um der Darstellungsweise möglichst treu zu bleiben, das Folgende im Auszuge so, wie es in der schlichten Weise des Schreibers aufgezeichnet worden ist.

I.

Annotationes auf der holländischen Reise.

Wir fuhren den 4. August 1705 des Morgens frühe aus Bremen, so daß wir um 8 Uhr in Delmenhorst waren. Von da fuhren wir durch das wüste Land (welchen Weg man zu nehmen pfleget, wenn es nicht viel geregnet hat) auf Broekdyk, woselbst der alte Deichgraf von Münnich wohnet, welchem wir die Ehre hatten aufzuwarten. Nicht weit von Broekdyk sind an dieser Seite zwei runde Pfützen, allwo man die Pferde trinken läßt; allein wer nicht den rechten Ort weiß, der mag wohl herausbleiben, denn Mancher hat hier wegen der erschrecklichen Tiefe sein Leben lassen müssen.

Von Broekdyk nach Yprumb bringet man lange Zeit zu, weil der Deich so krumm gehet, da es doch dem Augenschein nach sehr nahe ist. Von Yprumb nach Oldenburg, welches vor diesem die Residenzstadt der Grafen von Oldenburg und Delmenhorst gewesen, bis daß anno 1667 der letzte Graf Anton Günther starb. Da gab es einen großen Successionsstreit zwischen dem Könige von Dänemark und dem Herzog von Holstein, welcher endlich so beigelegt worden ist, daß der König Alles behalten hat, welcher auch continuirlich 5 bis 600 Mann und mehr darin hält.

Oldenburg ist sonst ziemlich groß, hat viele Häuser, die aber nach der alten Manier noch aufgebauet sind. Vor etlichen Jahren brannte diese ganze Stadt bis auf 3 Häuser ab. Die Kirchen sind nicht zu groß und das gräfliche Schloß verfällt sehr, ist sonst aber wohl und lustig gebauet.

Der Ort ist sonst wohl fortificiret, allein die Erde, wovon der Wall gemacht, taugt nichts sonderliches. Im guldenen Löwen bei Herrn Dehlbrugge ist gut Logis.

Von Oldenburg gingen wir weiter auf Blexhausen, welcher Weg sehr lustig wegen der vielen Straßen oder Wege, welche an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzet sind. Es giebt sonst allhie, wie auch an verschiedlichen Oertern dieser Grafschaft, allerhand Wildwerk, so aber vor diesem in größerer Abundance gewesen. Wie aber die Franzosen vor etlichen Jahren vor dem Westphälischen Frieden hier waren, haben sie selbiges verjaget, so daß viel davon ins Lünneburg'sche und über die Weser gegangen. Zu Blexhaus ist ein sehr schön Wirthshaus, aber die Traktamenten sind nicht zum besten, wie

auch in dem zwei Meilen von hier gelegenen Flecken und Casteel Ape, welches der letzte Ort im Oldenburgischen nach Ostfriesland ist.

Von Ape ging es auf Detern, so ein wenig besser als ein Dorf ist, denn die Bauernhäuser sind hier auf holländische Art fein aufgebauet. Von Detern fähret man längs einem Deich an der Emse, welcher bei Hochwasser wohl überzulaufen pfleget, und dem Reisenden groß Ungemach zuziehet, auf Stiekhusen, eine ostfriesische Fortresse, welche, wenn sie wohl unterhalten würde, und eine gute Garnison darinnen, einen Feind etwas aufhalten könnte, zumal sie unter Wasser gesetzet werden kann. Von dannen auf Noortmoor, das wohl eine halbe Stunde lang, aber viele arme Einwohner hat, welches daraus leicht zu schließen, daß, wann man durch passiret, und die Kinder einen nur ansichtig werden, so laufen sie alsbald vor den Wagen, und ehe man es sich versiehet, so stellen sie sich auf die Köpfe und bleiben in der Postur eine Zeit lang; hernachen laufen sie so lange neben den Wagen her, bis man sie was giebet. Sonsten haben sie nichts gelernt.

Demnach kömmt man durch Edenburg oder Loo, welches dem alten Feldmarschall Graf Wedel gehöret, dessen ältester Sohn Commandant von Oldenburg und der jüngste Brigadier des daselbst liegenden Regiments ist. Es lieget sehr lustig auf einem höheren Grund als das andere Land, so daß es ziemlich weit gesehen werden kann. Von Loo kömmt man endlich nach Lier, welches nur eine Meile von Detern entfernt liegen soll, allein man bringet gute drei Stunden darauf zu, wie auch en general die ostfriesischen Meilen mit der Brabanter Elle gemessen sind. Lier ist mehr einer Stadt ähnlich als Flecken, wegen der Größe und vieler Einwohner. Es ist ein sehr nahrhafter Ort, weswegen man auch allhier von allerhand Religionen Menschen siehet. Die Leute kommen in der Redlichkeit und Oertlichkeit mit den Holländern viel überein. Es sind zwei gute Wirthshäuser hier, eines der Prinz, woselbst ein lustiger Hospes, der aber wohl zu multipliciren weiß. Das Bier, das allhier gebrauet wird, gehet wohl an, und mag man sich wohl davon zu weiterer Reise verproviantiren.

Von Lier kann man zu Wagen und bei gutem Wind zu Schiff kommen. Wir nahmen einen Wagen und kamen an die Noorder-Schanz. Diese lieget an einem bequemen Ort, die Ems zu commandiren. Sie gehöret zwar dem Fürst von Ostfriesland zu, allein die Holländer haben einen Commandanten und Soldaten darauf und Wälle und Häuser noch so ziemlich erhalten; aber das Schloß verfällt sehr. Nicht weit von der Schanz läßt man sich mit Pferd und Wagen in einem großen Prahm über die Ems setzen. Alsdann gehet man nach Wenern, einem artigen Flecken und von da bis Boude, welches der letzte Ort im Ostfriesischen ist. Von da nach Neuschanz oder Langacker, ist der erste holländische Ort in der Provinz Gröningen. Allhier muß man seine

Kuffers aufschließen und visitiren lassen. Von da nehmen die Trekschuyten (in Friesland Schnecken genannt) ihren Anfang. Man kann aber hier auch einen Wagen auf Winschooten und Gröningen nehmen. Man kommt durch Scheemte, welches ein über alle Maaßen schönes Dorf ist. Dabei ist eine schöne lutherische Kirche, wozu der König von Schweden 2000 Thaler verehret. Winschooten ist vor diesem ein Dorf gewesen, aber auf Befehl der Herren Staaten zu einer Fortereße gemacht, welche nun wieder verfällt. Nicht weit davon sind noch die Reliquien von einem Lager von anno 1672, darin die Münster'schen, als sie Gröningen belagert, ihr Quartier gehabt.

Wenn uns die Zeit etwas lang wurde, fingen wir an ein wenig von Diesem und Jenem zu discuriren, da dann Monsieur Foucher, unser Reisegefährte, uns unter Anderem erzählte, auf was Manier der nun selige Herzog von Zelle zu seiner Gemahlin gekommen. Als er nämlich in Frankreich gereiset, hat er sich unter einem fremden Namen allda aufgehalten und sich Niccolini nennen lassen. Sein Kaufmann, an den er recommandiret und in dessen Haus er logiret gewesen, hat zwei Töchter gehabt, davon die eine und zwar älteste im Kloster gewesen, die andere aber zu Hause. Diese Beiden haben sich sehr ähnlich gesehen. Wie nun da Niccolini täglich in dem Hause conversirte und allzeit Gelegenheit hatte mit der Tochter umzugehen, so observirte er, daß sie nicht allein sehr schön, sondern anbei auch verständig sei. So hat er sie denn lieb gewonnen, welches sie aber erst nicht gemerket. Wie er ihr nun auch seine Liebe nicht erst entdecken wollte, so hat er dahin getrachtet, solches mit andern Dingen zu erkennen zu geben. Sie trug in ihren Schuhen Schnallen von falschen Steinen. Solche hat er nun eines Tages weggenommen und durch einen Goldschmiedt echte Edelsteine hineinsetzen lassen, und sie dann wieder an den Platz, wo er sie genommen, hingesetzet. Sie wurde davon nicht eher etwas gewahr, als bis der Vater einstmals, wie sie die Schuhe angehabt, solche in die Augen bekommen. Wie ihm nun die Steine so schön vorgekommen, hat er seine Tochter darum gefragt, was das vor Schnallen wären? Hat sie geantwortet, daß es die wären, die ihr der Vater verehret. Er aber hat solche besser in Augenschein genommen und befunden, daß es aufrichtige Edelsteine waren, weshalb er alsbald auf diesen Niccolini präsumiret. Die Jungfer hat solches auch nachgedacht und aus seinem Umgang merken können, daß er sich in sie verliebet, weshalb sie auch allmählig angefangen ihn zu lieben.

Indem der Erzähler weiter fortfahren wollte, kamen wir nach Gröningen. Dieses ist groß und fest, hat 7 Thore, 17 Bollwerke und einen weiten und tiefen Graben, kann auch dabei unter Wasser gesetzt werden. Daß es feste ist, haben die beiden martialischen Herren, der Churfürst von Cöln und Bischof von Münster, Bernhardt von Galen, anno 1672 genug erfahren.

Denn wie damals Holland so zu sagen von allen Seiten angegriffen wurde, so ließ dieser Bischof seine Kriegstrommel auch rühren und fiel mit 20,000 Mann, welche er mit französischem Gelde geworben, in Holland ein und nahm viel schöne Festungen, als: Groll, Deventer, Zwoll und Coeverden nach kurzer Belagerung ein. Als er aber vor Gröningen kam, so wurde sein Glück stutzig. Seine ganze Armee bestund aus 24,000 Mann und in der Stadt waren nicht mehr als 1200 Soldaten. Allein der tapfere Rabenhaupt that durch Hülfe der Studenten und Mennonisten (!) unbeschreibliche Gegenwehr, und obgleich viele Tausend, wie man damals meinte, guten Theils behexte und bezauberte Bomben in die Stadt geworfen wurden, so mußten die Bischöflichen doch endlich abziehen, nachdem sie fast bis auf die Hälfte geschmolzen.

Gröningen hat viel schöne Kirchen. In St. Martin, welche die größte ist, ist noch eine Orgel von dem sehr gelehrten Herrn Rudolpho Agricola, Bürger von Gröningen, gemacht. Diese Kirche hat auch den höchsten Thurm in Holland, 327 Fuß hoch, mit 5 Umgängen. Hat auch ein schönes Glockenspiel. Das Rathhaus ist nicht hübsch, aber sehr alt. Sonsten ist auch 1614 eine Akademie da errichtet worden.

Von Gröningen gehet man bis Strohbusch, wo die Kuffers wieder müssen angegeben werden. So man einige Waaren darin hat, wird ein Lootzin vorgehangen, daß man im Passiren durchs Land nichts verkaufen kann. Mit Strohbusch beginnt die Provinz Friesland. Das Land hier ist sehr fruchtbar und niedrig, namentlich nach der Seeseite zu, so daß man von Anfang des Herbstes bis zum Frühling allhier nicht anders als zu Wasser reisen kann.

Auf Strohbusch folget Dockum, eine nette, wohlhabende Stadt. Vor diesem ist die Admiralitätsversammlung hier gewesen; doch weil hier der Hafen nicht mehr so gut als sonsten ist, so ist dieselbe jetzund zu Harlingen. Der Hospes in dem Wirthshause, wo die Schuyt abfährt, ist ein rechter Betrüger und Schelm, der uns auch alle brav prellte.

Wie wir nun im Schiffe waren, erinnerte ich Monsieur Fouchert an die Continuation der Niccolinischen Historie und darauf fuhr er in seiner Erzählung fort: Wie der Vater die Liebe Niccolini's zur Tochter gemerket, dachte er, es möchte einen übeln Ausschlag damit nehmen, derowegen sann er ein Mittel aus, wie er sie möchte von einander trennen, doch auf solche Manier, daß es der Niccolini nicht merkte. Seine älteste Tochter, die im Kloster war, hatte er während der Zeit an Jemand versprochen. Wie nun der Tag herbei kommt, an dem sie sollten copuliret werden, nöthigte er unsern Niccolini, daß er möchte mit zur Kirche gehen, welcher solches auch nicht ausschlägt, sondern getrost mitgehet. Wie sie nun in die Kirche kommen und die Verlobten vor dem Altar stehen sehen, meinet Niccolini nicht anders, als daß es seine Liebste sei, worüber er sich sehr alterirte und grämte. Weil nun

aber die Sache nicht mehr zu ändern war, so machte er sich aus der Kirche, aus Paris, ja aus Frankreich weg, um diesen Gedanken aus dem Sinn zu schlagen, und reiste weiter in der Welt herum. Inzwischen nun der Kaufmann mit ihm in der Kirche gewesen, hat er seine jüngste Tochter aus Paris wegbringen lassen und sie in ein Kloster geschickt, um ihr die Gedanken an Niccolini zu benehmen, welcher sich indessen brav in der Welt herumtummelte, nicht anders meinend, als er würde seine Liebste nie wiedersehen. Es reiste aber damals eine gewisse deutsche Fürstin in Frankreich und kommt auch in das Kloster, allwo sich unsere Demoiselle aufhielt. Diese war des Klosterlebens überdrüssig und wollte nicht wieder zu ihren Eltern zurück; und da sie höret, daß die Fürstin wieder nach Deutschland zurückkehret, ersucht sie dieselbe, sie doch als Kammerfräulein mitzunehmen, denn sie dachte vielleicht, daß sie Niccolini noch einmal wieder finden würde. Der Herzogin gefiel ihre Person ganz wohl und nimmt sie mit sich nach Deutschland. Weil nun aber das eine ziemliche Tour ist, wozu einige Zeit erfordert wird, so ginge das ziemlich langsam. Auf der Retour besuchte die Herzogin mehrere deutsche Höfe und traf mit ihrer Begleitung dann auch in Zelle ein. Der Herzog war indeß schon längst wieder daselbst angelanget. Zu Zelle wurde die Herzogin mit ihrer Suite magnifique empfangen und auf dem Schlosse eingeholet. Unserer Mademoiselle liegen noch immer die Gedanken an ihren Niccolini im Kopf und um sich zu zerstreuen, legt sie sich in's Fenster, um zu sehen, was auf dem Schloßhof passiret. Nun begab es sich aber, daß der Herzog eben über selbigen ging, und wie sie nun seiner ansichtig wird, erkennt sie ihren Niccolini, weswegen sie laut angefangen, seinen Namen zu rufen. Darauf verfällt sie in eine Ohnmacht. Als sie nun wieder zu sich gekommen und die Herzogin sie fraget, was ihr widerfahren, hat sie es nicht sagen wollen. Des Abends darauf nöthigte der Herzog die fremde Herzogin zur Mahlzeit, und wie sie nun dabei mit einander discuriren, erzählet auch die Herzogin, was sich mit ihrer Kammerfrau zugetragen. Der Herzog denket darüber nach, daß er diesen Namen in Frankreich geführet, und ersuchet die Herzogin, ihm zu vergönnen, daß er diese Fräulein einmal allein besuchen dürfe. Als nun die Herzogin solches gestattet und der Herzog des andern Tages zur Mademoiselle kam, und sie seiner ansichtig wurde, rief sie abermals seinen Namen und fiel darauf in Ohnmacht. Wie sie sich nun wieder ermuntert, und vom Herzog vernommen, daß er ehemals des Niccolini Person präsentiret, nun aber der Herzog von Zelle selber sei, hat sie sich darüber höchlich entsetzet und sich seiner gänzlich entgeben wollen, weil sie wohl wußte, daß sie ihm an Stande nicht gleiche. Wie nun der Herzog solches verspüret, hat er sie zufrieden gesprochen und gesagt: er wolle es schon machen, daß sie sich zufrieden gebe und ist darauf von ihr gegangen. Des andern Tages läßt er

die Herzogin abermals zur Mahlzeit invitiren, mit Ersuch, ihre Dames mit sich zu bringen. Wie sie sich nun darauf einfinden, läßt der Herzog einen bestellten Priester herbeiholen und sich mit unserer Demoiselle zu nicht geringen Erstaunen der Anwesenden copuliren und darauf sich zur Mahlzeit gesetzet. Er hat sie auch bis an sein Ende geliebet und sie ist den Unterthanen wegen ihrer Gottesfurcht, Mildigkeit gegen den Armen und kluge Aufführung jederzeit hoch estimiret worden.

Mit dieser Historie war es just Abend geworden und wir kamen an Enkhuysen über. Die Passagiere, die aussteigen wollen, werden von einem ankommenden Boot aufgenommen, die aber, so die Nacht auf dem Schiffe verbleiben wollen, kauft sich Jeder einen Bund Stroh, darauf seine Ruhe zu nehmen. Es ist zwar ein großer Rumor von diesem Volke im Schiffe, allein man kann sich doch daselbst besser behelfen, als in dem Roeff oder Cajüte des Schiffes, allwo man sich nicht recht ausstrecken kann. Es waren unter Anderen auch von des Schiffers Töchtern im Schiffe, welche die Nacht über etwas lustig waren und unsern alten Franzmann seine Ruhe verhinderten, weshalb er auch am andern Morgen den Schiffer tüchtig ausschalt und sagte: er möchte ein ander Mal die Menscher zu Hause lassen. Als sie das höreten, fingen auch sie an zu schelten und den Franzosen tüchtig auszumachen; er aber fing darüber an herzlich zu lachen, daß sie endlich selber mit lachen mußten.

Gegen Morgen kamen wir ans Y. Nur bis dahin können die größten Schiffe kommen, denn hier ist eine Sandbank, darüber nur kleinere hinwegkönnen. Da wir noch gerne an die Börse wollten, so ließen wir uns mit einem kleinen Schiff ans Land setzen, bedungen es aber vorhero mit den Leuten, wie viel wir geben sollten; wie wir aber ans Land kommen, forderten die Schelme wohl vier Mal so viel und wollten es par force haben. Wir aber gaben ihnen so viel, als wir einig geworden waren und wie sie nun sahen, daß all ihr Schelten uud Prahlen nicht helfen wollte, gingen sie endlich ihres Weges fort. Inzwischen war Papa hingegangen und holte seine Croyer (?)*), die uns sehr wohl zur Herberge brachte, welche auf der alten Seite hinterm Burgwall war und das Wappen zu Erberfeld benannt wurde. In selbigem Hause sind zwar gute Gelegenheiten, aber die gemeinen Tractamente sind nicht zum besten.

Amsterdam ist eine große, mächtige, reiche, schöne und feste Stadt, so daß man sie mit Recht ein Wunder der Welt nennen kann. Sie hat ihren Namen vom Flusse Amstel, welcher durch die Stadt in das Y läuft. Sie hat den fünften Platz in der Versammlung der Generalstaaten von Holland und Westfriesland. Amsterdam ist vielmals ausgeleget und erweitert. Die letzte Aus-

*) Empfehlungsschreiben? D. Red.

legung ist geschehen anno 1662, wodurch sie so erstaunend groß geworden, daß man wenig Städte findet, die dieselbe an schönen Thürmen, Kirchen, Häusern, realen Straßen, schönen Grachtens und sonsten was zur Bequemlichkeit der Kaufleute dienen mag, übertreffen. In der neuen Kirche ist sonderlich die kunstreiche Canzel oder Predigerstuhl zu observiren, welche mehr als 12,500 Thaler gekostet, die schöne Orgel, so man für die beste in ganz Holland rechnet, das Chor, woran eine Thür mit dicken kupfernen Traillen, die schönen Grabsteine von de Ruyter, von Galen ꝛc. Man hat angefangen einen großen Thurm daran zu bauen, zu dessen Grund nicht weniger als 6334 Pfähle in die Erde mußten gestoßen werden. Die alte Kirche ist auch ein gar herrlicher Bau, worinnen die Grabstätten von Hemskerk, Cornelius Jans, Rollers, van der Hulst (Huelst?), van Zaan, van Wurts und Anderen, ein künstlich gebauter Thurm von 240 Fuß mit sehr schönen Spiel- und Schlaguhren.

Die Wester- und Zuyderkirche sind nach diesem die größesten. An der ersten ist der höchste Thurm in Amsterdam von 260 Fuß, darauf ein herrlich Glockenspiel, oben auf der Spitze eine große kaiserliche Krone, die Kaiser Maximilian gegeben. An der andern Kirche ebenfalls ein schöner Thurm mit Glockenspiel und 237 Fuß hoch. Das Stadt- oder Rathhaus wird nicht umsonst das achte Wunder der Welt genannt. Der erste Stein dazu ist gelegt den 28. November 1648, und 1655 hielt der Senat das erste Mal Session darin. Der Eingang dazu ist mit drei erzernen Statuen gezieret, welche die Gerechtigkeit, Stärke und Ueberfluß vorstellen. Ueber dem Stadthaus ist ein runder Thurm, darinnen ein anmuthiges Glockenspiel. Inwendig ist es noch prächtiger als außen und ist solches Alles von Marmorstein. Unten auf der einen Seite sind lauter Gefängnisse, woraus noch kein Mensch entwischet; auf der andern ist der berühmte Schatz, welchen man die Bank von Amsterdam nennt. Wenn man auf den ersten Grund kommt, der mit Marmor beleget, trifft man zwei Weltkarten und noch einen Globum coelestem an.

Vor dem Stadthause ist der große Platz, daselbst der Damm genannt, worauf insgemein die Posten ankommen, und sich gewöhnlich eine große Menge Volkes zusammenmachet, die dann von den und jenen Zeitungen discuriren. Hier höret man oft die allergeringsten Handwerksleute von solchen Dingen reden, daß man sich darüber verwundern und glauben muß, daß es Sieurs seien. Man darf auch frei mit anhören, was sie discuriren und seine Sentiments dazu geben. Auf dem Damm stehet noch das alte Stadthaus, welches jetzund zu einer Corps de garde (Caserne?) gebrauchet wird, und darunter ist die Waage. Die Börse, so unten ganz gewölbet, ist so zu sagen eine Brücke über die Amstel, ein fast viereckiger Platz, worauf sich täglich, ausgenommen die Feiertage, die Kaufleute von 12 bis 2 Uhr versammeln.

Zu dieser Zeit kann man hier allerlei Nationen aus allen vier Welttheilen sehen. Jedwede Nation hat ihren gewissen Platz, bei dem oder jenen Pfeiler, die alle numerirt sind. Es sind drei Pforten oder Eingänge, welche von ½1 bis 1 Uhr geschlossen werden, da dann ein Jeder, der zur Zeit was zu thun hat und hinauswill, dem Pförtner etwas in seine Büchse geben muß. Ueber der Gallerie sind viele Krambuden und am Ende ist eine Fechtschule, da der Fechtmeister von der Stadt besoldet wird. Unter der Gallerie hängen allerhand Musqueten, Piquen, Degen und Bandeliere, womit man etwa 80 Mann waffnen kann. Allhier werden die Bürger vom Monat Mai bis im September vom Stadtmajor in Kriegsexercitien unterrichtet, da dann ein Jedweder, so nur will, sich exerciren lassen kann. Der Hafen in Amsterdam ist der berühmteste in ganz Europa. Obgleich er schon an die 1000 Schritte breit und eine halbe Stunde lang ist, so ist er doch stets mit Schiffen angefüllet. Das Admiralitätshaus oder eigentlich der Prinzenhof, auf welchem die seefahrenden Leute angenommen werden, ist ein schön Haus. Das Arsenal ist ein recht königlich Werk, nicht allein wegen aller der zur Erbauung der Kriegsschiffe nöthigen Sachen, sondern auch wegen der Größe und guten Verwahrung der Kriegsschiffe, wobei wegen der steten Wachen kein Mensch hinein kommen kann, als welcher dazu gehöret. Nächst dabei liegen die großen und mächtigen Kriegsschiffe, ungefähr 60 bis 70, wovon die geringsten 40 bis 50 Canons führen. Die ostindische Compagnie hat nicht weit davon ihr Seemagazin, so ebenfalls ringsum im Wasser lieget und sehr wohl verwahret ist; ihre Waaren aber liegen in sehr großen Häusern in der Stadt herum.

Der Stadt Amsterdam hat man auch die Erfindung der Brandspritzen und Nachtlaternen zu verdanken, welche beide von einem Jean van der Heyden, einem Mennonisten, mit dessen Sohn ich oft in Compagnie gewesen bin, herrühren.*) Auch hat man 2 Compagnieen Ratewachtel, in 300 Mann bestehend, welche des Nachts zwei und zwei mit halben Piken und Seitengewehr herum gehen und alle halbe Stunden rufen, wie spät es sei, ingleichen auch Achtung geben, ob Feuer vorhanden. Bei selbigen kann man sich sicher adressiren, wenn man des Abends spät ausgehen muß, da selbige zugleich Ordre haben, die Leute sicher nach Hause zu bringen und sie zu beschützen gegen Dirnen und Diebe, welche des Nachts herum vagiren und öfters großen Schaden thun.

Um die Wassergraben und Graften rein zu halten, sind fünf große Schlammmühlen angebracht worden, die Unreinigkeit heraus zu mahlen.

Haerlem ist eine sehr schöne große und reiche Stadt, lieget 2½ Stunden

*) Sehr wahrscheinlich sind hier die neu eingeführten Straßenlaternen und die damals verbesserten Feuerspritzen gemeint.

von Amsterdam und 4 von Leiden und hat die zweite Stimme unter den holländischen Städten. Selbige hat sich einen ewigen Ruhm erworben wegen der Einnahme der Stadt Damiaten in Aegypten anno 1190, wie auch wegen der ersten Erfindung der Buchdruckerei. Nahe bei dieser Stadt ist ein See, das Haerlemer Meer genannt. Die Straßen der Stadt sind sehr sauber und mit vielen schönen Häusern besetzet, von welchen die besten der Hrn. Abraham und Pieter Verhammen sind. Die Mennonisten, die hier die reichsten in Haerlem sind, haben schöne Häuser, darin sie ihren Gottesdienst halten. Die Kaufleute pflegen hier wohl selbst unter einander aufzusteigen und zu predigen, ja es öfters manchem Prediger zuvor zu thun. Die Herren Diepenbrock und Vergoes, bei welchen letzteren mein Papa allezeit sein Logement zu nehmen pfleget, thun es auch öfters.

Leiden ist nach Amsterdam die größte Stadt in Holland und hat das vierte Votum in der Versammlung. Sie lieget vier Stunden von Haerlem, drei von Delft und sieben Stunden von Amsterdam, Dortrecht und Utrecht, so daß sie ungefähr mitten in Holland lieget. Daselbst ist zu sehen die Burg, welche sehr alt ist und einen tiefen Brunnen hat. Bei dem Fischmarkt ist eine schöne Fontaine. Die Akademie, welche im Jahr 1575 angeleget, ist sehr berühmt und halten sich bei die 400 Studirende da auf, darunter viele Deutsche, Polen, Schweden, Engländer, Schottländer und Franzosen, unter denen öfters Prinzen, Grafen und Barone zu sehen. Der selige König von England hat in seiner Jugend auch daselbst studiret und allda einen artigen Casum erlebet. Wie selber nämlich ins Collegium gehen will und Niemand als einen kleinen Pagen bei sich hat, siehet er einen Bauern von Ottwich welcher Garnate zu verkaufen hat. Selbigen ruft er und läßet sich eine Maaß voll von den Fischen geben und stecket sie sich in die Tasche. Wie aber der Bauer zwei Stüber fordert vor seine Garnate, so sagt der Prinz, er sollte sich fortpacken, Ick betael nich, ick ben de Prins! Allein der Bauer war damit nicht contant, sondern gab ihm Eins über die Nas' und würde noch ein Mehreres gethan haben, wenn nicht noch eine gute alte Frau dazwischen gekommen und zwei Stüber für den Prinzen erleget und sie dem Bauernknollen gegeben.

In Leiden sind schöne Kirchen. Das Stadthaus, welches auf der breiten Gasse gelegen, ist ein schönes Gebäude und auf demselben ein hübscher Thurm mit einem Glockenspiel. Vor dem Stadthaus sind zum ewigen Angedenken der hispanischen harten Belagerung dieser Stadt etliche Verse zu lesen. Die berühmte Anatomie, die Bibliotheca, welche zur Akademie gehöret, der Hortus academicus, ingleichen die Waage, die vielen Waisen-, Findel- und Spinnhäuser sind nicht zu verachten. Im Uebrigen ist Leiden auch berühmt wegen seiner schönen Manufacturen.

Unser Logis war im gulden Wagen, bei der Haagischen Pforte, welches zwar nur eine gemeine Herberge, allein so gute Comodité und guten Hospes, als in manchem großen Herren-Logement nicht ist, bei selbigem kann man auch allezeit gute Pferde, Rollwagen und Chaisen haben, wie wir auch dieses Mal gute Pferde und Carriol von ihm bekamen. Damit fuhr ich neben meinem Herrn Papa nach dem Haag. Selber Weg ist überaus plaisirlich wegen der vielen schönen Alleen, Hofstätten und artigen Dörfer.

Gravenhaag, das beste Dorf von Europa, lieget drei Stunden von Leiden. Die Schönheit dieses Ortes und der umliegenden Gegend hat verursachet, daß die Prinzen von Oranien sowie die Ambassadeurs und Ministers der ausländischen Potentaten sich gemeiniglich allhier aufhalten. Die Herren Generalstaaten der vereinigten Provinzen, wie auch die Staaten von Holland und der Staatsrath befinden sich auch daselbst. Des Prinzen Pallast oder Hof von Holland ist sehr weitläufig und hat viele Gemächer, sowohl vor den Statthalter, wie auch vor die Herren Staaten. Auf dem Platze ziehen alle Mittag etliche Compagnieen Fußvölker und vor dem Pallast zwei Escadrons Reiter auf, welches überaus artig zu sehen. Das Haus von dem Grafen Mauritz von Nassau ist ein sehr herrlich und schönes Gebäude und hinter demselben ein großer River. Am Vorholz und beim Viversberg ist es am allerlustigsten. Es sind drei Alleen Linden, die mittelste vor die Carossen, die beiden andern vor die Spazierenden. An beiden Seiten sind herrliche Häuser, wie auch an vielen Oertern mehr, sonderlich auf dem Prinzen-Graft, auf welchem viele hübsche und vornehme Leute wohnen. Die große Kirche ist mit unzählbaren Waffen von vielen vornehmen Personen behangen, ist auch mit einem hohen Thurm und Glockenspiel versehen. In dieser Kirche ist auch sehenswerth die Grabstätte des Herrn van Opdam.*) Weiter sind sehnswerth: die neue Kirche auf dem Spuy und die anderen; das Rathhaus, Waisenhaus und Zuchthaus sind auch schöne Gebäude.

Um den Haag herum liegen viele schöne Dörfer, darunter aber ist keins lustiger als Chevelingen. Der Graf von Portland hat hier ein prächtiges Anwesen, Sorgoliet genannt, welches sehr berühmt und curieus. Chevelingen lieget hart an der Nordsee. Die Leute daselbst nähren sich meist vom Fischfang. Hier werden viele Fische gegessen, namentlich bei einem Italiener am obern Wirthshaus, nebst einem guten Trunk Wein, der aber auch mit der Kreide tüchtig zu malen weiß. Aber trotzdem sind die Stuben immer voll Leute, der Hof hält voll Carossen und Chaisen, Summa, es ist hier

*) Ist hier der Marquis Wassenaar Obdam gemeint, der in Mitte des 17. Jahrhunderts als niederländischer Admiral ruhmvoll gegen die Spanier und Engländer focht und 1665 in der Seeschlacht an der Maasmündung fiel.

ein rechter Sammelplatz von allerhand Conditionen, welche sich daselbst täglich divertiren.

Nachdem nun auch wir unser Gemüth zur Genüge divertiret, verließen wir diesen plaisanten Ort und fuhren wiederum nach dem Haag, allwo wir die Ehre hatten, dem Herrn Resident Hüneken, wie auch der Gemahlin des lüneburg'schen Envoyé, Herrn Bothmer und dessen Fräulein Tochter, aufzuwarten und mit allerhand Confituren und delicaten Weinen regaliret zu werden.

Pariser Briefe.

Paris, den 6. Juli.

Eine gute Polizei zu haben ist eine wichtige Aufgabe, die Frankreich nie genügend gelöst hat. Polizeiwissenschaft ist etwas Unerhörtes hier. Batele war ein Kürassierofffizier und ein Gemäldeliebhaber, der aus einem Polizeipräfecten zum Senator geworden ist, ohne außerordentliche Dienste geleistet zu haben. Rebillot war Gensdarmen-Oberst, der die Ehre gehabt den Prinzen Louis-Napoleon unter Louis Philipp gefangen eingezogen zu haben, aber obgleich er Horaz mit einem Auge las, hat er in der Polizei nicht weit gesehen. Benjamin Delessert reportirte dem König den Tag vor der Februar-Revolution, daß er für die Ruhe der Stadt gut stehe! Pietri der jüngere hat nicht eingesehen daß Jules Favre während zwanzig Jahren die Seele der Opposition war und daß man die Mittel haben konnte ihn zum Schweigen zu bringen. Statt dessen hat man ihm zum Eintritt in Akademie verholfen und es gab eine Zeit wo er mit E. Ollivier im selben Ministerium zu sitzen hoffte. Als ich während der Belagerung von Paris bei einem Musikhändler sagte, daß J. Favre einst Oliviers Hand drückte, rief mir ein Freiwilliger zu: — Wenn Sie, mein Herr, nicht so alt wären, würde ich von Ihnen dafür Genugthuung verlangt haben. — Nehmen Sie mein Alter in keine Betrachtung, antwortete ich ihm, da ich Fechtmeister bin, mag das Gleichgewicht dadurch hergestellt werden. Der junge Mann aber zog vor, sich mit mir nicht zu messen und da die Zeit mir Recht gegeben hat, mag ich hinzufügen daß Herr Jules Favre jetzt auf seinen Oekonomien eine Gemälde-Galerie sich zu sammeln angefangen hat. Auch Jules Simon giebt sich mit Kunstgegenständen ab, seitdem das Kunstministerium mit dem der Volksaufklärung verbunden ist. Was die französischen Minister nicht Alles lernen müssen, nachdem sie Minister geworden sind, ist erstaunlich.

Herr Leon Renault, der jetzige Polizei-Präfect, ist ein Hausfreund von

Thiers und ein junger Advocat. Weil ein Advocat Chicanengeist haben muß, hatte man aus Gambetta einen Kriegsminister gemacht, aber er hat hinreichend bewiesen, daß Taktik und Chicane zwei verschiedene Dinge und daß militärische Courage und Civil-Muth auch nicht ein und dasselbe sind. Freilich hat General Valentin auch bewiesen, daß er an der Spitze der Polizei nicht der rechte Mann war, aber es reicht auch nicht hin, einen ergebenen Mann dahin zu stellen; Erfahrung, Kenntniß, Energie sind die Hauptsachen und Herr Renault wäre viel besser an der Spitze eine Präfectur im Innern, obgleich Recht und Administration in vielen Punkten ganz auseinander fallen.

Herr Thiers hat politische Oekonomie weniger wie Militär-Geographie studirt und seine Ansichten über Rohstoffe bringen seine Freunde zur Verzweiflung. Der Radical, das Blatt von Herrn Mothe, ist von General Ladmirault verboten worden. Die Geschichte von Courbevoie hatte auch eine solche Richtung genommen daß sie das Heer mit dem Volke zu entzweien drohte. Diese Zeitung hatte unterdessen die Rundschreiben der Internationale veröffentlicht, aus welchen hervorging daß Bakunin keineswegs die Seele und der Kopf dieses Vereius gewesen, sondern wie ich es auch früher vernommen, zu derselben gar nicht gehört. Dergleichen Circuläre werfen ein gewisses Licht, und wie unangenehm es der Polizei sein mag einen Gustave Durand als Spion entlarvt zu sehen, kann sie viel daraus lernen. Der „allgemeine Rath“ muß sich seinerseits sehr stark fühlen um die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen.

Das Journal des Débats hat seine Farbe gewechselt und mehrere Redacteure, unter ihnen Saint-Marc Girardin, sind zum Journal de Paris hinübergetreten. Es ist ein Ereigniß, denn Bertin Vater und Sohn sind den Orleanisten treu geblieben, aber Herr Ratisbonne hat seine Verbindungen gebrochen. Chateaubriand, Guizot, Villemain haben in diese Zeitung geschrieben. Jules Janin, Michel Chevalier werden vielleicht bleiben, aber das Blatt wird seine Bedeutung nicht behalten und gegenwärtig sind wir an guten Zeitungen ganz arm, keine einzige von ihnen hat ein europäisches Interesse. Der Moniteur universel hat einen langen Aufsatz gegen die Ansprüche des Fürsten Bismarck auf die Mitwirkung bei der Wahl des neuen Papstes gebracht. Diese Zeitung sagt, daß das deutsche Kaiserreich vom 9. bis zum 12. Jahrhundert den heiligen Stuhl besetzte weil es rechtgläubig war, aber ein solcher Anspruch könne dem jetzigen protestantischen Kaiserreiche nicht bewilligt werden. Die Zahl der katholischen Unterthanen verliert das Blatt ganz aus den Augen und kümmert sich um den liberalen Standpunkt, der die Verwerfung von abgedroschenen Grundsätzen bezweckt, wenig. Im Gegentheil möchte es, obgleich es kein klerikales Organ ist, den Syllabus aufrecht erhalten.

Die Times ist nicht allein der Meinung daß die Jesuiten mit der

Kaiserin Eugenie Alles in Frankreich geleitet haben. Den orientalischen und den italienischen Krieg sollen sie auch hervorgerufen haben. Unter den Jesuiten spielen Russen eine große Rolle und deren General ist Balabin.

Rabagas ist in Bordeaux ausgezischt worden. Hier aber hat er eine große Menge von Vorstellungen im Vaudeville erlebt. Es fehlt nicht an Leuten, die diesem Helden sehr gleichen.

Die Imperialisten warten darauf, bis Herr Thiers die drei Milliarden bezahlt hat, um sich zu zeigen, aber sie werden wohl länger wie anderthalb Jahre zu warten haben, und bis dahin wird wohl Gambetta seine Maßregeln genommen haben. ω.

Eine politische Comödie von Robert Hamerling.

Der Dichter des gedankenreichen Epos: „Ahasver in Rom" betritt in seinem neuesten Erzeugniß: „Teut, ein Scherzspiel in zwei Acten" (Hamburg 1872, J. F. Richter, zweite Auflage) mit wenig Glück das Gebiet der politischen Comödie. In einem recht lustig und frisch geschriebenen metrischen Vorwort zu seiner Dichtung giebt er uns für diese überraschende Excursion seiner Muse sehr unkünstlerische Erklärungsgründe. Auf die Launenhaftigkeit einer „hochgestellten Dame", die sich an unsrer „hochgebauschten Festspielpoesie" den Geschmack verdorben hatte und als Erholungsmittel vom „ernsten Dichter" ein wunderliches Possenspiel verlangte — auf die Freigebigkeit seines Verlegers, der ihn durch ein reiches Honorar „geködert", wälzt Hamerling die Mitschuld an der Entstehung und Veröffentlichung des vorliegenden corpus delicti. Dagegen möchten wir vermuthen, daß Hamerling der edlen Gönnerin durch seinen „Teut" nun auch die „Laune" gründlich verdorben haben wird. Und was den Verleger betrifft, so würde er logischer gehandelt und der deutschen Literatur einen unzweifelhaft dankenswertheren Dienst geleistet haben, wenn er dem „ernsten Dichter" lieber ein Honorar für die Nicht-Veröffentlichung des „Teut" gewährt hätte.

Hamerling hat sich für seine Comödie ein ebenso einfaches wie geschmackloses Recept „zusammengebrodelt" (um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, denn uns wenigstens ist „brodeln" nur als intransitives Verbum bekannt). Dieses Recept lautet: Man nehme als Grundthema eine möglichst unmögliche Allegorie, wegen deren consequenter Durchführung man sich aber im Verlauf der Dichtung keiner Anstrengung hingibt; man setzt ein paar politische Anspielungen zurecht, für welche ja im Nothfall Börne's Scherze über den deutschen Michel, die sogar vor dreißig Jahren noch ziemlich neu waren, den

erforderlichen Rohstoff bieten; man quirlt einige Dutzend Wortspiele hinein, die bereits in fünfzigjähriger Praxis ihre Brauchbarkeit bewiesen haben; endlich reißt man, um der Comödie einen „aristophanischen Zug" zu verleihen, mehrere cynische „Scherze", und vor Allem, ganz nach Platen's parodistischer Vorschrift, „Anachronismen eingestreut zu tausenden" — und das „Scherzspiel" ist fertig.

Der Held dieses Stückes, Teut, wird uns vom Dichter vorgestellt als der Typus

„des urgermanischen Pechvogelthums,
Das über zwei Jahrtausende gebreitet
Den Schatten, unter dem der deutsche Mann
Sein Bier getrunken."

In dieser Eigenschaft als „Pechvogel" hat er schon auf seinem Wanderzug von Asien nach Deutschland das Unglück gehabt, ein Packet zu verlieren, das den „politischen Verstand" der Deutschen enthielt, und zur Strafe muß er sich dann immer als Bauernknecht verdingen, „so oft herum (!) ist ein Jahrtausend neu." Da geht es ihm denn herzlich schlecht, wie der Leser aus seinen seufzerreichen Worten ersieht:

„Recht schlimm ergeht mir's unter meinem deutschen Volk,
Von Bauerlümmeln weggejagt als fauler Knecht,
Bedräut sodann von schnöder Landespolizei,
Im Augenblick, wo ich als höh'rer Genius
Heruntersteigend sprechen will zu meinem Volk —
Herumgestoßen bei dem eignen Fest zuletzt,
Von meines eignen deutschen Volkes eigner Faust,
Verhöhnt, gepufft sogar, geschlagen, ich, der Teut!

Wir sollen hierin wohl symbolisch die Mißhandlungen erblicken, die der deutsche Vaterlandsgenius zu einer Zeit erleiden mußte, in welcher seinem Volke der „politische Verstand" abhanden gekommen war, und die Schilderungen der Deutschen aus der Zeit des abhanden gekommenen, oder, wie Hamerling consequent sagt, „in Verstoß gerathenen" Verstandes bilden den Mittelpunkt seiner Dichtung. Der schnarchende Michel, der mit einem Zaunpfahl aus seinem Schlaf aufgerüttelt werden muß, eröffnet charakteristisch genug die Comödie; dann wird uns der redelustige und phrasenreiche Turner- und Sängerpatriotismus (gewiß ein ganz neues Thema!), die polizeiliche Bevormundung (ein orgineller Gedanke!), die Verkehrtheit französelnder Modedamen (eine überraschende Novität!) und der Schützenfest- und Jubiläumsschwindel (der nur durch die Aufrüttelung aus seiner völligen Vergessenheit bei uns wieder originell genannt werden könnte) in breitangelegten Scenen vorgeführt. Die inzwischen durchgefochtene Hermannsschlacht soll vermuthlich

die erlösende That vorstellen, die einer bessern Zukunft voranleuchtet. Aber nirgends wird das wichtige Ereigniß in diesem gemeinnützigen Sinne verwerthet. Und was soll die Schlacht uns frommen, wenn nicht der „politische Verstand" wiedergefunden wird? fragt Teut mit Recht. Und so schwebt dann im rechten Augenblick der vom Publicum längst erwartete Bote des Wodan aus den Wolken, und macht dem armen Teut, natürlich völlig unvorbereitet, die Mittheilung, daß das bewußte Paket von einem Geier geraubt worden sei, es liege klaftertief im pommerschen Sande vergraben, wo es nach Jahrtausenden „der Gutsherr von Varzin" finden werde; dieser würde dann so gescheut werden, daß „Alles, Alles ihm gelingt, daß er Unerhörtes leistet, Ungeheuerstes vollbringt." Nachdem nun noch Teut in einer längeren Rede gegen den künftigen Gutsherrn verschiedene Drohungen ausgestoßen hat, weil er den Schatz für sich allein behalten und nicht zum Gemeingut machen wolle, wird der schätzbare Schwätzer endlich unter „den Klängen der Zukunft" (natürlich spielt jetzt das Orchester die „Wacht am Rhein") in höhere Sphären entrückt, und der Vorhang fällt.

Wie wenig Anforderungen man nun auch, streng genommen, an eine Comödie machen durfte, die einen „verlorenen Verstand" voraussetzt, so sehr muß der nicht verlorene Verstand gegen diesen Grundgedanken ankämpfen. In einer Zeit, wo eine beispiellose Thatkraft und Schaffenslust das gesammte deutsche Volk durchdringt, liegt wahrlich am wenigsten Veranlassung vor, uns aus einer längst ausgeschlafenen Periode politischen Katzenjammers satirisch sein sollende Schilderungen vorzuführen. Zwar singt Heine, daß man hinter dem Ofen die besten Frühlingslieder dichtet. Aber schwerlich läßt sich diese Behauptung umkehren. In der lebendigen, entfaltungsmächtigen Frühlingszeit wollen wir Nichts von winterlicher Erstarrung hören, und wenn sich allenthalben in Deutschland das regste Leben fühlbar macht, ist es eine beleidigende Rücksichtslosigkeit, uns die längst altbackenen, wenn je frisch gewesenen Michel- und Schlafmützenwitze wieder aufzutischen. Freilich scheint Hamerling von der deutschen Einheit wenig zu erwarten, denn er singt S. 103:

> Plötzlich einig sind die Deutschen in des Jubels Lustgeberden,
> Und es kann ein Jahr vergehen, eh' sie wieder uneins werden.

Indessen werden die Leser ihren Glauben an die deutsche Einheit kaum über Bord werfen wollen, um dem Hamerling'schen Gedicht eine vorübergehende Existenzberechtigung zuzuerkennen.

Weiß übrigens Teut, daß seinem Volk der Verstand fehlt, so muß man billig erstaunen, daß er ihm fortwährend Handlungen zumuthet, die Verstand erfordern, und man begreift nicht, wie er sich dann noch wundern kann, „keine Gegenliebe zu finden." Ebenso schief und verfehlt ist auch der Schluß

der Comödie. Denn wie es nicht einmal eine plumpe Schmeichelei ist, dem „Gutsherrn von Varzin“ den alleinigen Besitz des politischen Verstandes zuzugestehen, da er diesen Verstand doch erst als Herr von Varzin und als fremdes vergrabenes Gut sich angeeignet hat, so unmotivirt sind die bei dieser Gelegenheit ausgerufenen Drohworte Teuts:

Warte, wart', Dir jag' ich ab noch, was Du diebisch aufgerafft,
Warte, warte, will nicht rasten, bis Du, was des Volks, herausgiebst,
Und von dem, was Du nicht naschtest, einen pangerman'schen Schmauß giebst.

Es läßt sich in allen diesen allgemeinen Declamationen absolut keine greifbare Pointe, nicht ein bestimmter Gedanke herausfinden.

Unerklärlich ist es ferner, warum Hamerling seine Dichtung in die Zeit der Hermannsschlacht verlegt hat. Den umfangreichsten Scenen der Comödie fehlt das Colorit einer früheren Zeit gänzlich, und wenn die zu Teut's Jubiläumsfeier versammelten Berliner, Schwaben, Oesterreicher sich von dem Krieg des Jahres 1866, von Geibels Gedichten, von Hamerlings Recensenten und dergleichen mehr unterhalten, so überschreitet dies die Grenzen des in der Comödie gestatteten Anachronismus: denn dieser kann nur durch den Gegensatz wirken und verliert seinen Charakter, wenn er regelmäßig und ununterbrochen angewandt wird. — In den Scenen, die im Lager der „Wälschen“ das heißt der Römer spielen, verlangt Hamerling, daß wir unter „Varus“ bei Leibe nicht eine bestimmte moderne Person (etwa Napoleon oder Trochu) verstehen sollen. Dann hätte er aber auch Anspielungen auf die süperben Manifeste des „Hugonius Victor“ unterlassen müssen, Anspielungen, die zudem einen höchst frostigen Eindruck machen. — Auch der siegreiche Ausgang der Hermannsschlacht hat — wie schon oben angedeutet — gar keinen entscheidenden Einfluß auf die Handlung. Denn er giebt dem „ernsten Dichter“ nur Veranlassung zu einigen schlechten Witzen über die Schillerstiftung, über den verhungerten Barden Schwartenmaier, „den Verfasser des Liedes, bei dessen Klängen die Unsern in den siegreichen Kampf gezogen sind“ (!) u. s. w.

Doch würden wir diese zahlreichen principiellen Einwendungen gegen Hamerlings Gedicht übersehen und ihm gern den Gefallen thun, seinem Werke ein „mild lächelnder Richter“ zu sein, wenn er wenigstens verstanden hätte, den Leser in guter Laune zu erhalten, und wenn ihm nicht die unentbehrlichste Grundanlage zum Comödiendichter fehlte: der Witz.

Es fehlt ihm zunächst der Witz in der Charakterzeichnung: Der Barde und Schulmeister Bacherl, der durch seine Verse die Nachtwächter einschläfert, unscandirbare Hexameter producirt und für seine Speisekammer zurückgelegte Käserinden sammelt — die buchstabenklaubenden Festredner, die „schnoddrigen“

Berliner, die rauflustigen Bayern — das sind Alles Schablonenfiguren, die einem ganz unverbürgten Gerücht zufolge in den Zeiten Meidingers schon als überwundene Standpunkte verrufen waren.

Witzlos sind ferner die Situationen, da sie in ermüdender Breite versanden. Eine eigenthümliche Naivität zeigt Hamerling besonders in der Wahl der komischen Effecte. Wenn z. B. (S. 2.) Teut mit Grashalmen an der Nase gekitzelt und ihm dann als Weckungsmittel ein Zaunpfahl wie ein Hebebaum untergeschoben wird, den er mit den Worten begrüßt: „O wie so sanft, Goldwolke, wiegst Du mich" — wenn (S. 22) Bacherl „von ängstlicher Verlegenheit befallen, hustet, trinkt, sich überschluckt und in einen endlosen Hustenkrampf verfällt", so sind das Effecte, die wohl nur auf ein ganz kindliches und unverdorbenes Gemüth erheiternd wirken können. Ein erträglich humoristischer Gedanke liegt der Hauptsituation des zweiten Actes zu Grunde: Eine Versammlung, die sich so lange im Streit um ein Nichts in Parteien zerspaltet, bis nur noch zwei Personen und endlich nur noch eine übrig bleibt, die zu guterletzt in Conflict mit sich selbst geräth und sich in innerem Zwiespalt am nächsten Baum aufhängt. Allein durch unleidliche Breite und Langathmigkeit in der Schilderung dieser Versammlung hat Hamerling sich um jede komische Wirkung gebracht, und überdies ist es doch sicherlich eine carricaturenhafte Verzerrung, die nur verstimmend, aber nicht belustigend wirken kann, wenn der von der Versammlung gefeierte Teut herausgeworfen wird, weil die Feier nur dem Todten galt und dem Lebenden in Folge dessen zugerufen wird:

Höre, Du Tropf,	Und wär' er nicht todt
Du bist nicht gescheut.	Und lebt' er noch heut',
Der Teut ist todt,	So gäben wir ja
Todt ist der Teut,	Keinen Deut für den Teut!

Am Traurigsten sieht es mit dem Dialog aus: Nirgends ein leidlicher Scherz, nirgends eine schlagkräftige satirische Pointe! Hamerling hat sich ehrfurchtslos an Witzen vergriffen, die bereits lange in Ehren ergraut sind, und seine eigenen Witze sind von der Art, daß man sie ohne gelinde Beklemmung nicht genießen kann, es sind schaale Silbenwitze, verkünstelte Wortspiele. Die Marter, diese Witze unfreiwillig mitnehmen zu müssen, ist eine so bedeutende, daß wir Herrn Hamerling wirklich ernstlich empfehlen möchten, seine Witze mit auf die kürzlich in Berlin gezeigte Ausstellung von Folterinstrumenten zu senden.

Eine Hauptwirkung versprach sich der Dichter von der Anwendung deutscher Volksdialekte. Doch ist ihm wohl nur die Copie der süddeutschen halbwegs geglückt; den Berlinischen wenigstens ahmt er äußerst dilettantisch und ungeschickt nach.*) Ebenso war es verfehlt, die römischen Soldaten am Anfang deutsch-lateinisch radebrechen zu lassen. Das führt zu Witzen, welche Jedem, der sie liest, einen unterdrückten Angstschrei abnöthigen. Diese Scherze könnten höchstens in einem lateinischen Vocabularium für die untern Gymnasialklassen nützlich wirken. — Doch, gerechtigkeitshalber erwähnen wir zum Schluß einen wirklich sehr gelungenen Scherz Hamerlings. In einer Anmerkung (S. 121) spricht er nämlich von etwaigen Bühnenaufführungen seines Stücks, und giebt genaue Vorschriften über eine scenische Einzelheit. Wir ge-

*) Verstümmelungen, wie „Jemsenjäger" (statt „Gemsenjeejer") „dat" (statt „det" oder „des") „einen Oojenblick" (statt „eenen Oogenblick"), „Prolojc", „Dalljekt" und viele andere sind durchaus unberlinisch.

stehen gern zu, daß uns eine beißendere Satire auf den dramaturgischen Verstand unsrer deutschen Theaterdirectoren als diese Zumuthung selten vorgekommen ist. —

Möge Hamerling seine tüchtige Dichterbegabung auf dem Gebiete der Lyrik und des Epos concentriren! Für die politische Comödie fehlt ihm nicht weniger als Alles. D. Bl.

Der echte Verfasser der Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen.

Wie oftmals schon die Benützung eines fremden Stoffes oder Gedankens unter der Hand des echten Dichters unvergängliche Größe gewonnen und das Original weit zurückgedrängt hat, so ist es in einer Hinsicht auch dem biedern alten Lügenfreiherrn von Münchhausen durch den glänzenderen Namensvetter ergangen, den Karl Immermann's Feder geschaffen hat. Der alte brave Waidmann, Krieger und Seefahrer Münchhausen muß sich damit begnügen, im Munde des gemeinen Mannes fortzuleben; hier ist seinen treuherzig und mit nie bezweifelter Wahrheitsliebe erzählten Lebensschicksalen dauerndes heiteres Gehör sicher. Und auch der Journalist, ja sogar der parlamentarische Mann verschmäht dann und wann, namentlich in polemischen Momenten seines Daseins nicht, sich an eines der Abenteuer des edlen Freiherrn zu erinnern, um einen passenden Vergleich für die harmlose Wahrheitsliebe oder einfachste Bewältigung von Verlegenheiten gegnerischer Seelen dem Leser oder Hörer vor Augen zu führen. Diesem Bedarf fürs Haus gegenüber hat sich der Münchhausen Immermann's, seiner aristokratischen Natur gemäß, seitdem er der Welt bekannt ist, in den höheren Schichten des deutschen Publicums und wohl der menschlichen Gesellschaft überhaupt einen durchaus vornehmen Rang, einen immer dichter anwachsenden Kreis von Bewunderern zu verschaffen gewußt.

Dagegen hat der ältere Namensvetter auch das mit den Lieblingsgestalten des Volkes gemein, daß dem großen Haufen längst das Individuum Münchhausen zum Begriff geworden ist, und zwar zum Gattungsbegriff für eine Unzahl solcher Forst-, Feld- und Seeabenteuer, die an dreistanbiedernder Wahrheitsversicherung ganz oder doch beinahe auf der Stufe der echten Erzählungen des echten Freiherrn von Münchhausen stehen. Und nicht minder hat sich die Erinnerung an den ersten Verfasser, der die echten Münchhausiaden zu Papier brachte, völlig verflüchtigt, und zwar in einem Maaße, daß selbst literarische Zeitschriften, wie die „Deutschen Blätter“ in einem der ersten Hefte dieses Jahres, trotz umfassender und unwidersprechlicher Forschungen auf diesem Gebiete, längst widerlegte Irrthümer von neuem mit dem epidemischen Glauben an die eigene Unfehlbarkeit vortragen.

Nach den Ergebnissen, welche A. Ellissen, der auch als vormaliges Mitglied des Reichstags bekannte nationale Hannoveraner, schon im Jahre 1849 und dann wieder im Jahre 1869 *) dem deutschen Publicum über diese Frage vorgetragen hat, kann es aber einen Zweifel über die leibhaftige Per-

*) Als „Vorbemerkung“ zu der zehnten Ausgabe von „des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande“, Göttingen, Dieterich'sche Buchhandlung 1869.

sönlichkeit des echten Münchhausen sowohl, als über die Person des ersten Verfassers seiner Abenteuer nicht geben. Nur scheinen diese ansprechenden, durchaus bescheidenen Arbeiten Ellissens mit so manchem andern literarischen Erzeugniß in der Fluth der deutschen Ueberproduction das Schicksal der Vergessenheit getheilt zu haben. Wir fassen sie in nachstehendem kurz zusammen mit der eigenartigen Begründung des verdienstvollen Forschers.

Zunächst also ist der echte alte Münchhausen eine leibhaftige Person dieses Namens gewesen, nämlich der Freiherr Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen aus der sogenannten schwarzen Linie dieser alten Familie. In seinen jüngeren Jahren Cavallerie-Offizier in russischen Diensten, lebte er später (d. h. etwa von den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an) als Privatmann auf seinem Landgute zu Bodenwerder, und lieferte in der That den Kern und Stamm des Buches, und besonders an Jagd- und Kriegsgeschichten eine bedeutende, vielleicht die reichste Beisteuer zu den „Abenteuern", die ihm zugeschrieben werden. „Wir können", sagt A. Ellissen, „diesen (auch anderweit schon hinlänglich constatirten) Umstand nach einer Tradition bekräftigen, die wenigstens nicht, wie jene von dem Entstehen des deutschen Münchhausen aus den vermeinten Tischgesprächen der drei Göttinger „literarischen Heroen" mit erwiesenen Thatsachen unvereinbar ist. Der Vater des gegenwärtigen Herausgebers sah und sprach nämlich in seiner Jugend den alten Münchhausen etwa zwei Jahre vor dessen Tod (um 1795) in seinem Garten zu Bodenwerder und fand in ihm zwar einen abgestumpften und eben in Folge des Spektakels, den das Buch gemacht hatte, sehr mißtrauisch und wortkarg gewordenen Greis, vernahm aber von dem Pastor Claudius, welchem er die Bekanntschaft des alten Herrn verdankte und der bei diesem ziemlich in Gunst stand, die volle Bestätigung alles dessen, was von seinem Capitaltalent, wie er es früher hatte leuchten lassen, nur immer in der Welt verlautete. Nach diesem Bericht hätte er übrigens keineswegs, wie es in dem Pierer'schen Artikel über ihn heißt, „in seinem Erzählungseifer mit weit aus dem Kopf tretenden Augen, immer röther werdendem Gesicht, Schweißtropfen auf der Stirne und mächtig herumfechtenden Armen" seine Geschichten vorgetragen, sondern sie vielmehr ganz cavalièrement, zwar mit militarischem Nachdruck, doch ohne alles Pathos, mit der leichten Laune eines Weltmanns und als Sachen, die sich von selbst verstehen, zum Besten gegeben." Es leuchtet ein, welcher der beiden Schilderungen über die Art des Münchhausen'schen Vortrags die größere Wahrheit und Wahrscheinlichkeit innewohnt.

Der Verfasser dieser Abenteuer aber war nicht, wie früher aus einem Conversationslexikon und einem literaturgeschichtlichen Werke in das andere überging und heute noch vielfach angenommen wird, Bürger. Auch das hat sich als unhaltbar erwiesen, daß Bürger unter Mitwirkung Kästner's und Lichtenbergs diese Reisen und Abenteuer verfaßt, und aus schalkhafter Mystification sie wegen der Vorliebe Lichtenberg's für England als angeblich englische Uebersetzung dem deutschen Publicum vorgeführt habe.

Vielmehr war der alleinige Verfasser dieser Abenteuer Rudolph Erich Raspe, ehemaliger Hessen-Kassel'scher Bibliothekar und Museumsinspector, der sich auch als mineralogischer, archäologischer, kritischer und belletristischer Schriftsteller sehr bekannt machte, und dessen Leben und Schriften Ellissen bereits in der Einleitung zu der 1849er Ausgabe eingehend geschildert und besprochen hat; das Leben Raspe's ist wenig erbaulich, durch wilde Ausschweifungen entstellt. Seine Schriften dagegen sind nicht unbedeutend. Schon 1849 hat Ellissen nachgewiesen, daß den ersten Anlaß zu dem Buche, unbeschadet der zweifellosen Mitbenutzung anderer Quellen — wie Henr. Bebelii

facetiae, Lucians wahre Geschichten u. s. w. — die früher bereits durch mündliche Mittheilung weit bekannten Jagdgeschichten und sonstigen Schnurren des Freiherrn Hieronymus von Münchhausen gegeben haben. Ebenso unzweifelhaft ist von Ellissen dargethan, und übrigens von Bürger in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe selbst bestätigt, daß Raspe seine Arbeit zuerst in England englisch drucken ließ, und daß sie dort bereits vier Auflagen erlebt hatte, ehe Bürger sie mit wesentlichen Erweiterungen ins Deutsche zurückübersetzte und anonym unter dem fingirten Druckort London mit nicht minder günstigem Erfolge in die deutsche Leserwelt einführte. Daß Raspe's Buch zuerst englisch und vor der deutschen Bearbeitung erschien, geht unwiderleglich hervor aus der im Critical Review von 1785 vol. 60 pag. 479 enthaltenen Anzeige einer schon damals, also notorisch ein Jahr vor der ersten Ausgabe der Bürger'schen Uebersetzung erschienenen Ausgabe von: „Baron Münchhausen's narrative of his marvellous travels and campaigns in Russia" — also vermuthlich noch ohne die Seeabenteuer. (Ellissen, X. Ausgabe, Vorbemerkung S. XIV.)

Dafür aber, daß Raspe und nicht Bürger der Verfasser der ersten Ausgabe dieser Reisen und Abenteuer ist, und Bürger sie nur übersetzte, hiefür steht Ellissen (S. XIII. ebda) das klassische Zeugniß des als Dichter und erster Herausgeber von Bürger's Werken bekannten Karl von Reinhard zur Seite, in einer von diesem im Novemberheft des „Gesellschafters" von 1824 S. 937 veröffentlichten Berichtigung gegen eine Angabe im „Münden'schen Sonntagsblatte". Hier erklärt Reinhard auf das Bündigste, daß Raspe „nach seiner Flucht aus Cassel" die Sammlung von Münchhausen's Reisen „in England herausgab, wo sie großen Beifall fand und wiederholt aufgelegt wurde", Bürger sie aber nur übersetzte. Mit Recht bemerkt Ellissen, daß bei Reinhard, der als vertrauter Freund Bürger's von dem mit so positiver Gewißheit und mit dem Anspruch einer Berichtigung von ihm bezeichneten Sachverhalt auf das Bestimmteste unterrichtet sein konnte und daß bei ihm (30 Jahre nach Bürger's Tode) kein Motiv anzunehmen sei, aus welchem er ihn unrichtig hätte angeben sollen.

Damit betrachten auch wir die Acten in der Sache geschlossen. e.

Die Hassler-Expedition.

Eine nordamerikanische Erforschung der Meerestiefen.

Aus New-York.

Man sagt in Europa nicht ganz mit Unrecht von uns Nordamerikanern, daß wir bei allem politischen Treiben, bei dem Streben nach materiellem Gewinne und bei unsrer ungeheuren Colonisationsarbeit in den Künsten und Wissenschaften gegenüber der alten Welt zurückgeblieben seien. Wir haben keine großen Maler oder Tonkünstler, keine bahnbrechenden Geister auf dem Gebiete der Medizin, Linguistik, Jurisprudenz und Philosophie, aber auf einem Felde stehen unsere Gelehrten vollkommen ebenbürtig neben ihren Collegen in Europa, wie unsre Ingenieure neben der europäischen; wir meinen das Gebiet der Naturwissenschaften. Wer einen Blick in unsre naturwissenschaftlichen Fachblätter thut, unsere Museen und Sammlungen betrachtet, der erkennt allein schon hieraus, in welcher hohen Blüthe bei uns dieses

Studium steht, und der eine Name Dana wiegt so schwer wie der eines Leopold v. Buch. Wir wollen zugeben, daß zunächst das praktische Interesse, die Aufschließung und Erkenntniß unsrer Naturschätze, zur Förderung der Naturwissenschaften in diesem Lande trieb, aber auch was darüber hinausliegt und rein wissenschaftliche Zwecke hat, wird mit einer Municifenz vom Publicum wie der Regierung gefördert, von der man in Deutschland kaum eine Ahnung hat. Aber ich will dem alten Vaterlande, das alle Hände voll zu thun hat, nicht mit Vorwürfen zu nahe treten, ich will lieber dort Kunde verbreiten von einem wichtigen Unternehmen, das, wie es scheint, an der europäischen Presse bisher spurlos vorübergegangen ist und das doch, durch die bereits gelieferten Resultate, geradezu als epochemachend bezeichnet werden muß.

Unsrer Zeit ist es vorbehalten geblieben die Tiefen des Meeres zu erforschen und namentlich sind Skandinavier und Engländer auf diesem Gebiete bahnbrechend gewesen. Gegenstände dieser Forschungen sind u. a.: Die Temperaturunterschiede des Meereswassers, die oceanischen Strömungen, die auch in der Tiefe sich kreuzen oder übereinanderführen und gleich Flüssen nicht selten auf die ganze Länge ihres Laufes eine eigenthümliche Fauna mit sich führen. Durch die Tiefseeforschungen ist in den letztverflossenen Jahren mit Sicherheit festgestellt worden, daß in ganz enormen Tiefen ein reiches Thierleben vorhanden ist. Man nahm bisher an, daß in einer Tiefe von etwa 300 Faden (= 600 Meter) die Grenze liege, bis zu welcher Leben nachgewiesen werden könne; in Folge des Mangels an Licht und des starken Wasserdrucks, so glaubte man, könne in einer tiefern Zone keinerlei lebendes Wesen mehr existiren. Jetzt aber wissen wir durch die Arbeiten des Schleppnetzes (dredging der Engländer), daß Thiere in beträchtlicher Mannichfaltigkeit im Meere, in einer fast eine deutsche Meile betragenden Tiefe vorhanden sind, unter einem Drucke, welcher 60 Centner auf den Quadratzoll stark ist. Wahrscheinlich ist auch Leben in den allerbeträchtlichsten Meerestiefen vorhanden. Sars, der Norweger, Carpenter und Wyville Thomson, die Engländer, waren bisher die Koryphäen der Tiefseeforschung. Durch die Ergebnisse der „Hassler-Expedition," an deren Spitze unser Professor Agassiz, von der Cambridge-Universität in Massachusetts, und Graf Pourtales stehen, hoffen wir Amerikaner uns jenen Europäern auch in Bezug auf die Meereserforschung ebenbürtig an die Seite zu stellen.

Im verflossenen Jahre beschloß die Regierung der Vereinigten Staaten den Dampfer Hassler auf ein Jahr für Tiefseeforschungen auszurüsten, die rings um den amerikanischen Continent ausgedehnt werden sollten. Er sollte von New-York abgehen, den Golfstrom kreuzen, sich nach Westindien, der brasilischen und patagonischen Küste wenden, die Magellanstraße passiren und dann an der westamerikanischen Küste entlang nach San-Francisco zurückkehren. Tiefsee- und Temperaturmessungen, Studien über die Meeresfauna und chemische Zusammensetzung des Wassers sollten angestellt werden. Im December 1871 lief der Hassler aus und im April dieses Jahres war er bereits in Chile angekommen; die Entdeckungen, welche er während dieser Zeit machte, sind wahrhaft großartige und sie erscheinen um so interessanter, weil Professor Agassiz einen Theil derselben prophetisch voraus verkündigte.

Die Theorie, der Beobachtung vorgreifend, hat schon oft gewagt, nie Gesehenes mit Sicherheit zu bestimmen. Aus den Störungen des Uranus berechnete Leverrier die Bahn des unbekannten Störers — Galle in Berlin richtete das Fernrohr nach dem Himmel und der Planet Neptun war entdeckt, genau an dem Orte, wo er nach Leverriers Berechnungen stehen mußte. Science

may anticipate the discovery of facts sagte Agassiz in seinem prophetischen Briefe an Professor Peirce vor seiner Abreise und er hat Recht behalten. Er nahm an, daß in der Stufenfolge der Thiere, in ihren Structurverhältnissen, in der Ordnung ihrer Aufeinanderfolge in geologischen Epochen, der Art ihrer Entwickelung aus dem Ei und ihrer geographischen Verbreitung auf der Erdoberfläche eine Wechselbeziehung herrsche. Ist dem so, dann dürfen wir in den größeren Tiefen des Oceans auch Vertreter jener Thiertypen erwarten, welche in früheren geologischen Perioden vorherrschend waren oder eine größere Aehnlichkeit mit jüngeren Zuständen der höher entwickelten Glieder derselben Typen oder mit niederen Formen zeigen, welche heutzutage ihren Platz einnehmen. Agassiz entwickelte dann, wie er Repräsentanten untergegangener Fischgeschlechter, Krebse, Mollusken, Stachelhäuter u. s. w. zu finden hoffe.

Das war kühn und herausfordernd. Die Einen sagten: der „gletschertolle" Agassiz ist ein Phantast, die anderen verlegten sich aufs Abwarten. Nachdem nun etwa sechs Berichte vom Hassler eingegangen sind und jeder derselben überraschende neue Entdeckungen bringt, darf wohl behauptet werden, Agassiz hat nicht zu viel prophezeit. Greifen wir einiges aus den Berichten heraus.

Seit den Tagen des Columbus sind die ungeheuren schwimmenden Seetangwiesen des atlantischen Oceans, das Sargassomeer, ein Räthsel geblieben; man wußte nicht, ob es sich schwimmend fortpflanze oder am Boden wachse. Agassiz hat diese Frage jetzt gelöst. Er wies an jedem aufgefischten Tangstückchen einen älteren, dunklen, runzeligen Theil nach, der der Wurzel entspricht, er zeigte, wie die Pflanze sofort untersinkt, wenn man die Schwimmer (die sogenannten Beeren, Luftblasen) an ihr entfernt. Da nun auch alle reproductiven Organe fehlen und die präsumtive Wurzel stets vorkommt, so ist es als sicher anzunehmen, daß das Sargasso oder Golfkraut auf dem Meeresboden wächst, aus einer gewöhnlichen Art Samen entsteht, sich dann ablöst, schwimmt und größer wird. Im Golfkraute selbst fand Agassiz eine reiche und eigenthümliche Thierwelt, das merkwürdigste aber war die Entdeckung eines Fischnestes. Am 13. December brachte man ihm eine aus Sargasso bestehende Kugel, die im Meere aufgefischt worden war; sie war zusammengerollt, etwa zwei Faust dick und wurde, gleichsam wie ein Knäuel, durch elastische Fäden zusammengehalten. Der mittlere Theil derselben war in Gestalt einer Kugel stärker zusammengebunden. Bei näherer Untersuchung zeigte sich, daß die elastischen Fäden mit Kügelchen von der Größe eines Stecknadelknopfes besetzt waren. „Ohne Zweifel hatten wir ein Nest der allerseltsamsten Art vor uns; es war mit Eiern angefüllt; diese sind durch die ganze Masse des Nestes vertheilt und liegen nicht etwa dicht nebeneinander in einer Vertiefung." Nun fragte sich, welches Thier konnte dieses Nest erbaut haben? Die mikroskopische Untersuchung ergab Fischembryonen in den Eiern, die sich auch nach wenigen Tagen lebend aus diesen entwickelten und dem Handfisch (Chironectes pictus, Cuvier) angehörten. Diesen wunderbaren Fisch kannte man schon lange; sein Name deutet darauf hin, daß seine Flossen einer Hand gleichen. Wozu aber benutzt er diese Hände? Agassiz' Entdeckung giebt uns Auskunft darüber: er baut damit seine Fischwiege.

Der Hassler dampfte nun nach der westindischen Insel Barbadoes, wo mit dem Schleppnetze in einer Tiefe von nur 75—120 Faden Thiere aus der Meerestiefe heraufgeholt wurden, die in der wunderbarsten Weise die Voraussagung bestätigten, daß dort unten die Repräsentanten von Geschlechtern fortleben, die wir längst für untergegangen hielten, die uns nur noch aus Versteinerungen bekannt sind. Und jetzt leben sie, jetzt schauen wir sie wieder!

Da kam zunächst eine schöne Seelilie (Rhizocrinus) zum Vorschein, die dem Geschlechte Apiocrinus der Juraformation nahe steht; eine lebende Pleurotomaria entfaltete ihre bemerkenswerthen Eigenschaften. Jetzt sah man das Thier dahin kriechen, von dem man bisher nur die längst versteinerte Schneckenschale, z. B. in der Kreide, gefunden. „Höchst interessant sind die neuentdeckten Schwämme. Als der erste Band des großen Werkes von Goldfuß über die Versteinerungen Deutschlands erschien, vor etwa einem halben Jahrhundert, waren darin einige neue Bade-Schwamm-Geschlechter aus den Jura- und Kreideschichten unter den Namen Siphonia, Cnemidium und Scyphia beschrieben. Nichts Aehnliches ist seitdem unter den lebenden Badeschwämmen bis zum heutigen Tage bekannt geworden, aber der erste Netzzug bei Barbadoes brachte sie mir alle lebend aus der Tiefe ans Tageslicht." Ebenso fand Agassiz dort Seeigel von der Gattung Micraster, die bisher nur aus der Kreide fossil bekannt waren. „Man kann sich, schreibt er, mein Erstaunen vorstellen, als das Schleppnetz zuerst drei Exemplare einer kleinen Art dieser Kreideform heraufbrachte! Es möge dies genügen, um meine Erwartung, daß in der Tiessee noch als untergegangen betrachtete Thiere existiren, zu rechtfertigen."

Der Dampfer wandte sich nun nach der brasilianischen Küste und hier fand Graf Pourtales an der Mündung des Rio docu in 500 Faden Tiefe eine Kammmuschel (Pecten paradoxus), die bisher nur in der Liasformation fossil vorkam. Schon das erregte Erstaunen, in Aufruhr ist aber die ganze wissenschaftliche Welt durch die Entdeckung eines lebenden T r i l o b i t e n versetzt worden. Oder sollte Agassiz sich getäuscht haben? Trilobiten, dreigelappte Thiere sind mit die ältesten Bewohner unsres Erdballs; ihre krebsartigen Körper oder Schalen finden sich nur in der Grauwackenformation; in ihre Augen drang das erste Licht, das den bewohnten Erdkreis bestrahlte — längst, längst hielt man sie für abgethan und es fiel den Paläontologen schwer, lebende Analogien für sie aufzufinden. Jetzt fischt Agassiz am Cabo Frio einen Kruster, den er Tomocaris Percei nennt und von dem er sagt: „Er hat eine überraschende Aehnlichkeit mit den Trilobiten; seine Verwandtschaft mit ihnen ist unzweifelhaft und höchst auffallend." Die Gelehrten schütteln die Köpfe, es wird ihnen Angst und bange vor all diesen Entdeckungen, was längst in den urweltlichen Schichten vergraben und versteinert lag, es erwacht zu neuem Leben. Agassiz wirft sein Schleppnetz aus und hervor aus der Tiefe kommen nicht die Schatten untergegangener Geschlechter — nein, diese selbst lebend mit Fleisch und Bein.

Nachdem der Haßler die la Platamündung und die patagonischen Küsten besucht hatte, wandte er sich durch die Magellanstraße, die heute so vielfach von Dampfern durchkreuzt wird, welche nach Chile, Peru u. s. w. fahren. Es ist daher von der höchsten Wichtigkeit für den Verkehr, daß Agassiz dort, bei der chilenischen Niederlassung Punta Arenas echte unzweifelhafte Steinkohlen nachgewiesen hat. Auch für seine Gletschertheorie hat er dort neue Beweise gesammelt und zum ersten Male gründlich die Wälder dort untersucht, die in jenem rauhen Klima dicht neben den Gletschern wachsen. Es ist überraschend zu hören, wie dort hundert Fuß hohe antarktische Buchen gedeihen, blühende Gehölze von Fuchsien stehen und überhaupt ein Blumenreichthum sich dort entfaltet, von dem wir bisher keine Ahnung hatten.

In wenigen Monaten wird der Haßler in San-Francisco landen, die Fahrt aber, die er zurückgelegt, wird stets in wissenschaftlicher Beziehung epochemachend bleiben. *α.*

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — **Druck** von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXI. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 30.
Ausgegeben am 19. Juli 1872.

Inhalt:

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1872.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)



Eine Berner Patricierin des siebzehnten Jahrhunderts

von

A. Wysard.

I.

An einem Sommermorgen des Jahres 1663, als die Sonne noch verstohlen über die Höhen des Murtner Sees lugte, und die kleine Stadt noch ruhig schlummerte am Busen ihres lieblichen Sees, bewegte sich eine muntere Cavalcade aus dem Stadtthor: zwei Damen begleitet von zwei Herren. Bei dem nahen Wäldchen hielten sie an. Die Herren sprangen von ihren Pferden, und luden, beiseite gewendet, zwei doppelläufige Pistolen. Mit anmuthiger Ernsthaftigkeit nahmen die Damen sie in die Rechte und begaben sich zu Pferde auf die ihnen angewiesenen Plätze. Dreimal ritten sie im Kreise herum, um im günstigen Moment auf einander zu feuern. Doch kein Schuß fiel. Ob die Weiblichkeit wieder die Oberhand gewonnen, ob ihnen das Ziel nicht sicher schien, — wagen wir nicht zu entscheiden. Endlich standen sie Aug an Aug sich gegenüber. Da fielen vier Schüsse. Eine Jede zitterte für das Leben der andern. Aber als der Pulverdampf sich verzogen hatte, saßen beide noch aufrecht zu Pferde wie zuvor, nur etwas verbrannt am Haarschmuck. Die Herren eilten lachend herbei: sie hatten beim Laden die Kugeln vergessen. Da zogen die Damen den Degen und wollten nun mit der blanken Klinge auf einander los. Nur mit größter Anstrengung vermittelten die Herren einen Waffenstillstand. Aber dann gings im Galopp, wenn auch noch etwas schmollend wieder dem Städtchen zu, und in der Wohnung des damaligen Landvogts von Murten*), des Herrn von Diesbach, Herrn von Liebistorf und Champvent, wurde bei einem fröhlichen dejeuner unter der Vermittlung der Herzogin von Crequi der Friede zwischen Frankreich und Bern endgültig geschlossen. Die zwei Duellantinnen waren nämlich eine junge Französin und eine noch jüngere Bernerin: Jene, die Ehrendame der genannten Herzogin, die auf ihrer Rückreise von Rom nach Paris in Murten Halt gemacht und die Gastfreundschaft des Herrn Landvogts angenommen hatte. Die Bernerin hieß K a t h a r i n a F r a n z i s k a v o n W a t t e n w y l. Sie war das jüngste der elf Kinder des Herrn Gabriel von Wattenwyl, Landvogts von Bonmont (1641—47) und Oron

*) Etwa unsere heutigen Regierungspräsidenten. D. Red.

(1652—57). Geboren zu Bonmont 1645, verlor sie schon im zwölften Jahre ihren Vater. Von Natur männlich angelegt, hatte sie schon früh lieber mit den Pistolen ihrer Brüder als mit den Puppen ihrer drei Schwestern gespielt, so daß ihr Vater mehr als einmal betheuerte, sie sei eigentlich nie ein Mädchen gewesen, und bedauerte, daß sie nicht als Knabe auf die Welt gekommen sei. Und wahrlich, wenn die Stadt Genf, ihre Taufpathin, gewußt hätte, welch seltsames Weib sie der gesellschaftlichen und diplomatischen Welt mit Katharina Franziska aus der Taufe gehoben hatte, sie hätte sich dies Pathenamt wohl zweimal überlegt.

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht ihrer Ritterlichkeit durch alle Lande. Sie erhielt eine Einladung an den Hof von Frankreich. Wer weiß, welche Rolle sie hier unter den Augen Ludwigs XIV. gespielt hätte! Denn war sie auch keine regelmäßige Schönheit, so hatten ihre Augen und Gesichtszüge doch etwas ungemein Liebliches, einen angenehmen, geistreichen, etwas muthwilligen und schalkhaften Ausdruck, so daß sie ihren Eindruck auf den damaligen Sultan der Sultane nicht verfehlt hätte. Der Familienrath fand die Einladung gefährlich und Katharina Franziska mußte sich mit den Anbetern ihrer Heimath genügen lassen. —

Einige Zeit nach der Abreise der Herzogin von Crequi kam gelockt vom Ruf der schönen Bernerin ein Herr von Diesbach, Herr zu Torny und Hauptmann der Schweizergarden im Dienste Frankreichs zu seinem Vetter dem Landvogt nach Murten. Katharina Franziska stach ihm in die Augen, und er erbat sie zur Frau. „Und da er ein Edelmann von Verdienst, angenehm und sehr reich war," gestattete sie ihm bei ihrem Vormund, dem Welsch-Seckelmeister Johann Anton Tillier und bei ihren Verwandten um ihre Hand zu werben. Diese gaben aus gleichem Grund, wie Katharina Franziska selbst, ihr Jawort. Die Verlobung wurde gefeiert, sie tauschten die Brautringe. Darob gerieth aber die Bernische Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Dekan Hummel, ein strenger Eiferer vor dem Herrn, in Angst und Schrecken. Eben hatten sie erleben müssen, daß drei Fräulein aus Bern, die sich in Freiburg eingeheirathet hatten, den Einflüsterungen der Priester nachgegeben hatten und katholisch geworden waren. Die Bernische Geistlichkeit setzte daher Himmel und Hölle in Bewegung und erlangte bei den gnädigen Herrn und Obern ein Decret, das gemischte Heirathen verbot. Auf Grund dieses Verbotes wurde das Verlöbniß der beiden Glücklichen aufgehoben. Der Vormund*) kam mit einem Schreiben, dem das große Staatssiegel — der Mutz**) — aufgedruckt war, eilig von Bern nach Murten herüber, und zwang das Fräulein ihm nach

*) Geschlechtsvormund. D. Red.

**) Der Bär, das Bernerwappen. D. Red.

der Hauptstadt zu folgen. Herr von Torny wurde sammt seiner Braut vor das obere Ehegericht citirt. Der Bräutigam erschien auch wirklich und erklärte sich bereit, Alles zu thun, zu versprechen und zu unterschreiben, was den gestrengen Herrn irgend Sicherheit bieten konnte. Aber Alles half nichts. Die Verlobten mußten ihre Brautgeschenke sich wieder zustellen, ihre Briefe und Billets wurden verbrannt. Der Bräutigam protestirte, und erklärte, er weiche nur der Gewalt, werde aber sein Eheversprechen mit religiöser Gewissenhaftigkeit als fortbestehend betrachten. Und in der That — Herr von Diesbach von Torny, Hauptmann der Schweizergarden in Paris, starb als alter Knabe.

Weniger dauernd war der Schmerz der Katharina Franciska. Freilich „fiel ihr schwer genug, — wie sie selbst sagt — sich dieser Ungerechtigkeit zu fügen, dieser Laune des Schicksals, das ihr eine so günstige Versorgung zu nichte machte.“ Aber bald machte sie aus der Noth eine Tugend. Sie suchte sich im Verkehr mit Allem, was damals in Bern für vornehm und berühmt galt, zu entschädigen und wußte auch jedermann an sich zu fesseln. Lag doch selbst der oberste Dekan Hummel, ein Mann von Ruf und Gelehrsamkeit, zu ihren Füßen. „Dieser Papst der Evangelischen — schreibt sie selbst — liebte mich wie seine eigne Tochter. Alle fremden Fürsten und Edelleute, welche nach Bern kamen, ermangelten nie ihn zu besuchen. Ich mußte mich bei ihm einfinden, um die hohen Besuche zu empfangen und er überschüttete mich so sehr mit Lobsprüchen, daß sie meine Bescheidenheit kaum zu ertragen vermochte.“ Und endlich, um System zu bringen in die unzähligen Hofmachereien, mit denen sie die junge Herrenwelt umstürmte, gründete sie einen förmlichen Hof, in welchem jeder der Gecken und künftigen Staatslenker seine Stellung und Aufgabe hatte und dessen Königin zu sein sie sich rühmte. Conseils-Präsident war ein Herr Steiger von Rolle. Die Herren von Wurstemberger und Stürler waren Hofräthe, Burkhard von Wattenwyl erster, und Anton von Wattenwyl zweiter Page. Herr von Steiger, Candidat der Theologie, bekleidete die Würde des Hofpredigers. In den Sitzungen wurden nur ernste Gegenstände besprochen, was Katharina Franciska's Einfluß und Ruf nur vermehren konnte. Bis zu den Ohren der Königin von Schweden war dieser Ruf gedrungen. Es erschien nämlich in Bern Ursus Glutz, Landvogt von Thierstein, seit 1764 Herr zu Blotzheim im Elsaß, mit einem Schreiben Christina's von Schweden, welches Katharina Franciska zur Ehrendame der Königin ernannte. Aber der Umstand, daß Christina längst dem Throne entsagt hatte, ihre Hülfsmittel oft nur spärlich flossen, hauptsächlich aber ihr pomphafter Uebertritt zur katholischen Kirche, die Wahl Roms zu ihrem Wohnsitz und ihr unstätes Wanderleben, waren die Gründe, warum die Verwandten Katharina Franciska's diese Ehre ablehnten.

Eine Frau von Mai lud auf einem Besuch in Bern, bald nach den er-

zählten Vorgängen unsre junge Heldin auf ihr Schloß Schöftland im Aargau. Mit Erlaubniß des Vormundes nahm Katharina Franciska die Einladung an. Man machte mancherlei Ausflüge, unter andern nach Baden, namentlich während die Tagsatzung*) daselbst Sitzung hielt. Dieselbe war bekanntlich der Tummelplatz aller Diplomaten, die nach der Schweiz kamen. Vor allen zeichneten sich aus der französische Gesandte, und der Gesandte des deutschen Kaisers, damals Graf Holstein. Eines Tages ließ dieser ein prächtiges Pferd vorführen, das einen einzigen Fehler hatte: es ließ sich von Niemandem reiten. Der Oberst von Mai machte die Bemerkung, das Pferd möchte doch nicht so unzähmbar sein als es scheine, er wolle eine Wette eingehen, daß eine Dame seiner Bekanntschaft, ein adeliges Fräulein es besteigen und zu allen Reiterkünsten zwingen werde. Graf Holstein meinte lachend, das könne doch wohl nur Spaß sein, denn das sei rein unmöglich. Aber Oberst von Mai beharrte auf seiner Behauptung und es wurde eine große Wette geschlossen. Die Schultheiße von Erlach und von Frisching, nahe Verwandte der Katharina Franciska, warnten den kecken Oberst und riethen ihm, von seiner Wette abzustehen: Wenn er glaube, er habe es mit einer Waise ohne Schutz und Schirm zu thun, so solle er zum voraus gewiß sein, daß er mit seinem Leben für dasjenige des Fräulein von Wattenwyl hafte. Von Mai, dadurch noch trotziger gemacht, eilte zu Katharina Franciska, und malte ihr die Ehre vor, die ihrer warte. Frau von Mai verweigerte ihre Beistimmung: Katharina Franciska aber griff mit beiden Händen zu. Sobald ihr Entschluß bekannt war, eilten die Ritter Berns zu ihr, huldigten ihrem Muth und gaben ihr noch einige gute Räthe für den Fall, daß das Pferd sich bäumen oder überwerfen wolle. Dem Pferd wurde ein Frauensattel angegürtet. Die Herren warfen ihm einen Mantel über den Kopf und mit keckem Muth bestieg Katharina Franciska als ächte Amazone den Renner. Kaum fühlte dieser die schöne Last auf seinem Rücken, so flog er davon wie der Blitz. Katharina Franciska hielt Stand. Aber nach drei Gängen rissen drei Gurte des Sattels. Katharina Franciska sprang vom Pferd und führte den gebändigten Hengst vor das Hotel, wo die Gesandten und Abgeordneten versammelt waren, um dem ungewöhnlichen Schauspiel zuzuschauen. Die ganze Gesellschaft kam der Siegerin mit Beifallsbezeigungen entgegen. Der kaiserliche Gesandte trat aus der Menge heraus, empfing sie aufs Höflichste, überschüttete sie mit Complimenten und versicherte, ihren Ruhm der ganzen Welt verkünden zu wollen; das ganze Geschlecht der Frauen habe sie an Muth übertroffen, und mehr geleistet als der beste Reiter und Stallmeister. Und mit unvergleichlicher Grazie überreichte er ihr als kleines Zeichen seiner Hoch-

*) Die Versammlung der Stände der Eidgenossenschaft. D. Red.

schätzung ein Paar kunstvoll gearbeitete Pistolen. Der Schultheiß von Erlach begnügte sich, ihr zu sagen: „Meine Cousine, Sie haben sich tapfer gehalten." Der Schultheiß von Frisching dagegen sagte ihr lächelnd: „Nicht auf dem Ball hast Du gelernt, was wir eben mit angesehen."

Von da an hieß sie nur die Amazone oder Heroine von Wattenwyl. Der Oberst von Mai machte ihr ein prächtiges Geschenk und des französischen Gesandten Frau wollte sie wieder mit sich nach Paris locken.

Sie blieb aber bei Frau von Mai und hatte bald einen Anlaß, die Pistolen des kaiserlichen Gesandten an einem kaiserlichen General zu versuchen. General Rußwurm (?) machte nämlich Oberst von Mai einen Besuch, und verliebte sich in unsere Amazone. In ihrer Naivität nahm sie seine Huldigungen entgegen, freilich wie sie sagt, mit vieler Kälte. Der General wurde aber im Gegentheil immer wärmer. Auf einer Jagdpartie wußte er es einzurichten, mit ihr allein im tiefen Wald zusammen zu treffen. Er fiel ihr zu Füßen und beschwor sie um ihre Gunst, doch Katharina Franciska lachte ihm ins Gesicht. Da wollte er Gewalt brauchen. Rasch ergriff sie die Pistolen, das Geschenk des kaiserlichen Gesandten, drückte los und der eroberungssüchtige General lag schwerverwundet in seinem Blut. In Folge dieses Vorfalls kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen Oberst von Mai und Herrn von Graviseth, und nach kurzem Aufenthalt auf Liebegg finden wir Katharina Franciska wieder in Bern bei einem Schwager, dem Dr. Wilhelmi, ehemaligem Leibarzt des Pfalzgrafen. Bei diesem erwarb sie sich einige medicinische Kenntnisse, die ihr in ihrer nächsten Lebensstellung von großem Nutzen wurden. —

Im Jahre 1669 sah man in Bern eine junge Dame durch die „Lauben"*) gehen. Statt der kostbaren Pelzmütze ihres Standes trug sie eine einfache, fast nonnenartig unschöne Kopfbedeckung; statt in Seide und Sammt, ging sie in schmucklosen Kleidern einher, wie sie durch obrigkeitliches Mandat den damaligen Pfarrersfrauen vorgeschrieben wurden. Und wenn sie am Sonntag Morgen beim Glockenklang nach der „Spitalkapelle" eilte, blieb manch einer stehen und sah der Frau Prädikantin nach. Es war Katharina Franciska von Wattenwyl, seit dem 30. Juli oder 9. August (die „Rödel"**) stimmen nicht) 1669 Frau „Helfer" ***) Leclerc. Ihre mannhafte Auslegung des siebenten Gebots, dem deutschen General gegenüber, hatte ihre Verwandten überzeugt, daß diese kleine Exegetin zu nichts so gut sich eigne, wie zu einer Dienerin des göttlichen Worts. Lange hatte sie selbst sich gesträubt. Sie, die Königin Berns, umschwärmt von Edelleuten, die sich mit Stolz ihre Räthe, Pagen

---

*) Die bekannten Arcaden der Hauptstraßen Berns. **) Rödel = Rollen, Civilregister.
***) Hilfsgeistliche an einer der hauptstädtischen Kirchen. D. Red.

und Hofprediger nannten; sie, die Braut eines Baron de Torny; sie, welcher in der Umgebung Christina's von Schweden und am ersten Hof Europa's, dem von Versailles, eine glänzende Zukunft gelacht hatte — sollte die Frau eines Bernischen „Helfers" werden, und mit dieser Heirath all ihre goldenen Zukunftsträume begraben. Freilich, dazumal galt ein Bernischer Geistlicher mehr als heut, und dem Willen des Familienrathes war nicht zu trotzen. Heirathen hieß es, oder dem Einkommen entsagen. Katharina Franciska gab sich endlich drein. Der Schultheiß von Kirchberger stellte sich selbst als Brautwerber im Namen des Helfers Leclerc und führte das Paar in seiner Staatscarosse nach Bolligen, wo sie copulirt wurden. Die unausgesetzte und innige Zärtlichkeit ihres jungen Gatten stimmte endlich ihr Herz gnädig, und sie ergab sich in ihr Geschick. Nachdem sie es vier Jahre in Bern ausgehalten, bestimmte sie ihren Gatten, sich für eine Landpfarrei zu melden. Denn es wurde ihr zu schwer, sich im Kopftüchlein und der vorschriftsmäßigen Kleidung, die ihr Gesicht und Taille entstellten, unter ihren früheren Anbetern zu bewegen.

Im Jahre 1673 ward die alte Augustiner-Probstei im Niedersimmenthal auf dem rechten Ufer der wildschäumenden Simme neu und wohnlich eingerichtet und Katharina Francisca Leclerc hielt mit ihrem Gatten als „Frau Pfarrer" ihren Einzug im Pfarrhaus Därstetten. Was zum damaligen Lebenscomfort gehörte, fand sich unter ihrem gastlichen Dach, so daß selbst der Schultheiß von Bern*) Sigmund von Erlach nicht verschmähte, sie mit seinem Besuch zu beehren. Es handelte sich damals nämlich um die Untersuchung der neu entdeckten Weißenburger**) Quelle. Dieser Untersuchung unterzog sich das oberste Standeshaupt selbst mit einem Gefolge von Räthen und Aerzten. Frau Leclerc gab ihm mit ihrem Mann das Geleite und beherbergte die vornehme Gesellschaft in ihrem Hause.

Allmählig fand sie sich in die neuen Verhältnisse. Die Simmenthaler ließen es nicht an Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten fehlen, so daß die Frau Pfarrer dem Mutterwitz der Bevölkerung und ihrem natürlichen Talente geselligen Umgangs alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ja den Wunsch aussprach, alle Tage ihres Lebens mit dem liebenswürdigen Völklein verkehren zu dürfen. — Doch die Idylle im grünen Simmenthal sollte nicht von Dauer sein. Durch wollene Stoffe weiter verpflanzt, verbreitete sich die Pest in die Thäler des Oberlandes und raffte 1679 auch den Pfarrer von Därstetten hin, trotz aller ärztlichen Sorgfalt und treuen Pflege der Gattin. Leclerc wurde, wie seine Frau hervorhebt, zum Zeichen aller Liebe und Anhänglichkeit seiner

*) Der oberste Beamte (Präsident) der Republik (Oligarchie) Bern. D. Red.

**) Weißenburg, im Berner Oberland, am Fuße des Stockhorns. D. Red.

Gemeinde, in der Kirche selbst begraben, sie selbst aber auf den Wunsch ihrer Verwandten vom Landvogt von Wimmis nach Bern gebracht. Dort war sie, wie sie ausdrücklich bemerkt, die erste, welche im langen bis zur Erde niederwallenden Trauerflor den Tod ihres Mannes beklagte. Ihr Beispiel wurde später von allen Frauen der besseren Stände nachgeahmt. Einige Monate lebte sie zurückgezogen in einem schönen Hause, das ihr ihr Bruder gemiethet hatte, bestürmt von mancherlei Heirathsanträgen, die sie abwies.

Aber schon am 2. October 1679 reichte die verwittwete Pfarrerin Leclerc dem Herrn Perregaux, Gerichtsschreiber*) von Vallengin, in der Kirche zu Seedorf bei Aarberg die Hand am Altare. Das Hochzeitspaar kam Nachts in Vallengin**) an. Da kam ihm die Miliz eine halbe Stunde weit mit Fackeln entgegen. Bei der Ankunft im Dorf und während der ganzen Brautnacht schoß man mit Petarden und Hakenbüchsen und drei ganze Tage lang blieben die guten Leute von Vallengin unter den Waffen, um ihre neue Gerichtsschreiberin zu verherrlichen. Der Neuenburger floß in Strömen, ja die vornehmen „Herrensöhne“ von Neuenburg kamen nach Vallengin heraus und acht Tage lang wurde von ihnen mit den Begleiterinnen der jungen Frau getanzt, gespielt und gesungen. Ob sie schon dazumal Pfänder ausgelöst, wird uns nicht gesagt. Jedenfalls wird der Erfindungsgeist der jungen Welt ihnen schon Gelegenheit gegeben haben, sich gegenseitig ihrer Zärtlichkeit zu versichern. Zwei Jahre gingen in ungetrübter Freude und ehelichem Glück vorüber und am Ende des dritten ward ihre Freude gekrönt durch die Geburt eines lieblichen Knaben. —

Drüben in der Franche-Comté lebte als Abt von Beaume-les-Moines Jean de Watteville, Abkömmling eines zur Zeit der Reformation nach Frankreich ausgewanderten Zweigs der Familie von Wattenwyl — ein wunderlicher Heiliger. Als Oberst in Spanien beginnend, war er in Paris Capuziner, später Karthäusermönch geworden, und hatte als solcher seinen Prior erstochen. Er floh. Nach allerhand Gewaltthaten und sonderbaren Schicksalen trat er zum Muhamedanismus über und ward Pascha von Morea. Ihm war aber nicht wohl. Er verrieth einen Theil seines Gebiets an die Venetianer und erhielt für diese Judasthat die päpstliche Absolution, die Vergebung für seinen Abfall vom Christenthum und obendrein die reiche Pfründe Beaume les Moines in der Freigrafschaft Burgund. Ein angesehener Freund der Madame Perregaux ersuchte sie nun, zu diesem Abt von Wattenwyl zu reisen und diesen zu bitten, für ihn beim Hof von Versailles behufs Erlangung einer

*) Der „Gerichtsschreiber“ jener Tage ist keineswegs ein Subalternbeamter, wie das Ende unsrer Erzählung bestätigt. D. Red.

**) Im heutigen Kanton Neuenburg. D. Red.

Stelle Fürsprache einzulegen. Sie machte sich auf den Weg und wurde von ihm aufs Beste aufgenommen und bei der Aebtissin von Chateau Chalons Anna von Wattenwyl auf ihrem Schlosse „Sirop" eingeführt. Diese überschüttete sie mit tausend Freundschaftsbezeigungen, erkundigte sich nach ihren Familienverhältnissen und bedauerte, daß sie so weit von einander getrennt leben müßten. Endlich machte man ihr die glänzendsten Versprechungen, wenn sie in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückkehre. 4000 Thaler Pension sollten ihr zu Theil werden, und ihr Söhnlein zugleich mit dem Dauphin, dem Kronprinzen von Frankreich, erzogen werden, so daß ihr und ihres Sohnes Glück für alle Zeit gemacht wäre. Zuerst wies sie eine solche Zumuthung mit Entschiedenheit zurück. Endlich um das lästige Drängen los zu werden, ging sie zum Schein auf die gemachten Vorschläge ein, namentlich nachdem auch ein Abbé Fueni von Freiburg ihr die Zusicherung einer Pension von 4000 Thaler und der Erziehung ihres Sohnes am französischen Hofe schriftlich wiederholt hatte. Der Marquis d'Uziez, der Aebtissin Neffe, sollte ihr Söhnlein insgeheim aus dem Vaterhause entführen: Perregaux werde dann ihren Bitten, nach Frankreich auszuwandern, schon nachgeben. Die Bedienten des Abts begleiteten sie bis an die Grenze. Aber zu Hause angelangt, schrieb sie nach Beaume und Sirop, daß sie ihr Versprechen nur als ein abgedrungenes betrachte, und traf die gehörige Vorsorge, daß die verabredete Entführung nicht stattfinden könne, indem sie den Kleinen bei einer befreundeten Dame in Pension gab.

Indessen, die glänzenden Offerten hatten doch gezündet. Und je älter ihr Söhnchen ward, desto mehr beschäftigte sie der Gedanke, wie sie ihm eine glänzende Erziehung und Zukunft eröffnen könnte.

Im Anfang 1689 erschien Amelot de la Haussaye als Gesandter Ludwigs XIV. in der Schweiz. Ein Mann von gefälligen Formen und großer Mäßigung, wußte er unter dem Anschein von Offenheit und Biederkeit die ganze Feinheit des Diplomaten zu verbergen. Und es bedurfte allerdings eines äußerst gewandten Mannes, das damals Frankreich grollende Bern umzustimmen. Die Verheerung der Pfalz, der Ueberfall Straßburgs, die Aufhebung des Edicts von Nantes am 22. October 1585, in Folge dessen viele protestantische Flüchtlinge sich über die evangelische Schweiz, namentlich die Waadt ergossen; die Mißhandlung der Waldenser, die, auf Anstiften Ludwigs XIV. von Piemont aus ihren Hochthälern vertrieben, in Genf Zuflucht suchten, hatten den Haß gegen den Frankenkönig aufs glühendste angefacht, so daß jeder Verkehr mit Frankreich in Bern als Staats- und Hochverrath erschien. So war Bern für Amelot ein schwerer Boden, zumal zugleich mit ihm ein Gesandter Englands Thomas Coxe erschien, um den evangelischen Ständen ein Schutz- und Trutzbündniß anzutragen. Wer in solcher Lage dem Gesandten Frankreichs wünschbare Mittheilungen

über Stimmung und Plane der Bernischen Staatsmänner machen konnte, war daher der Gunst des französischen Hofes gewiß. Madame Perregaux wußte dies. Sie bot ihre Dienste dem Gesandten an.

In Walperswyl, eine kleine Stunde von Aarberg, hatte sie ihre erste Zusammenkunft mit dem Secretär des Gesandten de la Boulaye. Nach einer längeren Unterredung wies er sie an, sich sofort nach Baden*) zu begeben, wo sich die Tagsatzung versammeln sollte. Vorher wolle sie aber der Gesandte selbst in Olten sprechen. In Olten trafen sie wirklich zusammen. Der Gesandte machte sie aufmerksam, daß es keine Kleinigkeit sei, sich in ein so gefährliches Unternehmen einzulassen, und daß Geist, Beharrlichkeit und Einfluß dazu gehöre, um einem so großen Monarchen wie Ludwig XIV. zu dienen. Madame Perregaux erwiederte, sie hätte sich die Sache reiflich überlegt, Gottes Segen zu ihrem Unternehmen erfleht und hoffe mit Gottes und ihrer Verwandten und Freunde Hülfe ihm mit Erfolg dienen zu können. „Was sie denn eigentlich für einen Zweck dabei im Auge habe?" fragte der Gesandte zum Schluß. Keinen andern, antwortete sie, als meinem einzigen Sohn durch die Dienste, die ich Seiner Majestät dem König von Frankreich leiste, eine glänzende Zukunft an Frankreichs Hof zu verschaffen, in dessen Dienst schon zwei meiner Brüder, der eine als Lieutenant-Colonel, der andre als Capitän der Garde ihr Leben aufgeopfert.

Der Gesandte ermahnte sie zu unverbrüchlichem Stillschweigen, wies sie an, in Baden ein abgelegenes Logis zu beziehen, und ihm, wo sie ihn öffentlich treffe, auszuweichen, damit keinerlei Verdacht erwache, als stünden sie mit einander in Verbindung.

Katharina Franciska verreiste mit ihrem Söhnlein zu Pferde nach Baden und sie, die weder um Geld noch glänzende Ehren ihre Religion verrathen wollte, wurde von nun an aus Liebe zum Sohne eine geheime diplomatische Agentin Frankreichs, eine Spionin der Staatsgeheimnisse ihres eigenen Vaterlandes.

Der Gesandte theilte ihr das Verzeichniß der Gegenstände mit, welche an der Tagsatzung behandelt werden sollten. Diese wurden dann mit einflußreichen Verwandten, wie dem Obersten von Graviseth und andern durchgesprochen und vom Gesandten nur die Geschäfte an der Tagsatzung zur Sprache gebracht, bei denen man eines guten Erfolgs versichert sein konnte. So brachte Amelot schon das erste Mal Alles durch was er verlangte; aus dem einfachen Grund, weil er nichts vorbrachte, von dem er wußte, daß es nicht Erfolg habe. Der kaiserliche Gesandte war außer sich, Amelot dagegen voller Freude; denn durch seinen Erfolg erwarb er sich seines Königs Gunst und durch seine scheinbare Mäßigung bei den Eidgenossen einen guten Namen und Vertrauen. Er ließ es daher der Madame Perregaux gegenüber nicht an Beweisen der

*) Baden im Kanton Aargau. D. Red.

Anerkennung und Aufmerksamkeit fehlen. Selbst der kleine Perregaux wurde mit einem niedlichen schönen Pferde beschenkt, wie es des Gesandten eigner Sohn besaß.

Ihr Stern stieg wieder. Ehe sie von Baden verreiste, ließ sie der Gesandte durch seine zwei Secretäre einladen, ihre Wohnung in Bern zu nehmen, um den Geschäften näher zu sein. Nun begann von Bern aus jener geheime Verkehr mit dem französischen Gesandten, der mehrere Monate dauerte, und für Frankreich jedenfalls von Werth war. Durch Freunde und Verwandte von den Vorgängen und Beschlüssen der Regierung in Kenntniß gesetzt, theilte sie dieselben dem Gesandten mit. Auch mit den gegen Frankreich verbündeten Mächten steht sie in Verbindung: mit Brandenburg, den Generalstaaten, und zwar durch Verwandte, die im Dienste der Regierungen dieser Länder standen. Sie macht die Mittheilung, daß die Alliirten vor Mitte Juni 1689 nichts unternehmen werden. Sie warnt Amelot, daß die Feinde Frankreichs sich alle Mühe geben, Savoyen abtrünnig zu machen. Durch sie wird ihm die Mittheilung, daß sich ein Abgeordneter Oraniens und des Kaisers in Bern befinden mit heimlichen Aufträgen. Beide verheißen ihrer Herren Mitwirkung um die Freigrafschaft Burgund als Kanton zur Schweiz zu schlagen. Alle diese Mittheilungen behauptete Madame Perregaux aus dem Munde des Schultheißen von Erlach empfangen zu haben.

Aber ihre geheime Rolle sollte bald ausgespielt sein. — An der Spitze der antifranzösischen Partei in Bern stand ein Mann von eisernem Charakter, der Venner Dachselhofer. Schon 1672 und 1687 hatte er Frankreich gegenüber seine Selbstständigkeit gewahrt. Als 1672 bei der Eröffnung des Feldzuges gegen die Generalstaaten die Franzosen unter Türenne, Vauban und Condé an den Rhein gerückt waren, um von da ins Herz Hollands einzudringen, erwachte im Bernerregiment von Erlach die Erinnerung an die Glaubensverwandtschaft Berns und Hollands. Die Berner riefen die Capitulations-Verträge an, welche sie zu keinem Angriff auf ein glaubensverwandtes Volk verpflichteten. Condé ließ Artillerie aufführen und die Schwadronen heranrücken, um so die widerspenstigen Berner über den Fluß zu treiben. Nicht alle beugten sich. Dachselhofer brach seine Pike entzwei und schlug mit seinen vier Söhnen und einer Anzahl Soldaten den Rückweg nach den Alpen ein. Ebenso stellte er 1687 dem König selbst gegenüber seinen Mann. Er und der Bürgermeister Escher von Zürich unterhandelten in Paris wegen der Aufhebung des auf die Zehntgefälle im Lande Gex gelegten Sequesters zu Gunsten Genfs. Als sie merkten, daß man nur mit ihnen spiele, verlangten sie ihre Pässe. Der König überreichte ihnen zum Abschied werthvolle goldene Ketten und bedeutende Geldsummen. Aber in edlem Stolz wiesen sie beides zurück, „weil der ihnen zu Theil gewordene Empfang schlecht passe zu so reichen Geschenken."

Dieser eiserne rücksichtslose Charakter war das Haupt der antifranzösischen Partei in Bern. Unterdessen befand sich Madame Perregaux im Bade Nußwyl bei Luzern, wo sie der Gegenstand zartester Aufmerksamkeit von Seite des Luzerner Patriciats war. Der französische Gesandte hatte sie gleich anfangs aufgefordert, sich bald nach Bern zu begeben; er bedürfe nothwendig ihrer Mittheilungen. Nach dem am 11. September 1689 von Vevey aus erfolgten Einbruch der Waldenser in Savoyen, von dem er überrascht worden, ließ er ihr durch seinen Secretär sein Bedauern ausdrücken, daß er in Betreff dieses wichtigen Vorgangs ihre Mittheilungen habe entbehren müssen. Sie siedelte daher, noch krank, sofort nach Bern über, nahm ihre Wohnung bei einer Wittwe in einem abgelegenen Winkel der Stadt, um ja nicht die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und suchte durch Geschenke und Dienstleistungen einflußreiche Personen in ihr Interesse zu ziehen. So hatte sie sich für Frau Balthasar von Luzern, Gattin des Obersten Balthasar, welche mit ihren eignen Söhnen einen Prozeß führte, beim französischen Gesandten verwendet und empfing krank in ihrem Bette liegend den Besuch dieser Dame. Diese legte ihr die Antwort Amelots auf den Tisch neben das Bett. Da trat verhängnißvoller Weise ein Verwandter in ihr Zimmer, wird des Briefes und seines Siegels ansichtig und rief mit bedeutungsvollem Blick aus: „Ich erkenne an dieser Sonne, welche drei Herzen erleuchtet, daß dieser Brief von Seiner Excellenz, dem Gesandten Frankreichs, kommt.“

Voll patriotischen Zornes im Herzen entfernte er sich, und machte Anzeige bei den beiden „Heimlichern“ Johann Franz Ryhiner und Johann H. Ernst, gewesener Landvogt von Fraubrunnen. Der „geheime Rath“ war nämlich gleichsam das Staatsministerium des alten Bern. Eine der wichtigsten Kammern des täglichen Raths, bestand er aus dem jeweiligen nicht regierenden Schultheißen, dem Deutschsäckelmeister (Schatzmeister), den vier Vennern und den beiden „Heimlichern“, das heißt den Repräsantanten des großen Raths der Zweihundert, welche als Vertreter dieser obersten souveränen Behörde im täglichen Rathe saßen. Daher die Anklage gerade bei Gliedern dieser Behörde. Geheimes Einverständniß mit Frankreich galt, wie schon bemerkt, in jenem Augenblick der feindseligsten Stimmung des ganzen Landes gegen den verfolgungssüchtigen König Ludwig als schwerer Landesverrath. Die beiden Heimlicher beriethen sich mit den übrigen Gegnern der französischen Partei und ließen im Einverständniß mit diesen den von der Madame Perregaux an den Gesandten in Solothurn abgeordneten Courier auffangen. Man fand drei bis vier prachtvolle Täfelchen mit silbernem Blatt und goldenem Rand — trois magnifiques tablettes à plaque d'argent bordées d'or — welche Antworten der ersten Magistrate Berns auf gewisse Anfragen des Gesandten enthielten. Allein ohne Schlüssel konnte man nicht wissen, von wem die An-

gaben kamen. Es handelte sich daher darum, den Schlüssel zu erhalten. Und dieser mußte in den Händen der Madame Perregaux sein. Die Täfelchen wurden einstweilen im Staatsschatz deponirt.

Die Heimlicher verlangten von den beiden Schultheißen Vollmacht, die Madame Perregaux zu verhaften. Diese wurde ihnen verweigert mit der Bemerkung: 1) ein Staatsverbrechen sei noch keineswegs festgestellt, 2) sei die Perregaux nicht mehr Bernerin, sondern in Folge ihrer Heirath eine Fremde. Die Heimlicher, voll Verdachts, die beiden Schultheißen, als Verwandte der Perregaux, seien ihre Mitschuldigen, suchten sich daher auf andere Weise zu helfen. In der Nacht vom 8. auf den 9. December drangen zwei Glieder des täglichen und vier des großen Raths bewaffnet, in Begleitung der Stadtwache, die Muskete auf der Achsel, die brennende Lunte in der Hand, in die stille abgelegene Wohnung der Perregaux, sprengten die Thüre ihres Gemachs, nahmen die kranke zum Tode erschrockene Frau sammt ihrem Söhnlein gefangen und schleppten sie im Nachtgewand in das Gefängniß für Staatsgefangene in der „Insel". Sechzig Louisd'or und sämmtliche Papiere ihrer Cassette nahmen sie in Beschlag, ja sogar einen Beutel mit neuen Spielmarken, die sie ebenfalls für Gold hielten. In der „Insel" wurde das Fenster ihres Kerkers gegen jedes Licht abgesperrt und sie mit einer großen und schweren Kette an Händen und Füßen festgeschmiedet. Ihr Knabe fiel vor Entsetzen in Ohnmacht. (Schluß folgt.)

Das Herannahen der Cholera.

Vom Südosten unsres Erdtheils kommen jetzt Nachrichten, welche uns zur Vorsicht gemahnen. Auf den alten Wegen, die bis ins Herz Europa's führen, schleicht der unwillkommene asiatische Gast uns immer näher, schon ist er in Kiew, in zahlreichen Bessarabischen Städten, am schwarzen Meere und an der Hand der großen Verkehrslinien wird er leicht, falls ihm nicht Einhalt gethan wird, bis nach Deutschland vordringen. Der Verlauf der letzten Choleraepidemie liefert uns den Beweis, daß wir nicht zu viel gesagt haben. Da sie ganz genau in allen ihren Stadien verfolgt, von Ort zu Ort nachgewiesen, jeder einzelne Verschleppungsfall nach Zeit und Art registrirt wurde, so hat man sie auf einer höchst übersichtlichen Karte niederlegen können, die nebst eingehendem Berichte von dem englischen Medicinalinspector John Netten Radcliffe jetzt publicirt wurde.*)

*) Recent Diffusion of Cholera in Europe by John Netten Radcliffe. Report made to Mr. Simon, medical officer of the privy council etc. London 1872.

Der Bericht beginnt mit dem Auftreten der Cholera in Kiew im Herbste 1869, von wo sie sich schnell über die südlichen, mittleren und westlichen Provinzen Rußlands verbreitete. Im Januar 1870 erreichte sie Moskau und im Februar wurden Fälle aus Nowgorod berichtet. Während des Sommers und Herbstes wurde die Krankheit immer heftiger und ausgebreiteter, sie nahm nun ganz Rußland südlich von Moskau bis ans Schwarze Meer, bis zum Kaukasus und der persischen Grenze ein; im Jahre darauf (1871) ergriff sie auch den noch freien nördlichen Theil Rußlands, übersprang den Ural und das kaspische Meer und reichte bis tief nach Sibirien hinein. Im Juli trat sie nun unserm Vaterlande näher. Königsberg, am regsten durch den Handel mit dem polnischen Hinterlande verknüpft, wies die ersten Fälle auf. Im August waren Memel, Danzig, Elbing, Stettin, Swinemünde und die Nachbardistricte inficirt — vereinzelte Fälle kamen in Berlin vor, bald darauf auch in Hamburg und Altona. Am 3. September vorigen Jahres erschien die Cholera zu Hernosand in Schweden. Am 10. October segelte ein Auswandererschiff von Stettin nach New-York und berührte auf seiner Reise Kopenhagen und Christiansand und eine Woche später, nachdem Christiansand verlassen war, erschien am Bord die Cholera. Hierdurch wurde sie am 6. November nach Halifax in Neu-Schottland (Britisch Nordamerika) verpflanzt und von dort durch den Schiffszimmermann noch 25 englische Meilen landeinwärts nach dem Dorfe Chezetcook verschleppt. Andrerseits führten im September Dampfer die Cholera von Hamburg nach Hartlepool in England, wo zwei Fälle vorkamen.

Wir haben hier nun eine ganz genau geographisch und chronologisch zusammenhängende Kette von Cholerafällen, die im Herbste 1869 zu Kiew in Südrußland beginnen und im November 1871 zu Halifax in Amerika endigen. In ganz gleicher zusammenhängender Weise verfolgt der Verfasser des angeführten Berichtes nun auch dieselbe Epidemie durch den ganzen Orient; er zeigt, wie sie in die Häfen des Mittelmeeres verschleppt und wie eine gleichzeitig in Persien herrschende große Epidemie durch Pilger und Karawanen über Arabien bis zum rothen Meere verbreitet wurde.

In allen diesen Fällen kann als absolut sicher angenommen werden, daß die Verbreitung der Cholera auf weite Strecken hin *das Ergebniß menschlicher Bewegung von Ort zu Ort* war. *Die Epidemie selbst geht nicht — sie wird getragen.* Wir kommen hierauf wieder zurück und besprechen hier nur noch die neuste, eine ganz entgegengesetzte Ansicht vertretende englische Entdeckung, welche große Choleraströme in der Luft annimmt, die mit der *Häufigkeit oder Seltenheit der Sonnenflecken* in Verbindung stehen. Dr. B. G. *Jenkins*, der mit vieler Mühe, großen Berechnungen und nach der Zusammentragung von Tausenden von Thatsachen diese Theorie

ausgeheckt hat, nimmt nicht eine einzelne Heimat der Cholera, sondern deren sieben an, die sämmtlich in der Nähe des Wendekreises des Krebses liegen, jeder Focus gleich weit vom andern entfernt. Der wichtigste liegt im Delta des Ganges; die übrigen in China, nördlich von Mekka, an der afrikanischen Westküste, im Norden der westindischen Inseln, in Untercalifornien und auf den Sandwich-Inseln. Sieben große atmosphärische Ströme von 1400 englische Meilen Breite ein jeder, laufen in nordwestlicher Richtung von diesen Choleraheerden aus und verbreiten die Seuche. Zuweilen sind sie einzeln in Thätigkeit, bei gewaltigen Epidemien wirken sie aber alle sieben zusammen, so 1833, 1850, 1866. Jenkins sucht das nun durch einzelne Thatsachen zu beweisen. Aber uns würde es hier zu weit führen, wollten wir auf diese eingehen, es genügt uns nur hervorzugeben, was der Engländer über den Zusammenhang der Cholera mit den Sonnenflecken sagt. „Ich glaube, daß ich nachzuweisen vermag, wie ein bemerkenswerther Zusammenhang zwischen den Maxima und Minima der Choleraepidemien und der Sonnenflecken besteht; es ist das eine solide wissenschaftliche Basis, auf der weitere Beobachtung mit Sicherheit fußen kann. Es ist bekannt, daß der große Astronom Schwabe die zehnjährige Periode der Sonnenflecken entdeckte, d. h., daß alle zehn Jahre ein Minimum derselben stattfindet; man hat auch gefunden, daß die tägliche Variation in der Declination der Magnetnadel einer zehnjährigen Höhenperiode unterliegt, desgleichen die magnetischen Erdströme und Nordlichter. Die Maxima und Minina dieser vier sind gleichzeitig. Das war schon ein großes Ergebniß, doch Professor Wolf, der alle Sonnenflecken seit 1611 zusammenrechnete, fand daß die Periode nicht zehnjährig sei, sondern $11^{11}/_{100}$ Jahre betrage. Das ist die jetzt als richtig angenommene Periode, die auch für die magnetische Declination und die Nordlichter acceptirt wurde. Nun ist es bekannt, daß das Jahr 1800 ein Minimum von Sonnenflecken hatte; die weiteren Minima fielen in Folge dessen auf die Jahre $1811^{11}/_{100}$, $1822^{22}/_{100}$ $1833^{33}/_{100}$ u. s. w. Die Maxima jedoch liegen nicht gerade in der Mitte zwischen zwei Minima, sondern $4^{77}/_{100}$ Jahre nach einem solchen, so daß, wenn 1800 ein Minimum-Jahr war, $1804^{77}/_{100}$ das Maximum der Sonnenflecken eintrat. Nun habe ich gefunden, daß die Choleraepidemien einer Periode folgen, die gleich anderthalb Sonnenfleckenperioden ist. Rechnen wir nun von 1800 an, so ist $1816^{66}/_{100}$ das Jahr, in dem anderthalb Sonnenfleckenperioden erfüllt waren; es ist das aber die Zeit, die ganz kurz dem großen indischen Ausbruche voranging; wieder anderthalb Perioden weiter finden wir $1833^{33}/_{100}$, gleichfalls ein starkes Cholerajahr, ferner $1849^{99}/_{100} = 1850$, also abermals ein Jahr, in welchem die Epidemie herrschte; ferner $1866^{66}/_{100}$, ein Cholerajahr, das uns allen in

frischer Erinnerung ist. Das nächste große Cholerajahr wird nach meiner Theorie $1883^{33}/_{100}$ sein."

Auf die weiteren, zum Theil astronomischen Auseinandersetzungen des Dr. Jenkins können wir uns hier nicht einlassen — das Ganze schmeckt zu sehr nach Astrologie und die Ausführungen eines Pettenkofer oder Radcliffe erscheinen uns plausibler. Die Seuche, sagt letzterer, geht nicht selbst, sie wird getragen. In der unmittelbaren Nachbarschaft ihres Vorkommens kann sie vom Kranken auf dem Gesunden durch die verschiedenartigsten Canäle übergehen, am häufigsten aber durch Trinkwasser, das auf irgend eine Weise durch Choleraausleerungen verunreinigt ist. Die Erkenntniß dieses einen Canals schließt keineswegs aus, daß nicht auch noch manche andere vorhanden sind und die Desinfection, welche fast allgemein zur Zeit der Epidemieen ausgeführt wird, bezweckt ja nur solche mit Luft oder Erde verknüpfte Cholerverunreinigungen zu zerstören. Wasser, Erde, Luft, obgleich sie bekannte oder beargwohnte Träger des Contagiums sind, würden dieses doch nicht auf allzuweite Entfernungen verpflanzen können, da zeitig genug die chemische Zersetzung des Ansteckungsstoffes eintritt; wären sie die einzigen Verbreiter der Ansteckung, so müßte letztere nur langsam fortwandern und vor Wüsten oder unbewohnten Gegenden vollständig Halt machen. Auch müßte dann die Krankheit sich gleichmäßig und concentrisch von ihrem Ursprungsorte ausbreiten, was jedoch bekanntermaßen nicht der Fall ist. Hier erscheint nun der Reisende auf der Scene; einmal angesteckt nimmt er den Krankheitsstoff mit sich fort und führt ihn nach einem andern Orte über. Das oben angeführte Beispiel der Krankheitsverschleppung von Stettin nach Halifax ist in dieser Beziehung außerordentlich schlagend und in Indien, diesem großen Cholerafocus, wo die Eisenbahnen das Reisen jetzt so erleichtert haben, kommen fortwährend ähnliche Beispiele vor; jetzt tritt dort die Cholera häufig in Provinzen auf, in denen sie sonst während einer Generation höchstens einmal erschien. Das Ergebniß dieser Betrachtungen ist nun, daß die heutigen Epidemiologisten alle die veralteten Hypothesen von Choleraluftströmen bei Seite geschoben haben und der Cholera und ihrer Verbreitung nur längs den großen Straßen des menschlichen Verkehrs nachspüren. Die Verbreitung durch die Mekkapilger ist bereits 1866 zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht worden und jetzt beschäftigen sich die mit dem Gegenstande Vertrauten bereits mit den Folgen, welche der Bau der Bahnen nach dem Orient auf die Verbreitung der Cholera nach Europa haben wird. Die Eisenbahn muß hier noch ganz anders und weit gefährlicher wirken, als die langsamen Pilgerkarawanen, und in der That drohen uns durch den Bau der neuen nach Indien gerichteten Bahnen Choleragefahren.

Wenn mohammedanische Pilger es für das größte Glück halten auf einer

Wallfahrt den Tod zu finden, so haben wir über eine solche Anschauung nicht ein Wort zu verlieren. Anders stellt sich die Sache freilich, wenn diese Frommen den Tod verbreiten und das geschieht durch die Mekkapilger in der That. So oft die Cholera von Indien nach Mekka eingeschleppt wird, gewinnt sie dort durch ein Zusammenwirken von Umständen eine entsetzliche Kraftvermehrung und verbreitet sich wie von einem Brennpunkt strahlenförmig nach allen Richtungen. Seit dieses bekannt geworden, hat man auf abwehrende Maßregeln gesonnen, die 1866 zu Konstantinopel vom internationalen Gesundheitsausschuß berathen wurden. Man hatte im Jahre 1865 gesehen, wie durch die von Mekka zurückkehrenden Pilger die Cholera nach Aegypten, Syrien, der europäischen Türkei, Südfrankreich, Italien und Spanien verschleppt worden war. In Alexandria, Konstantinopel und Marseille starben ebensoviel Menschen wie in den schrecklichsten Cholerajahren und es entstand damals eine große und gerechte Entrüstung*). Die türkische Regierung ließ damals durch ihren Vertreter auf der Conferenz, Dr. Bartoletti, erklären, wie sie in Mekka selbst von nun an eine Reihe gesundheitspolizeiliche Einrichtungen einführen werde; die Pilgerschiffe sollten controllirt werden u. s. w. Die internationale Conferenz selbst ging von dem Grundsatze aus, daß man der Verbreitung der Cholera um so wirksamer entgegen trete, je näher ihrem Entstehungsorte man dies thue. Als ihre Heimat war ja damals schon Ostindien bekannt und die englische Regierung erbot sich Quarantänevorrichtungen für alle von Indien nach Mekka fahrenden Pilgerschiffe herzustellen. Daß die Vorrichtungen nicht ohne Erfolg geblieben sind, beweist das laufende Jahr, in dem, nach amtlichen Berichten, 110,000 Pilger in Mekka waren, unter denen nicht ein einziger Cholerafall, weder in der Stadt noch auf den Schiffen, vorgekommen ist. Von Konstantinopel aus war Dr. Arof-Bey, der Vicepräsident des Sanitätsamtes nach Mekka gesandt worden, dem eine Anzahl junger Aerzte beigegeben war, welche mit der äußersten Strenge die gesundheitspolizeilichen Maßregeln überwachten.

Der Hauptheerd der Cholera liegt aber in Persien und Ostindien; von der jährlich abgehaltenen religiösen Messe der Hindus zu Hardiwar, wo 1867 nicht weniger als 2,800,000 Pilger zugegen waren! — verbreitete sich in jenem Jahre die Cholera mit ungeheurer Wuth über das nördliche Indien, dann der großen Handelsstraße folgend, nach Afghanistan und Persien, wo die wichtige Handels- und Pilgerstadt Mesched einen fast nie verlöschenden Cholerafocus bildet. Persien, wo die ausgehungerte Bevölkerung eine besondere Beute und günstiger Boden für die Seuche sind, wird uns aber gegenwärtig

*) Annals of Cholera, from the earliest Periods to the year 1817. By John Macpherson, M. D. former surgeon in the Indian Army. London. Ranken and Comp. 1872.

— in dieser Beziehung bedrohlich — nahe gerückt, und zwar durch die Bahn, welche Rußland von Poti am schwarzen Meer, am Südabhange des Kaukasus nach Tiflis baut und die sehr bald vollendet sein wird. Die alte Karawanenstraße von Persien über Erzerum nach Trapezunt am schwarzen Meere ist gänzlich im Verfall, der Handel ist dort zurückgegangen, so daß z. B. das deutsche Reich in Trapezunt statt eines Konsuls nur noch einen Vicekonsul angestellt hat; desto gewaltiger wird der persische Verkehr sich über Tiflis und Poti ergießen; von hier führen Dampfer die Reisenden nach Odessa, das stets ein Choleraheerd ist, und von da aus längs der Eisenbahnen, deren directe Verbindung nach Oesterreich und Deutschland jetzt hergestellt ist, in das Herz Europa's. Persien und die neue Bahn Poti-Tiflis müssen überwacht werden: an der russischen Regierung liegt es, das Eindringen der Cholera auf diesem Wege abzuschneiden.

Mit den Untersuchungen, die über die geographische Verbreitung der Cholera gemacht wurden und den gesundheitspolizeilichen Maßregeln, die hieran geknüpft werden, können wir wohl zufrieden sein. Das Wesen der Krankheit selbst ist jedoch noch vielfach in Dunkel gehüllt und die Pathologen werden noch lange zu thun haben, ehe sie ins Klare kommen. Alles was zu ihrer Unterstützung dienen kann, muß daher willkommen geheißen werden. Vielleicht giebt ihnen die erste ausführliche Geschichte der Cholera, auf die wir hier noch kurz hinweisen wollen, den einen oder andern Anhaltepunkt*). Allgemein nahm man an, daß die Cholera 1817 zuerst in den Sanderbands, den Landschaften des Gangesdelta's, entstanden sei und von da sich dann weiter verbreitet habe. Macpherson hat nun eine Anzahl höchst werthvoller historischer Nachrichten in Indien selbst gesammelt, aus denen hervorgeht, daß schon früher von Zeit zu Zeit die Cholera in Indien herrschte, ja er führt sie bis zum Jahre 1503 zurück. In Europa sei sie seit dem Beginne unserer Zeitrechnung bekannt, ja schon vor derselben, da die Kenntniß derselben bei Hippokrates nachweisbar sei, dann später bei Celsus. Unter einem indischen Namen kommt sie in Sanskritschriften aus dem zweiten Jahrhunderte vor; in alten tamulischen Schriften läßt sie sich ganz entschieden nachweisen und die ältesten Hinduheilmittel gegen dieselbe gleichen noch genau den heute von den Eingeborenen Indiens angewandten. Arabische Schriftsteller erwähnen im zehnten und elften Jahrhundert eine Seuche in Bagdad, die sich schwerlich von der Cholera unterscheiden läßt. Vom sechszehnten Jahrhundert an werden die Berichte, namentlich die Schilderungen der einzelnen Symptome klarer und die richtige Choleraepidemie läßt sich unzweifelhaft constatiren. 1543 herrscht sie in Goa, sie bleibt von da an heimisch an der Malabarküste, hier und da

*) Vergl. La civilisation et le Cholera par Jules Girette. Paris 1867.

unterbrochen, bis 1817 der große indische Ausbruch erfolgte. Macpherson führt aber zahlreiche Epidemien in Indien an, die diesem an Intensität gleichkamen.
Richard Andree.

Reisen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Max von Eelking.

II.

Reise nach Zerbst, Leipzig und Berlin.

Anno 1705 den 25. September reisete ich wiederum mit Mr. Papa nach erhaltener Ordre Ihro hochfürstlichen Durchlaucht von Anhalt-Zerbst, daß er die 6000 Thaler hochfürstlicher Jever'sche Gulden, so wir erst durch unsern Consul Joh. Daniel Nauman von Jever hatten holen lassen, selber möchte herauf bringen, denn Ihro Durchlaucht wollten ihn wegen des Einen oder Andern selber sprechen, von Bremen nach Zerbst. Weil nun die Wittheit (?) an dem Tage eben zusammen und die Stadtthore nicht eher als Abends aufgemacht wurden, so wollte Papa nicht gern draußen schlafen und dadurch allhier die Zeit versäumen, sondern resolvirte sich dahin, daß ich des Abends um 6 Uhr mit dem Consul Nauman und einem um geringes Geld erhaltenen Holzwagen mit dem Thorschließer voranfahren sollten, da wir denn unter Begleitung der beiden Cousins Bahren bis vors Thor hinaus gingen. Darauf setzten wir uns zu Wagen und vor unserer alten Magd Thüre ladeten wir die Pistolen und zündeten die erste Pfeife Taback an, weil uns sonsten bei einfallender Finsterniß hätte der Schlaf überfallen mögen. Nach Ausrauchen der Pfeifen fingen wir an als Waldvögelchen zu singen; ehe wir uns aber versahen, bekamen wir noch zwei Wagens zur Compagnie, worauf ein artiger alter Mann und ein garstig versoffen Weib sich befunden, welche sich über unser Musique belustigten und bei unserer Ankunft zu Achen bedankten. Wir wollten unseren Abtritt gerne in Wichmans Hause nehmen, allein es war da so voll Hamburger Passagiere, daß wir nach einem halbstündigen Warten abziehen mußten und in dem andern Wirthshaus unser Quartier nehmen. Nachdem wir den Wagen mit dem Geld ins Haus gebracht, setzten wir uns ans Feuer und nach vollbrachter kleiner Mahlzeit nahmen wir auf Anmahnen der alten versoffenen Frauen noch eine Pfeife heraus, da sie denn auch eine Pfeife ordentlicher Weise mit schmauchte und uns dabei viel Kurzweil machte, bis wir endlich zum Strohlager eileten, um einige Stunden zu schlafen.

Des Morgens um 6 Uhr machten wir uns wieder von dannen. Bei

Auspackung der Bagage ließ sich das alte Weib gelüsten, unsern Toback zu stehlen. Nachdem wir nun eine halbe Meile gefahren waren, befunden wir gut ein Pfeifchen zu schmauchen, aber da wurden wir erst gewahr, daß der Toback weg war. Ob wir gleich nicht gesehen, daß die Frau denselbigen genommen, so ließen wir ihr doch durch den Fuhrmann sagen, sie möchte diesen, den wir ihr gelehnet, wiedergeben, worauf sie ihn auch gleich wieder herausgab, in der Meinung, daß wir es wohl gewußt, daß sie ihn hätte weggenommen. Endlich kamen wir zu Langewedel an und nachdem wir Wagen und Pferde bestellet, tranken wir beim Zollverwalter einen Thee, bei dem wir solange eingekehret waren. Unterdessen kam Papa, nachdem er des Morgens frühe aus Bremen geritten, mit dem Engländer*) an und nachdem der Wagen gekommen, packten wir unser Gut darauf und fuhren darauf weiter. Weil nun Cousin Nauman so nahe an Veerden war, so schickte ihn Mr. Papa dahin. Er schickte von Langewedel das Pferd wieder nach Bremen zurück. Wir exercirten inzwischen bis Kampen, fanden allda die auf unserer Zellischen Reise so wunderlich gewesene Wirthin ganz modest, der Wirth dagegen hatte inzwischen das Podagra bekommen.

Darauf ging die Reise weiter nach Haemstorf. Daselbst kehrten wir nicht im Posthause ein, sondern in dem gegenüberstehenden alten Kruge, woselbst wir auf der Zellischen Reise schon einmal gewesen, bestellten darauf einen andern Fuhrmann, mußten aber des Postmeisters Knecht annehmen. Nachdem wir nun etliche Stunden geschlafen hatten, fuhren wir Morgens vor Tage weg, und kamen nach neun Uhr nach Zelle. Aber das war, da es eben Sonntags gewesen, schon geschlossen; als man aber von einem Trinkgeld hörte und daß wir nicht nach Zelle hinein wollten, so ließen sie uns durch, denn man kann von da nach der Portna kommen, daß man nicht nöthig hat durch die Stadt zu fahren. Unterdeß ich nun dahin fuhr, ging Mr. Papa nach der Frau Commissionsräthin Smits Hause, um allda vorzusprechen, fand aber Niemand zu Hause. Darauf kamen Mr. Kretschmar und Knittel, welchen wir unsere Ankunft zu wissen gethan, mit dem bestellten Fuhrmann zu uns. Inzwischen dieser Alles zurecht machte, aßen wir ein wenig von unserer mitgenommenen kalten Küche und fuhren darauf nach genommenen Abschied um Mittag des 27. wieder weiter, und kamen auf Brenkel, zwei Meilen, Mohoff, drei Meilen. Indem wir hier ein wenig stille gehalten, auf daß die Pferde etwas fressen könnten, und eben wieder wegfahren wollten, und Papa ein wenig vorausgegangen war, da kommt ein Bauer auf einem hübschen weißen Pferd geritten und tummelt es auf dem Hof herum. Darauf fraget der Hospes, was er davor haben wolle? Der Bauer verlangt zwanzig

*) Reitpferd.

Thaler, er aber bot vierzehn Thaler. Als wir nun darüber wegfuhren und ich hernach Papa solches erzählete, verdroß es ihn, daß er nicht wäre dagewesen, denn er hätte von Weiten gesehen, daß das Pferd sehr wohl wäre auf den Beinen gewesen, er wollte es daher wohl gerne gehabt haben. Darauf setzten wir uns zu Wagen und fuhren zum Neuenburger Krug, zwei Meilen. Wie wir daselbst ankamen, war es schon stockfinster, deswegen resolvirten wir uns hier zu bleiben. Da aber im Wirthshaus die eine Stube schon besetzt war mit Fuhrleuten und Bauern, suchten wir eine andere auf, weil wir die Gelder und andere Sachen gern allein haben wollten, fanden auch noch eine Stube; darin waren aber zwei alte Bauernweiber, die uns erst consentirten, daß wir unsere Sachen hereinbringen möchten. Wie wir nun solche vom Wagen abgenommen und hineinsetzen wollten, hielten sie die Thüre fest zu und sagten: es käme alsbald eine Kramfrau hinein, wir könnten da nicht mit sein; wie wir uns aber nichts daran kehreten und die Thüre aufstießen, packten sich die alten Hexen weg und ließen uns die Possession, war hernach auch von einer Kramfrau keine Rede mehr. Sie hatten das nur vorgegeben, weil in der Stube eingeheizt war und sie sich derselben gern allein bedienen wollten.

Des Morgens früh ging es weiter auf Immenhof, allwo noch die Verschanzungen zu sehen waren, so die Braunschweig'schen vor einigen Jahren, wie die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel die französische Partei hielten, aufgeworfen hatten. Hierher pflegen die Leute aus Braunschweig zu fahren, weil es nur eine Viertelstunde von der Stadt liegt, um sich zu divertiren. Weil wir nun eben bei der Stadt ankamen, als eben die Pforten aufgeschlossen wurden, so hielten fast über hundert Bauernwagen davor, wovon sich ein jeder bemühete, zuerst hineinzukommen, um, mit Permiß zu sagen, die Unreinigkeiten aus den Privets aufzuladen und auf ihr Land zu bringen.

Braunschweig ist eine große und zugleich feste Handelsstadt, fast mitten im niedersächsischen Kreis gelegen, ist fast so breit als lang und die Ocker theilet dieselbe in die Alt- und Neustadt. Sie hat einen hohen und starken Wall, woran noch täglich etliche 100 Mann arbeiten müssen, welches überaus artig zu sehen. Es sind mehr denn acht Hauptkirchen darin, darunter sonderlich die Andreaskirche, die noch eine und die höchste Spitze hat, obschon die andere, die rechte, abgebrannt ist. Auf den andern Kirchen sind auch viele Thürme, welches der Stadt ein großes Ansehen giebet. Sonsten sind noch viele schöne Häuser hier, sonderlich an den Marktplätzen, allwo die Leute in den Messen ihre Buden aufschlagen; das Opernhaus, das Schloß oder die Burg, darinnen der Herzog zu sein pfleget, wenn er in Braunschweig ist. Vor demselben stehet ein großer Pfeiler mit einem Löwen. Sonsten sind noch verschiedene galante Häuser zu sehen. Unseren Abtritt nahmen wir bei

Herrn Joh. Vienne, gebürtig aus Westphalen, bei dem die Bremer meist einzukehren pflegen, wiewohl er sonsten kein rechtes Wirthshaus hält. In Braunschweig wird auch die so berühmte Mumme gebrauet, welche in die ganze Welt verführet wird. Von hier ab nahmen wir den durch Herrn Vienne bestellten Fuhrmann und fuhren darauf, nachdem er ein wenig gefrühstückt, und wir einen guten Trunk Mumme zu uns genommen hatten, den Weg nach Helmstädt, fünf Meilen, da wir denn erstlich passirten Kremmeling, Abbenrode, Born, Königslutter, drei Meilen, welches letztere eine kleine auf einer Höhe gelegene Stadt an dem Walde, so Elm genannt wird, ist. In der Stadt gehen die Gassen auf und nieder. Daselbst entspringet auch aus einem Felsen ein schön helles Wasser, wovon ein wohlschmeckendes Getränke gemacht wird, Puestein genannt, welches an viele Orte verfahren wird. Daselbst lieget auch Kaiser Lotharius II. im Jungfrauenkloster begraben. Von Königslutter auf Helmstädt sind zwei Meilen. Selbige ist eine fürstlich Braunschweig'sche Stadt, von Kaiser Karls des Großen Canzler Ludgerus anno 789 erbauet, welches im Kloster Marienthal nicht weit von der Stadt aus einem alten Fenster zu lesen. Nemlich

Köning Carli Canzeler
Sinte luder de lewa Herr
Wollte Godde nen Kloster buwen
Tu lewa in allen Truwen
Ein Hündlein he hatte Halim genannt
Ein gottelich Name bekanndt
Er Christum unsern Herrn bat
Der dat Hündelein satt
Dat he wolde geben sinen Schin
Ichte dat de Stede mochte syn
Helimsteda scholl de dat heten
Der Stade Er und wele möchten geneten.

Herzog Julius von Braunschweig hat daselbst anno 1576 eine Universität angeleget; selbigen zu ehren wird sie bis diesen Tag Academia Julia genennet*). Die regierenden Fürsten von Lüneburg schießen zum Unterhalt derselben zusammen. Es halten sich fast durchgehends 4 bis 500 Studenten daselbst auf, darunter viele von Adel, auch von noch höherem Stande. Die Academia und Collegium ist ein herrlich Gebäude und hat schöne Auditoria, eine gute Bibliothek und Anatomiekammer. Unter der Academia ist der Rathskeller, allwo man guten Pruestein und andere Biere findet. Die Stadt

*) Später „Juleum" genannt. Als Hannover, das an diesem erst mitbetheiligt war, seinen Theil abtrat und die Hochschule zu Göttingen errichtete, wurde die Helmstädter die Julius-Carls-Universität benannt, weil Herzog Carl viel für diese that. Ist seit 1809 aufgehoben.

an sich selber hat kein sonderliches Ansehen und durchgehends schlechte Gassen und Häuser und müssen die Einwohner meistentheils ihr Brod von den Studirenden gewinnen.

Gegen Abend fuhren wir von Helmstädt wieder ab und avancirten durch Ingersleben, Aschersleben bis Dondersleben. Nicht weit davon beginnet das Magdeburg'sche Land, welches äußerst fruchtbar ist. Man findet daselbst auch viele Felder mit Toback bestellet. Es fangen daselbst auch die kleinen Meilen an, welche, wenn es gut Wetter, in einer Stunde können zurückgeleget werden, hat es aber geregnet, so fallen sie einen auch lang genug, denn der Boden hier ist lauter Kley und lehmigt. Es kann auch hier ein fremder Fuhrmann recht gut fort kommen, weil fast alle halbe Stunde an den Kreuzwegen ein Pfahl aufgerichtet ist, an welchen Hände oder Wegweiser sind, welche nach den herumliegenden Orten den Weg zeigen und solches ist auch in dem königlich Preußischen und Brandenburg'schen Gebiet durchgehends.

Wir hatten unterwegs ein Schock Krammetsvögel gekauft, die wir durch den Wirth in Dondersleben zurecht machen ließen und während wir selbige nebst einem guten Trunk Wein zu uns genommen, machten inzwischen in selbigem Hause in einer Kammer sitzende Spielleute eine artige Musik. Hierauf legten wir uns auf ein schönes Strohlager nieder und nach guter Ausruhung gingen wir des Morgens weiter nach Magdeburg. Dieses ist eine schöne, große und sehr feste Stadt an der Elbe, die Hauptstadt im Magdeburgischen. Sie ist vordem viel schöner, größer und fester gewesen, aber anno 1631 durch den kaiserlichen und bayrischen General Tilly mit stürmender Hand erobert und ganz ruiniret worden, welches nun nicht mehr zu sehen, indem Alles wieder schön aufgebauet ist. Von den vielen Kirchen ist nur allein der Dom noch übrig geblieben, darinnen sehr schwere große Glocken hängen. Im Dom sind schöne Gemälde und viele Antiquitäten vom Leiden Christi, als: Der Boden von Judas seiner Laterne, ein Stuck von der Leiter zum Kreuz, Pilatus sein Waschbecken, ein Palmzweig von denen, als Jesus in Jerusalem eingeritten, Mariä Pantoffel, Bischof Alberti sein Schuh, wohl eine halbe Elle lang, ein Stuck von der canaanischen Wasserkanne, der Stein auf welchen Bischof Udo gerichtet worden, allwo noch etzliche Blutstropfen zu sehen, welche nicht vergehen, des römischen Kaiser Otto nebst seiner Gemahlin Begräbniß, der Ablaßkasten von Johann Tetzel, der schöne Taufstein, die schöne elfenbeinerne Kanzel, die zwei Orgeln, davon die große sehr kunstreich und wenn darauf gespielt wird, so bewegen sich all die angebrachten künstlichen Figuren. Das Wahrzeichen von der Orgel ist ein Jude, welcher aus Hungersnoth gezwungen sich unter eine Sau geleget, und aus selbiger die Milch gesogen. Das Wahrzeichen am Chor ist ein Pfaff, welcher eine

Nonne auf den Rücken trägt und der Teufel ist Pförtner. Es sind noch andere Antiquitäten mehr, als z. B. das Loch in der Mauer, allwo es eben so brauset wie in der See.

Unser Logis war im weißen Schwan bei Herrn Schluyter, welcher uns höflich und civil traktiret. Er ist ein guter Freund von Cousin Schubart. Bei der Mahlzeit war ein Domherr und andere Fremde mehr. Wir aßen da einen Fisch, Seebarsch genannt, der überaus delicat schmeckte.

Wir hatten zwar unseren Fuhrmann Hans von Braunschweig nicht weiter als bis Magdeburg angenommen, allein weil wir ihn wohl befunden, daß er gut gefahren und er selber auch Lust hatte weiter mit zu reisen, so nahmen wir ihn ganz bis Leipzig an. Wie wir nun aus Magdeburg und über die Elbbrücke fuhren, besahen wir mit eins die unvergleichliche Citadelle oder Magdeburger Brille. Selbige ist von lauter Steinen aufgeführet und die Mauer so breit, daß wohl ein Wagen darauf umwenden kann. Der Wall ist ganz hohl. Indem wir nun solches besahen, hatte Hans wohl nach dem Weg gefragt, aber entweder falsch verstanden oder vergessen wohin, weswegen er uns nach Staßfurth fahren wollte. Wir aber frugen die Leute, wohin der Weg nach Zerbst ginge, worüber sich Hans stark verwunderte und sagte: nach Zerbst? nach Zerbst? ich meinte wir wollten nach Staßfurth? Wir mochten nun sagen, was wir wollten, er blieb bei seiner Meinung, wir hätten ihn bedungen nach Staßfurth, und von da nach Leipzig. Er fuhr aber doch endlich den ihm gezeigten Weg auf Zerbst zu, allein alle seine Courage war weg. Wir passirten im Anfang sehr viele Brücken und kamen dann auf Gömmern, zwei Meilen. Hier fänget das Chursächsische Gebiet an. Dann weiter nach Kloster Ziezke eine Meile, und dann nach Zerbst, zwei Meilen.

Zerbst ist eine wohlgebaute Stadt und ziemlich groß. Die Einwohner sind halb reformirt, halb lutherisch. Die letztern haben zwei schöne Kirchen, wovon die eine zur Schloßkirche dienet. Es ist daselbst auch ein hübsch Rathhaus und großer Markt, an welchem viele schöne Häuser stehen. Es wird daselbst ein schön bitter Bier gebrauet, so an alle Oerter der Welt, selbst in Ostindien, verführet wird. Je weiter es transportiret wird, je besser schmeckt es. Weil nun viele Leute davon leben müssen, so wird deswegen eine eigene Braupredigt gehalten, welche ich und Mr. Papa selbst mit angehöret, darin Gott um seinen Segen angerufen und den Leuten zum höchsten recommandiret wird, das Bier nicht schlechter zu machen als vor diesem, damit desfalls der Handel nicht von der Stadt abgezogen würde. Hierbei ist auch der Gebrauch, daß diejenigen, so die Braugerechtigkeit haben, nach geendigter Predigt opfern müssen.

Des anderen Tages wurde Ihro hochfürstlichen Durchlaucht bekannt ge-

macht, daß wir mit dem Gelde angekommen, worauf wir dann auf die Rentkammer genöthiget und vom Herrn Kammerrath Hannckenius und dem Kammerregistrator Schauberg gar freundlich complimentiret wurden und die Gelder, nachdem der Rentmeister Wogan angekommen, aus unserem Quartier abgeholet wurden und in Empfang genommen, darüber auch gebührlich quittiret. Dazwischen wurden wir auf Befehl Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht mit allerhand schönen Confituren und herrlichen Weinen höchlich tractiret und mit einer Assignation von 60 Thaler auf den Herrn Rentmeister Günther in Jever wegen gehabter Mühe regaliret, worauf wir uns nach unseres Herrn Cousin Schubert Quartier begaben, wo wir einlogiret und Abends gar gut tractiret wurden. Wie wir nun des Morgens Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht mit einigen Bouteillen alten Rheinwein, so wir aus der sogenannten Bremer Rose mitgenommen, und einen Bremer geräucherten Lachs regalirten, wurde Solches nicht allein von Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht allergnädigst aufgenommen, sondern auch dankbarst Mr. Papa und mir die Gnade erwiesen, künftig Dero Jever'sche Gelder gegen 1⅓ pro Cent Provision in Empfang zu nehmen und nach Cöthen oder Leipzig zu remittiren, auch was sonsten im Bremischen oder Dero Herrschaft Jever vor die Hofstadt möchte nöthig sein, anzuschaffen, davor wir dann bei unserer Aufwartung Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigsten Dank gesaget und des anderen Tages in Punctation als Function mit Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht großem Siegel und Dero eigenen Namensunterschrift allergnädigst beehret worden.

Ihro Durchlaucht Carl Wilhelm sind geboren anno 1652. Sie regieren Dero Lande mit weltberühmter Gerechtigkeit und Klugheit. Dero Gemahlin ist Sophia, eine Tochter Herzogs Augusti zu Sachsen-Halle. Der Erbprinz Johannes Augustus ist geboren anno 1677 und hat sich anno 1702 mit der Gothaischen Prinzeß Friederica vermählet. Die einzige Prinzeß Magdalena Augusta, geboren 1679, ist 1690 vermählet an den Herzog Friedericus zu Sachsen-Gotha.

Daß Schloß, darauf Ihr H. Durchlaucht residiret, ist ein schönes auf neue Manier gebautes Haus, darinnen schöne Gemächer, insonderheit ist der große Saal besehenswerth. An der einen Seite ist ein fürstlicher Garten, an der andern der Reitplatz. Selbigen Tages, als den 1. Oktober besahen wir auch des Herrn Vetter Schmecken's schönen Garten hinter dem Hause, welcher wegen seiner schönen Fontainen, Grotten, galanten Statuen, großen Pyramiden und vielen anderen Raritäten mehr eines Fürsten als Kaufmanns Garten könnte verglichen werden. Wir speiseten auch am selbigen Abend in dieses Gartens Lusthause in Gesellschaft mehrerer Honoratioren, da es denn an schönem Silbergeschirr und delicaten Tractamenten nicht fehlete, gleich auch

bei der köstlichen Mahlzeit so Herr Cousin Lambart selbigen Mittag vorher Herrn Kammerrath und anderen vornehmen Leuten gegeben.

Den 2. Oktober gingen wir mit dem Herrn Cousin Schubart nicht weit von Dessau mit einem Prahm über die Elbe, denn an der fliegenden Schiffbrücke war ein Schaden. Von der Elbe bis an die Milda ist ein Damm gemachet, an dessen beiden Seiten schöne fruchtbare Obstbäume gepflanzet, daran sich aber Niemand vergreifen darf. Nicht weit von der Mildau ist eine doppelte Allee mit vier Reihen Bäumen bis Dessau. Dieses ist eine nicht zu große doch lustige und wohlgebaute Stadt an der Milda gelegen und hat ein zwar schönes doch altes Schloß. Die Gemächer sind mit großen Spiegeln, Porcellain, Gemälden und anderen Zierrathen bedecket, daß es wohl anzusehen. Nächst dem Schloß stehen galante Häuser. Das Wahrzeichen des Schlosses ist der Schwibbogen beim Wachthaus, wobei zu observiren, daß, wenn Einer an der andern Seite stehet und sanft redet, so kann es der Andere an der andern hören, der aber in der Mitten stehet, kann nichts davon verstehen.

Daß Schloß hat einen angenehmen Prospect nach Oranienbaum, wie auch auf die vorüberfließende Milda und die daran liegenden Wassermühlen. Der Thiergarten, sehr groß, ist nahe an der Stadt, darin sich sehr viel Wild aufhält. Allhier residiren Leopoldus, geboren 1676, weil er aber den Krieg liebet, hat er sich in diesem Kriege wenig allda aufgehalten. Er hat seinen heldenmäßigen Muth in unterschiedlichen niederländischen und oberrheinischen Feldzügen, wie auch noch dieses Jahr in Italien sehen lassen.

Dero Frau Mutter ist Henriette Catharine, Tochter Prinz Fried. Henrici von Oranien, welche auf dem Leibgedinge residirt, dem Schlosse zu Oranienbaum. Selbiges lieget zwei Meilen von Dessau. Man fähret continuirlich in einem lustigen Walde. Es ist sonst der Aufenthalt der fürstlichen Wittwen, mit schönen Gemächern, Cabinetten, darin allerhand Kostbarkeiten von Gemälden von dem ganzen oranischen Stamm, von Spiegels, Tapeten, sonderlich aber das Porcellangemach, darin eine solche Menge Porcellain, daß in vielen indianischen Kaufladen so viel nicht gesehen wird. Hinter dem Schloß ist der fürstliche Garten, darinnen allerhand Statuen, künstliche Wasserwerke und Fontainen; der Fasanengarten, Hühner- und Taubenhaus, die Orangerie, der Kraut- und Küchengarten und dergleichen viele mehr. Wenn gespeiset wird, kann Niemand auf dem Schloß aus- und einkommen. Der Herr Cousin Schubart hatte uns an den Haushofmeister Fermau recommandiret, welcher vor diesem fürstlicher Bedienter in Zerbst gewesen und von Geburt ein Franzose, von Natur ein Deutscher ist. Selber erwies uns alle Höflichkeit; er machte, daß wir nicht nur allerlei zu sehen bekamen, sondern tractirte uns

auch sehr magnifique und brachte dabei durch seinen artigen humeur und schöne deutsche Sprache uns viel Kurzweil. Von Oranienbaum gingen wir weiter auf Melan, Ragune, Boblee, Holzweißig, Dölitsch. Selbes ist eine artige fürstliche Merseburg'sche Stadt mit einer Mauer und Graben umgeben, treibet gute Handlung. Das dasige Bier, Kuhschwanz genannt, ist von gutem Abgang.

Von da kamen wir gen Leipzig. Dieses ist eine sehr schöne, nicht allzugroße, aber doch reiche Kauf- und Handelsstadt, ist nicht allzufeste und wohlverwahret, könnte aber wohl fester gemacht werden. Daselbst sind schöne Höfe und prächtige Häuser fast durchgehends, sonderlich aber am Markte, allwo große Kaufmannschaft getrieben wird; absonderlich in den drei berühmten Messen, als Neujahr, Ostern und Michaeli. Wir hatten das Glück, daß Ihro königliche Majestät von Polen anwesend war, der in Herrn Appels Hause logiret war. Die Universität, welche anno 1409 vom Churfürst Friderico zu Sachsen angeleget worden, als die Prager beim Hussitenkriege zerschlagen wurde, und an einem Tag bei die 2000 Studenten von Prag zu Leipzig angekommen, blühet bis diesen Tag, und ist eine der stärksten in Deutschland, besonders vor die Juristen. Sie hat vortreffliche Privilegien, bestehet in vier Nationen: Sachsen, Meißnern, Bayern und Polen. Es sind 22 Professors da, so schöne Salaria haben. Vor den Thoren sind schöne Gartens, darunter der Bosen'sche und Oppel'sche die besten sind. Das Schloß oder Vestung Pleißenburg lieget an einer Ecken der Stadt und ist darin ein fester weißer Thurm. Sonsten ist in Leipzig eine scharfe Accise, sie visitiren Einen sehr genau. Nachdem wir unsere nöthigen Waaren eingekauft und selbige versandt hatten, so bestelleten wir vor uns im Posthaus eine Extrapost, und fuhren nach einem guten Mittagsmahl wieder von Leipzig ab nach Berlin. Alle vier Meilen hatten wir frische Pferde und Wagen. Der erste Ort, da wir auf zu kamen, war Düben, vier Meilen. Selbes ist ein artig Städtchen, hat aber kürzlich durch Brandschaden gelitten. Nahe an Düben, nach Wittenberg zu, kommt man durch den großen Wald, in welchem sich die Schweden mit dem Churfürsten von Sachsen anno 1631 conjungiret und auf die Kaiserlichen losgegangen.

Wir fuhren wohl zwei Stunden, ehe wir hindurch gekommen. Es haben sich vor diesem wohl Straßenräuber darin aufgehalten. Wir hatten einen lustigen Fuhrmann, der brachte uns bei dem allmäligen starken Regen und in stockfinsterer Nacht im düstern Walde noch manchmal zum Lachen. Hernach kommt man durch Kemberg, von welchem Ort bis an die Elbe der Weg sehr sumpfig ist, so daß er stets mit Hölzern muß beleget werden und daher aus Scherz der holzerne Steinweg genennet wird. Ueber die Elbe muß man sich auf Prahm nach Wittenberg übersetzen lassen, die Haupt- und Residenzstadt

der Sachsenherzöge. Es ist ziemlich groß und fortificiret. Der Ort lieget sehr lustig und ist gut leben vor die Studenten, die sich in einer ziemlichen Anzahl daselbst aufhalten. Nicht weit von der Stadt wachsen schöne Trauben auf den kleinen Bergen, welches gar angenehm zu sehen. Von Wittenberg kommt man durch Kopstedt nach Treuenbrietzen, vier Meilen. Bei diesem Ort fänget das Preußische wieder an und hat seinen Namen von Treue, weil es vor diesen allemal getreu bei seinen Herren gehalten, wie solches noch am Rathhause in lateinischer Inschrift zu lesen. Von Brietzen gingen wir auf Belitz und Sarmand, zwei Meilen und dann nach Berlin vier Meilen.

Aus Bayern.

Es war naturgemäß, daß nach dem Schlusse des Landtags eine gewisse Pause in Sachen der bayerischen Politik entstand. Denn die großen Fragen waren sämmtlich erledigt und nur die Verwaltung ging ihren stillen eintönigen Schritt in alter Regelmäßigkeit dahin, um die zahlreichen Ergebnisse der jüngsten Session in die Wirklichkeit einzuführen. Aus dieser Epoche ist selbstverständlich wenig zu berichten.

Ein Wendepunkt, der tiefere Erregung brachte, lag erst in dem Tode des Grafen von Hegnenberg, mit dem alle möglichen Fragen und Combinationen heraufbeschworen wurden und für dessen Nachlaß sich bis zur Stunde noch kein Erbe gefunden hat.

Der Tod des Grafen von Hegnenberg war für Bayern ein schwerer Schlag und wenn man die Frage der Wiedervergebung seines Portefeuilles mit dem geläufigen Namen einer „Ministerkrise" bezeichnete, so war wirklich nicht allein der Name, sondern auch die Sache damit richtig getroffen. Denn eine Krisis lag vor allem darin, daß bei den anomalen parlamentarischen Verhältnissen, in welchen Bayern lebt, die Erledigung des leitenden Portefeuilles stets wieder die Frage nach dem System erneuert. Daß man dabei an eine principielle Umkehr dachte, soll hiemit natürlich nicht gemeint sein, aber Zugeständnisse nach rechts oder links werden doch von beiden Theilen in's Auge gefaßt und betrieben. Allein auch die Personenfrage an sich scheint kritisch genug, denn wenn die Stellung eines bayerischen Ministers auch nicht mehr so einflußreich in sachlicher Beziehung ist, wie sie vor 1870 war, so bleibt sie doch noch immerhin eine ungemein complicirte, in der sich alle erdenklichen Rücksichten zusammenfinden. Einen ausgesprochenen Parteiminister will die Regierung nicht ernennen, nachdem sich beide Parteien in der Kammer vollkommen die Wage halten, und ein Mann,

dessen politischer Standpunkt in der Mitte liegt, wird eben nur dann auf festem Boden stehen, wenn seine persönliche Begabung und die hohe Integrität seines Charakters, wie sie gerade bei Hegnenberg bestand, ihm Autorität verleihen. Aber eben solche Erscheinungen sind aus der regulären Beamtenhierarchie am wenigsten leicht zu entnehmen und darum ist die Verlegenheit der Regierung noch heut ziemlich fühlbar.

Den greifbaren Ausdruck für diese problematische Situation bildeten die zahlreichen Conjecturen, die im Publicum cursirten und die erst durch ein officiöses Dementi zum Schweigen gebracht wurden. Man nannte Graf Taufkirchen (den bayerischen Gesandten in Rom) und Freiherrn von Leonrod, den Vorstand des hiesigen Stadtgerichts; Fürst Hohenlohe kam eigentlich nur wunschweise in Rede und die Mehrzahl blieb immer noch bei der Meinung stehen, als sei Herr von Lutz der natürliche Premierminister der Zukunft, auch wenn er nicht dem Erforderniß einer vornehmen Abkunft genügt, auf die man in den diplomatischen Kreisen des äußeren Ministeriums viel Werth legt. All diesen Erörterungen benahm indessen wie gesagt die officiöse Nachricht den Boden, daß man die Neubesetzung des fraglichen Portefeuilles keineswegs übereilen, sondern damit zuwarten wolle bis die persönliche Rückkehr sämmtlicher Minister die Garantien gebe, eine solidarische und allseitig gebilligte Wahl zu treffen. Ob dieß geschehen ist, bis die vorliegenden Zeilen dem Drucke übergeben sind, möchten wir leider bezweifeln, wenn nicht eine plötzliche rasche Schwenkung eintritt. Wie enge indessen die Wahl ist, mag man daraus abnehmen, daß selbst Graf Bray wiederholt in Frage kam.

Eine Angelegenheit, die gleichfalls vielen Staub aufwarf, war die Ernennung von zwei infallibilistischen Professoren an der Münchner Universität. Auch hier ist zur Sache selbst bereits so viel gesprochen worden, daß wir uns auf einige kurze Bemerkungen beschränken dürfen. Was man that, geschah bekanntlich zur Ausführung eines Wunsches, den die Kammern beschlossen und den der Landtagsabschied genehmigt hatte; unerwartet war dabei nur der energische Widerstand, der vom akademischen Senat geleistet wurde. Als unklug muß jedenfalls bezeichnet werden, daß die fragliche Ernennung gerade vor dem Jubiläumsfest erfolgte und somit die Stimmung zur Unzeit verbitterte, sowie daß von ministerieller Seite die Vorenthaltung der bewilligten Festgelder angedroht ward, um auf den Senat Pression zu üben, obwohl beide Angelegenheiten unter sich nichts gemein haben. Der Friede ist zwar jetzt wieder hergestellt, ja man hatte sogar Professor Friedrich gleichzeitig zum Ordinarius ernannt, um ein Aequivalent zu bieten, aber daß doch immer ein Mißton übrig bleibt ist leider nicht zu verkennen. Die Angelegenheit, die wir nur ungern erwähnen, hat einige Wochen lang die öffentliche Meinung fast ausschließlich beschäftigt.

Als das bedeutendste politische Factum indessen, welches die Zeit zwischen

heute und dem Schlusse der bayerischen Kammer aufzuweisen hat, muß man unbedingt den Eindruck und die Wirkung bezeichnen, welche die Reichstagsbeschlüsse auf Bayern übten, obgleich die Thatsachen derselben auch nicht unmittelbar auf bayerischem Gebiete standen.

Was die persönliche Theilnahme der bayerischen Deputirten an den Berathungen anlangt, so gebührt denselben schon hiefür der wärmste Dank. Es war kein geringes Opfer nach einer fast viermonatlichen Landtagssession, die von den schwersten principiellen Fragen erfüllt war und durch wiederholte Verlängerung noch ermüdender wurde, sofort auf dem Platze zu erscheinen und in Berlin eine neue Arbeit von Monaten anzutreten. Die klerikalen Deputirten machten sich die Mühe leicht, von den 18 Sitzen, welche sie inne hatten, waren lange Zeit fast nur diejenigen besetzt, deren Vertreter nicht zugleich im Landtag gesessen waren; die nationale Partei dagegen, die 30 Stimmen im Reichstag zählt und bei der die genannte Doppelstellung viel häufiger ist, vermißte nur acht ihrer Mitglieder. Auch von diesen war die Mehrzahl nur unfreiwillig ferngeblieben.

Wie thätig und einflußreich sich die Erschienenen an der parlamentarischen Arbeit betheiligten, steht noch zu frisch in der Erinnerung, als daß wir es hier wiederholen dürften. Die Namen sprechen für sich selber und nur vorübergehend wollen wir daran erinnern, daß Marquardsen es war, dessen Amendement die Stimmen in der ersten Jesuitendebatte concentrirte, daß Fischer's Rede in derselben Frage den Ausschlag gab und daß der Name Völks (in dem Antrag auf Civilehe ꝛc.) seine alte Bedeutung aufrecht hielt. Ebenso waren es in der populären Frage der deutschen Rechtseinheit die Bayern, die sich mit aller Energie der Sache annahmen und auch bei anderer Gelegenheit blieb man der großen nationalen Pflicht nichts schuldig.

Im Volke ist es nicht übersehen worden, welcher Unterschied in dieser Hinsicht zwischen den klerikalen und den deutschgesinnten Deputirten bestand! Wie nichtssagend und untergeordnet war die Rolle der ersteren. Ueberall wo das klerikale Element überhaupt zur Geltung kam, waren es ausschließlich die norddeutschen Parteigenossen und allenfalls der protestantische Jesuit Herr Probst die sich vernehmen ließen, die Aufgabe der bayerischen schien niemals vor der Abstimmung zu beginnen. Daß sie zu diesem Ende bis auf den letzten Mann erschienen waren, als man das Jesuitengesetz votirte, ist allerdings ein Verdienst, nur überlassen wir es anderen, dasselbe hervorzuheben und zu würdigen.

Dies Verhalten der Reichsboten verfehlte, wie schon erwähnt, seine Wirkung im Lande nicht, aber schwerer fielen natürlich die positiven Errungenschaften ins Gewicht, die man in Berlin gewann. Ihre Tragweite wird vor Allem für die bayerische Regierung fühlbar werden, deren Politik in der kirchlichen Frage dadurch noch entschiedener vorgezeichnet ist.

Denn nur nachdem der Reichstag das Jesuitengesetz als ein gesammtverbindliches für Deutschland sanctionirt hat, nachdem Bayern im Bundesrath seine Zustimmung ausdrücklich ertheilte, hat es vor dem gesammten Volke die Verpflichtung übernommen, treu nach diesem Gesetz zu handeln. Aber nicht nur der Wortlaut, der Geist aus dem es geschaffen wurde und der in den Verhandlungen zu Tage trat, ist das verpflichtende Moment, aus diesem soll und muß der Staat die einzelnen kirchlichen Fragen erledigen, die der Lauf des Tages ihm entgegenbringt. Wir wissen wohl daß klerikale Blätter diesen Geist ausdrücklich als einen kirchenfeindlichen bezeichnet haben, aber dieselben Organe haben sich ja vor der trotzigen Bemerkung nicht gescheut, daß Kirche und Papstthum, daß Katholicismus und das was man „Ultramontanismus" nennt, völlig identisch seien. Faßt man die Sache so, dann freilich mag man den Geist der deutschen Politik als einen kirchenfeindlichen bezeichnen, aber doch auch dann nur in jenem Sinne, wie man den als Feind bezeichnet, der feierlich den Krieg erklärt. Deutschland bekämpft nicht die katholische Kirche, sondern das System nach welchem sie gegenwärtig regiert wird; will man beides als absolut untrennbar identificiren, so liegt die Schuld wahrhaftig nicht auf liberaler Seite.

Für Bayern ist die Energie, mit welcher sich das Reich der religiösen Krisis bemächtigt hat, unendlich wichtig. Die Last der Idee, die Last der Verantwortung ist dadurch aus seinen schwächeren Armen auf die herkulischen Schultern des Gesammtstaats übergegangen. Der Rückhalt, den seine Regierung dadurch gewann, ist für sie, die jede Action so scrupulös behandelt, von unschätzbarem Werthe. Selbst jene, die nur mit halbem Glauben in die Gemeinschaft des Reiches eintraten, müssen sich nun angesichts der klerikalen Revolution gestehen, daß es sich nicht um eine Schwächung, sondern um den kräftigen Schutz der Einzelstaaten handelt, mit einem Worte der geistige wie der politische Zusammenhang zwischen Nord und Süd wird mächtig durch die Gemeinschaft dieser Aufgabe gefördert. Es ist die größte, die einzig analoge, die seit dem Kriege von 1870 an die deutschen Stämme herantrat, auch ihre einigende Kraft wird eine analoge sein.

Daß die klerikalen Elemente des Landes dadurch natürlich der deutschen Partei noch tiefer entfremdet werden, liegt auf der Hand, die Kluft zwischen beiden ist eine unversöhnliche geworden.

Wie allerwärts, so rüsteten sie sich auch in Bayern zum leidenschaftlichsten Kampfe, die Erbittertsten unter ihnen schlugen sogleich mit vollem Ingrimme drein, und zwar nach alter Bauernsitte mit Sense und Morgenstern. Die Bedächtigen indessen wählten ihre Wege weniger offen, sie suchen mehr eine tiefergehende Verstimmung, als einen raschen Ausbruch des Unmuths herbeizuführen, sie sind nicht verschieden in ihren Zwecken, aber wohl in ihren

Mitteln. Der letztere Punkt gab denn auch Anlaß zu der merkwürdigen Thatsache, daß angesichts der höchsten Gefahr sich dennoch ein heller Zwist im klerikalen Lager entspann. Denn die Haltung der extremen klerikalen Presse näherte sich bald so sehr den communistischen Tendenzen, daß es insbesondere für die höheren geistlichen Würdenträger fast unmöglich wurde, als solidarisch mit solchen Elementen zu erscheinen und da eine Herabminderung des Tons von solcher Seite nicht zu erlangen war, so blieb nichts übrig, als dieselben successive zu desavouiren und sich auf diese Weise loszumachen. Der erste Schritt in dieser Richtung erfolgte gegen den katholischen Volksverein, dessen Vorstand eine Feierlichkeit zu Ehren des Papstes insceniren wollte. Obwohl die weltlichen Behörden sich bereit zeigten diesen Schritt zu genehmigen, so wußte man doch auf Seite des Domcapitels sehr deutlich wie demonstrativ in der Regel solche Wallfahrten (die von Dr. Sigl geleitet werden) verlaufen und um Verwicklungen mit der Polizei zu verhüten, gaben einige Mitglieder des Ordinariats, bei denen angefragt wurde, dieser Meinung unverhohlen Ausdruck.

Die Sache unterblieb, aber es war richtig verstanden, wenn die beiden extremsten Blätter darin nicht bloß einen einzelnen Fall, sondern den Beginn einer systematischen Maßregelung erblicken wollten. Bald wurden die beiden Organe selbst der Gegenstand der erzbischöflichen Ungnade, man setzte sie unter der Hand in Kenntniß, daß ein so radicales Auftreten (das man durch eigene Duldung groß gezogen) nicht fernerhin bestehen könne, und die Pression scheint, nach dem entrüsteten Schrei zu schließen, den sie den beiden frommen Klopffechtern entriß, eine sehr energische gewesen zu sein. Gleichwohl war sie nicht stark genug, man erwiderte die eine Drohung mit der andern, daß man nun auch gegen das Ordinariat schonungslos zu Felde ziehen werde.

Die Antwort hierauf war ein neuer polemischer Schritt von Seiten der geistlichen Oberbehörde, der dem „katholischen Volksvereine" galt, indem man die Mitglieder des Gesellenvereins zum Austritt aus dem vorgenannten zu bewegen suchte.

So ist denn die Fehde im katholischen Lager nach allen Seiten hin entbrannt, die Preßorgane stehen sich mit der schärfsten Polemik gegenüber, die Vereine negiren sich gegenseitig und keiner der beiden Gegner will des andern Berechtigung gelten lassen.

Zunächst spielt dieser Zwiespalt natürlich noch in engeren localen Grenzen und ist deshalb nach außen hin weniger fühlbar; aber daß er trotz alledem die Kraft des klerikalen Treibens lähmt, wird Niemand bezweifeln können.

E.

Die Kunstausstellung im Pariser Industriepalast und die Industrieausstellung in Lyon.

Die Kunstausstellung ist dieses Jahr besser als die vorhergegangenen, schon deswegen weil es voriges Jahr keine gegeben hat.

Ich habe das Vergnügen Herrn Corot, den Stifter der sogenanten historischen Schule in der Landschaft persönlich zu kennen. Er sagte einst zu mir: „Die Aufgabe der Malerei ist doch nicht, das Portrait eines Baumes zu machen." Es würde zu weit führen, uns hierüber in Streitigkeiten einzulassen, besonders da etwas Wahrheit in dem neuen Standpunkte liegen mag. Die Natur zu verschönern ist eine ziemlich undankbare Aufgabe für die Kunst, welcher es schon so schwer fällt dieselbe in ihrer Pracht und Mannigfaltigkeit treu wiederzugeben. Rembrandt, der bis jetzt als ein großer Zauberer in Betreff der Lichteffecte gilt, erklärte sich außer Stande die Sonne darzustellen. Als ich einst vor Gerome's Bild, dem Empfang der Siamesischen Gesandten stand, und meine Verwunderung darüber, daß alle Hofdamen dasselbe Colorit zeigten, einem hinter mir stehenden Ritter der Ehrenlegion ausdrückte, antwortete er mir: — Bei einem officiellen Empfang müssen alle Hofdamen dieselbe Gesichtsfarbe haben. Mein Erstaunen wurde durch diese platte Antwort natürlich nicht geringer, denn das Licht kann doch kein Despot von seinem Hofe in dem Maße verbannen, daß die Maler gegen seine Gesetze sündigen dürften und ich erinnerte mich unwillkürlich des schönen Gemäldes Rembrandt's, wo Christus auf der Straße predigt und ein jeder Zuhörer in verschiedene Beleuchtung gestellt ist.

Da wir die Natur weder verschönern noch treu nachbilden können, wollen die Franzosen sie umgestalten, sie wollen haben, daß ihre Bilder den Beschauer träumen lassen. Und da sie Geschmack und Geist haben, erreichen sie diesen Zweck sehr oft ausreichend. Eine weite Aussicht, ein sich verlierender Horizont, sanfte Striche, welche Bäume und Hütten andeuten, erlauben dem Beschauer sich das Fehlende in das Bild hineinzudenken. Insoferne können wir das Verdienst der sogenannten historischen Schule nicht verleugnen. Die Bäume von Curbet sind auch keine Natur, sondern ein Traum. Herr Curbet ist dieß Jahr zur Ausstellung gar nicht zugelassen worden, nicht deßwegen weil er im Gefängniß oder Krankenhause saß, oder seiner politischen Meinungen wegen überhaupt, sondern weil er ein gar zu leichtes oder nacktes Bild eingereicht hatte.

An den Kriegsbildern ist die Ausstellung bei Weitem nicht so reich, wie ihre Vorgänger gewesen sind. Papa Thiers steht im Hauptsaale in seiner ganzen kleinen Größe da und das Portrait ist an sich sehr schön.

„Exempt", „Hors concours" trifft man auf vielen schönen Gemälden. Herr Tessier gehört zu diesen und seine Nachahmungen von mittelalterlichen

Sujet sind sehr gelungen, obgleich sie freilich an die Marqueterie erinnern. In der historischen Schule glänzt Herr Français an der Spitze vieler Nachahmer. Diaz ist zu alt, um thätig zu sein. Die Kenner sind der Meinung, daß sein Talent ihn überleben wird, während bei Corot und Curbet das nicht der Fall sein werde. Indessen sind die Preise auf Corot's Bildern immer im Steigen.

Deutsche Sorgfalt und Gründlichkeit ist vorzüglich vertreten durch das Gemälde, welches den Aufbruch von Auswanderern darstellt. Eine Schildwache stehet am Thore, auf dem das Wort „Rinderpest" geschrieben ist. An der Spitze schreitet der Familienvater mit entschlossenem Schritt in die Fremde, in die „weite, weite Welt", dem „fernen Westen" entgegen. Seine Kinder folgen mit Begierde dem Neuen und Unbekannten. So lebendig ist das Bild, daß man ihnen einen Scheidegruß zurufen möchte. Ihnen folgt eine Fuhre mit den wenigen Habseligkeiten der Familie. Der Kutscher ist eben im Begriff seine lange Peitsche aufzuheben. Seine Pferde sind für seine Verhältnisse luxuriöse Schönheiten zu nennen. Ueber die Geschworenen, unter welchen Herr Meissonier sitzt, wird alle Jahre viel geschrieben, denn die Ausgeschlossenen bilden natürlich eine Gruppe von Unzufriedenen, für welche es sich immer darum handelt, eine besondere Ausstellung zu bilden. Aber dieses Jahr scheint man ohne Gunst und Vorurtheil gerichtet zu haben; so ist z. B. ein schönes Bild aus dem letzten Kriege, welches aus politischen Rücksichten nicht angenommen worden ist, dem Künstler mit schwerem Gelde abgenommen worden. Wenn man die enorme Anzahl der jährlich ausgestellten und jährlich gekauften Gemälde betrachtet, so wundert man sich, wo nur das viele Geld und der für die Unterbringung der Bilder nöthige Platz herkommt. Für kleine Börsen ist hier schlechterdings nichts zu haben. Außer der Ausstellung im Industriepalaste hat Durand-Rueil der Kunsthändler rue de la Paix in der Stadt noch eine besondere Gemälde-Ausstellung veranstaltet und bei ihm sieht man Bilder von Delacroix zu 140,000 Franken das Stück! Delacroix wird als der Stifter der romantischen Schule in der Malerei betrachtet, ein Ausdruck, den ich dem historischen durchaus vorziehe. Er ist also der Victor Hugo der Malerei, wie Beethoven der der Musik sein soll. Damit soll indeß keineswegs ausgesprochen sein, daß die classische Schule zu Grunde gerichtet, oder daß die Natur Italiens von der Natur Frankreichs geschlagen sei. — Die Seestücke sind auch dieses Jahr sehr tüchtig, aber die Ansichten des mittelländischen Meeres ziehe ich doch denen der Normandie bei Weitem vor.

Was die Sculptur anbelangt, bin ich vollkommen der Meinung, daß das Dramatische nur einem Michel Angelo gelingen konnte. Dagegen hat aus dem Komischen Herr Astrüc einen sehr schönen Nutzen gezogen. Don Basileo von Beaumarchais ist ihm sehr gut gelungen. Dagegen wundert man sich,

daß der Tod von M. Noël gekrönt worden ist. Sein Christus ist unbedingt ohne alles höhere göttliche Leben.

Man kann sich des Lachens kaum enthalten, wenn man die Büste von Thiers erblickt. Er sieht von Haus aus dem Polichinell so ähnlich, daß er sich neben dem Herkules, der den Löwen zerreißt, als überaus sonderbarer Schwärmer ausnimmt.

Ueber die Eröffnung der Lyoner Industrieausstellung dagegen können wir Folgendes mittheilen: General Bourbaki und der Präfect der Rhone Pascal sind am 7. Juli Herrn Victor Lefranc, dem neuen Minister der öffentlichen Arbeiten auf den Bahnhof entgegengefahren. Herr Baradet, der Maire der Stadt, hat sie empfangen und der Minister ließ sich in einem goldenen Lehnstuhl nieder. Der Erzbischof von Lyon setzte sich auf die eine und Bourbaki auf die andere Seite Seiner Excellenz. Dreihundert Musikanten spielten den „Fackelmarsch“. Daß Madame Ratazzi unter den Damen sich befand, erklärt sich durch den Umstand, daß sie am liebsten da ist, wo man am leichtesten von ihr spricht. Der Minister ließ hierauf seine Rede hören, in welcher er von der Ergebung an die Ordnung sprach, worauf einige Rufe: „Es lebe die Republik!“ erschallten. Dann nahm der Maire Herr Barodet das Wort, sprach von den Pflichten der Handwerker und schloß mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ Herr de la Loyère, Vicepräsident der ackerbauenden Gesellschaft, trat dagegen in die Fußtapfen Virgils und pries den ruhigen Feldarbeiter. Der Eindruck dieser Rede in der Fabrikstadt war ein solcher, daß der Minister für nöthig hielt, das Wort abermals zu nehmen, und wie ein zweiter Manlius sich in den zwischen der Industrie und Landwirthschaft klaffenden Abgrund rhetorisch hinabzustürzen. Diese Improvisation ist ihm auch besser gelungen als die erste Rede; Geschmack können die Landleute bei den Stadtbewohnern ja immer noch lernen, und diese Sanftmuth bei den Bauern. Von Religion ist in Frankreich keine Rede mehr, besonders wenn die Erzbischöfe schweigen; aber wir haben schon von Dupanloups Beredsamkeit genug.

Darauf ist man in den Park Tête-d'or gegangen und zu Mittag haben die Herrschaften beim Präfecten gespeist.

Was die Ausstellung selbst anlangt, so ist bemerkenswerth, daß die Seidenfabrikanten, einige wenige löbliche Ausnahmen abgerechnet, durch ihre Abwesenheit glänzen. Mailand hat mehr wie Lyon geliefert. Das ist bedauernswerth und kann nur einer schlechten politischen Laune zugeschrieben werden. Das Kaiserreich gebrauchte mehr Seide wie die Republik, Eugenie mehr wie Madame Thiers und nun will man gar noch die Seidenkleider mit einer besonderen Steuer belegen. Dagegen sind Maschinenwerke und sogar Artillerie und Wagenbau sehr reichhaltig vertreten. Das internationale Element hat

sich nur durch einige junge Mädchen in orientalischen Trachten angefunden. Auf die Lyoner selbst, die gar nicht so rege sind, wie man zu glauben geneigt ist, macht die ganze Geschichte wenig Eindruck. ω.

Heinrich Stephan, das heutige Aegypten.*)

Wer vermöchte das Wesen jener Sehnsucht zu erklären, welche seit Jahrtausenden Philosophen und Dichter, Könige und Staatsmänner, Gelehrte und Forscher nach dem verschleierten Bilde von Sais, nach den Gefilden Aegyptens, hinzieht! In den mächtigen Hallen der Serapis- und Isis-Tempel wandelten einst Orpheus und Homer, Thales, Solon und Lykurg; aus dem „Hause der Sonne" (Per-'ra, Heliopolis) empfing Plato die Urbilder seiner Ideen; Pythagoras schwelgte in den Mysterien der durch die heilige Serapislade verkörperten Gottesanschauung, die zu Jao, dem Jehovah der Hebräer, hinaufwies; Bubastis, Memphis und das königliche Theben durchwanderte der Fuß Herodots, des Vaters der Geschichte. Die Gestalten eines Sesostris, Ramses, Amasis, Darius, Alexander, eines Antonius und Octavian, die Flucht der Israeliten aus Gosen, die poesievolle Erinnerung an den Zug Josephs und Marias, sowie die meteorgleiche Erscheinung des Propheten adeln diesen Boden, und von seiner sechstausendjährigen Geschichte legen jene wunderbaren Denkmäler, deren Geheimniß Jahrhunderte lang verschlossen war, die Felsengräber von Benihassan, die Ruinen von Abydos mit den Tempeln des Osiris und Seti, die grandiosen Monumente des hundertthorigen Theben, die Denkmäler von Karnak und Luksor, die Pylonen des Horustempels in Edfu und die Pyramiden von Gizeh ein unvergängliches Zeugniß ab. Was der dröhnende Schritt von Jahrtausenden oder die Leichenhülle der Wüsten-Sandwogen begraben hatten: die Neuzeit hat es mit aufopfernder Sorge ans Licht gezogen. Es gab eine Zeit, sagt Mariette Bey, in der Aegypten seine Denkmäler zerfallen ließ; heute verehrt es diese Zeugen der Geschichte: Morgen wird es sie lieben! Nach Champollion's, Belzoni's, Rosellini's, Wilkinson's epochemachenden Entdeckungen, nach Lepsius, Brugsch's und Anderer genialen Forschungen, nach den ausgezeichneten Leistungen eines Lane, Heeren, Ritter, Niebuhr, Mariette und neuerdings des Aegyptologen Dümichen ist uns das alte Aegypten mit seinen Geheimnissen, seinen Gräbern, Sphinxen und Sarkophagen erschlossen. Bewährte Forscher und Reisende aus der Mitte aller Culturvölker, wie Denon, Cailliaud, Seetzen, Burckhard, Hammer, Russegger, Kremer,

*) Leipzig, F. A. Brockhaus 1872.

Brehm und Andere haben uns lebendige Bilder jener Wiege der Cultur vorgeführt. Was aber vor Allem Anlaß zu einem neuen Aufschwunge der Forschungen über Aegypten gegeben hat, ist der Bau des Suez-Canals gewesen, welcher zuerst den Keil in die geschlossene Phalanx der islamitischen Dunkelheit getrieben hat und vielleicht eine neue Aera der Cultur auf den klassischen Gefilden inauguriren wird, welche das Athen und Rom des Alterthums mit ihrem Leben genährt und erfüllt haben.

Heinrich Stephan, der Verfasser des — neben Abouts und Ebees romanartig eingekleideten Aegyptischen Schilderungen — neuesten Werkes über das „heutige" Aegypten sagt mit Recht in dem Vorwort seines Buches, daß die Werke aller jener Forscher und gelehrter Reisender, deren Namen wir oben genannt haben, über die politischen und socialen Verhältnisse Aegyptens nur fragmentarische Notizen enthalten, aus denen sich kein Gesammtbild der Zustände dieses Landes ergiebt. Ein günstiges Geschick, das ebenso, wie es den Neigungen des Verfassers, der Sehnsucht nach den erhabenen Monumenten einer längst entschwundenen Zeit, entgegenkam, ihn in den Stand setzte, tiefere Einblicke in die Verfassung, Verwaltung und Culturentwickelung des Landes zu erlangen, als viele andere Reisende, hat ihm gelegentlich der Eröffnung des Suez-Canals, welcher er auf Einladung des Khedive im Herbst 1869 beiwohnte, die Feder in die Hand gegeben, um jene längst fühlbar gewordene Lücke in der Kenntniß des afrikanischen Italiens, des aufstrebenden Nillandes, auszufüllen. Der Ernst und die Gewissenhaftigkeit in der Forschung, der Standpunkt des Verfassers, welcher durch tiefe, geschichtlich-pragmatische Auffassung und durch künstlerisch sicheren Blick hervorragt, die vollkommene Unabhängigkeit und der männliche Freimuth im Urtheil, endlich die nicht blos durch das Gewicht der Wahrheit, sondern auch durch den Schimmer des poetischen Gewandes ausgezeichnete Darstellung sichern dem unter solchen Auspicien entstandenen Buche Stephan's, der für dasselbe nur die eng gegriffene Bezeichnung eines „Abrisses" beansprucht und in seinem Vorwort die volle Würdigung der Aegyptischen Verhältnisse „einer befähigteren und vollständiger unterrichteten Feder" anheimgiebt, einen bleibenden Werth. Wir unsrerseits glauben, daß der Verfasser selbst am besten dazu geeignet sein möchte, diese von ihm angedeutete weitergehende Aufgabe zu erfüllen, und wollen unsre Leser durch Mittheilung einer kurzen Uebersicht über den reichen Inhalt des Werks in den Stand setzen, diesem Urtheile sich anzuschließen.

Das genannte Werk, welches von einem monumental anschaulichen Vorwort über die Bedeutung, Geschichte und Cultur des Pharaonenlandes sowie von einer übersichtlichen Mittheilung des reichen Quellenmaterials, das dem Verfasser zu Gebote stand, eingeleitet wird, zerfällt in sieben Abschnitte, welche in zweckmäßiger Gliederung folgende Momente zur Beurtheilung der

Zustände Aegyptens vorführen: Land und Volk, Landwirthschaft und Agrarverfassung, Regierung und Verwaltung, Finanzen, Cultus und Justiz, Handel, Verkehr und Industrie; den Abschluß bildet eine Geschichte des Suezkanals nebst einer Würdigung der Bedeutung desselben für den Weltverkehr.

Der Abschnitt über „Land und Volk“ erklärt zunächst die Ursachen der Ungenauigkeiten in den vielfach von einander abweichenden Angaben über die Gebietsausdehnung Aegyptens, indem er auf den Mangel einer Abgrenzung der südlichen unter der ägyptischen Oberherrschaft stehenden Gebiete, sowie auf die Unbestimmtheit der Westgrenzen gegen die Lybische Wüste hinweist. Das eigentliche Aegypten erstreckt sich nach Süden bis zum ersten Nilkatarakt zwischen Assuan und Philä, das ist bis 24° 5′ N. B.; die Ostgrenze bildet das Rothe Meer und die Linie von Suez nach El Arisch, der Grenzstation gegen Syrien. Der Flächeninhalt beträgt 560,000 □ Kilometer = 10,171 □ Meilen. Außerdem steht das Sudâhn unter der Herrschaft des Khedive: das ist ganz Nubien, Senâhr, Dongola, Taka, Fazoglu, Kordofâhn, die Provinzen des weißen Nils und Kartûhm; ebenso das Gestade des Rothen Meeres bis Massawa (15° 34′ N. B.); letztere Gebiete in der Größe von etwa 34,329 □ Meilen. Der gesammte Culturboden des eigentlichen Aegypten beträgt jedoch nur 554 □ Meilen. Sehr bedeutend sind die Seen: darunter der Mareotissee (Behâre el Marhut), 77,000 Hektaren groß, der See von Abukir, der Edkossee, der Burlos, der Manzaleh-See (184,000 Hektaren), der Timsachsee, Serbonische See und der See der Hörner: Kuruhn, welcher irrthümlich bisher vielfach für den alten, inzwischen ausgetrockneten Mörissee gehalten wurde. Die Bitterseen (Strabo's *πικραὶ λιμναι*) waren schon zu Plinius Zeit fast ganz ausgetrocknet und sind erst seit Eröffnung des Suezkanals wieder mit Wasser angefüllt worden.

Der Nil, die wichtigste Verkehrsader Aegyptens, sowie die Quelle der Fruchtbarkeit des schönen Nilthals, hat eine (fast dem Amazonenstrom gleichkommende) Stromentwickelung von 845 Meilen, wovon 720 schiffbar sind. Wie die größten Herrscher des alten Aegypten der Vervollkommnung des Canal- und Bewässerungs-Systems größte Sorgfalt widmeten, haben uns schon Herodot und Strabo berichtet; in späterer Zeit folgten die Ptolemäer und Römer diesem Beispiele. Im Mittelalter, namentlich unter den Mameluken-Beys trat dagegen der Verfall der Canäle, dieser Lebensadern Aegyptens, sehr schnell ein, so daß über 400 □ Meilen des herrlichsten Landes Sumpf und Einöde wurden. Erst der energische Mehmed Ali ließ 1819 den Mahmudioh-Nilarm mit einem Aufwande von 7½ Million Francs herstellen, wodurch Alexandrien endlich wiederum die unentbehrliche directe Schifffahrtsverbindung mit dem Nil, Kairo und dem übrigen Aegypten erhielt. Ebenso

wurden im Delta, namentlich am Bachr Schirbihn, und den übrigen Theilen Unterägyptens, sowie in Oberägypten bedeutende Canalbauten ausgeführt, die einen neuen Aufschwung der Bodencultur und des Verkehrs zur Folge hatten. Unter Abbas Pascha traten für einige Zeit Stockungen in den Erweiterungen und Verbesserungen des Canalsystems ein; sein Nachfolger Said Pascha aber nahm die Bauten energisch wieder auf, und hat sich außerdem durch die Förderung des Lessepsschen Suez-Canalprojects in der Geschichte einen geachteten Namen gemacht.

Sehr schön sind in Stephan's Werke die zahlreichen Schilderungen der Landschaftsphysiognomie, welche den wunderbaren Charakter der Scenerien des Nilufers von Kairo bis Philä in plastischer Realität vorführen. In der That muß es ein unvergeßlicher Anblick sein, von dem Gipfel des Mokattamberges beim Purpurlicht der aufgehenden Sonne die Nil- und Wüstenkönigin Kairo (Masr el Kâhirah) mit ihren Minarets, Palästen, Balkongallerien und Chalifengräbern, beherrscht von den ernstblickenden Spitzen der im Hintergrunde sichtbaren Cheops- und Chephrenpyramiden, und eingerahmt von den gelben Felshöhlen der Wüste, von denen das üppige Grün der Dattelpalmen und Sykomoren sowie das tiefe Blau des Nil mit weißen Segeln sich natürlich abhebt, zu Füßen des Beschauers ausgebreitet zu sehen. Und erst eine Nilfahrt, wobei an den Harihms und vergitterten Frauenhäusern, an freundlichen Villen und Gärten, an den Inseln Gesireh und Rhoda, wo Pharaos Tochter Moses Wiege fand, sowie bei den pittoresken Kuppeln einsamer Scheikgräber oder den Pylonen tausendjähriger Tempelruinen — das sind Stimmungsbilder von wahrhaft orientalischem Colorit und einem Reize den nur der Himmel Aegyptens hervorzuzaubern vermag.

Die Bevölkerung Aegyptens betrug nach officiellen Angaben am Schlusse des Hegira-Jahrs 1282, das ist 15. Mai 1866: 4,848,529 Einwohner (1838 nach Clot Bey's Ermittelungen im „Aperçu général:" 3 Millionen). Alexandrien hat etwa 200,000 Einwohner (1820 kaum 15,000); Kairo 440,000 Einwohner. Die Wüste bewohnen gegen 400,000 Beduinen. Auf die Quadratmeile des Culturbodens (vergleiche oben) kommen etwa 8582 Bewohner, während bei dessen Ergiebigkeit doppelt soviel Menschen auf diesem Raume sich ernähren könnten. Herrschende Classe sind die Türken; sie haben noch jetzt meist alle höheren Stellen im Staate inne. Der Araber (el Arabi, Plural: Orbahn) ist entweder seßhaft oder Zeltbewohner (el Bedaui). Die Letzteren, die Beduinen, sollen unvermischte Nachkommen der alten Araber mit den Eigenthümlichkeiten, Schwächen und Vorzügen des Charakters der Wüstensöhne sein; die seßhaften Araber werden als beweglich und intelligent geschildert, auch von dem jetzigen Khedive (Vicekönige) häufig bevorzugt.

Außerdem wohnen zahlreiche Europäer, Griechen, Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche in den Städten; sie sind meist im Besitze des Großhandels, der Schifffahrt und der Industrie. Juden finden sich in geringer Zahl vor; — Aegypter und Hebräer haben eine Art historisch begründeter Nationalfeindschaft gegen einander bewahrt.

Die wichtigste productive Thätigkeit besteht im Ackerbau, ebenso wie einst, als Aegypten Roms Kornkammer war. Der Bodenertrag beläuft sich auf etwa 13 Mill. Hektoliter Getreide. Außerdem wird Indigo, Tabak, Hanf (Haschisch), Mohn, Sesam, Ricinus gebaut; auch die Seidenraupencultur hat neuerdings sich gehoben. Bedeutend ist der Ertrag an Südfrüchten, namentlich Datteln. Alexandrien allein exportirt jährlich 495,000 Kilogramm Datteln im Werthe von etwa einer Million Francs. Höchst wichtig ist die schon 1851

auf 17.300,000 Kilos gestiegene, jetzt auf Hundert Millionen Kilogramms (à 4 Francs) bezifferte Baumwollen-Cultur Aegyptens.

Von den Holzarten ist das fast unverwesliche Holz der Sykomoren (Ficus sycomorus L.), aus dem schon die Sargkästen der Mumien gemacht wurden, und deren Früchte, gläubig genossen, nach der Legende die Wiederkehr in das schöne Nilland sichern, sowie Tamarisken, Oliven und Euphorbien zu erwähnen. Die ägyptische Landschaft ist reich an Baumarten, abgesehen von dem Nilthal, das Dank dem segenbringenden Schlamme einen ungeheuren üppigen Garten bildet.

Für die Hebung des Bodenertrages weist der Verfasser mit vollem Recht auf die Nothwendigkeit agrarischer Reformen: Herstellung des freien Eigenthums, Begründung des landwirthschaftlichen Creditsystems, Einführung rationeller Bodencultur u. s. w. hin, Reformen, welche freilich Hand in Hand mit Hebung der Volksbildung gehen müssen.

Das Jahr 1863 hat die Sklaverei von Aegypten genommen, — wäre nur erst die Sklaverei des Elends und der Faulheit, in der die jetzige Verfassung den Fellah erhält — beseitigt!

Erhebliche Mißstände liegen in der schlechten inneren Verfassung des Landes, in dem Mangel geordneter Organisation der öffentlichen Einrichtungen, in dem Fehlen corporativer Selbstständigkeit bei den Gemeinden und Provinzen, in der schlechten Beamtenqualität, die der Verfasser in dem höchst interessanten Abschnitt über „Regierung und Verwaltung" als eine „Legirung von türkischem Absolutismus und französischer Centralisation" charakterisirt. Rühmen ließe sich nur die Sicherheit, deren sich Reisende u. s. w. in ganz Aegypten erfreuen. Von sehr reichhaltigem, in staatswissenschaftlicher Beziehung bemerkenswerthem Inhalte ist das Capitel über die Finanzen. Es wird darin dargethan, daß die vortreffliche Lage des Budgets: (1870 Einnahme 48,980,000, Ausgabe 39,260,366, Ueberschuß 9,719,634 Thaler) lediglich auf dem Papiere vorhanden, also ein Resultat geschickter Etatsgruppirung ist. Die Staatsschuld beträgt circa 115 Millionen Thaler. Der an die Pforte zu zahlende Tribut beträgt jährlich fünf Millionen Thaler, die Civilliste des Khedive, dessen Pomp nach orientalischen Begriffen bemessen ist, jährlich zwei Millionen Thaler. Sehr eingehend werden die Staatsschulden-Verhältnisse beleuchtet, ebenso die Domainen-Einkünfte (Daira), welche nicht blos von ungeheurem Grundbesitz, sondern auch aus zahlreichen industriellen und Bankunternehmungen gewonnen werden. Die wichtigste Steuer ist diejenige vom Grund und Boden; von einem Feddâhn ($1^2/_3$ preußischen Morgen) guten Ackerlandes werden zur Zeit 9 Thaler 22 Silbergroschen Steuer erhoben. Das Capitel von Gewaltthätigkeiten, deren sich die ägyptischen Steuererheber häufig genug schuldig machen, wird durch Züge von der List und Verschlagenheit, mit der die Fellahs sich dem Steuerzahlen zu entziehen suchen, ergötzlich illustrirt. Außer der Grundsteuer finden sich auch Einkommensteuer (Werkō), Stempelsteuer, Miethsteuer (in Alexandrien und Kairo). Die Verwaltung des Sudâhn liefert 500,000 Thaler Ueberschuß. Die officielle Münze ist der Piaster (Tarif) à 2 Silbergroschen; die Untereintheilung sind Paras (75 = 1 Piaster), der ägyptische Thaler ist gleich 20 Piaster Tarif; das Livre hat 100 Piaster Tarif.

Während der Abschnitt über Cultus und Justiz eine compendiarische Würdigung der Satzungen des Korâhn, der Stellung der Ulemas in ihrer Wirksamkeit als Priester, Lehrer und Richter zugleich, ferner die Geschichte der beginnenden Zersetzung des Islams, sowie genaue Daten über die Mängel des Unterrichts und der ägyptischen Gerichtsorganisation enthält, findet sich

in dem Capitel über Handel, Verkehr und Industrie eine vortreffliche Uebersicht der Handels- und Verkehrsgeschichte Aegyptens von den ältesten Zeiten an bis zur Gegenwart, verbunden mit instructiven Rückblicken auf die Phasen, welche die Bewegung des Welthandels nach und von Indien, bei der Aegypten von jeher eine wichtige Rolle spielte, im Laufe von Jahrtausenden durchgemacht hat. Widerlegt wird aus den alten Denkmälern die sonstige allgemeine Annahme, daß die Aegypter die See gehaßt hätten, also schlechte Seefahrer gewesen wären. Im Allgemeinen steht es fest, daß die Aegypter einen directen Schiffsverkehr mit Indien nicht unterhielten, solchen vielmehr den Arabern überlassen haben. Mit den Phöniziern, Syrern bestand lebhafte Handelsverbindung über die Völkerbrücke (El Kantóra), die Erdschwelle zwischen dem Menzaleh- und Ballahsee auf der Landenge von Suez; ebenso war ein regelmäßiger Verkehr mit Westafrika auf der schon von Herodot beschriebenen uralten Karawanenstraße von Theben aus über Siwah (Ammons Oase) nach Garama und Innerafrika, endlich mit dem vielleicht früher als Aegypten cultivirt gewesenen Meroë über Syene (Assuáhn) eingerichtet. Eine interessante Episode bildet die Schilderung der Pilgerkarawanen, die nach Mekka ziehen, sowie des Karawanenbetriebs überhaupt, der im Wesentlichen noch heute wie vor Tausenden von Jahren das wichtigste Communicationsmittel in der ungeheuren Wüste Afrika's ausmacht, und nur auf wenigen Strecken von Post, Eisenbahn und Dampfschiff verdrängt ist. Neuerdings sind von der Aegyptischen Gesellschaft Azizièh directe Dampfschiffsverbindungen zwischen Kairo und Assuán auf dem Nil, ebenso auf dem rothen Meere zwischen Suez, Jemseh, Kossähr, Suakim und Massawa eingerichtet.

Auch der überseeische, meist in den Händen von Fremden befindliche Verkehr ist nicht unwichtig. 1870 liefen 1929 Segelschiffe, 957 Dampfer in Alexandrien, in Damiette: 478 Segelschiffe und zwei Dampfer ein. Die Zahl der Seehandelsschiffe Aegyptens beträgt etwa 1500, diejenige der Nilbarken mehr als 10,000. Das Postwesen Aegyptens ist seit 1863 in die Staatsverwaltung übergegangen; ebenso sind Eisenbahnen und Telegraphen Staatsanstalten. Ueber den Umfang der Import- und Exportbewegung enthält das Capitel genaues und reichhaltiges Material.

Der siebente Abschnitt ist, wie bereits erwähnt, dem Suez-Canal gewidmet, dessen Geschichte wir als bekannt voraussetzen und daher hier nicht weiter berühren, obwohl zahlreiche neue Momente in der Darstellung beigebracht sind, die zum ersten Male ein genaueres Bild von der Bedeutung, Leistungsfähigkeit und den Chancen des Canals für die Zukunft geben.

Möchte das Werk, dessen Silhouette wir in Vorstehendem unsern Lesern gezeichnet haben, für das herrliche Nilland denjenigen Erfolg haben, welchen der Verfasser wohl vorwiegend im Auge hatte: der Gegenwart den Spiegel vorgehalten zu haben, damit sie die Fehler der Vergangenheit nicht in die Zukunft hineintrage.

G. T.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.



Bei mir erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Norddeutschlands Seemacht.

Ihre Organisation, ihre Schiffe, ihre Häfen und ihre Bemannung.

Von

Bernhard Graser.

gr. 8⁰. 32¾ Bogen stark. Preis 2⅔ Thaler.

Dieses Buch ist als Nachschlagebuch für Jeden unentbehrlich, der sich genau über **die verschiedenen Schiffe der Norddeutschen Flotte** und deren Größenverhältnisse, über die **Norddeutschen Häfen** und **Küsten** und endlich über **das Personal der Norddeutschen Marine** genau informiren will.

Leipzig. ***Fr. Wilh. Grunow.***

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Reichenau, Rud., Bilder aus dem Kinderleben. Carton. 16 Ngr.

— — Knaben und Mädchen. Carton. 16 Ngr.

— — Auswärts und daheim. Carton. 20 Ngr.

Wohl wie keine anderen, schöpfen diese reizenden Bücher ihre Stoffe aus dem Familienleben und so sollten sie überall einheimisch sein zum Vorlesen und immer erneuertem Vorlesen. Alt und Jung und vorzüglich die Mütter werden ihre Freude daran haben.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen.

Von **W. Roßmann**. 8. broch. Preis 2 Thlr.

Die Kritik spendete dem Werke außergewöhnliches Lob und nennt es für den Reisenden nach dem Süden Italiens geradezu unentbehrlich. Heimgekehrten wird es eine angenehme Rückerinnerung bieten.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens von W. F. Carl Schmeidler.

Ein Band gr. 8⁰. Preis 2 Thlr.

Das Buch enthält eine vollständige Darstellung des Eisenbahnwesens seit dem Entstehen der Eisenbahnen bis in das gegenwärtige Jahr, seine Fortschritte und Erfolge, seinen Einfluß auf Staat, Handel, Industrie, Geldmarkt, auf alle Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen, auf Krieg und Frieden.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

A. von Dommer, Handbuch der Musikgeschichte

von den ersten Anfängen bis zum Tode Beethovens in gemeinfasslicher Darstellung. 3 Thlr.

Das Werk hat den Zweck, der Kenntniss von den Thatsachen der Musikgeschichte eine weitere und allgemeinere Verbreitung zu geben und bestrebt sich hinsichts der Form, diesen Gegenstand sowohl dem gebildeten Musikfreunde zugänglich zu machen, als auch dem Fachmanne zu genügen.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 3 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hütbel & Legler in Leipzig.

XXXI. Jahrgang. II. Semester.



Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 31.

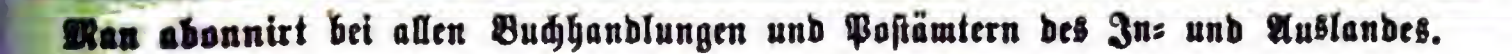
Ausgegeben am 26. Juli 1872.

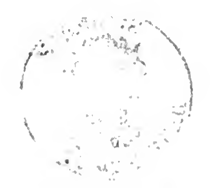
Inhalt:

Leipzig, 1872.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)





Jesuiten-Mirakel

nebst einer Auswahl andrer Wunder unsrer Tage.

Es giebt Krieg, so erzählen sich die Leute in Lothringen. Ueber den Grund schreibt man dem „Niederrheinischen Courier“: Ein Pfarrer hat vorigen Sonntag (den ersten im Juni dieses Jahres) berichtet, im Hollerloch sei die heilige Jungfrau mehreren Personen erschienen und habe, sich gegen Deutschland wendend, ihr Taschentuch herausgezogen, um sich die Thränen zu trocknen, nach Frankreich blickend aber ein heiteres Antlitz gezeigt und ihre Arme verlangend dorthin ausgestreckt.

Auf den ersten Blick fanden wir hierin nichts Verdächtiges; denn in bewegten Zeiten, wie sie jetzt am Fuße der Vogesen herrschen, sieht das Volk dergleichen Gesichte. Wir haben das nach 1851 in Schleswig auch erlebt. Der Name der Oertlichkeit, wo die Erscheinung sich gezeigt, ließ uns sogar auf etwas sehr wenig Katholisches schließen und vermuthen, die heilige Jungfrau könnte die heidnische Frau Holle gewesen sein, die sich bekanntlich noch bisweilen dem Landvolk sehen läßt. Bei nochmaliger Betrachtung indeß fiel uns auf, daß ein Pfarrer das Geschichtchen verbreitet hatte, und wir erinnerten uns, daß auf die Geistlichkeit in Elsaß-Lothringen die Gesellschaft Jesu starken Einfluß übe. Kurz nachher aber wurde der hierdurch erweckte Verdacht in Betreff des Ursprungs solcher Historien dadurch erheblich verstärkt, daß uns das Münchner „Vaterland“ erzählte, Hirtenkinder hätten am Kreuzberge in der Rhön am Aloisiustage ein Schwert am Himmel gesehen, dessen Spitze nach Norden gerichtet gewesen. Denn das „Vaterland“ ist ein Jesuitenblatt und Aloisius ein Jesuitenheiliger. Zu voller Ueberzeugung endlich wurde unsre Muthmaßung durch einen Blick in die Wunderberichte, welche Pater Marty, Priester der gedachten Gesellschaft, in seiner soeben zu Amberg erschienenen Schrift „Friedensbilder aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—71“ der gläubigen Menschheit zu genießen giebt. Im achten Kapitel, welches von verschiedenen Erscheinungen der Gottesmutter und Himmelskönigin handelt, die in den letzten Jahrzehnten vorgekommen sind, lesen wir Seite 63:

„Ist es nicht mitunter, wie wenn Maria Frankreich eine besondere Zärtlichkeit zuwendete? Seit Ludwig dem Dritten besteht zwischen dem französischen

Volke und der Königin des Himmels ein gegenseitiger Vertrag der Verehrung und des Schutzes. Seit 1830 begegnen wir wiederholten Erscheinungen der Mutter Gottes in Frankreich: sie verlangt zu Paris, daß zu Ehren ihrer unbefleckten Empfängniß eine Medaille geprägt werde. Diese Erscheinung trägt den Stempel wohlwollenden Mitleids, wir sehen da eine Mutter, welche ihren Kindern ein Heilmittel bietet, und wer zählt die wunderbaren Heilungen und Bekehrungen, welche durch diese nun allgemein verbreitete Medaille schon bewirkt worden sind! Dann kam die Erscheinung zu Salette 1836 mit einem viel ernsteren Charakter. Hier sehen wir eine trostlose Mutter ihre Thränen weinen. 1858 zu Lourdes, auch diese ist voll Schmerzen. Bei der Erscheinung zu Portmain am 17. Januar 1871 bietet Frankreich Ursache zur Trauer, darum trägt die allerseligste Jungfrau einen schwarzen Schleier (der beiläufig jetzt unter den französischen Damen von der patriotischen Gattung Mode ist). Das wunderbare Gesicht enthält einen großen Trost. Zuerst erscheint dieselbe im Norden, zu Paris, dann im Osten, in der Diöcese von Grenoble, dann im Süden, zu Lourdes, im Departement der Ostpyrenäen, endlich im Westen zu Portmain, an der Grenze der Bretagne und Maine. Diese letztere Erscheinung fällt in das abgelaufene Kriegsjahr. Es waren gerade fünf Tage verflossen seit den heftigen Kämpfen bei Le Mans, die französische Armee zog sich rückwärts fast in ungeordneter Flucht, hunderttausend deutsche Soldaten rückten vor auf Angers und Laval zu." Weiterhin wird die politische Vision, welche einige Schulkinder des genannten bretonischen Dorfes hatten, mit einem Eingehen auf ihre Einzelheiten geschildert, welche Zeugniß für das gute Auge und das treue Gedächtniß der Kleinen ablegt. „Als die Gestalt allmählig höher stieg, sah man zu ihren Füßen ein leuchtendes M sich bilden und nach und nach das ganze Wort Mais. Jeder Buchstabe schien die Höhe von vier Zoll zu haben. Während der Litanei sahen die Kinder folgende Worte: Dieu vous exaucera en peu de temps (Gott wird euch in kurzer Zeit erhören) — nach temps einen großen Schlußpunkt, den sie als der Sonne ähnlich beschrieben, und dann lasen sie in einer folgenden Zeile: „Mon fils se laisse toucher (was Pater Marty mit: mein Sohn wird sich eurer erbarmen, übersetzt). Darauf nahm der Blick der Erscheinung den Ausdruck des Kummers an. Bei demselben erschien auf den Händen Marias ein scharlachrothes Christusbild, etwa zwei Fuß hoch. Die Erscheinung hatte mehr als dritthalb Stunden gedauert. Nun kam es den Kindern vor, als ob die wunderbare Frau ihre ganze Person mit einem weißen Gewande bis zu dem Kopfe verhülle, am Ende verschwand die ganze Vision."

Mit Recht sagt die „Allgemeine Zeitung", der wir bei diesem Referat folgen: „Also die gallische Isis hüllt sich in Trauer um ihren Geliebten Osiris, welchen der germanische Typhon erschlagen. Könnte der Deutschenhaß

(in dieser deutsch, nicht in Uebersetzung herausgekommenen Schrift) sich noch unverhohlener aussprechen? Dieß ist der uns feindliche Geist der Jesuitenschule. Der Verlagshandlung nach weilt der Verfasser wahrscheinlich in Regensburg, und wie geeignet sind derlei Wundervorträge für Missionspredigten!"

Zu solchen miraculösen Erscheinungen, die auf politische Prophezeiungen hinauslaufen, treten dann allerlei Weissagungen von frommen Nonnen und Eremiten, die mehr auf dem Gebiet der Dogmatik spielen und zum Theil schon vor langer Zeit verkündet haben, was die Jesuitenpartei in den letzten Jahren zu Rom durchgesetzt hat.

In einem ihrer Pariser Briefe erwähnte die „Times" vor einigen Monaten des in den Kreisen der französischen Legitimisten noch weit und hoch hinauf verbreiteten Glaubens an derartige Weissagungen, und wir wissen aus der Geschichte der Jesuiten, welchen Einfluß dieser Orden seit der Restauration auf diese Partei geübt hat, die ihm unter Karl X. sogar in seinen Affiliirten Ministerportefeuilles in die Hände spielte, und welche ihm von den schönen Tagen von St. Achnul an bis heute mit einer an Vergötterung grenzenden Verehrung zugethan gewesen ist.*) Der Specialcorrespondent des Londoner Blattes kam später auf die Sache zurück, weil er in ihr ein Hauptcharaktermerkmal der Legitimisten erkannt zu haben glaubte, und wir geben hier einen Theil dessen wieder, was er darüber zu berichten hat.

Mit den ultramontanen Bestrebungen der Legitimisten sind wir bekannt. Was aber nicht so allgemein bekannt ist, das ist der Einfluß, den mehr als hundert Prophezeiungen theils aus der Laienwelt, theils aus der Geistlichkeit herstammend, auf die Meinungen von hunderttausenden braver Männer und Frauen im ganzen Lande üben, und mit welcher unbeschränkten Zuversicht namentlich der weibliche Theil der legitimistischen Partei an deren vollständige Erfüllung glaubt. Alle diese Weissagungen laufen auf zwei Dinge hinaus: auf die Restauration der Bourbonen in Frankreich und auf die Wiederherstellung der päpstlichen Allgewalt, welche in der ganzen Welt die Ketzer und Republikaner vernichten wird. Auch über den Lauf der Ereignisse, welche Frankreich durchmachen muß, bevor es jener „Segnungen" theilhaftig wird, herrscht in diesen Prophetien eine gewisse Uebereinstimmung. Fast in allen spielt der Untergang von Paris eine wichtige Rolle. Dieses neue Babel muß erst dem Erdboden gleich gemacht sein, kein Stein desselben darf auf dem andern bleiben, wenn eine reinere und heiligere Stadt sich hier erheben soll.

Ein großer Theil dieser Prophezeiungen wurde 1830 bald nach dem Sturze

*) Gilt auch von einem großen Theil der österreichischen Aristokratie bis in die höchsten Hofkreise hinauf, auf welche der jetzige Provinzial in Oesterreich den auffallendsten Einfluß hat.

des älteren Zweiges der Bourbonen gesammelt. Ihre Echtheit ist natürlich schwer festzustellen, da diejenigen, welche sie zusammengetragen haben, meist ein Interesse daran haben, vorzüglich die Weissagungen hervorzuheben und zu betonen, die irgendwie in Erfüllung gegangen zu sein scheinen, die nicht eingetroffnen dagegen zu verschweigen und aus dem sonstigen Stoff Anspielungen auf die Gegenwart herauszulesen, an welche die Propheten schwerlich jemals gedacht haben. Ueber den Werth solcher Phantasien ist selbstverständlich kein Wort zu verlieren. Aber die Masse der Legitimisten erkennt die Richtigkeit derselben nicht. Sie glaubt blindlings an das einfältige Gerede.

Eins dieser Bücher nennt sich: „Der Großpapst und der Großkönig oder geschichtliche Ueberlieferungen und das letzte Wort über die Prophezeiungen". Es ist mit ausdrücklicher Genehmigung der kirchlichen Obern herausgegeben und enthält nicht die eigentlichen Weissagungen, sondern nur „Studien" gewisser Priester und Abbés über dieselben. Dagegen giebt ein anderes, welches den Titel „der neue Liber mirabilis oder sämmtliche echte Prophezeiungen über die gegenwärtigen Zeiten" führt, Bruchstücke aus mehr als hundert prophetischen Verkündigungen. Keine dieser Compilationen theilt die vollständige Weissagung mit. Immer ist's nur ein Auszug, der als erfüllte Vorhersagung ausgelegt werden oder den man eine Beziehung auf die sich vorbereitenden Ereignisse geben kann. Da läuft ohne Zweifel mancher Zusatz, manche Erdichtung mit unter, aber dem leichtgläubigen Publicum liegt nichts ferner, als die Absicht, den Dingen näher auf den Zahn zu fühlen. Die Bücher sind von Priestern herausgegeben oder durchgesehen, also muß es mit der Prophezeiung und dem ihr untergelegten Sinn seine volle Richtigkeit haben.

Der enorme Absatz dieser Bücher unter den Classen, die sonst als die gebildetsten gelten — ihren Hauptmarkt bildet die alte Aristokratie — ist ein wahres Zeichen der Zeit. Er zeigt den schärfsten Gegensatz gegen die Verneinung jedes Glaubens nicht blos an religiöse, sondern auch an gesellschaftliche Satzungen, welche die extremsten Communisten bezeichnet. Jene Prophezeiungen beeinflussen das Verhalten derer, die an sie glauben, so unmittelbar, daß es in der Provinz Familien giebt, die nur deshalb nicht nach Paris kommen, weil sie fürchten, während ihrer Anwesenheit könnte das Strafgericht über die gottlose Stadt hereinbrechen und zwar so rasch, daß auch für die Unschuldigen kein Entrinnen wäre. „Erst dieser Tage," so erzählt der Timescorrespondent, „sprach ich eine Dame, die durch Familienrücksichten wider ihren Willen in Paris zurückgehalten ist, und die mir sagte, sie gehe nie zu Bett, ohne zu fürchten, daß in der Nacht die Katastrophe vor sich gehen könnte. Die Prophezeiungen sind ihre tägliche Lectüre, sie kann lange Stellen von diesem Altfranzösisch mit seinen räthselhaften Phrasen und seinen dunkeln Anspielungen auswendig. Und es sind keineswegs nur Frauen, auf deren Phan-

tasie diese prophetische Mystik ihren Zauber ausübt. Ich habe häufig mit sonst intelligenten Männern der extremen Partei gesprochen, welche sämmtlich mit einer gewissen Achtung, ja mit Ehrfurcht von diesen Dingen redeten."

Den höchsten Werth besitzen in ihren Augen zwei Weissagungen: die der Nonne von Blois und die des Einsiedlers von Orval. Die Nonne prophezeite um das Ende des vorigen Jahrhunderts. Sie sagte, wenn wir jenen Büchern glauben wollen, den Fall des ersten Napoleon, die Rückkehr der Bourbonen, die hundert Tage, den Tod des Herzogs von Berry, die unerwartete Geburt des Prinzen Heinrich, die Revolution von 1830 und die von 1840 voraus. In einer Flugschrift des Abbé Richardeau werden diese Ereignisse aus den dunkeln Worten der Seherin herausgedeutet. Kommt der Ausleger aber dann zur Gegenwart, so muß er seinen Scharfsinn besonders anstrengen. Die Nonne scheint z. B. in unbestimmten Ausdrücken den letzten Krieg vorher zu sagen. „Es werden drei Boten kommen. Der erste wird ausrufen: Alles geht schlecht; der zweite: Alles ist verloren, der dritte aber: Alles ist gerettet." Man kann sich die Aufregung der Tausende von Gläubigen denken, welche die Prophezeiung auswendig wissen und aufsagen können, als von Napoleon dem Dritten aus Metz das Telegramm eintraf, welches mit den Worten: „Alles kann wieder in Ordnung kommen", die Niederlagen im Elsaß eingestand, und wie diese Aufregung sich steigerte, als kurz nachher die Kunde von Sedan anlangte. Natürlich mußte nun auch das dritte der prophezeiten Ereignisse, das freudige, bald eintreten. Aber dasselbe blieb aus und läßt noch heute auf sich warten.

In förmliche Ekstase gerieth die ganze Schaar der Gläubigen, als im September 1870 das Märchen von dem mit einem golddurchwirkten Bahrtuch überdeckten Sarge zu ihnen drang, in welchem der König von Preußen oder Bismarck durch Rheims nach Deutschland abgeführt worden war; denn die prophetische Nonne hatte gesagt, ein wichtiger Mann werde sterben und sein Tod drei Tage geheim gehalten werden. Auch die Behauptung derselben, daß Blois selbst nicht in die Hände des Feindes fallen werde, ist bekanntlich nicht eingetroffen. Die Gläubigen aber haben sich dadurch nicht irre machen lassen.

Noch größeren Ansehens aber als die Nonne scheint sich der Eremit von Orval zu erfreuen. Auf alle Fälle ist sein Vaticinium noch dunkler und vieldeutiger. Er soll 1542 prophezeit haben, die Sammlung seiner Sprüche aber ist erst 1793 vorgenommen worden. Wie man sie deutet, mögen folgende Stellen darthun. „Heulet, Söhne des Brutus, ruft wider euch die wilden Thiere an, die euch verschlingen werden! Großer Gott, welch ein Waffengetöse!" Das soll die Revolution von 1848 sein. Auf Napoleon den Dritten, den letzten Krieg und den Aufstand der Communarden wird folgende Stelle

bezogen: „Noch ist die Zahl der Monde nicht voll, und schon kommen viele Krieger. Wehe Dir, große Stadt! Siehe, da sind die vom Herrn gewaffneten Könige.“ Unter den Monden verstehen die Ausleger den Mondcyklus von neunzehn Jahren, welcher Zeitraum ziemlich genau mit der Dauer der Regierung Napoleons, vom December-Staatsstreich an gerechnet, zusammenfällt. Das Wehe gilt dem belagerten Paris, und die von Gott bewahrten Könige sind die deutschen Fürsten. Die Lieblingsstelle der legitimistischen Interpreten ist aber die folgende: „Schon hat das Feuer sie (die Stadt) der Erde gleich gemacht, aber die Gerechten werden nicht umkommen. Gott hat sie erhört. Die Stätte des Frevels ist durch Feuer zerstört. Die große Gosse (die Seine) hat alle ihre Gewässer roth von Blut in das Meer geführt, und das zerrissene Gallien wird sich wieder zusammenthun. Gott liebt den Frieden. Komm, junger Fürst! Verlaß die Insel der Gefangenschaft! Vereine den Löwen und die weiße Blume! Komm!“ Der junge Fürst ist selbstverständlich der Graf Chambord. Als derselbe im vorigen Jahre nach Frankreich kam, setzte das seine Anhänger in einige Verlegenheit. Er kam nicht von einer Insel, auch konnte man den Fünfzigjährigen nicht gerade mehr einen jungen Fürsten nennen. Endlich war nicht recht abzusehen, wie er den belgischen Löwen mit der bourbonischen Lilie vereinigen könnte.

Nach allen diesen Dingen weissagt der Prophet von Orval die Vertilgung aller Ketzereien, die Bekehrung des Kaisers von Rußland (wo 1793 die Jesuiten sich eingenistet hatten und von der Regierung warm gehegt und gepflegt wurden) und eines deutschen Fürsten zum alleinseligmachenden Glauben, (was sich erfüllt hat, aber nur an einem ganz kleinen Potentatenknirps, dem Herzog von Cöthen, der beiläufig seine Residenz auch mit einer Spielbank verzierte) welcher dann die Bekehrung von England und Schottland folgt.

Seine letzte Vision freilich ist weniger erbaulich. Er verkündet die Geburt des Antichrist, welcher der Sprößling aus der Heirath eines Juden mit einer Türkin ist.

Auf all das wunderliche Zeug schwört nun der fromme Legitimist mit inbrünstiger Zuversicht. Und in gleicher Weise vertraut er dem alten Nostradamus, der auch sehr merkwürdige Dinge weissagt, wenn man seinen Ausdeutern glauben darf. Wenn er von der „Vereinigung der Ebenen Lothringens mit Niederdeutschland“ orakelt, so kann ja nur die Einverleibung Elsaß-Lothringens in den Staat der Prussiens gemeint sein, und wenn es bei ihm heißt: „Großes Menschengemetzel. Der große Neffe gefangen“, so bezieht sich das ohne allen Zweifel auf Sedan.

Eine Prophezeiung lassen sich selbst die Rothen wohl schmecken. Eine italienische Klosterfrau hat prophezeit, Napoleon der Dritte werde wieder in Paris einziehen, dann aber vor den Tuilerien gehenkt werden.

Bis jetzt hat der Schluß jener Einsiedler-Prophezeiungen seine Erfüllung noch nicht gefunden. Alles ging bis zum Mai 1871 nach Wunsch: es sah ganz darnach aus, daß Paris der Erde gleich gemacht werden würde. Aber der Brand wurde gelöscht, und die Stadt steigt wie ein Phönix aus dem immerhin mäßigen Aschenhaufen empor. Aber die frommen Seelen trösten sich. Sie hatten wenigstens beinahe Recht und leben der festen, freudigen Zuversicht, daß sie das nächste Mal ganz Recht haben werden.

Noch ein französischer Prophet ist Grignon de Montfort, der schon vor zweihundert Jahren voraussah, welche Ehren der jetzige Papst und die Jesuiten der heiligen Jungfrau anzuthun gesonnen sein würden, und von dem uns ein Abbé Curicque in seinem 1872 zu Paris erschienenen „Voix prophétiques“ berichtet. Es heißt da unter Anderm: „Maria trat während der Erscheinung Jesu Christi fast gar nicht hervor, damit nicht die Menschen, noch wenig unterrichtet und aufgeklärt über die Person ihres Sohnes, sich zu stark und plump an sie attachirten wegen der wunderbaren Reize, welche der Allerhöchste ihrem Aeußern verliehen hatte. Aber bei der Wiederkunft Christi muß Maria bekannt und offenbar werden durch den heiligen Geist, damit wir durch sie Jesum Christum kennen, lieben und ihm dienen lernen. Die Gründe, welche den heiligen Geist bewogen haben, seine Braut während ihres Lebens zu verbergen und seit der Ankündigung des Evangeliums nur wenig zu entschleiern, bestehen dann nicht mehr.“

Zum Schluß dieses Abschnitts unsrer Betrachtung möge noch einer Sibylle der Jesuiten gedacht werden, deren Prophezeiung mit besonderm Eifer auch im katholischen Deutschland herumgetragen zu werden scheint. Sie weissagt von einer großen, dreitägigen Finsterniß, welche noch diesen Sommer eintreten soll und uns folglich in den nächsten Tagen überfallen kann, von einem ungewöhnlichen Sterben, welches zu gleicher Zeit unter den Feinden der Kirche angehen wird, von dem wunderbaren Erscheinen aller zwölf Apostel bei der nächsten Papstwahl u. d. m. Wir bemerken dazu nur, daß besagte Sibylle die im Geruch der Heiligkeit verstorbene Maria Taigi ist, daß deren Leben zuerst von einem französischen Jesuiten, dem Pater Boussier geschrieben wurde, und daß ihre Prophetien das gegenwärtige Pontificat regieren. Die Taigi ist gewissermaßen die Pythia des jetzigen Papstes. Ihre Offenbarungen beherrschen seine Anschauungen von der Zukunft und haben ihm neue Dogmen geliefert.

Wir gehen nun zu einer andern Sorte jesuitischer Mirakel über, zu denen, welche ein von der Gesellschaft Loyolas besonders empfohlenes Gebet in unzähligen sorgfältig registrirten Fällen bewirkt hat. Wahrhaft köstliche Beispiele bringt hiervon der zu Innsbruck erscheinende „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu,“ eine Monatsschrift, die „mit Genehmigung der geistlichen

Oberen von Joseph Malfatti, Priester der Gesellschaft Jesu und Director des Gebetsapostolats für Deutschland," herausgegeben wird.

Genau wie eine der Reclamen für die „delicate" Revalescière Arabica Du Barrys oder für Jacobis Königstrank muthet uns hier folgendes Attest an, welches Bruck an der Muur, 18. November 1870 datirt ist, und dem ein halb Dutzend Seitenstücke folgen:

„Mein Enkel, ein fünfjähriger Knabe, hatte ein Uebel mit auf die Welt gebracht, das trotz aller ärztlichen Hülfe bis jetzt nicht geheilt werden konnte. Der Arzt, wiewohl er die Hoffnung nicht aufgab, es dürfte auch ohne eine Operation die Heilung noch erzielt werden können, sagte doch, es bedürfe hierfür wenigstens noch längere Zeit. Man ließ eine neuntägige Andacht zum heiligen Herzen Jesu halten. Drei Tage nach deren Beendigung verlor sich das Uebel plötzlich. Gelobt sei das liebevolle göttliche Herz Jesu in alle Ewigkeit. Amen. Th. v. K."

Anderen Genres, aber ebenfalls nicht übel, ist die folgende Geschichte von einem Liebhaber des Herzens Jesu, der seines Zeichens ein Fuhrknecht war, und an dem wir beiläufig noch das fernere Wunder zu bemerken haben, daß er schreiben und in ziemlich gutem Stil erzählen kann. Sein Referat, welches vom 5. December und aus Croatien datirt ist und uns ein wenig an den altindischen Beschwörungsspruch für fußkranke Gäule „Wodan und Balder ritten zu Holze" erinnern will, lautet:

„Von meinem Vorgesetzten mit zwei werthvollen Pferden betraut, fuhr ich am 18. November bei sehr nasser Witterung, um Erde abzuladen, an einen Ort, wo der Boden sehr weich war. Während des Abladens sehe ich einmal nach den Pferden, doch welch ein Schrecken: das eine Pferd war bis an den Bauch in den Boden gesunken. Eilends spanne ich ab und bringe mit großer Anstrengung die Pferde von der Stelle. Aber neuer Schrecken! Das eine Pferd konnte auf dem einen Fuße, der jetzt stark zitterte, nicht mehr stehen. Ich rief in der Angst alle Heiligen um Hülfe an, aber es ward nicht besser. Ich kniete nieder, betete ein Pater, ein Ave und die Ehre sei Gott dem Vater mit dem gewöhnlichen Lobspruche zum heiligen Herzen Jesu. In größter Angst, doch mit aller Hoffnung, fiel ich auf das Angesicht und wiederholte dieß noch zwei Mal mit dem Versprechen, noch öfter etwas, doch nichts Bestimmtes, zum göttlichen Herzen zu beten, als Danksagung und im „Sendboten" die Erhörung bekannt zu machen. Ich sah nach dem Pferde, aber noch konnte es nicht stehen, und doch, sagte ich zu mir, werde ich das Vertrauen nicht verlieren. Ich brachte dann mit dem einen Pferde den Wagen heraus, spannte beide ein, und Lob, Ehre und Preis dem heiligen Herzen Jesu, der Fuß war auf einmal ganz gut, das Pferd ging keinen Schritt lahm."

„Noch etwas zum göttlichen Herzen zu beten als Danksagung“ — an den Heiligen selbsten nicht, das Herz Jesu, eine jesuitische Gottheit, allein vermag es, aber es thut nur gegen das Versprechen, daß man sich auch bedanken will, seine Wunder. „Und im „Sendboten“ die Erhörung bekannt zu machen“ — das ist das eigentliche Punctum saliens, das heilige Herz leistet Mirakel, damit sie in den Jesuitenblättern figuriren.

Von Interesse ist ferner der in derselben Monatsschrift abgedruckte Brief einer Schwester vom Orden des heiligen Carl Boromäus, der aus einem französischen Kloster an eine Aebtissin oder Superiorin in Böhmen geschrieben ist. Wir lesen da unter Anderm:

„Es sind jetzt fünfzehn Tage, daß sich die seligste Jungfrau in einem unsrer Häuser wunderbar erweiset, und wir nehmen es als ein Zeichen, daß sie uns nicht verläßt. Das ist in Maison de Secours (eine Zufluchtsstätte des größten menschlichen Elends, in der bei vierhundert Personen von den Schwestern gepflegt werden), wo sich, wie Ehrwürdige Mutter wohl wissen, mehrere Mädchen, die einen schlechten Lebenswandel geführt haben, befinden. Nun ist unter ihnen auch eine Jüdin gewesen, welche sich bekehrt hat und getauft worden ist. In ihrem unendlichen Reueschmerz sagte sie, als sie ihre Auflösung nahe fühlte, zu den andern, daß sie, wenn sie in den Himmel komme, die seligste Jungfrau bitten werde, sie möchte ihnen ein sichtbares Zeichen geben, damit sich alle bekehren. Am Todestage der Neugetauften waren ihre Gefährtinnen auf ihrer Tribüne bei der Statue der heiligen Jungfrau versammelt, als sie zu ihrer Verwunderung gewahr wurden, daß dieselbe ihre Augen aufthue. Das hat sich an dem nämlichen Tage mehrmals wiederholt. Ergriffen wie sie waren, haben sich schon Tags darauf mehrere dieser armen Geschöpfe bei dem Beichtstuhle eingefunden, und es ist ihre Bekehrung zu hoffen. Seitdem drängt sich eine Menge Menschen zu dieser Statue, um dort zu beten, und Viele haben es gesehen, wie sich die Augen öffnen; zu diesen gehören auch wir Schwestern. Auch die Geistlichkeit kommt, um sich zu überzeugen. Der Herr Bischof leitete eine genaue Untersuchung ein und erlaubte, daß man diese Statue als eine wunderthätige in Ehren halte. Es kommen jetzt Jungfrauen, welche Loblieder anstimmen und voll Vertrauen unser Elend der Himmelsmutter darstellen, und wir sind trotz aller Trübsale mit Zuversicht erfüllt, daß uns geholfen werden wird.“

Etwas ganz besonders Feines ist unter diesen Geschichten der im „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu,“ Jahrgang 1871 zu lesende Bericht des Pfarrers Johann Klotzner zu Mölten in Tirol. Derselbe ist vom 4. Mai vorigen Jahres datirt und lautet wörtlich, wie folgt:

„In diesem Jahre am 13. Jänner um Mitternacht wurde in der Pfarre Mölten, Decanat Bozen, dem Bauer G. ein acht Monate altes todtes Mäd-

chen geboren, in dessen mißgestaltetem Gesicht weder Augen noch Nase zu sehen waren. Voll Verdruß bei der Unmöglichkeit, das arme Kind taufen zu können, trugen zwei erbetene Personen, der brave Nachbar H. und dessen Schwester A. das todte Kind zur wunderthätigen Gottesmutter nach Riffian mit der festesten Hoffnung, in der dortigen wohlbekannten Wallfahrtskirche Lebenszeichen zu erbitten, um dasselbe mindestens bedingungsweise taufen zu können. Beide Wallfahrer kamen am selben Tage spät Abends in Riffian an, trugen am folgenden Tage das Kind in die Kirche und beteten mit ganzer Inbrunst der Seele während der Frühmesse um die erwünschten Zeichen des Lebens. Und sieh! Das Kind wurde voll kalter Schweißtropfen, die früher ganz unsichtbare Nase wurde übermäßig groß, und das linke Auge that sich ein wenig auf. Voll Freude über die erwünschte Erscheinung trugen sie das Kind nach der Frühmesse in den Widum, um es sehen und taufen zu lassen, konnten aber alldort von einem Lebenszeichen nichts mehr entdecken. Sie trugen daher das Kind wieder in die Kirche zurück, beteten während des Ordinari-Gottesdienstes mit neuem Eifer für dessen Belebung und sahen zu ihrer größten Freude die erstgenannten Zeichen noch einmal und ebenso auffallend, weshalb sie mit demselben das zweite Mal in den Widum zurückkehrten, aber leider, wie das erste Mal, wieder vergebens. Sie kehrten das dritte Mal in die Kirche zurück und beteten bis halb zehn Uhr, aber dieses Mal ganz umsonst; denn es zeigte sich gar keine Aenderung mehr, weshalb sie ganz blau und erstarrt vor Kälte das Gebet aufgaben, das Kind begraben ließen und nach Mölten zurückkehrten. Groß war ihr Verdruß über ihre mißlungene Sendung, sie wurden aber ganz untröstlich, als sie hörten, daß sie bei solchen Lebenszeichen das Kind alsogleich ohne Verzug bedingungsweise hätten selbst taufen können und sollen. Es ließ ihnen keine Ruhe mehr, bis sie wieder nach Riffian pilgerten um den begangnen Fehler auszubessern.

Am 18. Jänner früh bei gewaltigem Schneegestöber und schauerlich schlechtem Wege zogen dießmal zwei Pilgerinnen (statt des Nachbars H. dessen Tochter J.) wieder nach Riffian mit dem festen Willen, bis zur Erhörung ihrer Bitte nicht mehr nachzugeben und mit dem Kinde bis nach Trens zu wandern, wenn sie in Riffian nicht erhöret werden sollten. Am 18. Jänner Abends kamen sie in Riffian an und ersuchten den dortigen Todtengräber, das Kind wieder auszugraben, was er mit aller Bereitwilligkeit that. Das Kind lag tief im Grabe durch vier Tage und Nächte, und schwere Steine darauf, welche das nur in einem Tuche eingebundene Kind ganz zerdrückten. Nur mit Mühe zog der Mann das unförmliche, keiner menschlichen Gestalt ähnliche Kind hervor und warf dasselbe, an den Füßen faßend, vor der einen Pilgerin auf den tiefen Schnee hinaus. Diese hatte lange Zeit nöthig, bis sie sich auskannte, den Kopf, die Hände und Füße herausfand und die Miß-

gestalt in der Form des menschlichen Leibes zurechtlegte, die beiden Händchen über die Brust gekreuzt. Um vier Uhr Abends fingen sie an zu beten, vollendeten den Psalter und sieh! Das Kind bekam wieder kalte Schweißtropfen, das vorige Aas (!) bekam eine menschliche Gestalt. Allmählig sah man auf der rechten Wange unter dem Auge und neben dem Munde schwarzrothe Flecken, welche sich langsam über die Nase und linke Seite und über den Mund ausdehnten und das ganze Gesicht gestaltiger machten. Die Nase und das Kinn wurden weißröthlich, die Wangen immer voller und röther, das linke Auge that sich etwas auf, der ganz verzogene Mund wurde regelrecht gebildet und so geöffnet, daß die rothe Zunge herausschaute. Die beiden Händchen wurden ganz weiß, mit leichtem Roth überzogen, und das Gesicht bekam einen schönen weißrothen Ausdruck. Sieben Personen waren gleichzeitig Augenzeugen und schauten mit Bewunderung das wahrhaft schöne Kindsgesichtchen an. Dießmal vergaßen sie vor lauter freudiger Verwirrung einen Priester zu rufen, und ersuchten den gerade gegenwärtigen Meßner und Todtengräber das Kind zu taufen. Erst nach der Taufe fiel es ihnen ein, den Herrn Curaten zu rufen, welcher also gleich kam, die Lebenszeichen erkannte, aber die Taufe wegen der bereits schon vorgenommenen unterließ, hingegen für den folgenden Tag (19. Jänner) das kirchliche Begräbniß und ein heiliges Engelsamt zusagte. Die Lebenszeichen wurden nach der Nothtaufe immer noch schöner, sodaß die Gesichtsröthe fast leuchtend wurde und eine Lippe einiges farbiges Blut von sich gab. Erst allmählig verschwanden diese Lebenszeichen wieder, doch so, daß das Kind nicht mehr mißgestaltet wurde, die Weiche des Leibes nie verlor und gar nie trotz des viertägigen Grabes einen Fäulnißgeruch ausdünstete. Gelobt sei in alle Ewigkeit der allgütige, allmächtige Gott und unsre liebenswürdige hülfreiche Mutter Maria."

Man sieht hier wieder einmal, daß die Gottesmutter der Jesuiten mindestens ebenso große Wunder leistet als ihr Sohn; denn Bethanien und Riffian stehen neben einander wie das kleinere neben dem größeren Mirakel. Der beharrliche Eifer der Pilgerinnen aber, welche die heilige Jungfrau durch ihr anhaltendes Beten in aller Form so lange drangsalirten, bis sie ihren Wunsch erhörte, wird nur von den wunderthätigen Betern der indischen Sage übertroffen. Haben sie mit ihrer Inbrunst verrichtet, was Pater Klotzner von ihnen erzählt, so werden wir nicht zweifeln, wenn uns von ihnen einmal mitgetheilt wird, sie hätten ein Meerschweinchen in einen Paradiesvogel umgebetet. Niemals aber würden wir ihnen Glauben schenken, wenn sie uns weiß machen wollten, in den Kopf besagten Paters Verstand und in die Seele des Jesuiten, der das Wunder abdruckt, die Liebe zur Wahrheit hineingebetet zu haben.

In ähnlicher Weise fährt aber das von uns citirte Jesuitenblatt bogen-

lang fort. Die Wunder werden einen beim Lesen etwas ganz Gewöhnliches, jedenfalls mehr Regel als Ausnahme. Es geht damit wie beim Brezelbacken, und keine Seite des Lebens ist, auf der sie nicht vorkämen. Hier sofortige oder allmählige Heilung dieser und jener Gebreßten auf miraculöse Weise, daneben plötzliche Besserung von erschrecklichen Sündern, weiterhin Wiedererwachen Gestorbener zu dem Zwecke des Empfangs der letzten Oelung oder Verzögerung des Todes, damit jemand den Sterbenden noch zu sehen bekommt. — Alles das durch Gebetskraft besorgt. Auch für allerlei Geschäftchen, zum Theil verdächtiger Art, ist dieses Arcanum probat. So meldet ein Biedermann, wie durch die magische Gewalt einer Novene, ein junger Mensch um die Ableistung seiner Militärpflicht herumkam. Ein Andrer hat auf ähnlichem Wege einen Prozeß gewonnen. Ein Dritter bewirkte, daß dem Gegner der Eid nicht abgenommen wurde. Jemand verliert seine Reisetasche mit vielem Gelde, und ein inniges Gebet oder ein paar zum heiligen Herzen verschafft sie ihm wieder. Die Polizei kommt einem Missethäter auf die Fährte, eine Hausfrau bekommt getreue Mägde, ein fauler Dienstbote kriegt Lust zur Arbeit, ein Studentlein in Examennöthen rettet sich vor dem Durchfallen, eine Scheidung wird verhütet, die schwere Gefahr, daß Protestanten in einem stockkatholischen Orte eine Fabrik errichten, wird abgewendet (Decemberheft des „Sendboten" Seite 207), das Wetter wird in erbeteter Art anders, der Grund, wodurch ein Deficit in die Casse gekommen, wird entdeckt, eine gemischte Ehe wird hintertrieben (S. 243) u. s. w. Das Mittel, diese Segnungen zu erwerben, ist in den meisten Fällen eine Novene zum heiligen Herzen Jesu oder auch blos das Gelübde einer solchen, zu dem jedoch fast immer das fernere Gelübde hinzukommt, die Gewährung der Bitte im „Sendboten" bekannt zu machen.

Aber das Gebet ist es nicht allein, sondern auch andere Dinge helfen zum Ziele, besonders Auflegung von Reliquien, Amuletten und dergleichen Sachen. Vorzüglich kräftig ist, wie es scheint, der St. Josephsgürtel, aber auch Muttergottes-Bildchen, Herz-Jesu-Bildchen, Bruderschafts-Medaillen, Portraits des seligen Johannes Berchmanns sind nicht gering zu achten. Seite 336 wird uns mitgetheilt, daß eine todtkranke Frau, die den Josephgürtel umband, noch am selbigen Tage ihr Bett verließ, und an einer andern Stelle erfahren wir, daß ein Kind, welches das Laufen nicht lernen wollte, im selben Augenblick, wo ihm der Gürtel angelegt wurde, das Geschick dazu gewann. Nur ein einziges Mal wird es dem Pater Malfatti zu arg. Zu der Erzählung eines Innsbruckers, der ein Muttergottes-Bildchen als Arznei verschluckt hat, bemerkt er, (vermuthlich nur, weil er sich den weitern Weg, den das Bildchen zu nehmen hatte, vergegenwärtigt) daß er „weit entfernt sei, dieß Verfahren zur Nachahmung zu empfehlen.".

Nach dem Genuß dieser Mittheilungen des Innsbrucker Jesuitenblattes werden wir uns nicht mehr wundern, wenn das Berliner Organ der frommen Väter, die „Germania“ vor einigen Wochen folgendes Seitenstück zu dem Liede „Freifrau von Droste-Vischering“ ohne Bemerkung, also doch wohl gläubig und um Gläubige für diese Sorte von Mirakeln zu Ehren seiner Patrone zu werben, der Welt vorsetzte.

„Paris, 27. Mai. Der heutige „Monde“ widmet auf der ersten Seite seines Blattes der wunderbaren Heilung eines zehnjährigen Knaben einen eingehenden Artikel. Dieselbe ist nach dem genannten Blatte auf dem Grabe der im vorigen Jahre mit andern Geiseln von den Communisten erschossenen Jesuitenpatres erfolgt, und zwar in einer Weise, daß selbst die Aerzte, welche den Knaben bis dahin erfolglos behandelten, dieselbe auf wissenschaftlichem Wege nicht zu erklären vermögen. Der „Monde“ erzählt im Wesentlichen, daß der junge André D . . . . seit zwei Jahren mit einer nervösen Krankheit behaftet gewesen sei, welche sich in heftigen Gliederkrämpfen, verbunden mit intermittirender Blindheit und Taubheit äußerte. „Das Kind konnte weder gehen, noch sich überhaupt aufrecht erhalten, seine Kräfte nahmen sichtbar ab, die innern Functionen gingen nicht mehr vor sich, und die Quellen des Lebens schienen zu vertrocknen.“ Die Eltern, welche sich in sehr günstigen Verhältnissen befinden, versuchten Alles, um eine Heilung herbeizuführen, aber die ärztliche Kunst erwies sich wirkungslos. Der Knabe, welcher sehr fromm ist, nahm sich vor, eine neuntägige Andacht zu Ehren der ermordeten Jesuitenväter abzuhalten. Am 28. April um acht Uhr Morgens brachte man ihn in einem Wagen zur Capelle, wo die sterblichen Reste derselben ruhen, und legte ihn auf zwei mit Kissen bedeckte Stühle vor dem Grabe nieder. Der Hauslehrer André's las die Messe. Beim Confiteor bemerkte der Knabe, daß seine Beine von den Schmerzen befreit und wieder zur Bewegung fähig seien. Anfangs wollte er seinen Sinnen nicht trauen, aber beim Evangelium warf er die ihn umhüllenden Decken weg und richtete sich auf. Die erschreckten Eltern wollten ihn stützen; er sagte ihnen, daß dies nicht nöthig sei, weil er sich geheilt fühle. Bei der Wandlung kniete André nieder, erhob sich wieder und setzte sich. Nach der Messe sprang er munter auf die Straße und wollte, um einen Beweis seiner vollständigen Heilung zu geben, zu Fuße nach Hause zurückkehren. Den Tag über lief er im Garten umher, kam des Abends nochmals zu Fuß zur Capelle, und am folgenden, dem Tage, an welchem seine neuntägige Andacht zu Ende ging, diente er selbst bei der Messe. Der „Monde“ schließt seinen Artikel mit den Worten: „Wir theilen diese Thatsache mit, ohne sie zu commentiren. Sie hat sich zugetragen mitten in diesem ungläubigen Paris, welches ihr gegenüber die Augen verschließen, aber ihr nicht widersprechen kann. Eine unzählige Menge von Zeugen können den

Hergang bekunden. Die Familie des Kindes nimmt eine der ehrenvollsten Stellungen ein, und die Achtung deren sie sich erfreut, stellt sie vor jeden Verdacht sicher. Einer der bedeutendsten Aerzte, einer der Fürsten der Wissenschaft, hat den Knaben behandelt; er hat denselben vor und nach seiner Heilung gesehen und hat die außerordentliche Veränderung bestätigt, vor welcher die Wissenschaft ohne Erklärung dasteht. Das ist der Grund, weshalb die Capelle der Jesuiten gestern nicht leer wurde. Gläubige jeden Standes kamen Gott zu bitten, der den Blinden Licht, den Tauben Gehör verleiht, die Lahmen gesund macht, daß er auch Frankreich die Augen öffnen möge, damit es endlich erkenne, welches die Ursache seiner Leiden ist, und wo es Heilung für dieselben zu suchen hat."

Natürlich bei den Jesuiten, heißt der Kern dieser Moral der Historie des französischen Loyolistenblattes, und das deutsche will mit dem Abdruck offenbar sagen: Seht, ihr doppelt Blinden diesseits des Rheines, ihr Liberalen, ihr Freimaurer, solche Wunder wirken todte Jesuiten, und ihr wollt die lebendigen vertreiben!

Wir schließen mit einer Auswahl anderer netter Proben aus der Fabel-Apotheke der Ultramontanen. Sie sehen alle aus, als ob sie in der Zeit der Virorum obscurorum gewachsen wären, sind aber alle aus dem angeblich so erleuchteten neunzehnten Jahrhundert, wenn auch zum Theil aus dunkeln Winkeln, ja alle von der Ernte dieses letzten Jahres.

Der ersten Geschichte geben wir die Anschrift: „Gottesfürchtiges Vieh." Die Schuljugend in Feldsberg wurde kürzlich, wie der wiener „Deutschen Zeitung" geschrieben wird, von ihrem Katecheten mit folgendem Histörchen erbaut: „Eine Bauersfrau ging zur Communion, und um ihren Bienenstand zu vermehren, nahm sie die Hostie aus dem Munde in das Gebetbuch und gab sie in den Bienenstock. Die Honigernte war dadurch namhaft vermehrt, und eine Vermehrung des Bienenstandes im nächsten Jahre mußte die nothwendige Folge sein. Doch als im Herbste die Kühe, Schafe und Schweine in den Garten und in die Nähe des Bienenstockes kamen, fielen sie auf die Knie und konnten sich erst wieder erheben, als der Pfarrer in feierlicher Procession den Schatz, um den die Bienen eine Monstranz aus Wachs gebaut, gehoben hatte. Noch heute wird sie verehrt."

Historia Nummer zwei, die wir einer römischen Correspondenz der „Germania" vom 29. Mai d. J. entnehmen und „Strafe eines ruchlosen Schenkwirths" nennen, reiht sich als Gegenstück würdig der ersten an. Sie lautet: „In dem Vicolo del Moro, unweit der Kirche S. Maria in Via ist eine Wäscherei. Die dort beschäftigten Wäscherinnen haben die Sitte, sobald das heilige Altarssacrament aus der Kirche zu schwer Kranken getragen wird, ihre Arbeit zu unterbrechen, um den Priester unter Gebet zu begleiten. So hörten

sie auch gestern das Glöcklein und schlossen sich dem Geistlichen an. Als der Zug an einer dem Waschplatz gegenüberliegenden Osteria vorüberging, stand der Wirth unter der Thür und erging sich in Flüchen und Lästerungen. Die Wäscherinnen verwiesen ihm sein gottloses Betragen, und als er Miene machte, seine Blasphemien fortzusetzen, stürzte er plötzlich todt zur Erde nieder." Ja, ja, ihr Freidenker, ihr bösen Buben, so geht es, wenn man sich in Betreff der Ehrfurcht vor kirchlichen Dingen (vergl. oben) selbst von unvernünftigen, aber gleichwohl frommen Kühen und Schweinen beschämen läßt!

Die dritte Geschichte, die wir aus dem Sagenschatz der „Tyroler Stimmen" schöpfen und einfach mit „Grauslich!" überschreiben, spielt „am Fuß des Hundsrückens. Eine Gesellschaft junger Leute wußte im Uebermuthe nichts Anderes zu thun, als mit der christlichen Religion ihren Spott zu treiben. Endlich beschlossen sie, die Geschichte von Lazarus aufzuführen. Einer aus der Gesellschaft legte sich ins Grab, ein Anderer rief ihm die Worte zu: „Lazarus, stehe auf!" Doch der, welcher diese Worte gesprochen hatte, wurde augenblicklich taub und stumm; der aber, welcher sich ins Grab gelegt hatte, stand nicht mehr auf, denn er war todt!"

Das vierte Mirakel, mit dem wir als dem erbaulichsten schließen wollen, könnte zu einer Fortsetzung der Ovidschen Metamorphosen verwendet werden und wird zu diesem Zweck den Poeten der „Germania" empfohlen. Unsre nächste Quelle ist die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die sich aus Mülhausen, 1. Juni schreiben läßt: „Der Karlsruher Zeitung wird von hier folgende erbauliche Geschichte gemeldet, die auch von der Straßburger Zeitung bestätigt wird. Der Correspondent erzählt wörtlich: „Wie die gnadenreiche Jungfrau den Spott über ihre göttliche Person bestraft, davon erzählte uns ein Geistlicher in seiner Predigt am Dreifaltigkeits-Sonntag im Jahre des Heils 1872 folgendes merkwürdige Beispiel. In einem Orte des Niederrheins (der Name wurde nicht genannt), wo die Einwohnerschaft in zwei Confessionen getheilt ist, besuchte vor zwei Monaten ein Ungläubiger (wahrscheinlich ein Protestant) eine katholische Familie, mit der er befreundet war, und welche einen sehr schönen Hund besaß. Bei seinem Eintritte redete er diesen mit den Worten an: Du bist schöner als den Katholiken ihre Mutter Gottes. Alles erschrak darob, man verwies ihm die lästerlichen Worte und machte ihn darauf aufmerksam, wie die Genannte dergleichen Frevel nicht ungestraft lassen werde. Wie gesagt oder vielmehr prophezeit, so geschah es. Der junge Mann fühlte sich, als er nach Hause kam, am ganzen Körper wie zerschlagen. Er schrumpfte sichtbar zusammen, wurde ganz schwarz und fing an zu bellen wie ein Hund. Vor acht Tagen nun habe ich (der Geistliche) erfahren, daß er heute noch schwarz ist und noch immer bellt wie ein Hund." — Und der Eindruck dieser Wundergeschichte auf die Zuhörer? Was wenigstens mich betrifft

— ich bin Katholik — so mußte ich mir unwillkürlich an die Schläfe greifen und mich fragen, in welchem Jahrhundert wir denn leben."

Wir meinen, unsere Leser werden, wenn sie diese Blumenlese von Jesuiten-Mirakeln nach gemachtem Gebrauch aus der Hand legen, ein wenig betäubt von dem Geruch des Sträußchens, desgleichen thun.

Eine Berner Patricierin des siebzehnten Jahrhunderts

von

A. Wysard.

(Schluß.)

Montags den 9. December 1689 zeigten die beiden Heimlicher Ernst und Ryhiner dem durch Glockenschlag versammelten Rath der Zweihundert an, daß sie „in der verschienen Nacht eine Weibsperson, auf welche ein starker Verdacht gefallen, mit unerlaubten Correspondenzen umzugehn, in die Insel geführt und daselbst bis auf weitere Verordnungen wohl verwahrt hätten!" Weil die Gefangene der mächtigen Familie von Wattenwyl angehörte, mußten alle Glieder und Verwandten derselben abtreten und wurde in einer tumultuarischen Sitzung das Verfahren der Heimlicher gutgeheißen, ein eigener Ausschuß niedergesetzt und mit außerordentlicher sonst in „dergleichen des Vaterlandes Sicherheit ansehenden Begebenheiten" dem geheimen Rath zukommenden Befugniß ausgestattet, diese Person zu examiniren, sie auch alles Ernstes zu befragen, wer sie zu diesen Sachen angerufen und verleitet habe und wer mit ihr darin weiters intressirt sein möchte." An der Spitze dieses Ausschusses stand der schongenannte franzosenfeindliche und darum auch populäre Venner Dachselhofer, den die antifranzösische Partei an die Stelle eines der beiden verdächtigen Schultheißen zu befördern hoffte. Neben diesem Mann von Eisen saßen die Herrn Venner Jenner, ein Mann, der auf schnelle und unbegreifliche Weise sein Vermögen gewonnen hatte, die Heimlicher Ernst und Ryhiner, die Altlandvögte Willading, Berseth, Thormann und Wurstenberger.

Es handelte sich nun in erster Linie darum, sich des Gemahls der Perregaux zu versichern. Ein Herr Lambach, der als Taufpathe sich nach Neuenburg begeben mußte, sollte daselbst seine Auslieferung verlangen. Perregaux erhielt Wind und entfloh nach der Franche-Comté. Lambach aber nahm einen Dienstboten der Perregaux in seinen Dienst, um ihn auszufragen, und wo möglich Aufschluß über ihren Verkehr und Briefwechsel zu erlangen. Doch Alles half nichts. Nach drei Monaten wurde der Bediente entlassen und die

Perregaux mußte, wie sie selbst behauptet, sowohl die Kosten der Neuenburger Reise, als der Anstellung ihres eignen Dienstboten tragen, so daß „Lambachen das Pathengeschenk nicht viel habe kosten können.“ Das Verhör begann im Gefängniß. Dachselhofer und Jenner, als die Häupter des Gerichts, saßen, aber aus Rücksichten auf der Delinquentin hohe Geburt stets unbedeckten Hauptes; die zwei Heimlicher standen mit Hellebarden in den Händen. Die übrigen Glieder des Rathes standen ebenfalls, aber ohne Waffen und ohne Hut. „Wir hätten es mit Rücksicht auf die Verdienste eurer Familie nicht aufs Aeußerste kommen lassen, äußerte unter Anderm Dachselhofer in seiner Eröffnungsrede, wenn es sich nicht um eine Staatssache handelte, das heißt um ein Einverständniß mit dem Gesandten Frankreichs, dessen König ein zweiter Attila und die Geißel unsrer heiligen Religion geworden ist. Dieser Fürst, der eidbrüchig das Edict von Nantes vernichtet und eine Unzahl seiner eignen Unterthanen grausam verfolgt, eingekerkert und verjagt hat, sucht jetzt auch unser Staatswesen zu verwirren, indem er bemüht ist, mehrere unserer Standeshäupter auf seine Seite zu ziehn. Dazu hat er sich namentlich Eurer Person bedient. Dies erhellt deutlich aus den aufgefangenen Täfelchen, aus den Papieren und dem Schlüssel, den wir in Eurer Cassette aufgefunden haben, und besonders aus Euerm letzten Brief, der Staatsgeheimnisse enthält, welche Niemand wissen kann, als die Seckelmeister und Venner. Diese müssen ihren Amtseid gebrochen haben. Solches könne, fuhr er fort, unmöglich geduldet und die Schuldigen müßten bestraft werden. Sie werde selbst einsehen, daß sie einfach verführt und getäuscht worden, sie möge daher durch ein umfassendes Bekenntniß sich nicht nur die Freiheit, sondern eine über ihr Hoffen reiche Belohnung und Bevorzugung ihrer Familie erwerben.

Die Perregaux antwortete: Sie fühle sich nicht berufen die Schritte und Maßregeln des Königs von Frankreich zu beurtheilen; wohl aber möge es ihren Richtern schwer werden, diesen Bruch des Völkerrechts in ihrer Person zu rechtfertigen: sie sei nicht mehr Bernerin, sondern die Unterthanin eines französischen Prinzen. Sie habe daher gar wohl mit der französischen Gesandtschaft verkehren können, ohne die bernischen Staatsinteressen zu verletzen. Ihr Verkehr habe den alleinigen Zweck gehabt, ihrem Mann eine bessre Stellung zu erwirken. Ueberdies sei es lächerlich zu meinen, daß die Standeshäupter Berns sich einem Weibe anvertraut hätten, Angesichts des Leichtsinns, den man diesem Geschlecht von je zugeschrieben habe. Die prächtigen Täfelchen gehörten ihr allerdings, aber sie habe jederzeit gern etwas Schönes und Nettes besessen, und was darauf geschrieben, sei einfach eine Sache des Zeitvertreibes. Was die Staatsgeheimnisse betreffe, so habe sie dieselben von einer ihr unbekannten Privatperson erhalten, die sie zufällig erlauscht habe.

Herr Berseth beschwor nun das achtjährige Knäblein der Perregaux seine

Mutter zu bitten, die ganze Wahrheit zu sagen, sonst sei es um ihr Leben gethan. Doch auch dieses Mittel verfing nicht. Die Verhörrichter gaben ihr daher Bedenkzeit, mit der Drohung, sonst strengere Maßregeln vorkehren zu müssen. Das Kind, bis jetzt ihr einziger Trost und ihre einzige Freude im Gefängniß, wurde ihr entrissen und auf die Straße gesetzt; aber da es weinend nicht wußte, wo ein und aus, nach Vallengin zu Verwandten geschickt. Diese sandten es, nachdem sie es ausgebeutet und mißhandelt hatten, auf die wiederholten Bitten des flüchtigen Vaters nach der Freigrafschaft.

Die Perregaux wurde unterdessen der Reihe nach von den Zünften*) verköstigt. Die Vorgesetzten derselben aßen mit ihr, nachdem sie die Speisen und den Wein immer durch zwei Personen hatten kosten lassen, aus Furcht, man möchte die für viele so compromittirende Person durch Gift aus dem Wege räumen.

Das zweite Verhör wurde mit denselben Formalitäten vorgenommen. Dachselhofer fragte wieder, wem die prächtigen Täfelchen gehörten. Die ihrigen könnten sie nicht sein, da man in der ganzen Schweiz dergleichen nicht fände. Warum sie dieselben mit Geheimschrift nach Solothurn gesandt? Sie solle Gott die Ehre geben, sonst werde hart gegen sie vorgegangen werden und alle Anstrengungen und Verwendungen Frankreichs würden sie nicht retten. Sie habe, antwortete sie, die Täfelchen von fremden Händlern gekauft und sie den Edelleuten ihrer Excellenz schenken wollen. Die Chiffreschrift sei schon darauf gewesen als sie dieselben gekauft und so habe sie dieselbe nicht weiter beachtet.

— Warum Herr von La Boulaye, des Gesandten erster Sekretär sie oft besucht habe? Gewiß um Erkundigungen über die Staatsgeheimnisse einzuziehen? — Nein um sich an den Merkwürdigkeiten der Stadt zu amüsiren. Er habe übrigens noch andere Damen besucht, z. B. Frau Willading, die Tochter des Venners Kinchberger und die des Venners Güder. Man solle diese auch befragen, worüber sie sich mit ihm unterhalten hätten! —

Nun wurde sie über einige Briefe befragt.

Ihre Antwort und Erklärung war der reinste Hohn. Da sprang Venner Jenner in wilder Wuth auf und fuhr sie an: „Weib, all Deine Ausflüchte helfen Dir nichts, Du mußt die Wahrheit sagen!"

Ruhig und mit überlegner Miene protestirte die Perregaux gegen diesen Ton. Auch der Venner Dachselhofer konnte nicht umhin, seinem Collegen zu bemerken, das sei nicht die Art mit Damen zu sprechen und fuhr ruhig

*) In Bern theilt sich noch heutzutage die ganze öconomische Gemeinde der Stadt in „Zünfte", mit Zunftgütern, Zunfthäusern &c. D. Red.

fort zu fragen: Was sie zu dem Chiffreschlüssel sage, den man in ihrer Casette gefunden und der die Namen der hauptsächlichsten Staatsmänner enthalte. Nach diesem hieß nämlich Ludwig XIV. „Bark“, sein Gesandter „Wurst“, der Schultheiß von Erlach „Walker oder Brunner“, von Büren „Ephestion“, die Zweihundert „Birsen“, Oberst von Wattenwyl „Cinna“, der deutsche Kaiser „Mosteren“, Bern „Moskon“, die Rathsherrn Berns „Mousky“, der Kriegsrath „Norlen“, Solothurn „Torneff“, England „Strikel“, die Heimlicher „Arten“, die Religion „Schmied“, sie, Madame Perregaux „Altorf und l'Ury“, ihr Gatte „Krantz“ und er Dachselhofer selbst „Tirlery“.

Das sei einfach ein schlechter Witz. Im entgegengesetzten Fall würde er nicht seinen eigenen Namen finden. Denn er selbst werde am besten wissen, daß sie nie mit ihm in Verbindung gestanden.

Ihr Verkehr mit den beiden Schultheißen und dem Anton Kirchberger sei rein freundschaftlicher Natur gewesen.

Endlich bemerkte Jenner mit bitterm Ton: All ihre Intriguen hätten wohl den Zweck gehabt, ihrem armen Mann Geld und Gut und sich die Mittel zu verschaffen, auf dem angebornen hohen Fuß ihrer Familie zu leben.

Schneidend erwiderte ihm die Perregaux: „Weder ihre Eltern noch ihr Gatte hätten je schlechte Mittel und Wege angewandt, um zu Vermögen zu kommen. Mein Gatte besitzt noch das Gut, das er von seinen Eltern ererbt und ist's auch mäßig, so war er doch unlängst im Stande, einem Jenner, der ihn um seine Unterstützung angegangen, vom Kopf bis zu den Füßen kleiden zu lassen. Mein Herr, ihr redet von unserer Armuth: wir haben niemals falsches Geld gemacht, wie gewisse Leute. Jedermann weiß, daß ihr bei eurer Heirath sammt eurer Frau nur 30,000 Francs besaßet und jetzt besitzt ihr mehr als 300,000 Francs.

Dachselhofer brach da das Verhör ab mit der Bemerkung, daß heute zum letzten Mal mit Milde gegen sie verfahren worden sei.

Indessen, ehe man zum Aeußersten schritt, wurden doch noch mehrere Versuche gemacht, sie durch Ueberredung, Versprechen und Drohungen zum Bekenntniß zu bringen, Die drei ersten Geistlichen der Stadt wandten umsonst ihr Redetalent an. „Sie habe Niemand anzugeben, da sie weder schuldig sei, noch Mitschuldige habe,“ war ihre stete Antwort.

Dem Venner Jenner, der durchaus wissen wollte, was der Inhalt ihrer Unterredungen mit La Roulaye gewesen: antwortete sie sarkastisch: „Sie erinnere sich nur der letzten Besprechung und da habe er geäußert, „er kenne keinen ärgern Feind Frankreichs als Herrn Jenner und der werde gewiß einmal ein böses Ende nehmen.“

Die Richter gestatteten nicht, daß der Secretär Wyß diesen Sarcasmus ins Protokoll aufnehme. Aber ein Herr Wyssenbach wiederholte die Aeußerung

vor den versammelten Zweihundert, so daß Jenner in eine furchtbare Wuth gerieth und erklärte, er verhöre das Weib nicht mehr, wenn man sie nicht in ein anderes Gefängniß bringe und von jedem Verkehr nach Außen abschließe. Auch Dachselhofer verlangte seine Entlassung; wurde aber trotz seines ernstlichen Widerstrebens aufgefordert, mit dem gesammten Ausschuß fortzufahren. Und am 12. December 1689 beschloß der Rath: Weil aus diesem Prozeß heiter erscheint, daß diese Person voll Bosheit stecket und bei weitem nicht bekennt, was sie weiß, besonders die Explication der in den Schreiben enthaltenen noch unbekannten Namen, an denen uns so viel gelegen, so wollen wir nicht nachlassen, bis die Wahrheit an den Tag gekommen. Darum wird die Entlassung der Richter nicht angenommen. Die Untersuchung soll ihren Fortgang haben und zwar anfangs noch ernstwörtig, hernach mit dem Daumeisen und vollkommener Marter und zwar baldmöglichst, das heißt: zuerst soll man ihr mit der Folter drohen. Sollte dies nicht zum Ziel führen, ihr dieselbe zeigen und wenn sie dann noch im Läugnen verharre, sie leer aufziehn. Um aber während der vom Landvolk zahlreich besuchten Messe unnöthiges Aufsehen zu verhüten, soll man in der Insel ein Zimmer zur Folter einrichten. Abermals wird die Geistlichkeit in einem besondern Schreiben aufgefordert die Gefangene fleißig zu besuchen, und Alles aufzubieten, die Gefangene zum Geständniße zu bringen, „denn Räthe und Bürger werden nicht ruhen, bis die in der Insel enthaltene Weibsperson ihr Herz recht und vollkommen geräumt haben wird, damit nicht die Richter verführt, die höchste Confusion angerichtet und die recht Schuldigen im Verborgenen gelassen werden.“ Auch das half nichts. Die Bürgerschaft gerieth nun in furchtbare Aufregung. Auf den Zünften ließen sich Reden hören wie: „es lasse sich die Obrigkeit die Sache wegen der in der Insel gefangenen Weibsperson nicht genug angelegen sein; man nehme nicht die gehörigen „Mesuren“. Ja die Bürger hielten Versammlungen, schickten Patrouillen auf die Hauptwache. Der große Rath, darüber in höchster Bestürzung, mahnte den 27. December 1689 den Kriegs- und Geheimen-Rath zu besonderen Maßnahmen wegen Sicherheit des Vaterlandes. Alle Nächte sollten zwölf Rathsglieder sich auf dem Rathhause versammeln und die Stadt während der ganzen Nacht in allen Richtungen durchziehen. Ja die Bürgerschaft wurde aufs Ernstlichste von bösen Reden gegen die hohe Obrigkeit abgemahnt und ihr strenge Bestrafung der Schuldigen versprochen. Das Neujahr 1690 wurde statt in froher Lust in stürmischer Aufregung angetreten.

Endlich entschloß sich der Rath zum Handeln.

Den 6. Januar 1690 ließ er die Perregaux aus der Insel in den Käfichthurm bringen und daselbst im obern Gätterstübli an den Ofen schmieden. Noch wurde ihr der Reinigungseid angeboten und die Freiheit, wenn sie

schwöre, mit dem Gesandten keinen Verkehr unterhalten zu haben. Aber sie verweigerte denselben, „weil nach dem Bernergesetz kein Weib zum Eid zulässig sei." Man erklärte sich bereit, mit ihr eine Ausnahme zu machen, da man sie nicht als ein gewöhnliches Weib, sondern als „einen starken Geist" betrachte. Sie blieb bei ihrer Weigerung. Man beschwor sie, bei ihren Ahnen, es doch nicht durch Leugnen zum Aeußersten kommen zu lassen. Sie erwiederte ihr Gewissen sei rein; sie bitte daher wohlzubedenken, daß sie nicht mehr eine Unterthanin Berns sei und da Gott zugelassen, daß sie in ihre Hände falle, doch ja ihre Macht nicht zu mißbräuchen, denn Gott werde sie rächen.

Man schritt zur Folter und zwar zur Daumenschraube. Die beiden Daumen wurden ihr so zusammengepreßt, daß das Blut floß und unter furchtbarem Schmerze sich ihr die Nägel ablösten.

Sie ertrug diese Qualen mit einer Standhaftigkeit, die ihre Richter staunen machte und begnügte sich zu bemerken, daß letztere Rechenschaft abzulegen hätten für ihre Grausamkeit gegen eine Person, deren Blut um Rache schreie.

Nachdem die Wunden wieder etwas geheilt waren, zog man sie am Folterseil in die Höhe, die Hände auf den Rücken gebunden. Sie sollte gestehn, ihr Knabe sei weder ihr noch ihres Gatten Kind, sondern der Bastard des Schultheißen von Erlach mit einer hochstehenden Pariser Dame. Jedoch konnten die Zeugen, auf die sich die Perregaux berief, wie eine Frau von Tschudi, eidlich bezeugen, daß sie der Niederkunft der Gefolterten selbst beigewohnt hätten.

Aber noch war das Maß ihrer Leiden nicht voll. Man zog sie noch zweimal auf. Einmal befestigte man ihr einen Stein von 25 Pfund an die Füße; das zweitemal sogar einen von 50 Pfund. Ja, um ihre Qualen zu steigern, hatte man in das Seil, an dem man sie aufzog, Draht eingelegt, der ihr nun ins Fleisch schnitt. In solchem Zustand stellte man sie dem Volk zur Schau, indem man dafür sorgte, daß man die Gefolterte von der Straße her sehen konnte.

Zuletzt erfand man eine neue Folter: ein Hemd gewoben aus Schnüren und Messingdraht. Entkleidet wurde sie in dasselbe eingeschnürt und gepreßt, bis sie in Convulsionen fiel und ihre Züge sich bis zur Unkenntlichkeit verzerrten. Nur die Furcht, sie möchte ihren Qualen erliegen, rettete sie vor weiterer Folter. Sie ward so schwach, daß man ihr wie einem Kinde während eines Monats die Nahrung reichen mußte.

Und was kam bei all diesen Martern heraus? Nach ihren eigenen Behauptungen gar nichts, so wenig als bei den glänzenden Versprechungen, die ihr nachträglich gemacht wurden für den Fall, daß sie den Schultheißen von Erlach als ihren Mitschuldigen angebe. Es wurde ihr nämlich nicht nur die Freiheit, sondern eine große Pension und ihrem Gatten das bernische Bürger-

recht verhießen. Eben so wenig wirkte endlich die Drohung sie von vier Pferden lebendig zerreißen zu lassen; kurz, nach ihren eigenen Aussagen bewährte sie sich als Heldin, die Niemanden compromittiren wollte.

Anders das Thurmbuch. Dieses stellt sie hin einfach als Schwindlerin und Betrügerin im großen Styl. Das Actenstück lautet:

„Dieweil nun Gott die Werke der Finsterniß an das Tageslicht bringt, und durch göttliche Verhängniß die Weisheit der Weisen und die Klugheit der Gottlosen zu Schanden gemacht wird, so soll männiglichen, der steht, zusehn, daß er nicht falle, sich durch Hochmuth, Stolz, Ehr- oder Geldgeiz nicht zu der Untreue lasse, etwa mit Freunden geheime Correspondenzen zum Nachtheil eines Standes oder seines Nebenmenschen zu unterhalten und sie dadurch ihres Thuns und Lassens zu verrathen; noch durch Betrug und Falschheit suche, hohe Personen in den Verdacht einer Verrätherei zu bringen und zu solchem Ende dero ehrliche Namen mit erdichteten Worten zu entheiligen und zu mißbrauchen; noch durch listige Reden und Anschläge Unordnung und Verwirrung in einem Stand anzurichten, welches ein Werkzeug alles Bösen ist, das vom Satan herkömmt, noch durch den Geldglanz sich zum Bösen verführen lasse oder andern dadurch zu Lastern anwecke und sie zu verblenden suche; denn ein solch böses Leben ein böses Ende nimmt, und ist der Tod solcher Sünden Sold, wie wir dessen ein lebendiges Beispiel an vor Augen stehender Person Samuels Perregaux von Vallendis Ehefrauen sehen, als welche des Standes in den Gott sie gesetzet, sich nicht vergnüget, sondern anstatt ihrer Haushaltung obzuliegen und ein stilles und gottseliges Leben zu führen, sich unterm Prätext obhalben der nothwendigen Curen hin- und herbegeben, mit dem französischen zu Solothurn residirenden Ambassadoren nachdenkliche Correspondenzen angestellt, sich endlich allhier gesetzet, bei dreien Monaten ihren schändlichen Briefwechsel ganz heimlich getrieben, auf erschollenes Gerücht aber den 8. December 1689 gefänglich eingesetzt, ihre Schriften visitirt, unter welchen 32 Stück von der Hand des ermeldeten französischen Herrn Ambassadoren Geheimschreiber geschrieben und sowohl in denselben als ihren eignen an gedachten Secretarium und andre des Hofes abgelassene Briefen viele, seltsam verdeckte Namen, wie auch einen Schlüssel über dieselben in einem Sackkalender verzeichnet und vier Tabletten, deren sie sich bedient, ihre Berichte darin nach Hof zu schicken, gefunden; über das Einte und Andre durch eine von M. G. H. H. R. und B.*) verordnete, hochansehnliche Commission zu unterschiedlichen Malen sowohl freundlich als ernstlich examinirt worden. Da sie aber anstatt der lauteren Wahrheit Gott zu Ehren und der Obrigkeit zu Gehorsamen, in ihrer Bekenntniß viel Bosheiten und falsche, erdichtete Reden gebraucht, ja in währender Haft sowohl gegen

*) Meine Gnädigen Herren Räthe und Burger. D. Red.

M. G. H. H. Examinatoren, als unter der ihr zugeordneten Wacht sich so vieler Listen und Falschheiten bedient, daß ohne hochobrigkeitliche Prudenz im hiesigen Stand und unter derselben Bürgerschaft große Alterationes, Verwirrung und Confusionen hätten entstehen können.

Wie aber die hohe Obrigkeit mit mehrerem Ernst an sie gesetzet, an die Folter schlagen laßen, hat sie endlich angefangen, etwas zu bekennen und hernach ohne Marter eine sehr weitläufige Verzicht gethan, welche substanzlich in folgenden Puncten begriffen:

1) Daß sie und ihr Ehemann Samuel Perregaux dem französischen Herrn Ambassadoren Alles, was sie irgend vernehmen können, zu wissen gemacht und von deswegen von ermeldtem Herrn Ambassadoren allerhand Verehrung an Geld, Ring, Pferd, Zeug zu Kleidern und Anderes empfangen;

2) Daß zu dem End und damit man nicht lichtlich wüssen und erfahren könne, von wem sie einander schreibind, des Ambassadoren Secretarius Herr de la Boulaye angezogenen Schlüssel gemacht, ihr Mann denselben abgeschrieben und sie sich dessen bedient, auch selbigen vermehrt habe.

3) Daß sie auch von der Hand obangezogenen Secretarii 30 doppelte Dublonen empfangen und über sich genommen habe, selbige zwei Herren hiesigen Standes anzubieten und damit zu trachten, selbige auf französischer Seiten zu bringen; seien aber nicht gegeben, noch angeboten worden, sondern noch vorhanden, weilen sie nicht gewüßt mit was Manier selbige anbringen.

4) Daß sie unterschiedlicher, hoher Herrn dieses Standes Namen mißbraucht und damit dem Ambassadoren glauben gemacht, als wenn das einte oder andre, das sie ihm schriebe, von denselben herkäme, welches doch Alles falsch und von ihr erdichtet und zu keinem andern End geschehen sei, als sich groß und z'gelten zu machen und als wenn ermeldte Herren mit ihr in einiger Intrigue begriffen wären; nehme aber Gott zum Zeugen, daß Niemand mit ihr intressirt und ermeldte Herren ganz unschuldig seien: daß sie auch keinem derselben einiges Schreiben vom Ambassador zugebracht und eröffnet, oder einigen Rath über das einte oder andre deswegen empfangen; sondern diejenigen Schreiben, welche der Ambassador vermeinte, daß sie ihnen überbringe, selbsten erbrochen und nach ihrem Schelmengeist beantwortet habe, und also durch dieses Mittel den französischen Ambassador zu betrügen und Geld von ihm zu ziehen gesucht, wie beschehen; und das seie so wahrhaft als sie begehen, daß Gott der Herr ihr am jüngsten Tag gnädig sein wolle.

5) Damit aber der Ambassador sich einbilde und glaube, daß diejenigen Antworten, welche sie ihm zugeschickt, von denen Herren selbsten, deren hohe Namen sie so schändlich mißbraucht, herkommen, habe sie sich vieler unterschiedlicher geringer Personen bedient, welche die Schreiben, so ihr Mann mehrentheils aufgesetzt, abgeschrieben habind.

6) Daß sie eben deswegen alle Conferenzen, welche der Ambassador beständig zu erhalten gesucht, abgelehnt, demselben auch ungeachtet vielfältigen Begehrens etwelche von ihr selbst den von la Boulaye gemachten Schlüsseln angehängte Namen nicht eröffnen wollen, weil sie sich befürchtet, es möchten die Herren, deren Namen darunter verstanden, auf Tagsatzungen und Conferenzen geschickt werden und also ihr Schelmenwerk an den Tag kommen, mit welchem sie den Ambassadoren meisterlich dran gesetzt und betrogen.

7) Daß sie mit des Ambassadoren Secretario auch mündlich conferirt, als welcher sowohl zu Rußwyl als allhie zu verschiedenen Malen zu ihr kommen.

8) Daß sie allhiesige Kanzlei und andre Personen verdächtig gemacht und ausgeschrauen, als wenn die geheimen Sachen von danachen dem Ambassadoren communizirt wurdind und der Ambassador denen selben Pensionen und sonsten namhafte Vortheile zukommen ließe und doch sowohl an der Marter als seither bekannt und beständig erhalten, daß sie weder den Herrn Stadtschreiber, noch einige Kanzleibediente nicht kenne und von denenselben nichts Ungebührliches, auch Niemanden kenne, noch wüße, der von dem Ambassador Pensionen beziehe.

Erkannte und bekannte hiemit, daß sie schwerlich gefehlt, indem sie sich Sachen unterstanden, die weder ihr noch einigen ehrlichen Leuten geziemen, daß sie die Häupter und Säulen des Stands boshafterweis bei jedermännig-lich, als wenn sie an dem Vaterland untreu wären, verdächtig gemacht und dieselben sowohl an ihren Personen als ihren hohen Stellen angegriffen und so viel als sie gekonnt, mit Geld und Präsenten zu bestechen gesucht und allerlei Verwirrung angerichtet. Bittet aber Gott, eine hohe Obrigkeit und alle diejenigen, welche sie mit ihrer Hand und Zunge beleidiget um Gnad und Verzeihung und ein gnädig Urtheil,

Worüber M. G. H. H. R. und B. bei Eiden versammelt ihre Reflexionen reiflich walten laßen und gefunden: „sintemalen diese Verhaftete 1) durch den französischen Ambassadoren eingeführt und derselbe selbst und Niemand anders durch sie betrogen worden, 2) hiesigem Stand dadurch auch kein Nachtheil widerfahren, 3) diejenigen Herrn M. G. H. H. Räthe, deren Namen sie unter verdeckten Worten mißbraucht, und auch diejenigen, welche sie von der ihr zugegebenen Wacht so boshafter Weise durchgezogen, ihr diese ihnen zugefügte Beleidigung aus christlichem Gemüth und Herzen verzogen, weil ihnen bekannt, daß diese Weibsperson nit bei vollkommener, gesunder Vernunft, sondern von Jugend auf von Jedem männiglich für eine Aberwitzige oder Halbnärrin gehalten worden, — 4) dero ansehnliche Verwandschaft auch in aller Unterthänigkeit um Demuth und Gnad und Fristung ihres Lebens angehalten — als habind M. G. H. H. um hiesige Stand wohl verdienten

ansehnlichen Anverwandtschaft willfahrt und dieser Perregaux „aus sonder Gnad das Leben geschenkt,“ jedoch mit dem Geding, daß angezogene Verwandtschaft alle seit ihrer Behändigung erlaufene Kösten über sich nehme und ersetze, sie die Perregaux auch hinfür verköstige und an solche sichere Orte schaffe, daß weder durch sie, noch von ihretwegen weder dem Stand noch irgend Jemand einiger Schaden oder Nachtheil zugefügt werden könne, darum sie M. G. H. H. genugsam Bürgschaft und Sicherheit stellen sollen. Die 30 doppelten Dublonen dann betreffend, welche des Ambassadoren Secretarius ihr jüngst hinzugestellt, um gewüße Personen damit zu bestechen, zu Handen M. G. H. H. und Obern confiscirend.

Actum den 18. Februar 1690.

Schon das Thurmbuch gibt indessen zu, daß obiges Urtheil auf Drängen der Familie Wattenwyl von einem Todesurtheil absah, ja daß später unterm 24. März ihr auch die Bürgschaft für die Begnadigte erlassen und sie selbst auf „der Pergantin Effecten und die noch nicht assignirten 30 Dublonen angewiesen wurde.“

Aber noch klarer läßt uns die Perregaux selber in diese geheimen, verborgenen Verhandlungen hineinsehen. Sie erzählt:

„Die Richter fürchteten, wenn ich am Leben bliebe, könnte ich der ganzen Welt ihre Grausamkeit und Ungerechtigkeit verkünden. Es blieb ihnen daher kein ander Mittel die Erinnerung daran zu ersticken, als mein Tod. Ihr Urtheil ging daher dahin, ich sollte mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht und mein Vermögen confiscirt werden. Der Rath der Zweihundert billigte diesen Entschluß ohne alle Opposition, weil meine sämmtlichen Verwandten abtreten mußten und so das Urtheil in den Händen von Leuten niedrer Abkunft ohne alle Kenntniß von Gesetz und Brauch lag. Das Urtheil wurde mir sofort eröffnet. Die Geistlichen der Stadt erfüllten die traurige Pflicht mich Tag und Nacht auf den Tag der Hinrichtung, der auf den Samstag festgestellt war, vorzubereiten.“

Bei diesem Anlaß war es, daß sie dem Helfer Bachmann, spätern Decan, erklärte, sie sterbe im Vertrauen auf Gott; denn das Urtheil sei ungerecht, da sie weder gegen den Staat noch gegen einzelne Personen conspirirt habe. Sie werde daher sterben heldenmüthig wie die Blutzeugen der Vergangenheit; die Richter aber hätten ohne Zweifel Rechenschaft zu geben von dem ungerechten Blut, das sie vergössen!

Der Schreckenstag war endlich da: der Henker bereit, mit dem Schwerte ihr das Haupt abzuschlagen. In der Nähe stand der schwarz ausgeschlagene Wagen ihres Bruders um ihre Leiche aufzunehmen. Sie selbst erschien umgeben von Wachen und Dienern der Gerechtigkeit. Der Proceß und das

Urtheil wird verlesen. Da erhebt sich der Großweibel Abraham Tscharner als öffentlicher Anwalt der Verurtheilten. In einer pathetischen Rede betont er die Schwächen des weiblichen Geschlechts und ihre oft zum Aeußersten führenden Folgen, hebt hervor, daß der Perregaux Vergehen zu keinem Geständniß aber auch zu keinen bösen Folgen für das Gemeinwesen geführt, daß sie eine Fremde und demnach weniger strafbar sei, daß man die böse Absicht nur dann bestrafe, wenn sie von bösen Folgen begleitet sei und endlich daß man, ihre vornehme Geburt berücksichtigend, sich hüten sollte, einer Familie, die sich jederzeit um den Staat so verdient gemacht habe, eine Schmach anzuthun; er schließe daher mit der Bitte um Begnadigung.

Als er geendet, erschienen die sämmtlichen Verwandten der Perregaux in langen schwarzen Mänteln und Trauergewändern und erklärten den Richtern, daß sie sich aus der eben verlesenen Procedur nicht überzeugen könnten, die Beklagte habe ein todteswürdiges Verbrechen begangen; im Gegentheil sei das grausame und unerhörte Verfahren ein Beweis, daß man etwas ganz anderes im Auge habe als Bestrafung ihrer Verwandten, nämlich die Schmähung der ganzen Familie, der man sonst nichts nachreden könne, da sie sich immer ohne Makel und Tadel benommen. Sie baten zugleich, sich ihrer Verdienste um das Gemeinwesen zu erinnern und erklärten zum Schluß daß, falls die Perregaux das Opfer einer unerhörten Grausamkeit werden sollte, sie ohne anders ein so undankbares Vaterland verlassen und vertauschen würden, gegen ein Land, das ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren ließe.

Die Richter zogen sich zurück und verwandelten das Todesurtheil „aus Rücksichten gegen die Familie in ewige Verbannung nach Brasilien."

„Lieber den Tod, schrie die Angeklagte; das heiße den Tod tausendmal erleiden, klagten die Verwandten, eine solche Strafe gegen eine Frau sei beispiellos und verlangten nochmals Revision des Urtheils. — Also neue Berathung, neues Urtheil: es lautete „ewiges Gefängniß." Allein dieses Urtheil wird ebenso verworfen, wie das auf Internirung in die Festung Aarburg. — „So sei denn, lautet das fünfte Urtheil, die Gefangene der Obhut ihrer Verwandten übergeben. Letztere aber haben für ihre Person und die Kosten zu haften. Aber auch gegen diese Bürgschaft protestirten die Verwandten, und der letzte unwiderrufliche Spruch ging endlich dahin, daß die Perregaux in F r e i h e i t g e s e t z t w e r d e n solle; aber erst nach Erstattung der Proceßkosten, die sich auf 200 Pistolen beliefen. Diese letztern wurden unter der Hand vom französischen Gesandten Amelot bezahlt.

Bis die Proceßkosten bezahlt waren, hielt sie ihr geiziger Bruder Samuel v. Wattenwyl, gewesener Landvogt von Romainmotier in einer Dachkammer in strengstem Gewahrsam aus Furcht, sie möchte ihm entrinnen und er dann die Kosten allein zu tragen haben. Endlich auf freien Fuß ge-

stellt, eilte Madame Perregaux in strengem Ritt nach Sonceboz, im damaligen Bischofthum Basel. Dort genoß sie mit ihrem Gemahl und Sohn die Freude eines langersehnten Wiedersehens. Auch La Boulaye, des Gesandten Secretär, hatte sich eingefunden und überzeugte sich mit Schrecken von den furchtbaren Narben und Wundmalen der Folter.

Von Sanceboz begaben sie sich nach Charguement in der Franche-Comté, wo Perregaux während seiner Flucht gewohnt hatte. La Boulaye kehrte nach Solothurn zurück. Unter der Pflege des königlichen Leibarztes Guillemin genaß sie in Besançon zu neuer Kraft. Nun das alte fröhliche Leben. Besuche beim Vetter, Abt v. Baume, der Dame von Wattenwyl zu Châlons, Feste, Schmeicheleien, Complimente; ja der König selbst beglückt sie mit einer Pension. Selbst der alte ritterliche Muth der Dame kehrte wieder.

Endlich erhielt sie durch Vermittlung des französischen Gesandten die Erlaubniß, sich wieder nach Vallengin zu begeben. Aber auch da gewann sie keine Ruhe. Eben handelte es sich darum, wer das Erbe der Longueville antreten solle. Als Anhängerin des Fürsten von Conti, des unglücklichen Prätendenten, kam die Perregaux in eine schiefe Stellung. Man machte ihr das Leben sauer. Unter dem Vorwand, Madame besuche die Kirche zu selten, wurde sie vor den Kirchenvorstand geladen, und zu einer beträchtlichen Buße verfällt. Da brachen die alten Folterwunden wieder auf, und verbitterten ihr den Abend des Lebens.

In der Absicht, sich dem neuen Gesandten Frankreichs, dem Grafen du Luc, als eine Märtyrerin für die Sache Frankreichs darzustellen und sich dadurch seiner Gunst zu versichern, schrieb sie ihre Memoiren, die wir hauptsächlich als Quelle unserer Schilderung benutzt und starb am 21. November 1714. Ihr Grabmal schmückt die Kirche von Vallengin. Die Inschrift, geziert mit den 3 Flügeln des Familienwappens von Wattenwyl lautet also: Içi repose dans l'assurance d'une glorieuse resurrection le corps de Dame Katharine Françoise de Wattenwyl, epouse du Sieur Samuel Perregaux ci-devant maître-bourgeois et ancien d'Eglise de Valengin, décedée le 21. November 1714 agée de 69 ans. Dieu a son âme.

Die Wahlen in Ungarn.

Aus Pest.

Extra Hungariam non est vita! — das hat sich wieder bei den Wahlen gezeigt. Von einer deutschen Abgeordnetenwahl will ich gar nicht reden, aber selbst eine englische oder amerikanische ist blaß und farblos gegen

dieses Leben und Treiben. Si est vita, non est ita! heißt es da wieder. Mord und Todtschlag an allen Ecken, förmlich mit Knütteln und Aexten ausgekämpfte Schlachten; ganze Regimenter aufgeboten zur Ruhe und Sicherheit des Landes, hier die weiße Farbe der Deakpartei, dort die grüne der Linken, die Deutschen, Slaven, Magyaren, Juden oder Wallachen wild durch einander gestikulirend, zechend und völlernd, bestochen und von den Kortes, den Wahlagenten, zur Urne getrieben — so stellt sich im wirren Durcheinander der Hexensabbath unserer Wahlen dar.

Zwei, drei Wochen dauert in Deutschland vielleicht die höchste Fluth der immer sanften Wahlbewegung, hier braust ebenso viele Monate ein wahrer Orkan als Wiegenlied bei der Geburt des ungarischen Abgeordnetenhauses. Seit Mitte April sind wir in einer fortwährenden Wahlthätigkeit und jetzt erst im Juli nahte uns der Schlußakt; Hungaria hat ein volles Vierteljahr gekreist und daß die Wehen so lange dauern, liegt in dem umständlichen und unverständlichen Wahlgesetze von 1848, das aber als Theil der aus eben jenem Jahre stammenden Verfassung für musterhaft gilt. Ungemein viel Zeit wird mit der Registrirung der Wähler vertrödelt und für die Wahlen wird allemal zuerst ein besonderes Wahlcomité gewählt, welches die eigentliche Gewalt in Händen hat und auf das sehr viel ankommt. Hier schon können sich die Parteien messen, denn das Wahlcomité hat einen sehr weiten Spielraum, es interpretirt das Gesetz nach Gutdünken und sucht die Wähler der Gegenpartei in all und jedem zu schädigen. Dieser oder jener wird unter nichtigen Vorwänden von der Wahlliste gestrichen; der Wahlort wird in eine Gegend des Comitats verlegt, wo die Wähler mit den politischen Gesinnungen des Comités übereinstimmen und die Wähler einen möglichst weiten Weg zur Urne haben. Nach dem Gesetze von 1848 soll die Abstimmung frei und öffentlich sein; der Präsident verliest die einzelnen anrückenden Gemeinden nach dem Alphabet, die Wähler treten dann vor und geben ihre Stimme mündlich ab, wenn ihre Identität durch das Conscriptionsprotokoll constatirt ist. Trotzdem dieses nun Gesetz ist, hat man doch hier und da in den Comitaten beliebt die geheime Abstimmung einzuführen, nicht blos bei den diesjährigen Wahlen, sondern auch schon früher und das Abgeordnetenhaus hat auch solche Wahlen, trotzdem sie ganz gegen das Gesetz sind, einfach sanctionirt, wenn es nämlich der Majorität paßte.

In einem Lande wie Ungarn jedoch, wo die Bildung auf einer so bedauerlich tiefen Stufe steht — nur 25 Prozent der assentirten Rekruten sind des Schreibens in Ungarn kundig — hat es für die Wähler einige Schwierigkeit die Wahlzettel zu lesen, die ihnen von den Agenten in die Hand gedrückt werden. Man ist daher auf den originellen Gedanken verfallen, Stöcke — fünf Fuß lange Stöcke — für die Wahlzettel zu substituiren. Da nun blos immer

zwei Candidaten in Frage kommen und von einer Stimmenzersplitterung gar keine Rede sein kann, so wird für jeden Candidaten eine große Kiste aufgestellt, in welcher die Wähler ihre Stöcke hineinwerfen. Aber wie schwer von Begriffen sind diese oft! Die Kortes mögen sie noch so viel eingepeitscht haben, ihnen noch so sehr die politischen Begriffe von Rechts nach Links auseinander gesetzt haben, es ereignete sich doch, daß die Wähler in das Wahllokal kamen und dort ihre Stöcke in die Ecke stellten, statt sie in die Kiste zu werfen. Aber auch diese Dummheit war durch eine List der Gegenpartei bewirkt worden; sie hatten überflüssige Stöcke in die Ecken gestellt und die bornirten Slowaken oder Wallachen hatten zu diesen ihre Wahlstöcke gestellt. Schon dieser eine Vorgang zeigt, in wie roher und irrthümlicher Weise hier zu Lande die Wahlen noch betrieben werden, bei dem Volke, das sich für ein „vorzugsweise politisch gerichtetes" ausgiebt. Ehe es aber bis zur Abgabe der Stimmen kommt, sind noch andere Dinge vorausgegangen, die einer besonderen Erwähnung werth sind.

Wir befinden uns draußen auf dem platten Lande, in einem Comitat, dessen Dörfer außer den Bauern tausende von Edelleuten aller Abstufungen umschließen, vom reichen Magnaten mit fürstlichem Einkommen angefangen und dem wohlhabenden Edelmann bis herab zum „Bundschuh Edelmann" (bocskoros nemes ember) herab, der sich vom Bauer nur durch seine ehemaligen Vorrechte unterscheidet. Auch national gemischt ist das Comitat: es wohnen außer den Magyaren hier Slowaken und einige deutsche Gemeinden sind eingestreut. Wo schöne Obstgärten stehen und freundliche rothe Ziegeldächer aus ihnen hervorlugen, da sucht die deutschen Dörfer. Die elenden schmutzigen Strohhütten gehören den übrigen Nationalitäten. Heute können wir alle Nationalitäten beisammen sehen; sie kommen zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen heran. Die „Banderien" mit Bändern geputzt, auf muntern Rossen sprengen herbei; grün-weiß-rothe Fahnen flattern, die Zigeunermusik spielt auf und auch eine Compagnie Infanterie rückt an, welche die Ordnung aufrecht erhalten soll. Die für den Candidaten der Deakpartei stimmenden Bauern begeben sich nach der adligen „Curie", dem langen, ebenerdigen Wohnhaus des Ortsherrn, mit der breiten offnen Vorhalle und den verblichenen Schildereien im Giebelfeld. Der Herr Graf steht in der Veranda, neben ihm seine Gemahlin, die hübschen Töchter, die alle heute in Politik machen, mit den Stimmführern verkehren, ihnen feurigen Wein einschenken. Auf dem wüsten Platze abseit von der „Curie", wo drei einsame Pappeln und der melancholisch quietschende Ziehbrunnen stehen, da wälzt sich des rohen Volks gedankenlose Masse, da gilt es nur Fressen und Saufen — die Ausdrücke sind hier völlig im Platze — da fließt der Wein und Branntwein, da wird der Speck mit den Zähnen zerfleischt, da schrillt die Fiedel, heulen die Töne des Rakoczy-

Marsches und theilen die Kortes — halb zerschnittene Guldennoten aus. Wohl gemerkt halbzerschnittene. Die Hälfte mit der Nummer bleibt in der Hand des Candidaten und erst wenn der Wähler als „Stimmvieh" seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, erhält er auch die andere Hälfte der Guldennote, die er dann zusammenklebt. Der Candidat selbst wandelt unter seinen Getreuen herum. Sonst kann er nur „ungarisch" reden, heute aber ist der Mann im Attila, mit den bespornten Tschischmen und dem langen Schnauzbart ganz polyglott. Er läßt sich herab deutsch mit den „dummen Schwaben" zu reden, das wegwerfende Toth nem ember (der Slave ist kein Mensch) erklingt heute nicht gegenüber den Slowaken, ja, der Candidat schreitet zu den „verdammten Juden" hin, nennt sie „liebe israelitische Brüder" und speist mit ihnen die koscheren Gerüchte. Er ist liebenswürdig nach rechts und links und findet freundliche Aufnahme, denn die Kortes haben alles wohl vorbereitet.

Die Kortes sind die wichtigsten Leute bei der Wahl. Ernste, würdige Männer kann man zu ihnen nicht gebrauchen. Ein heiterer, fideler Bursche, mit unendlichem Durste, mit bunter Jacke, die von Silberknöpfen strotzt, prall anliegenden Hosen, Bänder am Hute, Sporen an den hohen Stiefeln, so präsentirt sich der Kortes, der Stimmenwerber. Heiter tritt er in den Kreis seiner Schlachtopfer, er singt eine Strophe aus Mörösmartys Lied vom Fót:

Doch wer feindlich als Verräther kam herein,
Darf nicht leben, sei vertilgt wie dieser Wein.

Dabei stürzt er den Rothen hinunter, läßt die Guldennoten auf den Wirthshaustisch fallen und erklärt sich für den einzig wahren Freund der Wähler, seinen Candidaten für den einzig guten. Je nachdem die Federn auf dem Hute der Kortes weiß oder grün sind, weiß man auch für wen sie werben. Und der geschickte Mann wirbt wochenlang, monatelang, Sonntags nach der Kirche, bis er fest sitzt an den Bauern wie ein Blutegel und wehe dann den Werbern der Gegenpartei, wenn sie in ein gut bearbeitetes Dorf kommen sollten!

Am Wahltage führt der Kortes die Angeworbenen in langen Zügen herbei und siegt sein Candidat, dann weiß er auch, wie ihm gelohnt wird. Bei den eben abgelaufenen Wahlen, welche der Deakpartei einen so eklatanten Sieg verschafften, konnte man die ungarischen Wahlmanöver mit einer Vollkommenheit, Energie und Wuth durchgesetzt sehen, wie seit langen Jahren nicht. Das hatte auch seinen guten Grund. Die Linke kämpfte auf Tod und Leben, sie wußte, daß wenn sie jetzt unterlag, sie von einer großen politischen Partei, zu einer kleinen Fraktion zusammenschrumpfen müßte. Das ist der Fall gewesen, und das ist gut im Interesse Oesterreichs wie Deutschlands.

Pariser Briefe.

Paris, 20. Juli.

Die unterirdischen Mächte regieren die Welt, möchte man hier glauben, und was auf der Oberfläche vorgeht ist nur für die einfältigen, naiven, leichtgläubigen Leute geschaffen. Als ich in Boston war, hielt ich Daniel Webster nach Washington für die erste Berühmtheit Amerika's und in meiner Verehrung für ihn lernte ich seine berühmte Rede auswendig: „Mag die Sonne einmal über die zerbrochenen und entehrten Reste eines einst glorreichen Bundes scheinen"! Wie groß aber war mein Erstaunen, als mir bewiesen wurde, daß der große Mann von den Pflanzern der Südstaaten 35,000 Dollars bekommen habe, um die Sklaverei zu retten! Dann war auch einmal Chateaubriand mein Mann. Ich lernte auch seine Rede auswendig, wo er in der Pairkammer sagte: „Ich unnütze Cassandra habe lange genug die Pairie mit meinen fruchtlosen Warnungen belästigt." Und dazu Beranger's Lied:

Sie trugen Dich, die Barrikadensieger,
Wie die in eigner Faust zerfetzte Fahne.

Und nun habe ich erfahren, daß dieser große Mann eines Tages mit Bertin zum Grafen Martignac, dem Minister des Innern beschieden wurde, der ihnen sagte: „Wir wollen es also wieder zu den früheren Bedingungen aufnehmen, diese Bedingungen waren 100,000 Franken jährlich für Chateaubriand und 60,000 für den Besitzer des Journal des Débats, aber der erste erwiederte: — „Ich habe fünf Jahre geruht und verlange für dieselben bezahlt zu werden, was Bertin ermuthigte, auch 300,000 für sich zu verlangen. Der Graf erwiederte, daß eine solche Summe weit über sein Budget reiche, er wolle aber den König darum befragen. Der gute Karl X. willigte ein, und gab die 800,000 Francs aus seiner eigenen Kasse her, dennoch erschien ein Oppositions-Artikel in dem Journal des Débats, aus der Feder Chateaubriand's, und als Martignac ihn darüber zur Rede setzte, antwortete er: „Ich verkaufe mich nicht." — „Ich verstehe", sagte der Minister, „Sie thun das Gute gern im Verborgenen und wünschen nicht, daß es bekannt werde."

Louis Philipp machte es nicht besser wie Karl X. und Guizot zahlte u. A. an Heinrich Heine eine hübsche Summe, welche diesen in den Stand setzte in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" für Frankreich zu schreiben, und unter die Deutschenfresser zu gehen, wofür denn auch bis heute sein Name sich hier einer unaussprechlichen Beliebtheit erfreut.

Thiers kennt kein besseres Regierungswerkzeug als das „gemeine Metall" und wenn er Paris eingenommen hat — was die Deutschen bekanntlich nach französischer Geschichtsschreibung nicht gethan haben — so geschah es, weil

er den Grundsatz Philipp's von Macedonien kennt, daß es keine Festung gibt, in die nicht ein mit Gold beladener Maulesel hineingelangen könnte. So hat Thiers von Emil Ollivier gesagt: „der Narr hat sich hingegeben, ehe er bezahlt worden ist.“ Guizot wußte einst, zu welchem Preise das Gewissen eines jeden Deputirten zu haben war. Vater Thiers weiß das vielleicht auch, aber es fehlt ihm am Gelde. Wir werden gut thun, noch oft dieser Thatsachen zu gedenken, wenn uns das eine oder andere Ereigniß in Frankreich räthselhaft erscheinen sollte.

O Jugurtha, o Fabricius!

Die Commission der Assemblée für Volksaufklärung in Frankreich hat endlich ihren Bericht erstattet. Sie stimmt für die moralische obligatorische Erziehung. Gegen die Moral wird nun aber freilich in Frankreich schon jetzt soviel gesündigt, daß diesem Gesetze zu wünschen wäre, daß sich die Assemblée zum Zwecke seiner Befestigung im französischen Volke nach einem festeren Zwirn umgesehen hätte.

Herr Dürüy, der Professor war, ehe er Minister wurde, hatte eine pädagogische Erfahrung, die Herrn Jules Simon vollkommen abgehet. Er meinte es wohl besonders gut mit den Lehrern, deren Zustand er verbessern wollte, allein damals stemmte sich der Senat dagegen. Hätte Guizot die Reform von 1833 fortgesetzt, so hätte er Alles wünschenswerthe in der Richtung realisirt. Statt dessen haben wir's nun mit einem halben Radicalen und einem halben Clerikalen zu thun, einem schwachen Manne, dessen Wirksamkeit mit seinen Worten in offenem Widerspruche steht.

Von der Privat-Initiative ist gar Nichts zu erwarten, denn alle Privat-Anstalten gehen durch die Concurrenz der Klöster zu Grunde und mit wie vielen Förmlichkeiten und Forderungen sind sie belastet!

Der Protestantismus hat die Religion in Deutschland gerettet und wird vielleicht auch Italien retten, aber für Frankreich kommt er zu spät und keine Regierung wird sich hier unterstehen, mit der Kirche sich zu entzweien. Die Inspection der Schule ist den Congregationen überlassen und weltliche Erziehung ist ein Ausdruck ohne Sinn in Frankreich. Namentlich sind die Lehrerinnen so schlecht gestellt, daß sie oft vorziehen Dienstmägde zu werden. Sie erhalten einen halben Franc täglich, so daß sie den Tag ohne Brod bleiben müssen, wenn sie einen Brief auf die Post legen.

Universitäten im deutschen Sinne wird wohl Frankreich nie bekommen. Denn die Universität ist hier nur ein Despot, ein alter ego des Ministers, welcher die alte Ordnung der Dinge aufrecht erhält und die klassische Bildung vertheidigt, ohne einzusehen, daß die französischen Normalschulen, die eine Art von Cadettenhaus sind, nur Romanfabrikanten ganz gewöhnlichen Schlages erziehen. Herr Jules Simon hat versprochen die Franzosen mit der Geographie

bekannt zu machen, aber die geographische Gesellschaft von Paris steht ihm schlecht zur Seite und verbreitet mehr irrige als wahre Ansichten.

Fremde Sprachen können in Lyceen weder in einer noch in zwei wöchentlichen Stunden erlernt werden, und die Hälfte der Lyceen zu Realschulen zu machen, fällt den Mitgliedern der Internationale gar nicht ein. Man weiß in Frankreich nicht ein Mal, ob man die letzteren Ecoles réales, réelles oder réalistes nennen soll. Man verwechselt sie mit den Gewerbschulen und will sie Ecoles professionelles betiteln. Die Lyoner (wie Herr Véron vom Progrès) empfehlen das amerikanische Schulwesen als Muster und geben sehr viel auf „Sachenlehre" die praktisch sein mag, aber sicher lächerlich zugleich ist. Der Schüler muß namentlich über die vorgelegte Sache Alles mögliche erzählen, was einen amerikanischen Maler nicht verhindert hat, einem griechischen Philosophen Dinte und Feder, und zwar eine Gänsefeder, auf den Tisch zu setzen.

ω.

Ein Wort über Schützenfeste.

Aus Hannover.

Es sind nur über zehn Jahre vergangen seit dem „ersten deutschen Bundesschießen zu Frankfurt am Main." Aber mehr als ein Jahrhundert an ewiglebenden Thaten und Ereignissen trennt uns von jenen Festtagen, wo bei der florumhüllten Fahne der Schmerzenskinder aus Schleswig-Holstein der Frankfurter Spießbürger unwillkührlich die Faust im Sack ballte, und eine Schützenjoppe für einen deutschen Herzog die nächste Anwartschaft auf den deutschen Kaiserthron begründete. Viele sagen: damals waren die Schützenfeste erwünscht, verdienstvoll, ja nothwendig, als nationales Bindemittel nach langer Alleinherrschaft des reactionären Particularismus. Wir haben diese Verdienste schon damals bestritten und wiederholen heut die damaligen Bedenken. Die erste und oberste Aufgabe des deutschen Patrioten und Politikers war damals wie heute, sich frei zu machen aus der überaus mächtigen und verderblichen Herrschaft der Phrase; von nüchternen politischen Dingen und zumal von der immer nur mit deutscher Prosa zu lösenden deutschen Frage nicht zu reden mit heißem Kopf und heißem Herzen, sondern kalt und klar, in der Stimmung und mit der Sorgfalt ernster Pflichterfüllung.

Haben die Schützenfeste etwa diese Aufgabe erfüllt? Mit nichten. Im Gegentheil erregte gleich die erste Andeutung einer Präcisirung der deutschen Frage aus dem Munde von A. Metz, d. h. die Andeutung eines Ausschlusses von

Oesterreich bei der künftigen Ordnung der deutschen Einheit, den gewaltigsten Sturm unter den versammelten Schützenbrüdern, während der biedere Oesterreicher, der sich diese unholde Klarheit verbat, von seinem Kaiser reich decorirt und belohnt wurde. — Die Folge dieser ersten Hereinziehung eines vernünftigen politischen Gedankens in die unnützen Festphrasen war die, daß fortan jede Klarheit des politischen Gedankens über deutsche Dinge als gemeinschädlich, feststörend und verletzend verboten oder wenigstens so gehandelt und geredet wurde, als ob dieses Verbot bestünde. Man nährte den Festjubel an höchst allgemeinen und wenig rechtsverbindlichen Gut- und Blutphrasen und erweckte den allerstürmischsten Beifall bei allen Festgenossen aus Europa und Amerika, wenn man dem alten sterbenden Attinghausen sein „Einig!" nachrief oder Einiges aus der Rütliscene declamirte. Von dieser Mäßigung in Beziehung auf politische Anspielungen hat sich erst das „deutsche Schützenfest" in der „deutschen" Stadt Wien im Sommer 1868 emancipirt. In Deutschland hatten die Donaubrüder gefordert und erlangt, daß man in klarer Weise über das deutsche Vaterland in den Festhütten nicht reden dürfe. Hier in Wien mußten Hunderte deutscher Männer freiwillige und womöglich mitjubelnde Zeugen sein, jener wüsten deutschfeindlichen Orgien, welche der Präsident des „deutschen" Schützenbundes Herr Dr. Kopp, Herr Karl Mayer vom Stuttgarter Beobachter und Andere unter dem gnädigen Lächeln des Reichskanzlers von Beust auf der Wiener Festtribüne feierten. Aber dieses vaterlandslose Gerede war immer noch zahm und sanft zu nennen gegen die Schmach, die der Präsident des „deutschen" Schützenbundes, der „deutsche" Dr. Kopp aus Wien dem deutschen Namen anthat, als er auf dem 24. eidgenössischen Schützenfeste in Zug sich im Namen „aller Freien Deutschlands" und als „Vertreter des einzigen für Gesammtdeutschland bestehenden Gemeinwesens" also vernehmen ließ! In Oesterreich ging die Freiheit auf, in Deutschland ging sie unter. . . . Zwei Cäsaren stehen in Europa einander gegenüber mit zwei Millionen Soldateska. . . . Die Cäsaren, die Blut gesät haben, werden auch in Blut untergehen. Damals haben 76 deutsche Schützenvereine den Rücktritt Kopp's vom Präsidium des Schützenbundes gefordert. Das hat aber überall nicht gehindert, daß derselbe Herr sich bei unserm diesjährigen Schützenfest abermals als Präsident des deutschen Schützenbundes aufgespielt hat.

Das sind die Verdienste der deutschen Schützenfeste um die deutsche Einheit. Wir würden jede Erneuerung ihrer werthlosen Phrasen auch dann reichlich entbehren können, wenn wir in unsrer staatlichen Entwickelung heute noch auf dem Boden des Jahres 1868 ständen. Aber vollends im Jahre des Heils 1872, nach dem großen Kriege gegen Frankreich, nach Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich und einer gesammtdeutschen Reichsvertretung, und nach einer bald zweijährigen fruchtbringenden Thätigkeit aller Factoren

der deutschen Reichsgesetzgebung — hat die Abhaltung deutscher Schützenfeste einen solchen Grad von politischer Lächerlichkeit erreicht, daß es höchste Zeit für jeden ernsten deutschen Mann wird, sich von der widerlichen Kinderei dieser Joppenreden fern zu halten. Wenn aber für irgend wen diese Pflicht der Selbstachtung noch zweifelhaft sein könnte, so muß die Entstehungsgeschichte des Redeprogramms für unser hannöversches Schützenfest, welche schon die Weser-Zeitung richtig wiedergegeben hat, auch die letzten Zweifel hinwegräumen. Hier sollte ursprünglich das „deutsche Bundesschießen" nur ein Fest von Welfen für Welfen werden. Und das wäre nach unsrer innigsten Ueberzeugung am nützlichsten gewesen. Aber um des lieben Friedens willen folgten leider die deutschgesinnten Schützenkreise der Stadt, der noch in elfter Stunde an sie gerichteten Einladung zur Betheiligung. Und nun kam jenes denkwürdige Compromiß in Betreff der Festreden zu Stande, wonach man das Reden vorzugsweise den Fremden(!) überlassen, und wenn Hannoveraner das Wort zu nehmen hätten, lediglich den nationalen Gedanken, die Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme betonen wollte. Klarer kann der Unfug und Unsinn solcher Festreden wohl nicht ausgedrückt werden. An sich reden nur Fremde, und wenn ausnahmsweise mal ein Einheimischer spricht, so darf er sich bei Leibe nicht freuen über die politischen Fortschritte seit 1866, sondern er muß wieder auf den Vater Attinghausen zurückgreifen und auf die Kraftworte der Rütliscene, denn Erinnerungen aus späteren Jahrhunderten und namentlich aus dem letzten Lustrum würden den Verein „der fröhlichen Wiederkehr" und andere Welfenklubbs verdrießen. Und so kam es denn, daß der Gesinnungsgenosse unseres großen Ewald, der Advocat Fischer II., von „echt deutscher Gesinnung, deutschem Vaterland und deutschem Heimweh" zu reden hatte, und daß Herr Kopp aus Wien es „geziemend" fand, „jenes großen Mannes zu gedenken, der an der Spitze der neuesten Ereignisse stand", und nun dem deutschen Kaiser ein Hoch brachte. In Ems scheint die Erinnerung an Zug aber doch länger vorgehalten zu haben, als in Wien und Hannover. Wir haben von einer kaiserlichen Antwort nichts erfahren, obwohl bekanntlich unser Kaiser schon viel kleineren Versammlungen auf das Freundlichste gedankt hat.

Und selbst der letzte Vorwand für die angeblich politische Bedeutung solcher Schützenfeste und Schützenreden: daß sich die einzelnen deutschen Stämme kennen lernen, und das Verhältniß zu den Brüdern Oesterreichs sich dort kläre, ist völlig unstichhaltig. Nirgends verwischt sich die Originalität des Stammes mehr, als beim Wein im allgemeinen Festgetümmel. Und wer bürgt uns überhaupt dafür, daß hier legitimirte Vertreter deutscher Stämme sitzen? Wo ist hier Zeit und Stimmung, ruhig in die Eigenart dieser Stämme sich zu vertiefen, und bei aller Verschiedenheit der Denkart und Bestrebungen doch

bestimmte gemeinsame deutsche Aufgaben ernst und mächtig klar zu legen, um Alle als Streiter einer großen Sache nach der Heimath zurückzusenden? Nichts davon. Phrasen, die verfliegen, wie der Dampf der Büchse und die Laune des Weines! — Und das Verhältniß zu den Deutschösterreichern soll sich hier klären? Etwa durch die Phrasen des Herrn Kopp von vernarbten Wunden, oder diejenigen des Herrn Advocaten Fischer vom deutschen Heimweh? Wenn hier überhaupt etwas gewirkt wird, so ist es wiederum nur die größere Verbreitung der landläufigen Phrase, daß wir im Reich und die Deutschen in Oesterreich zusammen gehören, auch staatlich eins sein sollten. Und diese Phrase ist heute so unpolitisch, verkehrt und unglückselig wie nur je eine großdeutsche Illusion des vergangenen Jahrzehnts.

Nicht einmal großen technischen Werth für die mechanische Kunst des Treffens, und noch weniger für die Wehrbarkeit der Nation können wir diesen Festen beimessen. Denn keineswegs lernt oder übt sich dort jener Waffendienst, der im Falle der Noth, im Kriege von Werth ist. Ein beklagenswerther Soldat, der ohne weitere Vorbildung und Waffenbekanntschaft als die der Schießstände, so verwöhnt in Bezug auf Waffen, Ziel und Stand, im Felde feuern müßte! Jede Jahresversammlung der deutschen Turner und Feuerwehren, Lehrer, Zahnärzte und Naturforscher ist von unvergleichlich größeren und gemeinnützigeren Folgen begleitet, als die „deutschen Bundesschießen." Also fort damit!

ę — ę.

Die neuen deutschen Münzen.*)

Es ist wohl eine Folge der bisher verhältnißmäßig geringen Ausprägung deutscher Reichsgoldmünzen, daß in unserm Volke und namentlich im Auslande die hohe Bedeutung des deutschen Reichsgesetzes vom 4. Dezember 1871 bisher keineswegs nach Gebühr gewürdigt worden ist und demnach hat der Verfasser des vorliegenden Werkes vollkommen Recht, wenn er in seinem kurzen Vorwort sagt, „daß dieses Gesetz nicht nur für die wirthschaftliche Entwicklung Deutschlands, für seinen Handel und seine Industrie, sondern weit darüber hinaus für den Welthandel und den internationalen Verkehr eine

*) M. Quenstedt, preußischer Rechtsanwalt, die neuen deutschen Münzen. Entstehung, Text und Erläuterungen des Gesetzes betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen unter Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den bisherigen deutschen und den wichtigsten anderer Länder. Berlin, Julius Springer 1872.

Wichtigkeit und Bedeutung habe, wie sie einer gesetzgeberischen Maßregel zum zweiten Male schwerlich werde beigelegt werden können." Und da derselbe unter den überaus zahlreichen Schriftstellern, welche vor Erlaß des Reichsgesetzes über Währung und Münze im deutschen Reich geschrieben haben — und unter welchen der Verfasser Seite 4 und 5 z. B. den Mitarbeiter der Grenzboten G. D. Augspurg aufzuführen vergessen hat — fast als der einzige, in einer anonym von ihm 1871 bei Springer herausgegebenen Broschüre „Zur deutschen Währungs- und Münzfrage" für das deutsche Münzgesetz im Wesentlichen diejenigen Gesichtspunkte aufstellte, nach welchen es in der That zu Stande gekommen ist, so ist der Verfasser der vorliegenden Schrift wohl auch der geeignetste Herausgeber und Erklärer des wichtigen Reichsgesetzes über die Goldmünzen. Wir verweilen daher im Nachstehenden bei der Methode seiner Erläuterungen.

Die Schrift Quenstedt's zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, zunächst nämlich in eine Abhandlung über „die deutsche Münzreform", sodann in einen gründlichen Commentar zu dem Reichs-Goldmünzen-Gesetz. Beide Abschnitte theilen sich fast zur gleichen Hälfte in den Raum der vorliegenden Schrift. Für den Historiker und theoretischen Nationalöconomen wird vielleicht der erste, historische Theil mehr Interesse bieten, dem praktischen Politiker, Münzverständigen, Bankier u. s. w. vielleicht der zweite. Uns erscheinen beide Theile gleich sorgfältig gearbeitet, gleich werthvoll.

Der Quenstedt'sche Commentar zum Reichsgesetz (Seite 62—114) enthält als Haupttext die jetzige Fassung des Gesetzes, als Anmerkungen am Fuße dagegen die ursprüngliche Fassung des Entwurfes, die Anführung und Kritik der Literatur, welche sich mit dem Entwurf beschäftigte, sodann die detaillirte Geschichte jedes Paragraphen des Entwurfs im Reichstage, die vom Reichstag gestellten Amendements und ihre Begründung nach den stenographischen Berichten, die Erklärung der Bundescommissare über die Amendements, und die Kritik des Verfassers darüber. Außer diesem amtlichen Material trägt der Verfasser bei Erläuterung der einzelnen Paragraphen jedoch auch noch allenthalben, wo dies irgendwie von Interesse ist, die Parallelstellen ausländischer Münzgesetze und seine eigenen Betrachtungen über den Paragraphen vor, zumal über die Verhütung der verschiedenen Münzfälschungen. Sehr verdienstvoll ist auch die Aufnahme der wesentlichsten Vorschläge von Ernst Seyd in dem Commentar über die verbesserte Technik der Ausmünzung u. s. w. und vor allem über die Zahlwaage.

Die Bemerkungen Seyd's über die Nothwendigkeit der allgemeinen Einführung der englischen Zahlwaage „als wirksamer Damm gegen die ehrlose

Industrie des Leichter-Machens," welche Quenstedt Seite 104 zu Paragraph IX des Gesetzes mittheilt, verdienen wirklich auch hier wiederholt zu werden:

„Die englische Zahlwaage (bemerkt Herr Seyd), deren Schalen 6—8 Zoll Durchmesser haben, so daß bis zu 200 und 500 Pfd. Sterling darin gewogen werden können, hängt an einem dreifüßigen Stempel, der auf dem Zahltische steht, und vermittelst einer Hebelverbindung läßt sich der Waagebaum und die sonst auf dem Tische ruhenden Schalen durch Fingerdruck heben. Gewichte, die 5, 10, 20, 50, 100 und 200 Pfund Sterling repäsentiren, werden je nach der zu zählenden Summe in die eine Waagschale gelegt, in die andere wirft der Cassirer mit einer kupfernen Schaufel die Sovereigns, und mit einer oder zwei schnellen Bewegungen des Hebels durch Hinzufügen oder Wegnehmen eines oder mehrerer Stücke kann er sofort die Zahl bestimmen. Er kann so mit Genauigkeit in wenigen Secunden Summen verificiren, die — mit der Hand gezählt — mehrere Minuten in Anspruch nehmen würden. Diese Ersparniß an Arbeit, die dadurch herbeigeführt wird, gehört mit zu den ökonomischen Grundsätzen, durch deren praktische Application der englische Bankier in Stand gesetzt wird, seine Kunden so billig und prompt zu bedienen, und man muß die mit der Waage stattfindenden fortwährenden Operationen sehen, um den Werth derselben schätzen zu können.

Weit wichtiger aber als diese bloße Ersparniß an Zeit und Leuten ist die Controle, die die Zahlwaage fortwährend über die Richtigkeit und das gute Gewicht der englischen Goldmünzen selbst ausübt. Die Gewichtsstücke haben ein Normalgewicht halbwegs zwischen dem Voll- und dem noch gesetzlichen Bestand der Münzen, und irgend eine Partie Gold, die sich als unter dieser Gewichtsnorm erweist — was die Waage sofort anzeigt — unterliegt der Examination, wobei durch das Zurückhalbiren in der Waage entweder ermittelt wird, ob die Stücke im Allgemeinen zu leicht sind, oder vielleicht ein schlechtes Stück gefunden wird. *Dadurch wird das Abschwitzen oder das künstliche Leichtmachen der Goldmünzen unpraktisch und fast unmöglich*, denn der Bankier kann sofort den Kunden bezeichnen, der sich daraus ein Geschäft macht oder von Andern dazu benutzt wird. Das Abschwitzen der Sovereigns in England kommt deshalb auch blos an einzelnen Stücken vor „*und bezahlt sich nicht*", *weil es eben unmöglich ist, eine größere Anzahl solcher Münzen in Zahlung zu geben ohne sofortige Entdeckung der Quelle.* — Ueberhaupt leitet der Gebrauch der Zahlwaage durch die Bankiers die Aufmerksamkeit des Publicums auf das durchschnittlich gute Aussehen der Stücke im Verkehr, und obgleich der Kunde nicht jedes Stück wiegen kann, und der Bankier selbst allenfalls leichte Stücke von ihm mit in Zahlung nimmt, so wird doch dadurch

gewissermaßen ein allgemeines Interesse und Zusammenwirken herbeigeführt, das die besten Folgen hat.

Der englische Cassirer, mit seiner Waage vertraut, kennt deren Schwankungen so genau, daß er selbst bei schon ziemlich abgetragenen Stücken sofort bestimmen kann, ob ein ganzer oder halber Sovereign mehr oder weniger da ist; natürlicher Weise ist es das Gewicht des halben Sovereigns mehr oder weniger, das hier den Ausschlag giebt. — Dieser Gewichtsunterschied ist also circa $3^1/_2$ Gramme."

Der Commentar schließt mit den Vorschriften der Kaiserlichen Normal-Eichungs-Commission vom 31. Januar 1872 über die Eichung und Stempelung der Goldmünz-Gewichte.

Wer an den umfassenden Erläuterungen Quenstedt's zu dem deutschen Münzgesetz den Werth und die volle Bedeutung dieses Gesetzes erkannt hat, wird mit besonderer Freude nun an dem ersten Theil seiner Schrift den weiten Weg verfolgen, den wir aus der bisherigen deutschen Zerrissenheit der Münzsysteme bis zu diesem mächtigen Fortschritt zurückzulegen hatten, unbekümmert um die Velleitäten des deutschen Particularismus und die unerfüllbaren Forderungen deutscher und internationaler Münzidealisten. Und mit Freuden wiederholen wir das Schlußwort des Verfassers: „Die deutsche Münzreform ist im Wesentlichen vollendet."

B.

Kleine Besprechungen.

Bluntschli, Staatswörterbuch in 3 Bänden, bearbeitet und herausgegeben von Dr. Löning, II. Band (11. — 18. Liefrg.) Zürich, Friedrich Schultheß 1872.

Das vorliegende Werk ist bekanntlich aus dem Bedürfniß entstanden, die wichtigsten und für den allgemeinen Gebrauch nothwendigsten Ergebnisse des großen „deutschen Staatswörterbuchs" von Bluntschli und Brater weiteren Kreisen durch kürzere Fassung und billigeren Preis zugänglich zu machen. Dieses gemeinnützige Unternehmen ist durch den bereits im vorigen Jahre abgeschlossenen ersten Band und durch den fast abgeschlossenen zweiten Band in einer stattlichen äußern Form und in sorgfältiger Redaction und Auswahl des

Stoffes schon ein gutes Stück gefördert worden. Eine Reihe bedeutender Mitarbeiter, unter ihnen die besten Namen der deutschen Staatswissenschaft und Volkswirthschaft, wie Bluntschli, v. Kaltenborn, Herrmann, Berner, K. Maurer, Adolf Held, A. Lammers, G. Waitz, Treitschke, Zachariä u. A. bürgen dafür, daß auch in dieser billigen Volksausgabe die Schätze deutschen Wissens und deutscher Forschung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens dem Leser geboten werden. Und namentlich hat diese kleinere staatswissenschaftliche Encyklopädie vor größeren gleichartigen Unternehmungen vermöge des rascheren Erscheinens ihrer einzelnen Theile den Vorzug, daß die historischen Artikel, die literar-geschichtlichen Abhandlungen u. s. w. die neusten Ereignisse und Erzeugnisse berücksichtigen können. Außerdem aber soll in einem Nachtrage besonders noch derjenigen Veränderungen gedacht werden, welche die Folge der großen Ereignisse der Jahre 1870—71 gewesen sind.

B.

Das Strafgesetzbuch für das deutsche Reich nebst der Strafgesetz-Novelle vom 10. December 1871. Zum Handgebrauch von Hans Ottomar Reiz, Erlangen, Andreas Teichert, 1872, ist eine der praktischsten Handausgaben des wichtigen Gesetzes. Namentlich sind die an den Rand gedruckten, kurzen Inhaltsangaben jedes Paragraphen dem praktischen Criminalisten ebenso werthvoll als die unter dem Paragraphen abgedruckten Nachweise sämmtlicher Parallelstellen, Ergänzungsbestimmungen u. s. w. Das überaus sorgfältig gearbeitete Register gewinnt dadurch noch an Werth, daß es das Strafmaaß jedes Artikels gleich im Register mit aufführt. Das sehr empfehlenswerthe kleine Buch schließt mit einem Verzeichniß derjenigen Reichsgesetze, welche neben dem Strafgesetzbuch in Kraft gebliebene Strafbestimmungen enthalten.

B.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXI. Jahrgang. II. Semester.

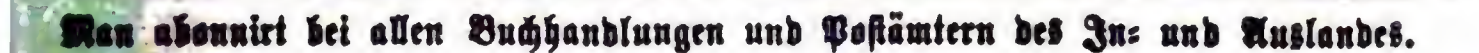
Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

No. 32.
Ausgegeben am 2. August 1872.

Inhalt:

Leipzig, 1872.
Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)





Zur Charakteristik Robert Blums.

I.

Seit Jahrzehnten sind wir in Deutschland gewöhnt, daß die Organe und Wortführer der radicalsten politischen und socialen Parteien Robert Blum, als einen ihrer Partei allein und ausschließlich angehörigen Parteimann beanspruchen. Viele Jahre lang hat man diese unhistorischen Behauptungen mit dem Bewußtsein besseren Wissens anhören können. Aber seitdem eine ganze Anzahl vaterlandsloser Parteien diesen guten Namen, wie den eines gottseligen Mitverschwornen im Munde führt, wächst die Gefahr, daß in weiten Kreisen das Bild und das Gedächtniß Robert Blums durch solche Irrthümer verdorben werde. Wir theilen daher einige von Blum selbst herrührende Zeugnisse seiner Gesinnung mit und überlassen die Beurtheilung seiner politischen und socialen Anschauungen unsern Lesern.

Diese Urkunden gehören ausschließlich dem Jahr 1848 an, und umfassen die Zeit vom Februar 1848 bis wenige Wochen vor seinem Tode. Die Beschränkung auf diese Zeit ist eine Concession an die radicalen Parteien, welche Robert Blum heute unter ihre abgeschiedenen Gesinnungsgenossen zählen. Sie schneidet schlechthin die Einrede ab, daß Robert Blum aus seinen vormärzlichen Thaten nicht beurtheilt werden dürfe, daß nur die letzten Monate seines Lebens seine wahren politischen Ziele enthüllt hätten. Ohne den Werth dieser Einrede zu untersuchen, welche indirect einem vierzigjährigen, im edelsten und vollsten Sinne des Wortes selbstgewordenen Manne zutraut, daß er sein Wesen und seine Ziele von Grundaus geändert habe in dem Augenblick, wo die Hoffnung seines Lebens in Erfüllung zu gehen versprach, lassen wir sie gelten, und bieten nur Urkunden aus den Tagen der großen deutschen Revolution.

Nichts kann uns dazu bewegen, den positiven Versicherungen unsrer Radicalen und Socialisten, daß Robert Blum heute unter ihnen stehen würde, mit der nutzlosen Hypothese zu antworten, daß er vermuthlich zu der Partei sich halten würde, der die wenigen überlebenden Kampfgenossen der Linken, ja sogar der äußersten Linken des Frankfurter Parlements (wie Arnold Ruge u. s. w.) heut angehören. Wir lassen vielmehr urkundliche Beweise dafür sprechen,

daß Robert Blum schon im Jahre 1848 aufs Bitterste verurtheilte jede der republikanischen Schilderhebungen, welche noch heute in den Organen der deutschen Demokratie und Socialdemokratie mit den begeistertsten Worten gefeiert worden; daß er sich stets frei hielt von der Schwärmerei für die Protection des Hauses Habsburg über Deutschland; daß er seine parlamentarische und politische Stellung mit der rührendsten Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit bekleidete, und daß seine national deutsche Gesinnung außer Zweifel steht.

Wir beginnen mit dem Urtheil Blums über den Socialismus und Communismus. Dieses entnehmen wir einem Vortrag desselben, welchen er im Winter 1847/48 im Saale der Leipziger Buchhändlerbörse gehalten, und später, wesentlich gekürzt, in seinem „Staatslexicon für das Volk“ in dem Artikel „Gesellschaft,“ „Gesellschaftswissenschaft“ abgedruckt hat. Das letztere Manuscript ist theilweise auf die weiße Rückseite von Flugschriften oder Briefcouverts aus dem Februar 1848 geschrieben, gehört also unzweifelhaft der oben begränzten Periode an. Ueber den Communismus gelangt Blum, nachdem er alle einzelnen Theorieen und Apostel desselben vorgeführt und bekämpft hat, zu folgendem Schlußurtheil: „Die Communisten bauen mehr Systeme auf, als daß sie sich an die Zustände und ihre Bedürfnisse anschließen. Jedes System weicht vom andern ab und doch behauptet jedes das alleinrichtige zu sein, wie die römische Kirche von der ihrigen. Wir haben bereits unter „Eigenthum“ ausgesprochen, daß wir den Communismus für naturwidrig und unmöglich halten.“

Hierbei ist indessen noch zu berücksichtigen, daß Robert Blum unter Communismus nach Ausweis seines Artikels in seinem Staatslexicon, (Seite 421—25) eine Reihe von Bestrebungen mit verstanden und mit verurtheilt hat, welche die Socialisten heut zu Tage als integrirende Bestandtheile des Socialismus auszugeben pflegen, seitdem sie das Publicum gegen die Ideen und Zweigideen des Communismus verschlossen und mißtrauisch gefunden haben. Dieser Ausspruch Blums über den Communismus wird für die Socialisten auch nicht günstiger durch seinen scheinbar wohlwollenderen Ausspruch über den Socialismus. Denn wie sich sogleich zeigen wird, versteht Blum unter Socialismus etwas ganz Andres als die Socialisten von heute. Vielmehr erblickt er vorahnend die beste Lösung der socialen Schäden seiner Tage in solchen Bestrebungen, wie sie Schulze-Delitzsch nach der Revolution mit so großem Erfolge durchgeführt hat, und in solchen gesellschaftlich befreienden Gesetzen, wie sie Deutschland seit derselben Zeit, namentlich aber seit dem Jahre 1867 errungen hat. Er sagt nämlich Seite 427: „dagegen müssen Vereinigungen“ (Genossenschaften) „nach Fourier's Andeutungen zu glänzenden Ergebnissen führen. Es ist auffallend, daß unter den mächtigen Fortschritten des menschlichen Wissens in jeder denkbaren Sphäre die Gesellschaft in ihrem fast ursprünglichen Zustand geblieben ist

indem sie sich in den engen Kreis der Familie trennt und dort mit verhältnißmäßig ungeheuren Kosten Alles besorgt und anschafft, was in der Vergesellschaftung unendlich billiger und besser zu haben wäre. Auf diesem Gebiete kann man also dem Socialismus eine bedeutende Zukunft vorhersagen." Seite 424 aber faßt er die „Lehren" des Socialismus dahin zusammen: Gerechtere Vertheilung der Güter der Erde, nicht durch Gewalt, sondern durch friedliche Ausgleichung; Beschränkung der unheilvollen Uebermacht des Geldes; genügender und entsprechender Lohn der Arbeit und des Verdienstes; Erhebung der sogenannt untern Classen zu gleichem Menschenrecht und gleichem staatlichen Rechte." Indem Robert Blum dieses als „Lehre" des Socialismus bezeichnet, und also fortfährt: „Es ist eine Lehre, die, nicht nach den vorliegenden Formen, sondern nach dem Inhalte, jeder Menschen- und Freiheitsfreund bekennen muß, deren Verwirklichung die Gestaltung der Gesellschaft fordert, täglich gebieterischer und nothwendig macht, in der das einzige Heil der Zukunft, die einzig wahre Gerechtigkeit liegt," steht er der werkthätigen Menschenliebe eines Schulze-Delitzsch und selbst den maßvollen Gedanken eines Heinrich von Sybel über den Socialismus sicherlich bei weitem näher, als Jene, welche den Samen der Zwietracht gewerbsmäßig ausstreuen, und die vermeintlichen Keime der rothen Revolution mit Jubel hervorbrechen sehen, weil sie in dem ersehnten allgemeinen Vernichtungskampf nichts verlieren, nur gewinnen können. —

Der erste hier mitzutheilende Brief Blums (an seine Frau) stammt aus den bewegtesten Stunden des Vorparlaments — die Empfängerin hat den 2. April als Tag der Absendung darauf vermerkt. Bekanntlich ist es Blums unerschütterlicher Ruhe und Besonnenheit und Stimmenkraft als ersten Vicepräsidenten wesentlich zu danken, daß die über fünfhundert Köpfe starke Versammlung, deren Leitung der erste Präsident Soiron entschieden nicht zu beherrschen vermochte, nicht schon am ersten Tag in tiefster gegenseitiger Verbitterung auseinander stürmte, nachdem Gustav Struve mit seinem wahnsinnigen Antrag auf Abschaffung, Auflösung und Aufhebung aller bestehenden Zustände in die Versammlung gepoltert war und mit Hecker den noch geistesdunkleren Antrag gestellt hatte, die Versammlung möge sich bis zur Berathung und Beschlußfaßung über diese magna charta deutscher Nation permanent erklären *). Blum war es, der inmitten des Tobens der äußersten Linken und der Gallerien sich muthig diesem ersten Attentat der rothen Revolution auf die gesetzliche Entwickelung des deutschen Verfassungswerkes mit seiner machtvollen und doch ergreifenden Beredsamkeit in den Weg warf **)

*) Verhandlungen des deutschen Parlaments. Offizielle Ausgabe, 1. Lieferung S. 5 fg. 14 fg. **) Ebda S. 10 fg. 24 fg.

und dadurch auf alle gemäßigten Geister der Linken den wohlthätigsten Einfluß übte. Aus diesen Stimmungen schrieb er:

„Frau und Freunde!

Heut scheint der letzte Tag zu sein, dann muß ich mich einen Tag ausruhen, ganz ausruhen, denn ich bin wie ein Mensch, der durch fortwährendes Trinken sich vor dem Katzenjammer schützt, diese Aufregung Tag und Nacht reibt auf. Aber sie ist süß, bezaubernd, schwelgerisch wie ein Champagnerrausch. Wenn ich hier bleibe — was unsre Leute wollen und was geschehen muß, wenn die Mehrheit nicht zum Anspucken perfid ist*) — so gebe ich „Rückblicke" auf die Versammlung heraus, komme aber jedenfalls, wenn der Ausschuß im Gleise ist, auf 8 Tage nach Hause; dann wird mich ohnehin die constituirende Nationalversammlug — NB. wenn ich hineinkomme! — lange genug fesseln. Struve und Hecker sind wahre Viehkerls, rennen durch die Wand wie geschlagene Ochsen und haben uns den Sieg furchtbar schwer gemacht. Aber wir haben gesiegt in Allem.

Unter den stürmischsten Verhandlungen geschrieben. Gruß und Kuß. B."

Der zweite Brief, den wir nur als Stimmungsbild aus dem „tollen Jahr" mittheilen, ist ohne Datum und Ortsangabe, trägt aber den Briefstempel „A. Welter, Hotel de Mayence, Cologne", und kann nur in der Zeit vom 16—28. April geschrieben sein, wo Blum in Cöln verweilte, also nach Schluß des Vorparlaments, während der Tage des Fünfziger Ausschusses. Dieser Brief lautet:

„Liebe Jenny. Du mußt den guten Willen für das Werk und diese zwei Zeilen, die ich im Sturme schreibe, für einen Brief nehmen. Wir kommen aus den Conferenzen nicht heraus und es ist wahrlich mit uns wie mit den ehemaligen Fürsten, zu denen sich von nah und fern Alles drängt. Dazu muß ich mir persönlich noch täglich von einer Menge Polen, die massenweise hier durchziehen, Complimente schneiden und mich von Fürstinnen — küssen lassen Aber es war leider nur die alte, die dies that, die junge hat mir blos eine Hand gegeben. Laß Dir also von Georg sagen, wie's mir geht. Meine Schwestern habe ich gestern nur eine Viertelstunde, heut nebst der Mutter**) eine Stunde gesehen. Sie sind alle wohl und lassen Euch herzlichst grüßen. Sobald ich kann, erhälst Du auch wieder einen Brief von Deinem treuergebnen Robert.

Gruß und Kuß Dir und den Kindern."

*) Diese Befürchtung trat nicht ein, denn bekanntlich wurde Blum mit drittgrößter Stimmenzahl (435) in den Fünfzigerausschuß gewählt. Verhandlungen des deutschen Parlaments Seite 161.

**) Seine Mutter, Margaretha Schilder, verw. gewesene Blum, geb. Brabender, gest. den 8. October 1865 über 80 Jahre alt.

Nach seiner Rückkehr nach Frankfurt schrieb er Anfang Mai an seine Frau u. A.:

„— — — Rouge ist längst von hier fort und zwar nach Rendsburg; es wäre gescheidt, wenn er sich irgendwo todt schießen ließe, denn seine Zeit ist aus. Wenn auch Bertha darüber jammert, es wäre doch besser, denn er arbeitet jetzt nur an seinem Untergange. — Daß die Meinen gesund sind, habe ich Dir von Cöln geschrieben; meine alte Mutter ist fast wahnsinnig geworden vor Freude, daß ihrem Sohne ein Fackelzug gebracht wurde; wie würde die sich freuen, wenn Du mit den Kindern nach Cöln kämst. Indessen es kann nicht sein. Beruhigen wir uns, wir müssen der Zeit Opfer bringen. Würde die Messe gut, so könntet Ihr Euch in eine rückgehende Kiste stecken lassen, aber es werden nur volle Kisten zurückgehen. Hier wird nichts, rein nichts verkauft. Lebe wohl, liebe Jenny, grüße und küsse mir die armen Kinder, die jetzt auch niemals in die Kneipe kommen; sie sollen nur gut und brav seyn, dann komme ich auch zurück und bringe ihnen etwas sehr Schönes mit. Wenn ich nur die Ostertage dort seyn könnte! Es geht aber nicht, also fort mit Wünschen. Bleibe gesund und munter. Von Herzen Gruß und Kuß von Deinem Robert."

Am 3. Mai schrieb er an dieselbe:

„Liebe Jenny. Gestern und heute waren Tage des Genusses für mich; gestern hatten wir keine Sitzung, heute nur eine von kurzer Dauer und keine Commissionsarbeiten. So sind wir denn gestern nach Homburg gefahren, ein Paradies in Deutschland, herrlich am Fuße des Taunus gelegen, mild wie der Süden, das lieblichste Städtchen und fröhliche Menschen. Und in diesem Paradiese treibt der Teufel des Spiels sein Unwesen in größter Ausdehnung; während wir schwelgten in der Natur, steckten vier Prachtsäle voll Gauner, die sich das Gold abnahmen und bald mit Gier verschlangen, bald mit Verzweiflung hingaben. Heut waren wir in Frankfurts Nähe auf einem Berge, der nächst dem Taunus auch eine prächtige Aussicht auf Stadt und Fluß gewährte und dabei sehr gutes — Bier bot. Solche Erholungspunkte thun wahrlich wohl, man vergißt sein Elend dabei; und das Elend ist groß, es ist doppelt schmerzlich, weil es unerwartet kommt. Diese Lumpen, die jahrelang als freisinnig und entschieden galten, die man verehrte, sie sind jetzt Stillstands- und Rückschrittsmenschen. Die Tyrannei ist überwunden, aber dieses feige Geschlecht stellt sich in den Weg auf der Bahn zur Freiheit. Wir könnten Deutschland regieren und dieses Volk ist zu erbärmlich, die losen Zügel zu ergreifen, ja hält die Andern noch davon ab. Und das wird immer schlimmer, denn die Republik hat Alles zu alten Weibern gemacht. Hecker und Struve haben das Land verrathen nach dem Gesetz

— das wäre Kleinigkeit; aber sie haben das Volk verrathen durch ihre wahnsinnige Erhebung, es ist mitten im Siegeslauf aufgehalten; das ist ein entsetzliches Verbrechen. Noch immer habe ich von unsern Leuten keine Sylbe und weiß nichts über die Wahl; das ist auch schönes Pack.*) Aber ich werde mir's merken, komme ich wieder nach Haus, so werde ich thun, was ich muß, aber mich um keine Versammlung, keine Veranstaltung und keinen Menschen bekümmern; ihr Verfahren gegen mich ist zu schmachvoll. Dir und den Kindern alles Gute und Schöne nebst Gruß und Kuß von Deinem

3. Mai. Robert."

Hier schalten wir den folgenden höchst merkwürdigen Brief an Dr. Gustav Haubold, Advocat in Leipzig (den spätern Vormund der Blumschen Kinder), von demselben Tage ein, und bemerken gleich hier, daß der Adressat als Leipziger Wortführer jener bedächtigen Märzfreisinnigen des großen Jahres gelten kann, welche sich vorläufig unter den Fittigen eines möglichst populären Radicalen am sichersten fühlten, und die deutsche Einheit auf dem trocknen Wege diverser „freisinniger" Vereine und Versammlungen zu verdienen bestrebt waren. Um so ehrenvoller für Blum, daß er sich auch in seinen Briefen an Haubold ganz offen und rückhaltlos über seine politischen Anschauungen ausspricht. — Der Brief lautet:

„Mein lieber und geehrter Freund! Dein Brief v. 26. v. M. hat mich sehr erfreut, weil er mir den Beweis bringt, daß Du mir auch in der Ferne die Theilnahme erhalten hast, die Du mir dort geschenkt. Bewahre sie mir auch ferner, selbst dann, wenn ich Deinen jedenfalls wohlgemeinten Rath nicht befolge. Dieß ist aber der Fall hinsichtlich eines Glaubensbekenntnisses. Es ist jetzt zu spät dazu, aber ich konnte und mochte es auch nicht geben, als es noch Zeit war. Ich werde mich allezeit zu allen Wahlen anbieten und geschieht dieß irgend, wo man mich nicht kennt, stets den Leuten sagen, was ich will, damit sie wissen, was sie an mir haben. Aber jetzt, in Leipzig, durfte ich das nicht thun. Ich will nicht von 16 Jahren meines bürgerlichen, nicht von 8 Jahren meines öffentlichen und publicistischen Lebens reden, obgleich auch das genügt; aber nach unsern Wirren im März, nach der ungehemmten Aussprache in unzähligen Versammlungen, nach dem Vorparlament und der ungeheuer schwierigen Stellung, welche die nicht revolutionäre Linke dort hatte, und nach dreiwöchentlichem Wirken im Fünfziger Ausschuß, müßte ich mich selbst herabsetzen, wenn ich den Leipzigern ein Glaubensbekenntniß gäbe. Wenn mein Leben und Thun keine Gewährleistung gibt, wie soll denn mein Wort eine geben? Wenn ich im

*) Vgl. unten den Brief vom 9. Mai.

Leben geheuchelt hätte, würde mir das zweideutige Wort oder der Bruch des geraden Wortes schwer werden? Gewiß nicht! Wer ein Glaubensbekenntniß von mir braucht, um sich durch dasselbe zur Wahl bestimmen zu lassen, der soll mir die Ehre anthun, mich nicht zu wählen; ich würde es für mein größtes Unglück halten, der Vertreter solcher Leute zu sein. Nun, ich werde in Leipzig in die Verlegenheit nicht kommen, wie die Sachen zu stehen scheinen. Wegen der Republik sollen die Leute ruhig sein, die bekommen sie nicht; aber die ganze alte Sauwirthschaft bekommen sie wieder in neuer Auflage, weil sie das Michelthum wieder bewährt haben und sich von dem Popanz der Republik ins Bockshorn und der Reaction in die Arme jagen lassen. Die constituirende Versammlung wird entsetzlich werden, und der Spießbürger zu spät einsehen, wie er genasführt wurde. — Nimm mir, lieber Freund, die Weigerung nicht übel, ich achte und ehre Deine Absicht, ich danke Dir für Deine Aussprache, aber Du wirst selbst einsehen: es geht nicht, es war nicht möglich. . . . . .

Ueber unsre Sitzungen nichts, die Zeitungen bringen das; sie bringen zuviel darüber im Vergleiche zum Werthe, daher nur noch die besten Wünsche u. s. w.

Frankfurt, 3. Mai 1848. Robert Blum."

Viel bitterer spricht sich Blum über die Zerfahrenheit seiner politischen Freunde daheim in nachstehendem Briefe an seine Frau aus. Wir theilen ihn vollständig mit, weil darin in sehr drastischer Weise geschildert ist, in welcher Verwirrung die liberalen und radicalen Elemente in Sachsen aus- einander- und durcheinander fuhren, sobald Blum mit seiner Abreise nach Frankfurt die Zügel und Leitung aus der Hand gegeben hatte.

„Liebe Jenny. Du meinst, meine Freunde hätten gethan, was sie können. Ja, das haben sie, d. h. um mich vom Reichstag auszuschließen und mich dazu zu blamiren. Als man mir aus Reußen die Wahl antrug, schrieb ich nach Leipzig und sagte: sie möchten über mich verfügen, Leipzig oder dort, nach ihrem Ermessen und Bedürfniß, sie könnten in meinem Namen Antwort und Erklärungen abgeben, wie sie wollten. Nach Reußen schrieb ich zusagende Briefe, legte sie nach Leipzig ein und sagte, man möge sie absenden oder zurückhalten nach Ermessen. Diese Briefe sind ohne Berathung, ohne Plan, ohne daß man nur sich darüber gesprochen hat, abgeschickt worden. Das einzige aber, was ich mir am 23., 24. und 25. April nacheinander erbat, eine umgehende Antwort über ihre Absichten und ihre Pläne hatte ich am 1. Mai noch nicht, habe ich heute noch nicht. So brachten mir die Zeitungen erst die Kunde, ich sey in Reußen gewählt und Knoch und A. schrieben mir dasselbe. Darauf ging ich am 1. Mai in die Versammlung

hier und das verdarb nun Alles. Denn jetzt erst hörte ich, daß man mich auch durch die Leipziger Wahl schleppe. Unsinniger Weise aber hatte man mich in Reußen dreimal zusagen lassen. Wäre die Sache günstig in Leipzig, so müßte ich durch die unbegreifliche Absendung der zusagenden Briefe dort den Freunden wortbrüchig werden. Aber es ist in Reußen ebenfalls nichts, denn es muß dort wegen falscher Anordnungen auf's Neue gewählt werden, und bin ich in Leipzig durchgefallen, so falle ich dort nun auch durch, da die Abstimmung sich ändert und das böse Beispiel Leipzigs wirkt. Aber das ist nicht genug. Während man in Leipzig noch zu siegen meint, schreibt man auch einen Bettelbrief an's Voigtland und giebt sich dadurch selbst das Zeugniß, daß man an den Sieg nicht glaubt. Jetzt wird man mich wahrscheinlich noch mit Uebereilung in einigen Wahlbezirken vorschlagen und ebenfalls durchfallen lassen, und dann kehre ich mit 3—4 Niederlagen geschändet zurück und man lacht mich aus. Man läßt Biedermann wählen und erst dann denkt man daran, daß es gut gewesen wäre, mich zu rufen. Der Vaterländische Verein ist zu Grunde gerichtet, ist eine Beute Semmig's*) geworden, weil man sich mit leerem Formenkram herumschlägt, selten sich bespricht, dann um halb 10 Uhr anfängt und sich bis nach Mitternacht um Nichts streitet. Die fähigsten Menschen „haben keine Zeit" und gehen gar nicht hin, andre gehen hin, sind aber laß und pomadig. Und hätte man nun noch den Verein aufgelöst oder gesprengt, so war's doch ein ehrenvoller Tod; aber nein, man läßt ihn elendiglich an Auswüchsen und an der Schwindsucht sterben zum Hohn und Spott der Gegner. Kurz, Alles was seit langen Jahren so sehr mühsam gepflanzt wurde und nun mächtig aufgeblüht war, das ist in wenig Wochen völlig zu Grunde gerichtet, und man hat sich die Frucht vor der Nase wegpflücken lassen. —

Was ich in diesen Tagen an Aerger und Wuth verschlungen habe, das ist unermeßlich. Friese**) hat mir mit großer Treue alle Tage geschrieben, was ich sehr dankbar anerkenne; aber er hat mir seine Ansicht geschrieben, vielleicht hat er meine Aufforderung, einen festen Plan zu entwerfen, gar nicht gekannt, sondern in liebenswürdigem Diensteifer gerade die Briefe fortgeschickt, die nicht fortgeschickt werden durften. — Nun, die Welt geht auch ohne mich fort und ich will mich freuen, wenn ich erst die Rückkehr überwunden habe und dann friedlich im Garten sitze. Die armen Kinder! wahrscheinlich kommen sie nirgend hin; geh nur einmal mit ihnen auf die Messe, laß sie auf dem Caroussel fahren und kaufe jedem eine Apfelsine. Ich war allerdings trüb

*) Damals einer der „röthesten", auch socialistisch angeflogenen Leipziger Gegner der vermittelnden Politik Blums; nach der Revolution bis zu seiner Vertreibung im Jahr 1870, Professor der deutschen Sprache in Orleans.

**) Blums buchhändlerischer Associé.

gestimmt und bin es noch, nicht wegen dem schweren Stande hier, sondern weil durch das sündliche Verfahren in Leipzig der Rückhalt weggezogen wird, weil man aus dem schlechten Feldzuge nicht auf ein sichres Lager blicken kann. Fallen im Kampfe, das ist nichts, es ist sogar schön, aber ohne alle Schuld zu Grunde gerichtet werden, das ist abscheulich. Wenn ich nicht gewählt werde, wie das sehr wahrscheinlich ist, so schickst Du mir natürlich nichts, ich reise dann sofort ab, um nicht trauriger Zeuge der Eröffnung seyn zu müssen — Lebe recht wohl, bleibe gesund, lasse den Kindern den Zügel nicht zu sehr schießen, bald werde ich ja wiederkommen und helfen erziehen. Nochmals lebe wohl, empfiehl mich allen Bekannten als bald Ankommenden und nimm bis dahin herzlich Gruß und Kuß von

Deinem

9. Mai 1848. Robert."

Auf der Rückseite:

„Eben erhalte ich die Kunde der Wahl. Lege der Sendung etwas Visitenkarten bei. B."

Die folgenden Briefe an seine Frau bieten interessante Bilder aus dem parlamentarischen Leben Blums, und zeichnen seinen Charakter besser als lange Abhandlungen.

„Liebe Jenny. Der Sturm hat seit vorgestern wieder begonnen und Nacht und Tag vermengen sich bei uns in der sonderbarsten Weise. Erwarte daher jetzt keine Briefe, ab und zu ein Zettelchen sollst Du haben. Georg*), Schaffrath und ich — wir wohnen jetzt zusammen in einer prächtigen Wohnung mit schönem Garten und bezaubernder Aussicht. Georg ist der unerbittliche Wecker, wenn wir morgens oft nur zwei, höchstens drei Stunden geschlafen haben. Denn frühestens kommen wir 1 Uhr nach Hause und stehen um 4 Uhr wieder auf. Geld**) haben wir noch nicht bekommen, sonst würde ich Dir senden; indessen hoffe ich in den nächsten Tagen darauf. Bis dahin wirst Du wohl reichen. Sieh in den Steuerbüchern nach, wenn Steuern zu bezahlen sind, damit das nicht versäumt wird; nur etwaige Kirchensteuer, d. h. für die römische Kirche, bezahle nicht. Bleibt recht gesund und munter, wenn Ihr könnt, so schlaft etwas für mich, denn ich erhalte jetzt meinen Bedarf nicht. Herzlichen Gruß und Kuß Dir und den Kindern

19. Mai. B."

„— — — — Also unsre Leute bekümmern sich gar nicht um Dich? Es geht damit wie im Politischen, da bekümmern sie sich auch erst um die Dinge, wenns zu spät ist. Nun, Du kannst ja mitunter mit Cramers oder Frieses

*) Georg Günther, sein Schwager, Parlamentsmitglied. **) Diäten.

ausgehen, damit Du und die Kinder doch wohin kommen .... — Diese Tage sind keine Verhandlungen von Bedeutung: Geschäftsordnung, Wahlen, u. s. w. langweilig und doch nothwendig. Lebe wohl, die Pflicht ruft! Grüße und küsse die Kinder und empfiehl mich allen Bekannten, die Du siehst. — Bleibe nur gesund und spare nicht etwa zu sehr, so daß Hans sagt: wir essen nichts! Nochmals lebe wohl und nimm Gruß und Kuß von Deinem

30. Mai 1848. Robert."

„Frankfurt, 25. Juni.

„Liebe Jenny. Das waren schwere, schwere vierzehn Tage; die schwersten, die ich je erlebt habe. Von Sonnabend den 10. bis Mittwoch 14. in unermeßlicher Fest- und Reiseanstrengung, von Mittwoch an bis heute in Arbeit. Berge von Stößen haben sich aufgehäuft, aber bei einer halbtägigen Pause am Donnerstage, wo hier Frohnleichnamsfest war, vermochte Niemand etwas zu thun, wir mußten ruhen und flegelten uns im Garten herum. Ueber die „Reise der Linken"*) schreibe ich nichts mehr, Du hast sie ja gelesen; nur war das Bild schwach, weil sich meine Feder sträubte, niederzuschreiben was mir selbst wiederfuhr und doch sich alle Huldigungen eben auf mich — den Führer — wendeten. Wenn Du besorgst, diese und besonders die der Frauen möchten mich schwindlich machen, so kannst Du deshalb ruhig seyn. Zwar sind die Frauen allerdings fanatisch hier im Süden und ihre Theilnahmsbezeugungen steigen bis zu Unglaublichem. Bei einer lebendigen Verhandlung, einem entschiedenen Auftreten nimmt das Klatschen, das Wehen mit Tüchern, das Zuwerfen von Blumen und Kußhändchen, oder die Uebersendung von Bouquets oft gar kein Ende. Und das geschieht offen, ohne Prüderie, Allen sichtbar, oft unter rasendem Beifall der Gallerie und die ganze Nationalversammlung platzt vor Aerger, denn es hat es noch keine andre Seite, noch Niemand zu einem derartigen Zeichen gebracht als wir. Als ich jüngst über die Centralgewalt sprach und am Schlusse sehr ernst und feierlich wurde, schwamm das Frauenauditorium in Thränen und schluchzend streckte man mir hundert Hände entgegen, als ich herab kam. Das ist ein schönes Zeichen, aber vor Eitelkeit, d. h. persönlicher bewahrt mich 1) jeder Blick in den Spiegel, der mir sagt, daß ich nicht schön und 40 Jahre alt bin. 2) das klare Bewußtseyn, daß es nicht dem Manne, sondern dem Parteiführer gilt und ich also stets mit meinen Getreuen theilen muß, wobei mir sehr wenig bleibt. Kommt der Mangel an Zeit dazu, der mir jede Bekanntschaft in Familien unmöglich macht und mich gegen die wenigen, die ich gemacht habe, zwingt unartig zu sein, so bleibt die Sache rein politisch und da ist sie allerdings ein gewaltiger Hebel, gegen den Du nichts haben wirst. Ging

*) In die Rheinpfalz, zu Pfingsten 1848.

es doch dem alten, häßlichen Mirabeau gerade so; hoffentlich werde ich demselben in andrer Beziehung nicht ähnlich.

Wenn ich nach Hause komme werde ich etwas taumeln, wie ein Aufstehender aus dem Schlafe nach einem Champagnerrausch, mir die Stirn reiben und die tollen Träume vergessen, die bunt und schön, aber — Träume waren. Ich wünschte herzlich, es könnte bald seyn! Sechs Tage haben wir nun schon geschlagen und ich darf wohl sagen gesiegt; denn sollte die Abstimmung gegen uns ausfallen, so geschieht dies mit einer solchen imposanten Minderheit, daß die tyrannische Einsetzung doch unmöglich wird.*)

Anfang Juli wurde Blum durch eine Zuschrift Haubolds überrascht, der eine Anweisung auf 350 Thaler beilag, welche die Bourgeoisie Leipzigs ihrem Abgeordneten als Ersatz für dessen finanzielle Opfer überreichte. Blum antwortete hierauf am 5. Juli an Haubold:

„Mein theurer und verehrter Freund!

Dein Schreiben vom 17. vorigen Monats, welches ich wie Du weißt erst jetzt erhalten habe, hat mich zu gleicher Zeit hoch erhoben und tief beschämt: hoch erhoben, denn in dem Sturm der Revolution, in dem wirren Treiben der Parteikämpfe, welche sie nothwendig mit sich führt ist die Anerkennung edler Menschen doppelt wohlthuend, ermunternd und anspornend; — tief beschämt, weil Du mir im Namen so vieler edeln Männer eine so große und werthvolle Gabe bietest (groß und werthvoll besonders durch den Sinn der Geber!), die nicht verdient zu haben ich nur zu sehr fühle. Ich habe nur meine Pflicht gethan, das mir vom Schöpfer verliehene Pfand verwendet zum Besten meiner Mitmenschen, wie es meine Schuldigkeit war und die mir verliehene Kraft gebraucht, wohin sie gehörte. Haben meine Mitbürger in der Nähe und Ferne mich dafür weit über Gebühr ausgezeichnet, so wurde mir diese Auszeichnung weniger durch eigenes Verdienst als durch das fluchwürdige Bestreben des gestürzten Systems zu Theil, die Pflichterfüllung für das Vaterland zu hintertreiben und zu ächten, und diese in einem durch Bevormundung entarteten Geschlecht zur Seltenheit zu machen. Die Neuzeit wird edlere Kräfte lösen und auf den Schauplatz rufen; und dessen wird sich niemand inniger und herzlicher freuen, als ich.

Nehme ich nun die mir gebotene Gabe mit Beschämung und innigster Dankbarkeit an, so betrachte ich dieselbe doch nur als ein Darlehen, als eine heilige Schuld, die ich dem Vaterlande abzutragen habe. Und ich kann sie nicht besser abtragen, als wenn ich dem Vaterlande, der Freiheit, der Verbesserung der politischen und socialen Zustände meine

*) Die Einsetzung des Reichsverwesers.

Kraft, mein Wirken, mein Leben, mein Gut und Blut widme, wo und wie es nöthig ist. Das zu thun aber gelobe ich Dir und allen edeln Männern und Mitbürgern hiermit auf's Feierlichste, und versichere, daß es der schönste Augenblick meines Lebens sein wird, wo Du mir die Hand reichen und sagen kannst: Blum, Du hast einen Theil Deiner Schuldigkeit getilgt*).

Wenn ich Dich nun bitte, der Dollmetscher meiner Gefühle zu sein, wie Du der Vermittler warst bei der mir bereiteten Freude, so mache ich noch eine hohe Forderung an Dein Herz. Bewahre mir, soweit Du kannst, das Vertrauen und die Achtung meiner Mitbürger, welche zu untergraben man leider! sehr bemüht ist. In Zeiten, wie die unsrigen, wo die Woge der Bewegung steigt und fällt, mit derselben aber die Parteien und ihre Führer und Glieder bald im Lichte, bald im Schatten stehen, ist es nicht möglich jeden einzelnen Schritt als Maßstab der Beurtheiluug für einen Abgeordneten anzunehmen; es ist ungerecht, unedel, und unbillig auf Einzelheiten hin Verdächtigungen und Schmähungen auszustreuen. Obgleich ich nun nie einen Schritt gethan, dessen strengste Beurtheilung ich von unbefangenen Beurtheilern zu scheuen hätte, so ist es doch keine unbillige Forderung, daß man mein Wirken als ein Ganzes, in seiner Gesammtheit beurtheile, daß man meine eigenen Worte und meine eigenen Handlungen zu Grunde lege, nicht die Entstellungen und Verdrehungen, die man in Sachsen gegen und über mich verbreitet.

So empfiehl mich denn herzlichst allen Betheiligten und bringe ihnen meinen Gruß und Handschlag bis ich selbst Gelegenheit haben werde, ihnen Rechenschaft über mein Thun abzulegen. Du aber erhalte mir ferner Deine Liebe und Freundschaft und empfange den herzlichsten Gruß von Deinem treu ergebenen

Frankfurt, 5. Juli 1848. Robert Blum."

Die folgenden Briefe Blums an seine Frau beschäftigen sich im wesentlichen mit der Einsetzung und Person des Reichsverwesers.

„— — Leider bemerke auch ich, wie die Vierteljahre enteilen. Bereits ist der längste Tag vorüber und ich habe vom Sommer nichts, gar nichts gemerkt, als daß die Hitze in der Paulskirche und in den Commissionslocalen unerträglich ist und mir oft nur alle 8 Tage Zeit bleibt, einmal zu baden. Wir müssen wirklich große Opfer bringen an Kräften und Wohlseyn; und

*) Daß übrigens Blum diese Geldsendung im eigentlichsten Sinne des Wortes nur als Darlehn betrachtete, geht aus der folgenden Stelle eines Briefes an seine Frau vom 18. September 1848 hervor: „Die Diäten vom 50er Ausschuß nutzen mir leider nichts, denn ich muß sie, sobald sie bezahlt sind, dem Leipziger Ausschuß erstatten, welcher damals für uns gesammelt hat." —

wenn sie nur nutzten! Aber gegenwärtig geht es sehr schlecht, der Wahnsinn glaubt jetzt, der Reichsverweser bringe die goldene Zeit und denkt nur an ihn. Aber der Rückschlag wird und muß auch kommen und dann wollen wir thätig seyn. Wenn der Herbst kommt, wendet sich die Sache.

Also werde gesund und bewahre mir die armen Kinder! Aber die entbehren mich wohl gar nicht mehr? Warum muß man so arm seyn, daß man dieselben gar nicht sehen kann! Doch ich komme jedenfalls in einiger Zeit einmal nach Hause und wenn es auch nur auf einige Tage ist. Lebt alle recht wohl und nehmt Gruß und Kuß von Eurem

15—16. July 1848. Robert."

Und am 19. Juli schreibt er an dieselbe:

„Liebe Jenny! Eben komme ich „vom Hofe" und benütze die Minuten, die mir bleiben, dazu, Dir wenigstens dieses Zettelchen zu schreiben. Den Halloh, Spectakel und offiziellen Jubel kannst Du aus den Zeitungen lesen; aber wahrscheinlich hast Du trotz allem Jubel den Reichsverweser und Vermoderer nicht gesehn und ich muß Dir also melden, daß er ein so erdiges, abgelebtes, todtes, regungsloses Gesicht hat, daß es den übelsten Eindruck macht und jedes Fünkchen Hoffnung, welches sich an ihn knüpfte, vernichtet hat. Im Privatverkehr ist er ein achtungswerther, liebenswürdiger Mensch, der aber in jedem Worte zeigt, daß er eben nur ins Haus taugt, nicht ins politische Leben. Es ist entsetzlich, daß man diesem Menschen Deutschland vertrauen will; allein Bestand kann die Sache nicht haben, oder vielmehr, er kann nur eine unbedeutende Puppe seyn, die aber hemmt auf Schritt und Tritt. Daß mich das Unglück getroffen hat, ihn heute Morgen becomplimentiren zu müssen, wirst Du schon wissen; es war ein schweres Opfer, welches der Partei gebracht werden mußte, aber es hat mir auch wieder den Vortheil gebracht, den armseligen Menschen in der Nähe zu sehen und mich zu überzeugen, daß er ein wirklicher Vermoderer ist. Das Ministerium, welches wahrscheinlich morgen an den Tag kommt, wird rein reactionär, aber die Ministerien dauern jetzt nur vier Wochen. — Wie werden unsre armen Kinder verlassen seyn jetzt! es wird mir doch manchmal recht sauer hier zu bleiben, so ununterbrochen hier zu bleiben und ich muß mich förmlich von dem Gedanken losreißen. Geht es so fort, so gehe ich jedenfalls einmal auf 8 Tage nach Haus. — Lebe wohl, liebe Frau, grüße die Kinder und sei auch Du herzlichst gegrüßt von Deinem

Robert."

Sein Heimweh und die Verstimmung über die Haltung der Nationalversammlung nimmt von Woche zu Woche zu. Am 2. August schreibt er seiner Frau u. A.:

„— — — Vorgestern war ich mit meinen Leuten in Heidelberg, wo wir uns wieder einmal Erfrischung geholt haben, die wir bei dem trostlosen Zustande und der entsetzlichen Richtung der Nationalversammlung so sehr bedürfen. Es war ein Seitenstück zu der pfälzer Reise, nur mußten wir den Jubel mehr mit Hecker theilen; denn auf jedes Lebehoch auf uns, oder irgend etwas folgte gewiß eins auf Hecker. —

— — — Paulskirche den 2. August 1848.

Mein Gott, schon August!!!“

Die zweite Hälfte des Monat August sollte ihm endlich das heißersehnte Wiedersehen der Seinen bringen.

Reisen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Max von Eelking.

III.

Von Berlin über Spandau und Brandenburg, Dessau und Bernburg nach Bremen.

Berlin ist eine von den größten, schönsten und meist florirenden Städten in Deutschland, ist sehr wohl nach der neuesten Manier gebauet. Die durchfließende Spree theilet dieselbe in 5 unterschiedliche Städte: Berlin, Cöln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt, und Friedriechsstadt oder die Neustadt. Alle fünf haben ihren eigenen Magistrat und Rathhäuser. Die Franzosen, die sich in großer Menge da niedergelassen, haben hier auch ihre eigene Regierung. Die ein- und ausgehenden Waaren werden hoch veraccciset und muß ein jeder Passagier seinen Koffer aufschließen, zu sehen, ob auch was darinnen, was veracciset werden muß. Um Berlin, Cöln und Friedrichswerder ist ein überaus fester und hoher Wall, halb gemauert und halb von Erde, um die andern beiden ist aber nur ein kleinerer. Zwischen Berlin und Cöln fließet die Spree. Selbe sind durch zwei Brücken verbunden, wovon die eine überaus breit, künstlich und kostbar. Mitten auf dieser präsentiret zu Pferd und in Lebensgröße der vorige Churfürst Fridericus Wilhelmus magnus, nach dem Schlosse sehend. Selbige Statue hat sehr viel Geld gekostet, ehe es recht gegossen, indem es von Erz ist. Die andere Brücke besteht aus lauter Wassermühlen, und ist von Häusern ganz bebauet. Auf dieser hat der König eine ganze Reihe Häuser bauen lassen und unten vor diesen sind Schwibbogens, darunter man durchgehen kann, wenn es regnet. In selbigen sind allerhand

Kaufladen und Boutiquen und solche Häuser werden Freiheiten genennet und sind auch in der Stadt an andern Oertern mehr zu sehen.

Das königliche Schloß in Cöln an der Spree ist ein herrlich Gebäude und wird (wann Alles erst fertig) in Deutschland seines Gleichen nicht leicht haben. Es ist sehr groß und weitläufig und wird eine Treppe gemacht, dahinauf man mit Wagen und Pferden fahren kann. Die Gemächer waren noch mit Schwarz bekleidet, wegen des Absterbens der seeligen Königin und solches verhinderte sehr, daß man die kostbaren Gemälde und Tapeten nicht betrachten konnte. Vor dem königlichen Gemache stehet allezeit eine Partei von der königlichen Guarde und den Schweizern, deren der König hundert hat, alle mit großen Bärten und Hellebarden. Wenn der König, Kronprinz, Markgraf und dessen Gemahlin speisen, stehen alle die Cavaliers um die Tafel, wenn aber der König einmal getrunken, so marschiren sie alle hinaus und bleiben nur zwei bis drei, an denen die Reihe ist, aufzuwarten. Sonst wird nur zu drei Mal aufgetragen, wovon der König nicht viel speiset, denn nur ein Ei und sonst von den geringsten Speisen. Die Cavaliers speisen allein. Unter den Fürnehmsten bei Hofe sind: Der Generalfeldmarschall von Wartensleben, der Oberkämmerer von Wartensberg (dessen Frau in großer Gnade beim König ist). Selber hat dem König zuerst angekündiget, daß die Königin todt. Item der Herr von Wittgenstein.

Hinter dem Schlosse ist der schöne königliche Garten, allwo ein Jeder frei herum gehen mag und sich darin divertiren so lange er will.

Die jetzige königliche Majestät Fridericus, unter den Churfürsten der Dritte, und unter den Königen der Erste, ist geboren 1657, wird König in Preußen anno 1701. Selbigen zu sehen habe ich unterschiedliche Male die Ehre gehabt.

Auf dem Schlosse ist die unvergleichliche Antiquitäten- und Kunstkammer, worauf allerhand alte Raritäten von heidnischen Götzen, Instrumenten, item Urnen, Lacrimae amicorum, eine große römische Urne von Marmor, die Diana von Ephesus 2c.

Die Medaillenkammer ist auch werth zu sehen. Ein Liebhaber von dergleichen Sachen kann hier sein Auge genugsam sättigen. Es sind alle griechischen Münzen seit 2500 Jahren von Fido, die kupfernen noch älter von 3000 Jahren her. Unter den silbernen modernen Pfennigen ist auch ein Thaler mit der Schrift: „Besser Land und Leute verloren, als ein falsches Eid geschworen 1552.“ Die Königliche Bibliothek ist auch besehenswerth. Darin ist auch ein türkischer Alkoran, so 200 Ducaten gekostet. Ein neu Testament von 800 Jahren von Witekindo 2c. Daß der Kronprinz eine schöne Hand schreibet, ist allda aus etlichen Schriften zu sehen.

Bibliotheca Spanhemiana ist auch zu besehen, darinnen all die Bücher in Franzband gebunden.

Die Rüstkammer ist ein trefflich und berühmtes Werk. Zuvörderst gehet man eine Treppe hinauf, die man auch mit Wagen und Pferden hinauffahren kann. Droben auf dem Saal stehen wohl 20 kostbare Schlitten, der eine noch besser als der andere; item auch etzliche königliche Sänften. Alsdann sind 17 in Lebensgröße aus Holz gearbeitete Pferde, auf denen theils das Glockengeschirr, das Alles von Silber, sowie auch allerhand kostbare Sattels, Zaum und Alles, was zum Pferde gehöret, dabei auch vieles türkische, polnische, ungarische erobertes Pferdezeug ist. Item die Positur und Couleur vom Pferde mit Sattel, Zaum 2c., welches der vorige Churfürst in der Schlacht bei Fehrbellin geritten. Das Pferd, welches der jetzige König in Preußen bei seinem königlichen Einzug geritten, auf dem Pistolen, Schabraken, Zaum und Peitsche mit den schönsten Diamanten, wobei nur die Pistolen allein 3000 Thaler, Alles zusammen aber 60,000 Thaler gekostet. Die Steigbügel waren von purem Golde. Dann ist noch zu sehen allerhand Fahnen, türkisch Gewehr, Säbel, Bogen, Pfeile mit Gift, indianisch Gewehr, eine Pique von Caneelholz, Muskowitisch Gewehr, indianisch Opfermesser, eine Büchse, daraus 10 Mal kann geschossen werden, Tamerlan seinen indianischen Rock und Säbel, indianische Rosse und zwei bunte Esels, allerhand Scharfrichtergewehr, darunter ein Schwert, womit allein 103 Menschen gerichtet worden. Eine Maschine, um etzliche 100 Mal damit zu schießen, in der Zeit, daß man das Vaterunser betet. Schwerter der alten Churfürsten. Ein Degen von Witekindo vor 900 Jahren, vor Zeiten Caroli Magni, worauf stehet: Witekindus magnus hartog van Engern, forst to Rügen hare to Jork, kong der Sassen. Anno Christi 786. Dann allerhand Generalstäbe (Marschallstäbe), Pusicanen. Churfürstliche Scepter, Pistolen, damascenische Klingen und Messer, zwei Zwergs, der seeligen Königin Portrait, welches zwei in Wachs poussirte Engel halten. Eine Flinte 5 Ellen lang und gezogene Büchse, um 55 Mal zu schießen. Türkische Fahnen aus Ofen, 12 silberne Harnische, welche Churfürst Georg Wilhelms vornehmste Bedienten, wie er anno 1602 auf der Kaiserwahl gewesen, angehabt. Musqueten und Büchsen des seeligen Churfürsten, Marschallsstab bei der Krönung des Königs. Das Wahrzeichen von der Rüstkammer ist eine nakte Jungfer, der ein Fuchs zwischen die Beine durchläuft, von dem sie den Schwanz in die Hand behält. Der Schlüssel von Stettin, Begräbnißdecken, Rennthiere, allerhand schwedische und polnische Fahnen, wie auch aus der Action bei Hochstedt französische und bayrische. Ein gemeiner Sattel von einem brandenburgischen Reiter, welchem beim Sitzen zu Pferde eine Kugel unter dem Sattelknopf eingegangen und hinten hinausgefahren, und weder Kerl noch Pferd blessiret. An der einen

Ecke der Kammer stund geschrieben: Friderico Wilhelmo Heroi et Patri Patriae Victoriis terra marique partis cum fortissimis Ducibus strenuissimo milite redeunti gratulatur universa Patria.*)

Bei dem Rüsthause ist der prächtige Marstall, darin sehr schöne Pferde stehen. Vom Zeughaus ist nur der eine Flügel fertig, es wird ein großes und prächtiges Gebäude. Werden unten auf dem Boden 178 Geschütze stehen, sowohl große als kleine eroberte, auch von der letzten Belagerung von Huy. Zwei große Pontons von Kupfer, allerhand Mortiers, darunter der große 300pfündige Steine wirft und eine Bombe von 850 Pfd. Dann ein Paläster, welcher Granaten auf 1500 Schritte wirft.

In dem Gießhause wurden die vier Theile der Welt gegossen, davon Asia meistentheils schon fertig, aber noch nicht auspoliret. Selbiges wieget über 400 Centner, ist wohl 30 Fuß lang und wenn es poliret wird, muß ein Centner Pulver hinein. Die Kugel wieget 100 Pfund. Das Glockenspiel, welches in den großen Thurm kommt, wird auch allhier gegossen. An dem großen Thurm wird noch stets gearbeitet und wenn er zur Perfection kommt, soll es ein hoher und galanter werden. Der Dom — in welchem die Königin beigesetzt und ohne sie noch allerlei Begräbniß zu sehen — wie auch die anderen Kirchen, Fabriken und andern publiquen Gebäude mehr, das Alles zu besehen, würden wohl 6 Wochen Zeit dazu gehören, da wir doch nur 2 Tage da waren. Summa Berlin ist eine von den besten und schönsten Städten und ein anderes Paris. Die Häuser sind meistentheils auf italienische Manier gebauet, daß viele vor ansehnliche Palläste passiren können. Die Gassen sind sehr regulär und breit und durch die ganze Nacht brennen die Laternen. Der Handel floriret und es werden täglich neue Fabriken errichtet. Der Zulauf von Menschen vermehret sich noch immer, sonderlich von Franzosen.

Unser Logement war in Berlin bei Madam Schönauer, nicht weit vom Posthaus.

Wenn man nach Charlottenburg will, muß man durch die schöne Lindenallee in der Dorotheenstadt fahren, hernach in einer durch den Wald gehauenen Allee, allwo sehr viele Hirsche und Rehe zu sehen sind. Es lieget bei dem Dorfe Lützen, weswegen es früher auch Lützenberg geheißen, nun aber zu Ehren der verstorbenen Königin Charlottenburg genennet wird. Es ist ein herrlich Haus, darinnen allerlei kostbare Gemächer und Cabinette, sonderlich viel von Spiegels. In dem großen Saal ist ein herrlicher Prospect nach verschiedenen Lusthäusern, und anstatt des Marmors findet man hier Steine, die in des Königs Land wachsen, welche aber so schön als Marmor sind.

*) Einige dieser Sehenswürdigkeiten sind bereits früher in der „Europa“ in dem Artikel „die Raritätenliebhaberei im vorigen Jahrhundert“ mit angeführt.

Hier ist auch viel Schnitzwerk zu sehen, Porcellain, schöne Schildereien, des Königs Cabinet, 4 Ritterorden sehr kostbar. In des Königs Stuhl ist weich sitzen. Die Amtmännin, die mit uns herum ging, sagte, daß der König noch desselben Morgens darauf gesessen. Da ihn sein Mohr gefragt, ob er auch wohl geschlafen? hat der König geantwortet: „Was bist Du glücklich! Du issest, Du trinkest, Du machst Dir lustig, wann Du willst, ich aber muß den ganzen Tag und die Nacht all meine Sachen im Kopfe herumgehen lassen.“ —

In des Königs Cabinet sind schöne Tabacksdosen, allerhand Conterfei von dem oranischen Stamm, wie auch all die Churfürsten von Brandenburg mit ihren Gemahlinnen und dergleichen Sachen mehr.

In des Kronprinzen sein Gemach stunden zwei große silberne Becher, daraus machen sie sich lustig, wenn sie zu Charlottenburg sind, denn der Kronprinz ist Bürgermeister von Lützen und die Cavaliers sind Rathsherren. Sonsten hätte der Kronprinz auf seinen Logement verfertigen lassen allerhand kleine Bomben, Granaten und dergleichen Sachen mehr. Damit wollte er nach seinem Lustschlosse Schönhausen hinaus, und sich daselbst lustig machen. Das schöne Orangeriehaus, der schöne Garten hinter dem Hause wird noch angenehmer durch die vorüberfließende Spree. Es liegen in einem dazu gemachten Hafen allerlei kleine Schiffe, worauf sich der König zu divertiren pfleget. Man kann auch von Berlin nach Charlottenburg mit der Trekschuyt alle Tage kommen.

Abends tractirten wir noch unsere Bekannte und Freunde und fuhren am nächsten Morgen mit unserer neugekauften Chaise nach Spandau. Selbiges ist eine Festung und auf die neueste Manier von gebrannten Steinen fortificiret, hat 4 Bastions, davon das eine König, das zweite Königin, das dritte Kronprinz, das vierte Brandenburg genennet wird. Zwischen König und Kronprinzen lieget noch ein klein Ravelin. Sonst ist umher ein schöner breiter Graben um und lange Contreescarpe. Es lieget rings herum im Wasser und kann nicht wohl anders als von der Stadt, die an der anderen Seite des Flusses lieget, attaquiret werden. Ihre königliche Majestät haben auch ein eigen Haus oder Schloß darin erbauen lassen, allda sie sich zu Zeiten mit fremder Herrschaft zu divertiren pflegen. Der Commandant hat seine Wohnung appart. Diese Festung ist unter anderen deshalb zu recommandiren, daß sie dazu dienet, daß man einer Familie ungerathene und liederliche Söhne da hinein bringet, die dann angeschlossen in der Karre gehen und an der Fortification arbeiten.

Die Stadt Spandau ist ein ziemlicher Ort, etwas fortificiret, hat eine hübsche Kirche und Markt. Von hier ließen wir unsere accordirten Pferde nach Potsdam abgehen, drei Meilen von Spandau. Selbiges ist wegen des

Thiergartens berühmt, welcher sich auf etliche Meilen erstrecket und in dem sich eine große Anzahl Hirsche, Rehe und anderes Wild befindet, wegen des königlichen Schlosses und Gartens, als auch wegen der herrlichen Gegend und sonderlichen Fruchtbarkeit und Wein. Vor dem Schloß ist ein kleiner ungemein schöner Thurm, sehr proper und soll 15,000 Thaler gekostet haben. Auf dem großen Platz vor dem Schlosse sitzet Ihro königliche Majestät Herr Vater Fridericus Wilhelmus magnus zu Pferde sehr magnifique.

Unseren Abtritt hatten wir bei Herrn Postmeister Schönebeck genommen, welcher uns nicht allein viele Caressen erwies und magnifique tractirte, sondern auch Cariol und Wagen anspannen ließ und mit uns nach seinem Garten fuhr, in welchem er nicht allein eine große Menge von Aepfeln, Birnen und Pflaumen, sondern auch einen Weinberg hat, worin wir in Genießung der schönsten Trauben nicht allein unseren Appetit stilleten, sondern auch in seinem Keller von dem schönsten Landwein bekamen. Bei dem Garten fließet die Havel, allwo er die Weine laden und nach Hamburg oder wo er sonst will hinbringen lassen kann.

Die Gegend um Potsdam ist ungemein angenehm und lustig, weswegen auch der alte Churfürst Fr. Wilhelm sich meistentheils allda aufgehalten. Durch Potsdam fließet auch die Havel und worin die Krebse daselbst hinter den Leuten ihren Wohnungen in großer Abundance gefangen werden.

Von Potsdam reiseten wir auf Brandenburg, vormals die Haupt- und Residenzstadt des Brandenburgischen. Es wird durch die Havel getheilet in Alt- und Neubrandenburg. Ist jetzund nicht mehr so im Stande, jedoch ist es noch ein hübscher Ort, allwo zu sehen die Kirche, das Rathhaus und Roland. Von Brandenburg kamen wir nach Görsche, allwo das Sächsische wieder anfänget. Von da reiseten wir auf Lindau und Zerbst.

Hier wurden wir wiederum sehr höflich von unseren alten Bekannten empfangen und tractiret. Darauf ging ich nach dem Balbier, welcher eben im Brauen begriffen war, weswegen er mich aus großer Eile am Kopf blessirte.

Wir wollten des Abends noch über die Elbe nach Cöthen, allein die Leute von der jenseitigen Fähre konnten wegen des contrairen Windes unseren Ruf nicht vernehmen, weswegen wir uns resolviren mußten nach Stritz zurückzukehren und daselbst zu bleiben. In der Wirthsstube war ein so übler Geruch von den vielen darin liegenden Leuten, daß ich krank darüber wurde, weswegen wir auch eine andere Stube sucheten. Des Morgens darauf gingen wir über die Elbe, welches bei mir das vierte Mal war und kamen durch Aken, Klein-Zerbst, Bistorf endlich nach Cöthen. Von hier reiseten wir nach Bernburg, wo wir in einem Wirthshause einkehreten. Nachdem wir das Mitgenommene verzehret hatten, legten wir uns auf dem gemachten

Strohlager neben einander nieder, welches dem Frauenzimmer etwas ungewohnt vorkam.

Die Stadt Bernburg ist ziemlich groß, die Saale fließet zwischen durch. Es ist daselbst ein fürstlich Schloß, sonsten der Nilenspiegel genennet, auf einem Berge gelegen. Jetziger regierender Fürst Victor Amadeus ist geboren 1634. Die Stadt wurde im 30jährigen Krieg sehr ruiniret. Von diesen sind noch die Reliquien von einer großen steinernen Brücke zu sehen, unter welcher vor diesem die Saale hingegangen war. Daß das Sprüchwort wahr war: daß die Dessauer am höflichsten, die Zerbster am gutthätigsten, die Köthener am reichsten und die Bernburger am gröbsten seien, haben wir alles observiret, sonderlich mit den Letzteren. Am anderen Morgen setzten wir unsere Reise weiter fort.

Unser Marsch ging darauf nach Giste, Warnsdorf und Schadeleben, drei Meilen von Bernburg. Bis hierher hatten wir einen Cölnischen Fuhrmann, mit Herrn Vetter Wetzels und Herzbach seinen Pferden. Indem wir zu Schadeleben neue Pferde vor den Wagen bekamen, so schien es, als wenn sie vor diesen, da er noch neu war, erschraken. Deswegen nahmen wir des Herrn Oheims schöne Reisekappe und banden sie dem einen Pferd vor die Augen und nahmen nun unsere Tour auf Halberstadt, nachdem wir von unserem Schindewirth und aus dessen mit Fliegen gefüllter Stube Abschied genommen. Selber Wirth überließ uns ein gläsernes Posthorn um daraus zu trinken. Von Schadeleben kamen wir auf Neuendorf, Hedersleben, Wegel nach Halberstadt. Dieses ist eine große und alte Stadt an dem Fluß Holtena gelegen, ist noch mit einer alten steinernen Mauer umgeben. Daselbst sind schöne Kirchen und viele Thürme mit Spitzen. Der Dom ist ein schön Gebäude. In demselben ist ein künstlicher von Holz geschnitzter Altar und andere Zierarten mehr. Es sind auch zwei Nonnenklöster, ein Dominicaner und ein Barfüßerkloster und eine Judensynagoge hier. Von den Juden sind viele hier und sie haben auch einen schönen Gottesacker. Das Rathhaus ist auch besehenswerth, an welchem der Roland stehet. Vor der Stadt ist ein schön und regulirlich Wirthshaus bei Mad. Wernern. Von hier gingen wir auf Hessen und Wolfenbüttel, drei Meilen, und von da in einer schönen Allee nach Braunschweig zu. Allhier kehreten wir wieder bei unserem vorigen Hospes, Herrn Vienne, ein und nachdem wir aus unserem gläsernen Posthorn die frische Mumme probiret, gingen wir mit unserem alten Hans auf Mohoff und von da auf Zelle. Allda kehreten wir im Engel ein und nachdem wir des Morgens einen Koffee bei Knittel und Kretschmar getrunken und den Herrn Oheim sein unterwegs gekauftes glasäugiges Pferd bekommen, gingen wir unter Begleitung der genannten Herren weiter fort nach Winsen. Daselbst ließen wir uns einen hübschen kurzen Kohl zurecht machen, nahmen dann

von Mr. Knittel und Kretschmar Abschied und fuhren auf Haemstorf zu. Das fürstliche glasäugige Pferd ritt Einer um den Andern so lange, als wir einen Sattel hatten, von Haemstorf aber lief es von selbst mit bis Bremen, immer neben dem Wagen her. Zu Haemstorf hörten wir von unserm Postillon, daß er und die anderen es endlich von der Regierung erhalten, daß nun Jedermann fahren könnte, wenn er wollte. Nachdem wir daselbst unsern Berliner wieder hatten schmieren lassen und frische Pferde bekommen, avancirten wir noch des Abends bis Kampen, wo wir das Nachtlager nahmen.

Des Morgens darauf kamen noch andere Bremer von der Leipziger Messe hier an, und indem wir meineten, daß unser Fuhrmann mit seinen Pferden schon parat sei, da mußten wir noch eine Stunde und länger warten und kam doch nicht. Deshalb nahmen wir des alten Wirthes Pferde, mußten aber versprechen, ihm einen Zettel zu schreiben, daß er dazu gezwungen, aus Ursach, daß der Fuhrmann die Passagieres nicht fortgeschafft. Weil nun die andere Compagnie noch nicht fertig war, so fuhr nun einer der Herren, Mr. Penna, mit uns voraus nach Langwedel und bestellte vor diese Wagen und Pferde. Wir aber ließen uns eine gute Mahlzeit zurichten. Nachdem wir nun Alles abgemachet, setzten wir uns abermals zu Wagen, und fuhren in einem Fulter nach Bremen zu, wo wir dann eben mit dem Thorschließer noch ankamen und Alles in einem guten Zustand fanden.

Das wendische Seminar in Prag und das Verhältniß der Lausitz zu Böhmen.

Aus Prag.

Es wird Ihnen bekannt sein, daß von hier aus allerlei Fäden nach Bautzen hinüberspielen, die zur Verbindung der ultramontanen und deutschfeindlichen Gesinnungen dienen, welche sowohl in der kleinen Stadt an der Spree als in der großen an der Moldau Hauptquartiere aufgeschlagen haben. Das katholisch-wendische Element der Lausitz und das ultramontan-tschechische in Prag reichen sich ganz freundnachbarlich die Hände, Slaventhum und Katholicismus sind die Parole und „Nieder mit den Deutschen“ heißt das Feldgeschrei.

Wenn ich auf diese Dinge hier zu sprechen komme, so sind unsere tschechischen Blätter selbst daran Schuld, die in diesen Tagen die Sache auf-

rührten. Die Narodny listy brachten zuerst die Nachricht, das hiesige von sächsischen katholischen Theologen besuchte wendische Seminar solle auf Wunsch der preußischen Regierung von hier nach Breslau oder Sachsen verlegt werden u. s. w.

Wenn Preußen, im Zusammenhange mit dem Vorgehen des Reichs gegen die Ultramontanen, wirklich dieses Verlangen gestellt hat, so begeht es nur einen Akt der Nothwehr und entzieht der zukünftigen katholischen Geistlichkeit Sachsens den deutschfeindlichen Boden, auf dem sie bisher ausgebrütet wird. Unser ultramontaner, mit den Tschechen gehender und das deutsche Reich verabscheuender Fürsterzbischof Schwarzenberg, der oberste Leiter aller unserer geistlichen Angelegenheiten, sorgt schon dafür, daß die jungen Seminaristen aus Sachsen hier mit dem einzig wahren tschechisch-ultramontanen Glauben durchtränkt werden und heimgekehrt in die Lausitz, im Besitze der fetten Pfründen bei den „Klosterbauern" um Marienstern und Kamenz herum, sorgen sie ihrerseits dafür unter ihren Wenden die gleichen Gesinnungen zu verbreiten. Ein hiesiges Blatt wies darauf hin, daß gerade in jener Gegend Sachsens die katholischen Casinos wucherten, daß dort eifrig die Siege der Franzosen gewünscht wurden!

Wie kommt es denn, daß die wendischen katholischen Theologen hier in Prag ausgebildet werden? Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts stifteten zwei Brüder Simon aus der Bautzner Gegend auf der hiesigen Kleinseite das wendische Seminar, das für die Erhaltung des slavischen Geistes unter den Wenden von Bedeutung werden sollte. Prag war ja die Sonne, der alle slavischen Geister sich zuwandten, dort war der Gegensatz zum deutschen Genius vorhanden, dort herrschte die gut katholische und auch slavische Atmosphäre, die den abgelegenen, von Deutschen und Protestanten umringten katholischen Wenden — übrigens nur 6000 an der Zahl — frische Kräftigung bringen konnte; dort konnte man sich neben den theologischen Studien mit slavischem Geiste imprägniren. Wie bei den Tschechen die national-politische und kirchliche Thätigkeit Hand in Hand gehen ist bekannt, und der Einfluß auf die jungen wendischen Seminaristen aus der Lausitz, die das Wiedererwachen des Tschechenthums unter ihren Augen vor sich gehen sahen, konnte nicht ausbleiben. Slavisten wie Dobrowski und Hanka waren Lehrer am Seminar und auch die heutigen Professoren zeichnen sich durch „echt slavische" Gesinnung aus. Kann es da Wunder nehmen, daß mit jedem katholischen Geistlichen, der in der wendischen Lausitz angestellt wird, auch ein Feind des deutschen Reiches dort Stellung erlangt?

Trotzdem die Tschechen auf dem politischen Gebiete fort und fort Niederlagen erlitten und das Großtschechische Reich ad calendas graecas verschoben scheint, macht man hier doch immer noch in großer Diplomatie und unser

Phantast Rieger, sowie all die anderen Tschechengenerale tragen sich mit hochfliegenden Planen. Was speziell die Lausitz betrifft, so hofft man sie noch einmal mit der Koruna česka, der böhmischen Krone, vereinigen zu können, man spricht von „Revindication", von den bedrückten slavischen Bauern an der Spree und allen Ernstes meinte mir gegenüber ein eifriger Tscheche: So gut wie Elsaß-Lothringen wieder nach Jahrhunderten ans deutsche Reich gekommen sei, werde die Lausitz wieder an Böhmen kommen, dem sie von Rechtswegen noch gehöre. Die Leute übersehen nur, daß die Lausitz, abgesehen von 100,000 wendischen Bauern, ein ganz deutsches Land mit deutschen Städten, deutscher Industrie ist.

So etwas hindert unsere Tschechen aber nicht, sich staatsrechtlich mit dem Verhältniß der „Krone Böhmen" zur Markgrafschaft Lausitz zu befassen. Hören wir die tschechischen Ansprüche und möge sich das deutsche Reich gefälligst danach richten. Kaiser Ferdinand II. verpfändete beide Lausitzen an Churfürst Johann Georg II. von Sachsen für die Subventionen, welche ihm letzterer im böhmischen Aufstande geleistet; später, im Jahre 1623 vergrößerte er dieses Pfand noch mehr. Im Prager Frieden vom 30. Mai 1635 trat er die beiden böhmischen Mannslehen, die Ober- und Unterlausitz, förmlich und vererblich in der Art und Weise ab, daß, wenn das churfürstliche Haus in männlicher Linie ausstürbe, die Familie der (bereits im Jahre 1672 ausgestorbenen) Herzoge von Sachsen-Lauenburg und nach dieser die Töchter des Churfürsten Johann Georg und deren männliche Nachkommen succediren sollten. Es soll aber — und hierauf legen die Tschechen Gewicht — in diesem Falle den Königen von Böhmen als Oberlehensherren das Recht zustehen, diese Provinzen zu handen der böhmischen Krone gegen Rückzahlung der Summe von 72 Tonnen Goldes (2,700,000 Gulden), für welche sie verpfändet waren, einzulösen. Dieser Vertrag wurde näher bestimmt durch den Additionalvertrag oder Traditionsreceß vom 14. April 1636, in welchem ausgemacht wurde, daß die Lausitz nicht getheilt werden dürfe und daß, wenn die churfürstlichen Töchter in deren Besitz gelangen würden, sie dieselbe nicht anders als gemeinschaftlich besitzen sollten. Von den drei Töchtern, welche Johann Georg hinterließ, starb die eine kinderlos, während die zweite in das Haus Hessen-Darmstadt, die dritte in das Haus Schleswig-Holstein ehelichte, so daß nur diese beiden Familien Ansprüche auf die Erbfolge in der Lausitz erheben könnten, falls die königlich sächsische Familie im Mannsstamme ausstürbe. Zu den Nachkommen des zweiten der genannten Häuser, nämlich Friedrichs III. von Schleswig-Holstein, gehört das Haus Holstein-Gottorp, das den russischen Thron inne hat. Die Tschechen betonen dieses, um zu zeigen, daß Rußland die Lausitz holen müsse, wenn die „Krone" Böhmen sie nicht vorher verschluckt hat.

Wie es aber mit solchen Verträgen zu gehen pflegt — sie erleiden durch die Gewalt der Thatsachen bedenkliche Aenderungen. Auf dem Wiener Congreß, namentlich durch den zwischen Preußen und Sachsen geschlossenen Vertrag vom 18. Mai 1815 und durch Artikel XV und XVI der Congreßakte selbst, wodurch Sachsen genöthigt wurde, die ganze Nieder- und einen Theil der Ober-Lausitz an Preußen abzutreten, wurde die ganze Vertragsherrlichkeit eigentlich zerrissen. Kaiser Franz als König von Böhmen verzichtete bezüglich dieser abgetretenen Theile im Artikel XVIII auf die Lehens-Oberherrlichkeit, aber er verwahrte sich — façon de parler! — das Recht des Heimfalls zur Krone Böhmen für diese Theile der Lausitz ausdrücklich in demselben Artikel auf den Fall des gänzlichen Aussterbens der regierenden Familie in Preußen.

Unsre Tschechen behaupten nun, hieraus gehe hervor, daß der Krone Böhmen das Oberlehensrecht zustehe über den sächsischen Antheil der Oberlausitz und das Recht der Auslösung derselben nach dem Aussterben der königlich sächsischen Familie in der männlichen Nachfolge, dann das Heimfallsrecht bezüglich beider Lausitzen beim Aussterben der beiden gegenwärtig regierenden Königsfamilien in Preußen und Sachsen. Man wartet hier mit Schmerzen auf dieses Aussterben der beiden blühenden Königshäuser; dann würde Böhmen von 900 auf 1000 Quadratmeilen gebracht und die neue europäische Großmacht wäre fertig.

Uebrigens ist das Heimfallsrecht vom Hause Sachsen durch die Accessionsakte vom 15. November 1817 anerkannt worden, mit welcher es alle Bestimmungen der Wiener Congreßakte gut hieß, ohne irgend eine Bedingung rücksichtlich der Lausitz zu machen. Dasselbe Recht verwahrte auch das Haus Oesterreich mehreremale zu Gunsten der böhmischen Krone.

Das alles ist heutzutage dem deutschen Reiche gegenüber ohne jeglichen practischen Werth. Aber auf etwas, was in praktischer Ausübung fortbesteht und nicht ohne Interesse ist, möchten wir hier nachdrücklich hinweisen. Das Schutzrecht, welches dem Könige von Böhmen bezüglich der katholischen Corporationen und der geistlichen Institutionen in der Lausitz „zusteht“, wurde ununterbrochen ausgeübt, und ausdrücklich anerkannt durch die zwischen dem österreichischen und sächsischen Cabinete ausgewechselten Urkunden vom 9. resp. 21. Mai 1845.

Sie werden in Sachsen besser beurtheilen können als wir hier, was es mit diesem österreichischen resp. böhmischen Schutzrecht katholischer Corporationen in Sachsen auf sich hat und wie Ihre Reichsgesetzgebung zu derlei Fällen sich stellt. Ich habe nur anregen können.

v.

Kunsthandel und Kunstsammler in Paris.

Wir haben dieses Jahr zwei merkwürdige Bilderversteigerungen gehabt: die von Pereire und die von Persigny. Es ist eine ausgemachte Sache, daß man in Paris den Nagel kauft, an dem ein Bild hängt, und nicht das Bild selbst. Was Morny oder Demidof für hundert tausend Francs verkaufte, dafür konnte ein einfacher Sterblicher keine viertausend bekommen. Der Verkäufer muß ein ansehnlicher oder ein reicher Mann sein, damit die reichen Herren seine Sachen sich streitig machen: Kenner braucht er weniger zu sein. So waren auf der letzten Versteigerung von San-Donato unter neunzehn Kunstwerken gewiß vierzehn falsche, aber Herr Demidof bekam doch seine fünf Millionen, kurz vor seinem Tode, während der Graf Kuschelef-Besboredko, der nur ächte Gemälde besaß, einen reinen Verlust von 40,000 Franken unter seinen Einkaufspreisen davon getragen hat.

Wir brauchen unsern Lesern kaum die Geschichte der Herren Pereire und Persigny ins Gedächtniß zurückzurufen, die so charakteristisch ist für die Art und Weise, wie man unter dem zweiten Kaiserreich Carrière und Fortüne machte.

Pereire war bekanntlich im Anfang Commis bei Baron Rothschild, mit 1200 Franken jährlicher Gage, und hat zuletzt Millionen bei Seite gelegt, indem er sein Vermögen auf den Namen seiner Frau überschreiben ließ und die Gläubiger dadurch auf das Unverschämteste um ihr Geld brachte. Das Gericht nannte das Verfahren einen „schweren Fehler" (une lourde faute) und nur die öffentliche Meinung hat über die Directoren des Crédit Mobilier den Stab gebrochen.

In Bilder hat Herr Pereire bedeutendes Geld gesteckt, aber bei Weitem nicht 1,700,000 Francen, welche die Auction ihm einbrachte. Es waren darunter Gemälde, die man früher für 500 Franken haben konnte und die sich zu 24,000 Franken verkauft haben.

Eine politische Manifestation war die Versteigerung keineswegs, aber die Bonapartisten, worunter es doch einige aufrichtige Leute giebt, wollten nicht zugeben, daß Napoleon III. in sehr schlechter Umgebung gelebt hatte und drückten demgemäß ihre Werthschätzung für die gefallenen Freunde ihres Kaisers durch enorme Gebote für deren Bildersammlungen aus. Den Grafen Persigny hatte freilich die Kaiserin schon gleich nach den ersten feindlichen Wahlen von Paris entfernt, und das ist auch seiner Gemäldesammlung nicht vortheilhaft gewesen. Sie bestand aus sehr mittelmäßigen Bildern, meistentheils übermalt, bei gewöhnlichen Krämern zusammen gekauft, die weder von Geschmack noch von Kenntniß zeigten. Auch haben sie weniger eingebracht

Sonstige Curiositäten haben sich besser verkauft. Für das Sevres-Porcellan z. B. hat man dem Kaiser selbst zwei Millionen bezahlt. Soviel war es freilich auch werth. Seine Pferde und seine Wagen haben auch keine außerordentlichen Preise erzielt, und es ist spaßhaft, heute Kaufleute und Private im Bois de Boulogne mit kaiserlicher Livree herumfahren zu sehen, an der nur die Cocarde fehlt.

Chocoladen-Fabrikanten und reichgewordene Wirthe, die ihre Schlösser oder Häuser mit theuren Bildern versehen wollen, sind keine competenten Richter von Gemälden, und fremde Liebhaber, die mehr Geld, wie Kenntniß haben, und nur von sich reden lassen wollen, wetteifern unter sich auf Auctionen, um gewissen Damen zu gefallen. Einen rationellen Handel mit Dingen, die keinen bestimmten Preis haben, und nur einen conventionellen Werth besitzen, kann man mit solchen Elementen nicht erzielen. Dazu kommen die Commissionär-Provisionen, die 15 Prozent von ihren Operationen bekommen und ein natürliches Interesse daran haben, die Preise hinaufzutreiben. Die Controle über sie ist bei Weitem nicht hinreichend und der Mißbräuche geschehen nur zu viele. Es gibt mehr wie 6000 Kaufleute, die in Paris vom Bilderhandel leben, aber regelmäßig kann der Handel nicht werden. Heute verkauft sich ein Bild zu diesem Preis, morgen zu einem anderen.

Mit den Mäklern (Experts) ist es besonders schlecht beschaffen. Herr Petit hat eine leichte Aufgabe, insofern er nur mit modernen Bildern zu thun hat. Die anderen aber haben andere Handwerke zuvor getrieben, sind Glaser oder Farbenhändler gewesen und in diesen Berufs-Zweigen haben sie ihre Kenntnisse von Kunstgeschichte gesammelt, und zwar in einer so bedenklichen Weise, daß sie z. B. Von Bologne in die Bolognesische Schule versetzen, und sich den Louvre zur Richtschnur nehmen, und da dieses Museum weder einen Michel Angelo, noch einen Albrecht Dürer besitzt, so verwechseln sie den Einen mit dem Anderen und können auch eine Copie von Raphael von dem Original kaum unterscheiden.

Die Herren Liebhaber sind wol so ziemlich überall sonderbar beschaffen. Denjenigen von ihnen, die Geld haben, fehlt es an den Kenntnissen, und umgekehrt. Oudry, der sich selbst nie getraute ein Bild auf sein eignes Urtheil hin zu kaufen, ist in Neapel verstorben, und Duclos, der 3000 Gemälde besaß, ist verschieden, ohne daß seine Erbin — die Tochter einer Wäscherin — sich entschlossen hätte, die nachgelassenen Schätze zu veräußern. Auch in dieser Sammlung ist nicht Alles ächt. Der Rembrandt soll ein Van Hals sein, über den Watteau habe ich schon von Meßre Zweifel aussprechen hören und die Greuze sind entschieden Nachahmungen. An die Existenz von Collot's in dieser Sammlung glaube ich nicht — aber das macht keine 30 Bilder, die man bestreiten könnte in der Zahl von 3000.

Der Marquis von Hartford ist auch todt und sein Sohn soll seine Galerie nach London überführen wollen. Dagegen wird wol d'Aumale die Sammlung, die er vom Marschall Maison gekauft hat, in Frankreich lassen. Dr. Ricord soll auch eine werthvolle Sammlung besitzen und Arsène Houssaye ist nicht allein an Voltaire's Portraits reich. Die Zeit von Ludwig XV. ist in seiner Sammlung sehr gut vertreten.

Baron Alphons Rothschild scheint den Geschmack seines Vaters für Gemälde nicht geerbt zu haben. Er zieht Silbergeschirr vor und hat dem Fürsten Paßkewitsch vergeblich einen hohen Preis für eine Vase von Benvenuto Cellini geboten.

Für drei oder vier Auctionen im Jahr, wo außerordentliche Preise erzielt werden, welche die Fremden dazu verleiten, ihre Gemälde nach Paris zu schicken, giebt es drei oder vier Versteigerungen täglich, auf denen die Bilder gerade zu verschleudert werden, so daß es besser wäre sie zum Fenster hinauszuwerfen als sie ins Hôtel Drouot zu schicken. Die Werke von Dominichini werden dann zu 25 Franken, und die von Goltzius zu 15 Franken veräußert. Die allgemeine Meinung ist, daß das Verbot dieser Auctionen den Kunsthandel allein retten könnte. Regelmäßigkeit würde es ihm sicher verleihen.

ω.

Die San-Juan-Frage.

Aus New-York.

Von übergroßen Sympathien für die Vereinigten Staaten wissen Sie mich frei und und ich darf daher, obgleich ich vom amerikanischen Boden schreibe, für mich ein unparteiisches Urtheil in Anspruch nehmen, wo es sich um eine Streitfrage zwischen Engländern und Nordamerikanern handelt, die an und für sich höchst interessant, dennoch neben der weit größeren Alabamafrage kaum beachtet wurde. Deutschland aber, dessen Kaiser in dieser Frage das Schiedsrichteramt verwaltet, hat die Pflicht sich besonders mit der San-Juan-Angelegenheit vertraut zu machen; Deutschland ist für die Entscheidung ein besonders günstiger Boden, da wesentlich geographische Fragen — neben den völkerrechtlichen — hier zur Entscheidung kommen und Deutschland ist ja so recht eigentlich das Land der Geographen.

Nehmen Sie eine beliebige Weltkarte zur Hand, auf der, wie gewöhnlich, die Besitzungen des britischen Leuen mit rother Farbe verzeichnet stehen. Bald in größeren Complexen, bald in freien Pünktchen vertheilt dieses Roth sich

über den ganzen Erdball und schauen Sie die feinen Pünktchen näher an, so finden sie dieselben überall da auf Inseln oder Landspitzen, wo eine wichtige commerzielle oder strategische Position zu besetzen ist. Dieses England, das mit seinen Polypenarmen den Erdball umspannt, hat sich allen anderen Völkern gleichsam auf die Nase gesetzt und überwacht deren Niesen. Von Helgoland aus dominirt es die deutschen Weser- und Elbmündungen; in Gibraltar ärgert es durch seine Anwesenheit die Spanier und sperrt den Zugang zum Mittelmeer, im letzteren selbst herrscht es durch den uneinnehmbaren Felsen Malta. Das Rothe Meer und damit die Handelsstraße nach Indien sind durch Perim und Aden geschlossen, Singapore überwacht die ostasiatische Inselwelt, Hongkong, die chinesischen Küsten und so fort durch alle Meere und Kontinente. In der San-Juan-Frage nun handelt es sich darum, ob die Engländer auch einen der wichtigsten Häfen der amerikanischen Union, einen der Ausgangspunkte des nordamerikanischen Eisenbahnsystems und einen neu aufblühenden Welthandelsplatz durch ihre Kanonen beherrschen und beliebig absperren können. Es ist das ein alter Streit, den jetzt der deutsche Kaiser entscheiden soll, und bereits im Jahrgang 1859 veröffentlichten die „Geographischen Mittheilungen" von Petermann eine Karte, auf welcher das streitige Object, der Haro oder San-Juan-Archipel, in ziemlich großem Maßstabe dargestellt ist. Es sind also dreizehn Jahre seitdem vergangen.

Ehe wir in die Streitfrage selbst eingehen, mögen hier noch einige Worte über das streitige Object stehen. Unter 123° westliche Länge von Grenwich und 48° 30 nördliche Breite liegen an der Nordwestküste Amerikas, zwischen dem Festlande der Vereinigten Staaten und der großen britischen Insel Vancouver eine Anzahl kleiner Eilande, die zusammen der San-Juan- oder Haro-Archipel genannt werden. Die Hauptinsel San-Juan ist 14 englische Meilen lang und etwa 4½ breit; ihre Oberfläche umfaßt 54 englische Quadratmeilen. Die übrigen Inseln des Archipels: Orcas, Lopez, Blakely, Stuart, Waldron, Patos, Decatur u. s. w. sind kleiner. Im Osten sind die Inseln vom amerikanischen Festlande (Territorium Washington) durch die Rosario-Straße, im Westen von der englischen Vancouver Insel durch die Haro-Straße getrennt. Die Briten nun beanspruchen die Rosario-, die Amerikaner die Harostraße als Grenze. Schuld an dieser verschiedenen Auffassung und den daraus erwachsenen Streitigkeiten ist eine ungenaue Bestimmung in dem britisch-amerikanischen Grenzvertrage vom 15. Juni 1846. Hier heißt es: that the line of boundary between the United states and the british possessions should run westward along the 49 th parallel of north latitude to the middle of the channel, which separates the Continent from Vancouvers Island and thence southerly through the middle of the said channel and of Fuca Straits to the Pacific Ocean. Also: daß die Grenzlinie zwischen den

Vereinigten Staaten und den britischen Besitzungen westwärts dem 49. Breitengrade entlang laufen solle bis in die Mitte des Canals, welcher das Festland von der Vancouver-Insel trennt und dann südlich durch die Mitte des besagten Canals und die Fuca-Straße bis zum pacifischen Ocean.

Zwischen dem Festlande und der Vancouver-Insel liegt nun aber nicht ein Canal, sondern deren zwei, die Rosario- und Harostraße. Der ganze San-Juanarchipel ist im Grenzvertrag unerwähnt geblieben und natürlich glaubte jeder von beiden Theilen den Löwenantheil für sich beanspruchen zu können. Was die amerikanische Ansicht von der Sache betrifft, so ist sie in der Staatsschrift, „The northwestern Boundary-Question“, die im verflossenen Jahr zu Washington erschien, niedergelegt worden und aus dieser umfangreichen Schrift hat auch Dr. G. Bancroft, unser Gesandter am deutschen Hofe, wesentlich geschöpft. Eine Darlegung der wichtigsten Punkte nach dieser für den Senat gedruckten Schrift wird Ihren Lesern gewiß willkommen sein, da sie so am schnellsten orientirt werden. In der Einleitung heißt es: „Jeder Beamte dieser Regierung, der an der Unterhandlung, Annahme und Ratification des Vertrages irgend einen Antheil hatte, stimmte demselben mit dem vollen Verständniß bei, daß man in der Abweichung der Grenze vom 49. Grade der Breite blos zu dem Zwecke gewilligt habe, um die ganze Vancouver-Insel Großbritannien zu lassen*), und daß, um diesen Zweck zu erreichen, die Linie durch den Canal von Haro nach der Meerenge von Fuca auf dem Wege nach dem Stillen Ocean gezogen worden sei.“

Was nun die hauptsächlichsten amerikanischen Beweisgründe für diese Ansicht sind, so lassen sie sich nach der Staatsschrift folgendermaßen summiren.

Vom geographischen Standpunkte aus fällt ins Gewicht, daß der Harocanal der kürzeste, tiefste und breiteste der in Frage kommenden Canäle ist, durch ihn geht die Hauptwassermasse in den Ocean. Die geringste Tiefe im Harocanal ist größer als die größte Tiefe im Rosariocanal. Geht man daher von der Ansicht aus, daß das tiefste Wasser die Grenze bilden solle, so muß diese in den Harocanal gelegt werden. Auch aus den Verhandlungen, welche über die Gestaltung der Grenze, vor Abschluß des Vertrages geführt wurden, ergiebt sich, daß die Amerikaner Anspruch auf den Archipel haben. So schrieb der amerikanische Gesandte in London Louis Mac Lane am 18. Mai 1846 an Buchanan: „es könne eine Uebereinkunft dadurch getroffen werden, daß man die Grenze längs dem 49. Breitengrade nach dem Meere, und von da durch den Harocanal und die Fucastraße an den Ocean ziehe.“ Endlich gehören

*) Im allgemeinen gilt der 49. Grad als Grenze. Hätten die Amerikaner überall darauf bestanden, daß diese Grenze strikt durchgeführt worden wäre, so hätten sie noch den südlichen Theil der Vancouver-Insel erhalten und eine San-Juan-Frage existirte nicht. Die Yankees, die sonst überall mit großen Tatzen gerne zugreifen, waren hier aber ausnahmsweise bescheiden.

nach einem völkerrechtlichen Grundsatze Inseln eher zum Festlande als zu einer andern Insel und schließlich ist der San-Juan-Archipel für die Vereinigten Staaten ungleich wichtiger als für England. Letzteres hat im Victoriahafen der Vancouverinseln — wenige Stunden nur von San-Juan entfernt — Alles, was es in diesen Regionen für Kriegs- und Handelszwecke nur wünschen kann, während die Vereinigten Staaten den Archipel als militärische und Marinestation gebrauchen um den Puget Sund zu schützen. Und die Wichtigkeit des letzteren nimmt von Jahr zu Jahr zu; er wird der große Concurrent San-Franciscos; hier wird die nördliche Pacificbahn, an der stark gebaut wird, enden, hier wird ein Hauptemporium des asiatisch-amerikanischen Handels entstehen und diesen Handel sollte der Amerikaner unter den Schlünden britischer Kanonen betreiben? Man ist hier in derlei Dingen höchst empfindlich und noch kürzlich citirte der Herald, um die englischen Prätensionen zu beweisen, eine schon 1858 niedergeschriebene Stelle aus den „Household Words" von Charles Dickens: „Unsere britische Regierung muß aus einer dieser Inseln ein zweites Kronstadt machen und sich so, wie mit einem Vorlegeschloß, ihre Besitzungen an der pacifischen Küste sichern." Aber das ist sicher: Vorlegeschlösser und seien es patentirte englische, verträgt der Amerikaner nicht mehr.

So lange die Inseln unbeachtet und einziges Eigenthum einiger nomadisirenden Indianerhorden vom Lummistamm blieben, ging alles gut. Als aber in jene abgelegenen Gegenden allmählich weiße Ansiedler einrückten und zwar sowohl von der amerikanischen wie britischen Seite, da tauchte die praktische Frage auf: wem gehören jene Inseln? Im December 1853 landete die Hudsonsbai-Compagnie auf San Juan etwa 1200 Schafe, die dort von den saftigen Waiden sich nähren sollten. „Was", rief der amerikanische Zollinspector am Puget-Sunde, „englische Schafe auf amerikanischem Boden! Das geht nicht." Er confiscirte die arglose Heerde, benachrichtigte davon den englischen Gouverneur auf Vancouver-Island und setzte sogar amerikanische Beamte für San Juan ein, als der Engländer protestirte.

Damit begann der Conflict. Hätten nun nicht die Indianer gleich in jenem Jahre den amerikanischen Zollinspector vertrieben, so würde damals schon ein Zusammenstoß zu fürchten gewesen sein; aber mit den Indianern rechnete man nicht diplomatisch. Die Diplomatie trat erst im folgenden Jahr in Thätigkeit als die Legislatur des Territoriums Washington aus dem Archipel eine eigene Grafschaft unter dem Namen Whatcom-County bildete und für diese die Steuern ausschrieb. Die Hudsonsbaileute verweigerten aber jegliche Zahlung und nun pfändeten und verkauften die Amerikaner 30 Stück Schafe, um die Steuern einzubringen, wofür die Hudsonsbai-Compagnie einen Schadenanspruch von 2990 Pfund Sterling erhob. Jetzt begann der Schriftenwechsel, den wir mit seinem oben schon entwickelten pro und contra übergehen.

Die Amerikaner schrieben regelmäßig die Steuern für Wathcom-County aus und die Briten protestirten.

Auf San Juan, das reiche Wiesengründe, fruchtbaren Boden und schöne Wälder bietet, hatten sich unterdessen mehr und mehr Ansiedler niedergelassen, auch zahlreiche Amerikaner. Den eingeborenen Indianern, die aus ihren Jagd- und Fischereigründen sich durch jene verdrängt sahen, waren diese Weißen natürlich ein Dorn im Auge. Die Rothhäute überfielen die Weißen, mordeten wo sie konnten und verdarben den Aufenthalt auf San Juan gründlich. Im Juli 1859 wandten sich nun 22 auf San Juan lebende Amerikaner an den amerikanischen General Harney, mit dem Ersuchen, ihnen eine Compagnie Soldaten zum Schutze gegen die Indianer zu senden. Harney entsprach dem Verlangen, eine Compagnie vom 9. Infanterieregiment unter Hauptmann Pikett besetzte die Insel und der amerikanische Kriegsdampfer „Massachusetts“ kreuzte im Harocanal um die Soldaten gegen etwaige Ueberfälle der Engländer zu schützen, denn diese rüsteten ernstlich auf Vancouver-Island, und wäre es auf den dortigen Gouverneur Douglas allein angekommen, so wäre im August 1859 der Krieg schon ausgebrochen. Fünf englische Kriegsschiffe mit 167 Kanonen und 1940 Mann erschienen vor San Juan mit dem Vorschlage: die Insel möge gemeinschaftlich besetzt bleiben, bis eine Entscheidung getroffen sei. Die Amerikaner, obwohl in der Minderheit, zeigten die Zähne und wollten von diesem billigen Vorschlage nichts wissen. Sie landeten die Kanonen des „Massachusetts“, warfen Batterien auf und wiesen die englischen Vorschläge zurück. Die Sache schaute sehr ernst aus.

General Harney hätte damals gerne losgeschlagen. Zum Glücke erschien aber noch rechtzeitig der amerikanische Grenzcommissär Campbell auf der Insel, welcher eine gemeinschaftliche Besetzung zugab. Die Engländer schlugen nun im Osten, die Amerikaner im Westen der Insel ihr Lager auf, und seitdem haben beide Flaggen dort 13 Jahre nebeneinander geweht; Steuern wurden von keiner Partei ausgeschrieben und auch keine Rekruten ausgehoben. Während des amerikanischen Bürgerkrieges schlief die San-Juan-Frage; sie wurde erst durch ihre fettere Schwester, die Alabamafrage, wieder zu neuem Leben erweckt und in London traten Bevollmächtigte beider Theile zusammen, welche am 8. Mai vorigen Jahres einen Vertrag vereinbarten, demzufolge die Sach auf schiedsrichterlichem Wege geordnet werden sollte. Artikel 34 bis 52 übertrugen dann dem deutschen Kaiser diese schiedsrichterliche Entscheidung.

Bekanntlich steht letztere nahe bevor, bis dahin mögen aber die Leser aus der obigen, möglichst unparteiischen Darstellung einige Belehrung über die wenig gekannte Angelegenheit schöpfen.

α.

Der bayerische Separatismus im deutschen Heerwesen.

Unter diesem Titel ist die gleichnamige Arbeit in den „Militärischen Blättern", welche seiner Zeit mit Recht bedeutendes Aufsehen erregte im Separatabdruck erschienen. (Berlin, 1872. Expedition der „Militärischen Blätter".) Im Interesse der großen Wichtigkeit der Sache gehen wir auf diese Schrift näher ein. Die Sicherheit des Verfassers in der Beurtheilung seines Stoffes ist eine so große und sein Urtheil, selbst über die höchsten Persönlichkeiten im bayerischen Kriegswesen ein so freimüthiges, daß viele nord- und süddeutsche und selbst österreichische Zeitungen dieser Arbeit einen officiösen Charakter andichten wollten, und die „Wiener Armeezeitung" denselben sogar als Ausfluß eines Berliner Systems der Pression auf Bayern ansah und die Beschleunigung der Neuformation der bayerischen Armee direct mit diesem Aufsatz in Verbindung brachte.

Indessen ganz abgesehen von der Versicherung des Verfassers selbst, daß er „unabhängig und ohne jede Inspiration von irgend einer Behörde oder leitenden Persönlichkeit geschrieben und keine andre Norm für seine Anschauungen gekannt habe, als seinen Verstand und sein Gewissen", ist der beste Beweis für die Individualität seines Urtheils die Thatsache, daß auch eine gegnerische Feder in den „Militärischen Blättern" sich gegen ihn erhoben hat. Selbstverständlich ist dies kein Beweis gegen sondern für die Wichtigkeit seiner Bemerkungen.

Der Verfasser geht im ersten Theile dieser Schrift von folgenden Anschauungen aus: In Wirklichkeit bestünden im deutschen Reiche 2 Heere, ein preußisch-deutsches und ein bayerisches und diese Verschiedenheit drücke sich nicht etwa blos in Aeußerlichkeiten wie in Cocarden, Schärpen oder auch selbst nur in der Uniform aus, sondern in den wichtigsten Elementen des Heerwesens selbst. In Preußen gehe die militärische Erziehung auf ein strammes, zur Weckung persönlicher Energie und selbstbewußter Kraft bestimmtes Wesen aus, in Bayern sei ein dem französischen verwandtes legères Wesen in Haltung, Exercitium und allen dienstlichen Functionen die Regel. Die bayerische Armee sei der österreichischen oder französischen viel ähnlicher als der preußischen, und gerade das neue Exercierreglement der Infanterie von 1868 halte sich von dem preußischen systematisch so weit fern, als nur möglich. Der bayerische Rekrut sei zwar ziemlich anstellig, stehe aber im Ganzen an Schulbildung gegen den Norddeutschen und übrigen Süddeutschen zurück. Gerade das zu sehr naturwüchsige Wesen bedürfe der strammen, preußischen Dienstschule. Die bayerische Armee habe ihre großen Mängel im letzten Kriege durch Bravour und rücksichtsloses Draufgehen zu verdecken verstanden, aber bestünden

die Mängel nicht trotzdem fort? Das bayerische Heer stehe jetzt noch unter denselben Einflüssen, lebe gleichsam unter denselben Normen wie vor dem Kriege. Daß inzwischen ein deutsches Reich und ein deutsches Reichsheer eingeführt ist, mache sich in Bayern kaum fühlbar. Das entspreche den Wünschen des Herrn Kriegsministers von Pranckh, welcher sowohl der eigentlichste Träger des bayerischen Separatismus sei, als der Urheber jener exempten Stellung, die sich Bayern in Versailles für sein Heer zu bewahren wußte. Demgemäß seien gerade die Paragraphen 61—68 der Reichsverfassung, in denen die Einheitlichkeit des Reichsheeres ihren Ausdruck findet, für Bayern außer Kraft gesetzt und nicht einmal eine gemeinsame Kriegskasse (§ 62) mit dem Reiche in Bayern für wünschenswerth erachtet. Die Militärhoheit des Reiches, d. h. des Bundesfeldherrn auch über Bayern, beschränke sich darauf, daß der König von Bayern dem deutschen Kaiser das Recht zugesteht, die bayerische Armee zu inspiciren, und der deutsche Kaiser dem König von Bayern während oder nach einer solchen Inspicirung seine Wünsche und Beschwerden in Betreff des bayerischen Contingents vortragen darf. Ob der König von Bayern diesem Vortrage Folge geben will oder nicht, davon stehe nichts geschrieben; der bayerische Soldat dürfe sich sagen, daß der deutsche Kaiser für den Frieden keinerlei Autorität über ihn hat, während er sich im Kriege mit für diese, ihm gleichsam fremde Persönlichkeit schlagen soll. Der bayerische Soldat sei demnach in seiner Passivität bayerisch, in seiner Activität deutsch, nur die eine tröstliche Verpflichtung habe Bayern in den Versailler Verträgen übernommen, sich der preußisch-deutschen Wehrverfassung in Bezug auf Organisation, Formation und Gebühren seiner Truppen anzuschließen.

So eingehend, wie wir kurz, hatte der Verfasser in diesem Sinne den Separatismus im bayerischen Heerwesen kritisirt, als durch die „Neuformation“ der bayerischen Armee Bayern sich anschickte, seinen im Versailler Vertrag übernommenen Verpflichtungen zu genügen.

Bayern erließ bei dieser Gelegenheit so massenhafte Verordnungen, daß selbst so große und besonnene Blätter wie die Kölnische Zeitung sich vollständig täuschen ließen und vergnügt ausriefen, daß die volle Einheit des kaiserlichen Heeres nun hergestellt sei. Diesen Sanguinikern gegenüber zählt unsre Schrift nun zunächst in größter Unparteilichkeit und Uebersichtlichkeit auf, was eigentlich durch die „Neuformation“ in Bayern neu und anders geworden sei, und prüft hierauf diese Reformen nach der Richtung der Einheitlichkeit des deutschen Heerwesens. Durch die Versailler Vereinbarungen seien die Militairbudgets Deutschlands und Bayerns insofern gleichmäßige geworden, als auch Bayern sich verpflichtet habe, 225 Thaler drei Jahre lang pro Kopf der präsenten Mannschaft (à 1% der Bevölkerung) jährlich zu verwenden. Die speciellen Etats habe man Bayern überlassen. Nun seien durch die „Neu-

formation" gewisse Grundzüge des Etats gegeben. Auch die Dienstverpflichtung der Mannschaften, die Etatsstärken der Truppenkörper, deren Eintheilung, Chargen und Chargenbenennungen seien übereinstimmend geworden. Indessen sei die Uebereinstimmung der höheren und niederen Militärbehörden vorläufig nur auf zwei bayerische Armeecorps ausgedehnt, und die in den Versailler Verträgen verheißene Gleichförmigkeit der Normen des Mobilisirungsplans sei bisher von Bayern nicht verwirklicht, da eine ganz neue Verordnung des Herrn von Pranckh im Zweifel den Mobilisirungsplan von 1870 zu Grunde lege. Die Fortschritte der „Neuformation" seien immerhin sehr achtbar und ein Beweis von viel gutem Willen. „Aber ist damit das bayerische Heer dem deutschen Reichsheer als ein Glied von gleicher Lebenskraft und einheitlichem Bau eingefügt?" fragt der Verfasser.

Diese Frage verneint derselbe entschieden, und zwar hauptsächlich aus folgenden Erwägungen.

Die fortdauernd separate Existenz des bayerischen Heeres bleibe auch bei der neuen Organisation bestehen. Es trete mit dem preußischen d. h. übrigen Reichsheer nicht in directe Berührung, und selbst bei vollständiger Einführung des preußischen Dienstreglements in Bayern sei dessen Handhabung auch nicht einmal theilweise preußischen Officieren anvertraut, und ebensowenig gehen die militärische Erziehung der Chargen und namentlich des Officierscorps nach preußischer Norm und unter preußischer Leitung vor sich. Damit fehle aber der rechte Geist für die preußischen Formen, der auch in Preußen sich erst nach der langen Arbeit und Geschichte des preußischen Staates seit dem Großen Kurfürsten in seiner vollen Eigenart herausgebildet habe: „der Geist der äußersten Pflichttreue, der begeisterten Hingebung an König und Vaterland, der strengsten Standesehre und des hohen Bewußtseins, daß der Staat durch ihn sicher fundamentirt ist." Dieser preußische Geist sei unverkürzt nur dadurch in das bayerische Heer einzuführen, daß die eine Hälfte des Officierscorps und namentlich die höheren Führer aus Preußen bestehen und alle Militäranstalten vom Cadettencorps an, überwiegend mit Preußen besetzt werden. „Man kann uns das Sächsische Beispiel entgegenstellen" wirft sich der Verfasser ein. „Aber in Sachsen waren die Umstände andere," antwortet er. „Der Assimilirungsproceß wurde in Sachsen von oben begünstigt, durch direct preußische Anordnungen eingeleitet, Nähe und Stammesverwandtschaft förderten denselben und ein Officierscorps von hoher Intelligenz suchte seinen Ruhm darin, denselben zu cultiviren und zu beschleunigen. Alles Verhältnisse, die in Bayern nicht in dem Grade vorliegen, wie in Sachsen. Das bayerische Heer ist zu groß, zu specifisch in seiner separaten Haltung entwickelt der bayerische Volksgeist hat zu wenig sympathische Beziehungen zu den strammen Formen und dem gemessenen Ernste des norddeutsch-preußischen Wesens." Die

wirkliche Assimilirung des bayerischen Heeres mit dem deutschen werde sich erst dann vollziehen, wenn man dort auf den Weg Badens oder wenigstens den Württembergs einlenke. Die Reservatrechte böten hierfür jedoch wenig Hoffnung, zumal dieselben Bayern ein Placet jeder von Berlin ausgehenden militärischen Anordnung verstatteten. Das einfache non placet lege die Reichsgewalt in militärischen Dingen Bayern gegenüber lahm. Der Unzulänglichkeit des Reichsinspectionsrechtes war schon oben gedacht worden.

Um so nothwendiger müsse man auf Erfüllung aller der Umstände dringen, welche in der bayerischerseits übernommenen Gleichstellung der Formation, Organisation und Ausbildung der Truppen eingeschlossen liegen. Dahin gehöre zunächst die vollständige Einführung der preußischen Reglements, Commandos und Signale. Sodann müsse der Besuch der preußischen Kriegsacademie freiwillig sich meldenden bayerischen Officieren gestattet sein. Dem entschiedenen Mangel an tüchtigen Unterofficieren müsse in Bayern durch die Einführung von Unterofficiersschulen nach preußischem Muster abgeholfen werden. Eine engere Kameradschaft und erhöhter Corpsgeist werde unter den bayerischen Officieren zu erzielen sein, wenn nach preußischem Avancementsmodus bis zum Stabsofficier das Avancement nicht durch die ganze Armee, sondern durch das Regiment stattfinde. Auch in Bezug auf das Verhältniß der einzelnen Waffengattungen sei in Bayern der normale Zustand des Reichsheeres noch nicht vollkommen hergestellt. Denn es fehlen in Bayern in Vergleich mit Preußen und Sachsen zwei volle Cavallerieregimenter à 5 Escadrons, deren Einrichtung die Reichsgewalt zu fordern den vollsten Grund habe. Eine sehr kräftige Einwirkung auf diese mannigfach disparaten Verhältnisse des bayerischen Heerwesens verspricht sich der Verfasser von der Befugniß des Reiches, den bayerischen Mobilmachungsplan festzustellen, mindestens zu controliren. Das setze auf weiten Gebieten Gleichheit der Gesetzgebung voraus. Auch habe Bayern schon jetzt die Herstellung der vollen Uebereinstimmung in der Bewaffnung, Ausrüstung und den Gradabzeichen — freilich leider mit Ausnahme der gemeinsamen Infanterieschußwaffe — in Aussicht genommen. Den größten Erfolg aber gegen den bayerischen Separatismus verspricht sich der Verfasser mit Recht von der Entwickelung der Militärgesetzgebung des Reiches. Jeder gesetzgeberische Act der Einheit auf militärischem Gebiet ist ein nationaler Fortschritt und allseitig gleichmäßige Stärkung deutscher Wehrkraft eine der wichtigsten Aufgaben, die dem großen Vaterlande erstehen.

Und in dieser Zuversicht sollen uns auch die lächerlichen Ueberhebungen der bayerischen Kammern nicht stören, deren anmaßende Ansprüche auf authentische Interpretation des Reichsmilitärstrafgesetzes und auf ein Obergutachten über das Reichsmilitärbudget der Verfasser im dritten Abschnitt seiner Arbeit

einer vernichtenden Kritik unterzieht. Denn dafür ist glücklicherweise gesorgt, daß innerhalb der Reichscompetenz das entscheidende und allein beachtenswerthe Wort immer und nur in Berlin gesprochen wird. μ.

Kleine Besprechungen.

Von Georg Hiltl's Kriegswerk über den deutschen Krieg gegen Frankreich ist die zweite Lieferung (bei Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig) soeben erschienen. Wir haben bereits früher über dieses Unternehmen uns freundlich ausgesprochen und können Angesichts der zweiten Lieferung unser früheres Urtheil nur wiederholen. Von selbst drängt das gleichzeitige Erscheinen des großen Generalstabswerkes die Frage auf, ob dieser ganzen unofficiellen Kriegsliteratur nicht mit einem Male der Hals gebrochen werde, ob sie überall neben der großen im Moltkeschen Lapidarstil verfaßten officiellen Darstellung des Krieges den Schatten einer Existenzberechtigung habe. Wir antworten darauf dasselbe wie beim Erscheinen der ersten Lieferung dieses Werkes. Mit allen sogenannten streng militärisch-strategischen Bearbeitungen des letzten Krieges wird es nun wohl vorbei sein. Dagegen bleiben nach wie vor und vielleicht selbst für das Werk des großen Generalstabs stellenweise werthvoll Schilderungen, welche der Verfasser als Augenzeuge oder nach den Wahrnehmungen anderer Augenzeugen entwirft. Darin liegt auch der bleibende Werth des Hiltl'schen Buchs und der Kriegszeichnungen von Woldemar Friedrich, welche dasselbe ebenso selbständig illustriren, als der Text sie begleitet. Beide, Schriftsteller und Künstler schreiben und bilden nach eigenen flüchtigen, auf blutiger Wahlstatt oder ermüdendem Marsche aufs Papier geworfenen Zeichen und Strichen und gerade die Originalität des Momentes und die Wahrheit der mitempfundenen, mitdurchlebten Stunde bedeutender Ereignisse verleiht Wort und Bild eine zum Herzen sprechende Kraft und Unmittelbarkeit, welche nur erhöht wird dadurch, daß dem Werke die größte Sorgfalt in der äußern Ausstattung gewidmet ist, und daher der gefällige und ergreifende Inhalt auch in einer vollendeten Form sich darbietet.

Von demselben Verfasser (und in demselben Verlag), ist in diesen Tagen der Schluß des gleichfalls von uns bereits früher rühmend erwähnten vaterländischen Romans „der Münzthurm“ erschienen, dessen beide Schlußbändchen den Titel „der Sturz des Meisters“ führen, und wie die ersten zu den sorgfältigsten Leistungen der vorzüglichen Detailmalereien Georg Hiltl's aus dem Werdegang des preußischen Königsgeschlechtes und seiner bedeutendsten Strebensgenossen gehören.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXI. Jahrgang. II. Semester.



Die

Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

№ 33.

Ausgegeben am 9. August 1872.

Inhalt:

Leipzig, 1872.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)





Das erste Heft des deutschen Generalstabswerkes.

Der deutsch-französische Krieg. 1870—1871. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabs. Erster Theil. Geschichte des Kriegs bis zum Sturz des Kaiserreichs. Berlin 1872. E. S. Mittler und Sohn.

Das erste Heft dieses in weiten Kreisen mit Spannung erwarteten Originalwerks ist kürzlich erschienen und umfaßt die Ereignisse im Monat Juli. — Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß dies Werk für alle Folgezeit die Hauptquelle jeder Geschichtschreibung des Krieges werden wird; denn das actenmäßige Material, welches hier zur Verarbeitung gelangt ist, existirt eben nur einmal in der Welt. Wer jemals ein Kriegsactenstück durchblättert hat, kennt die eigenthümliche Physiognomie eines solchen schicksalsschweren Convoluts. Da giebt es ausführliche Denkschriften, welche in gewissen Wendepunkten des Feldzugs von höheren Officieren eingefordert oder auch freiwillig eingereicht werden, um die Ansicht des Einzelnen über die Situation und die weiter zu unternehmenden Operationen niederzulegen; da sind Meldungen von den Vorposten, denen man zuweilen ansieht, daß der Husar sie lange in der Hand gehabt, ehe er sie in die Säbeltasche schob; da sind Befehlsentwürfe mit den Veränderungsbemerkungen des Höchstcommandirenden; da sind kurze mit schwerem Bleistift im Sattel beschriebene Zettel, deren wenige Worte von oft verhängnißvollem Inhalt; da sind Marschtableaux, Quartierlisten und namentlich eine Menge telegraphischer Depeschen der verschiedensten Art: gleichgültige Tagesrapporte, Siegesmeldungen, zweifelnde Anfragen; dazwischen dann Gefechtsberichte, in denen in so vorschrifts- und geschäftsmäßiger Dienstform über die Dinge berichtet wird, die uns Allen das Herz heiß und höher schlagen machten — daß sie auf den Leser deßhalb doppelt mächtig wirken. Man sollte meinen, wenn man ein solches Actenstück durchblättert, das sei schon Geschichte — und doch ist es lediglich das Material, aus dem sie erbaut werden soll. Alle diese Dinge müssen unter einander abgewogen, kritisch beleuchtet, in ihrem relativen Werthe festgestellt, durch Nachfragen bei den Betheiligten ergänzt und berichtigt und durch oftmals in den Acten nicht vertretene Zwischenglieder, wie mündliche Mittheilungen oder Anordnungen, unter einander in Ver-

bindung gesetzt werden; das Ganze aber soll endlich in eine einheitliche Beleuchtung gebracht, von der leidenschaftlichen Subjectivität so vieler Einzelanschauungen befreit und in die reine, wenn auch nicht farblose Höhe unparteiischer Darstellung emporgehoben werden. — Das ist eine große Aufgabe: am schwierigsten natürlich da, wo es sich um die Schilderung von Kämpfen handelt; denn der mächtig angespannte Wille, der sich im Gefecht auf bestimmte Ziele richtet, die glühende Erregung, in der man nur sich und den Gegner fühlt, für Alles andere aber empfindungslos wird, läßt hier eine ungewöhnliche Menge von Selbsttäuschungen zu. Unendlich oft werden Wunsch und Leistung verwechselt; die Zeitunterschiede verlieren ihren Werth; Minuten, in furchtbarem Feuer ausgehalten, scheinen Stunden; Truppen, welche mit Anstrengung ihrer äußersten Kräfte dem Kanonendonner entgegenmarschirten, glauben schon zu der Zeit auf dem Schlachtfelde eingetroffen zu sein, als sie zum letzten Mal mit Bewußtsein nach der Uhr sahen, und das war vielleicht eine Stunde bevor die erste Granate über sie hingesaust ist. Niemand will in seinen Berichten täuschen; Niemand der eigenen Truppe Ehren zuwenden, die vielleicht einer anderen gehören; aber die Beobachtungsfehler in der Schlacht sind enorm, und nirgends mehr als derartigen Einzelrelationen gegenüber, hat man sich an das Wort jenes geistreichen Publicisten zu erinnern: „Meine Geschichte ist wahr, obgleich ich sie von einem Augenzeugen habe."

In der vorliegenden ersten Lieferung spielen die Gefechtsberichte noch eine untergeordnete Rolle; hier ist es vorzugsweise die Darlegung der großen Gesammtverhältnisse, welche das Interesse fesselt. — Das Buch beginnt mit einer historisch-politischen Einleitung, die, wir möchten sagen, im Freskostil geschrieben ist und als deren Autor man in kundigen Kreisen den Feldmarschall Moltke selbst bezeichnen hört. In großen, klaren Zügen wird die gegenseitige Stellung Deutschlands und Frankreichs von 1815 bis zur Gegenwart gezeichnet; das Wesentliche der spanischen Thronfolge-Angelegenheit dargelegt und die rapide Entwickelung der Dinge in Paris skizzirt bis zu dem Augenblick, in welchem der Kriegsminister Le Boeuf erklärte: die französische Armee sei archiprêt.

Das zweite Capitel schildert dann diese französische Armee sowie ihren Operationsplan und ihren Aufmarsch vom 15. bis 31. Juli.

Es enthält eingehende Angaben über Organisation, Formation, Bewaffnung und Stärke der französischen Streitkräfte beim Ausbruch des Krieges, würdigt die dem herrschenden System eigenthümlichen sittlichen Erscheinungen und Schäden, und legt dann den Operationsplan des Kaisers dar, der von vornherein ein todtgeborenes Kind war, weil er auf zwei grundfalschen Voraussetzungen beruhte. Der erste dieser Hauptirrthümer bestand darin, daß Napoleon mit vollster Sicherheit auf die Trennung von Nord- und Süddeutsch-

land rechnete und überzeugt war, er brauche sich nur zwischen beide zu schieben, um den Süden zu neutralisiren, wenn nicht gar zur Heeresfolge zu vermögen. Der zweite Irrthum lag darin, daß der Kaiser es für möglich hielt, das ihm wolbekannte Zahlenübergewicht der norddeutschen Armee über die französische, durch ein überraschendes Auftreten der letzteren, durch Schnelligkeit der ersten Actionen auszugleichen. Grade die Schwerfälligkeit ihrer Mobilmachung, die zumeist aus übermäßiger Centralisation entsprang, war ja eben die größte Schwäche der französischen Heereseinrichtung, und weit entfernt, durch klug gemäßigtes Tempo dem Heere Zeit zu gönnen sich zu rüsten, stürzte die Diplomatie dem Krieg prestissimo entgegen; während der Soldat kaum zu satteln begonnen, gingen die Minister schon durch. Der Halbwille dann, im entscheidenden Augenblicke mit unfertigen Truppentheilen in die Action einzutreten, hat die Verhältnisse nur noch mehr complicirt, die Unordnung ins Unendliche gesteigert und die ersten Katastrophen so verhängnißvoll gemacht; denn als der deutsche Angriff mit vollständig kriegsgeordneten Armeecorps begann, waren die französischen Corps zum großen Theil noch in ihrer Completirung und Formation begriffen. Zu diesen Uebelständen gesellte sich endlich noch die fehlerhafte, weithin zersplitterte Aufstellung der französischen Armee. — „Unfähig selbst die Offensive zu ergreifen, und doch nicht gewillt, sie aufzugeben, schritt man auf französischer Seite zu der halben Maßregel einer gewaltsamen Recognoscirung gegen Saarbrücken."

Das dritte Capitel: Die deutschen Armeen; Operationsplan und Aufmarsch bis zum 31. Juli ist vielleicht der interessanteste Theil der vorliegenden Lieferung, und zwar vorzugsweise durch Mittheilung des deutschen Operationsplans, wie derselbe von General von Moltke bereits im Winter 1868—1869 festgestellt wurde. — Man hört so oft von Unkundigen die Meinung aussprechen: Die detaillirte Vorbereitung zum Kriege mit Frankreich, wie sie bei der Eröffnung des großen Völkerkampfs im Jahre 1870 hervorgetreten sei, beweise unumstößlich, daß Preußen seit langer Zeit den Krieg mit Frankreich gewollt habe. Nichts ist unrichtiger als das. „Zu den Aufgaben des Generalstabes im Frieden gehört es, für alle wahrscheinlichen kriegerischen Eventualitäten die Gruppirung und den Transport der Truppenmassen in detaillirtester Weise zu bearbeiten und die Entwürfe dafür im Voraus bereit zu halten." Diese Gruppirungen und Entwürfe, die, bis auf Mann und Pferd genau berechnet, fix und fertig für jeden muthmaßlichen Kriegsschauplatz ausgearbeitet und bei jeder Veränderung in den Dislocirungen oder Stärkeverhältnissen der Armee, bei jeder Aenderung des Bestandes an Eisenbahnen, Transportmitteln u. s. w. umgearbeitet werden, lehnen sich natürlich an einen bestimmten Plan an. Ein solcher ist jenes Memoire des Generals von Moltke. Es bezeichnet als geeignetsten Ver-

sammlungspunkt aller verfügbaren deutschen Streitkräfte die bayerische Pfalz, da hierdurch sowohl der untere als der obere Rhein geschützt und eine Offensive in Feindesland möglich würde, „welche, rechtzeitig ergriffen, wahrscheinlich jedem Betreten deutschen Bodens durch die Franzosen zuvorkommen wird.“ In Betreff einer etwaigen französischen Expedition von Straßburg oder Belfort her nach Süddeutschland waren schon früher Besprechungen mit den süddeutschen Regierungen erfolgt; man hatte sich überzeugt, daß eine wirksame, unmittelbare Hilfe des Nordens schon der Entfernung wegen, in diesem Fall nicht möglich sei, und daß eine weit größere Sicherung des deutschen Südens aus der Vereinigung aller Streitkräfte am mittleren Rhein erwachse, welche von dort aus, sei es auf dem rechten oder dem linken Ufer, offensiv in die Flanke der feindlichen Invasion vorgehen konnten und diese dadurch nothwendig sehr bald zum Stehen oder zur Umkehr zwingen mußten. „Es verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden“, sagt das Generalstabswerk, „daß die süddeutschen Fürsten, diesen Ansichten beipflichtend, in Hingebung an die gemeinsame Sache und in Vertrauen auf die obere Heeresleitung, nicht zögerten, das eigene Landesgebiet von ihrer activen Militärmacht zu entblößen, um sie dem norddeutschen Heere unmittelbar anzuweisen. Um so schwerer wog dabei die Verpflichtung, welche der Norden übernahm.“ „Kein Operationsplan kann mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinausreichen. Nur der Laie glaubt in dem Verlaufe eines Feldzuges die voraus geregelte Durchführung eines in allen Einzelheiten festgestellten und bis an das Ende eingehaltenen ursprünglichen Planes zu erblicken. Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten, aber die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, lassen sich weit hinaus nie mit Sicherheit vorzeichnen.“ — Dieser gewiß sehr zutreffenden Betrachtung entsprechend, enthält denn auch das Memoire von 1868/9 vorzugsweise nur die detaillirten Vorschläge für die Concentrirung der deutschen Heere im Kriegsfall mit Frankreich, sowie die Gliederung und Aufstellung der einzelnen Armeen als Grundlage für alle weiteren Operationen. „Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlauf der Feldzüge kaum wieder gut zu machen. Alle diese Anordnungen aber lassen sich vorher erwägen und — die Kriegsbereitschaft der Truppen, die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt — müssen sie zu dem beabsichtigten Resultate führen.“ — Ueber die beiden genannten Punkte: Kriegsbereitschaft des Heeres und ihre Förderung durch die Reformen der letzten Jahre, sowie Organisation des Transportwesens bringt die Schrift alle wichtigen in weiteren Kreisen irgend interessirenden Daten. — Als nächstes Operationsziel bezeichnet das Memoire: „die Hauptmacht des Gegners aufzusuchen und wo man sie findet, anzugreifen. Bei diesem einfachen Plan

wird jedoch auf die Schwierigkeit hingewiesen, welche aus der Handhabung der dafür erforderlichen „sehr großen Massen“ erwächst, und als leitender Gedanke, schon von den ersten Bewegungen an läßt sich das Bestreben erkennen, die feindliche Hauptmacht in nördlicher Richtung von ihrer Verbindung mit Paris abzudrängen. — Das Einfachste ist das Vollkommenste, aber auch das Schwerste! Der Moltke'sche Plan ist ein solches Einfachstes und Vollkommenstes. Schon der Umstand, daß er nach Jahr und Tag pure ausgeführt werden konnte, ist etwas so Außerordentliches, daß es in der ganzen Kriegsgeschichte kaum ein zweites Beispiel davon geben dürfte. Wenn deshalb eine große Berliner Zeitung bei Besprechung des Generalstabsbuchs bemerkt: „Die ganze Schilderung des deutschen Aufmarsches macht nicht den Eindruck einer hervorragend genialen Leistung, sondern bekundet die solidesten Eigenschaften des bürgerlichen Lebens: berechnende Voraussicht, welche Glücksfälle nicht in Anschlag bringt, ruhige Umsicht, welche nichts überstürzt, geschäftsmäßige Arbeit, welche sich durch nichts in Aufregung bringen läßt“ — so glauben wir, daß dies ein unzureichendes Urtheil ist. Wir wissen wohl, daß jene Zeitung weit davon entfernt ist, mit dieser Betrachtung einen Tadel oder vielmehr eine Ruhmesminderung aussprechen zu wollen; aber was ist dann genial, wenn es nicht jener weitvorausschauende Blick, nicht jener den Nerv der Dinge sicher treffende Finger ist, der sich in Moltkes Denkschrift offenbart! War etwa der Feldzug Napoleons nach Aegypten oder der nach Rußland genial, weil beide schlecht vorbereitet waren und nach der Darbringung ungeheuerer Menschenhekatomben nutzlos zusammenbrachen? Die „Erhabenheit“ solchen Unsinns oder solchen Frevels nennen die Menschen gar zu gerne „genial“; wir thun es nicht; aber wir rathen sehr, nicht unsren Feinden vorzugreifen; nicht schon jetzt wieder in den alten deutschen Fehler der Selbstverkleinerung zu verfallen! Ja, jener Aufmarsch gegen Frankreich war genial; jene Art der Kriegseinleitung war unsern Heerführern vom besten Genius Deutschlands eingegeben! Und wie die Conception des Aufmarsches, so ist auch dieser selbst bewundernswerth. „Man wollte gar nicht oder vollständig rüsten und hatte das Vertrauen, bei der Ordnung, welche in allen militairischen Zweigen herrschte, damit nicht zu spät zu kommen.“ Vor der in der Nacht zum 16. Juli erfolgenden Mobilmachungs-Ordre war jede partielle Maßnahme für den Krieg, sogar die Armirung der Grenzfestungen unterblieben; nun geschah aber festen, schnellen Schrittes Alles, was für die Kriegsbereitschaft nothwendig und als solches längst vorausgesehen und vorbereitet war.

Die Combattantenstärke der deutschen Armeen bei Beginn des Krieges wird für die Feldarmee mit 462,300 Mann Infanterie, 56,800 Mann Cavallerie und 1584 Geschützen, für die Besatzungs- und Ersatztruppen 297,500

Mann Infanterie, 25,890 Mann Cavallerie, 40,500 Mann Festungsartillerie und 462 bespannte Geschütze berechnet. Unter den Besatzungstruppen befanden sich 41 Linienbataillone; zur Feldarmee gehörten 52 Landwehr-Bataillone, 16 Reserve-Escadrons, 12 Reserve-Batterien und 4 Festungs-Pionier-Compagnien Norddeutschlands. Die Verpflegsstärke der deutschen Armeen (inclusive der Nichtcombattanten) betrug im Monat August 1,183,389 Mann mit 250,373 Pferden.

Zum Transport der deutschen Heeresmassen nach der Gegend zwischen Mosel und Rhein auf den zu Gebote stehenden durchgehenden Eisenbahnen waren schon seit 1868 die Fahrtableaux, „aus welchen jeder Truppentheil Tag und Stunde des Aufbruchs und des Eintreffens ersieht," dergestalt fertig gestellt, daß bei der Mobilmachung der Armee nur das Datum des ersten Mobilmachungstages in diese Marsch- und Fahrtableaux einzutragen war, um sie als Richtschnur und zur Ausführung an die einzelnen Truppentheile gelangen zu lassen. Es steht fest, daß eine ähnlich solide Vorbereitung für einen Heerestransport bisher noch niemals vorgekommen ist. — Auf eingleisigen Bahnen wurden täglich zwölf, auf doppelgleisigen achtzehn Züge befördert und die Züge so stark gemacht, daß der Transport eines Armee-Corps auf doppelgleisiger Bahn nur etwa 3½ Tag in Anspruch nahm. Für die Beförderung der norddeutschen Truppen standen sechs, für die süddeutschen drei Hauptlinien zur Verfügung; vier Zuflußlinien führten die Truppen aus den nördlichen preußischen Provinzen an die Hauptlinie heran.

Da man ein überraschendes Einrücken der Franzosen in die Pfalz erwartete, welches als die natürliche Consequenz ihres hastigen, unfertigen Vorgehns an die Grenze erschien, so wurde die Zweite Armee schon am Rheine ausgeschifft und bewegte sich zu Fuß in Gefechtsbereitschaft weiter vorwärts. Es war das eine nothwendige Vorsicht; denn wer konnte erwarten, daß sich der Feind durch ein einziges Bataillon und drei Schwadronen, welche Oberstlieutenant von Pestel bei Saarbrücken kommandirte, die ganze zweite Hälfte des Juli hinhalten und täuschen lassen würde?!

Außerordentlich umfassend waren die Maßregeln für die Orientirung der deutschen Truppen sowohl über Feindesland als über den Feind selbst. In ersterer Beziehung „war eine reichliche Ausstattung der Truppen mit Karten derjenigen Districte, welche zunächst vom Kriege berührt werden konnten, durch die geographisch-statistische Abtheilung des preußischen Großen Generalstabs (Oberst von Sydow) bewirkt worden unter wesentlicher Unterstützung durch das topographische Bureau zu München (Major Orff.) Circa 170,000 Sectionen von Frankreich, darunter über 132,000 im Maßstabe 1:80,000, und circa 52,000 Sectionen von Westdeutschland waren bis zum 31. Juli zur Verausgabung gelangt." Auch diese

Leistung ist beispiellos in der Kriegsgeschichte und erscheint um so außerordentlicher, wenn man hört, daß die reproducirten Blätter der französischen Generalstabskarte in Bezug auf die Nachträge des Wegenetzes u. s. w. viel vollständiger waren als die französischen Originale selbst, welche außerdem der Eintragung der Einwohnerzahlen entbehren, die die Kriegskarte des preußischen Generalstabs so sehr geeignet namentlich für Dislocationen machte. — Auch aus der Existenz dieser Karten hat man schließen wollen, daß Preußen den Krieg mit Frankreich gewollt habe. Aber auch dieser Schluß ist falsch. Für jeden Kriegsschauplatz wird zu Berlin das Kartenmaterial genau in derselben Weise bearbeitet und ist zur Verausgabung an die Truppen in ganz gleicher Art vorbereitet, wie die in den Zeughäusern aufgestellten Gewehre oder Geschütze. Karten sind Kriegsmaterial so gut wie Waffen. — Was die Orientirung über den Feind selbst betrifft, so hatte man im preußischen Generalstabe die in Frankreich stattfindenden Formationen mit solcher Sorgfalt verfolgt, daß schon am 24. Juli eine von dem Major Krause zusammengestellte Ordre de bataille der französischen Armee zur Kenntniß der deutschen Armeen gebracht werden konnte, welche späterhin zur vollständigen Richtigkeit nur unwesentlicher Correcturen bedurfte. Ebenso wurde den Commandos mitgetheilt, daß die französischen Infanterie-Bataillone durchschnittlich mit höchstens 500 Mann ausgerückt wären und voraussichtlich erst vom 29. Juli an, nach dem Eintreffen der Reserven, auf die Stärke von 700 Mann gelangen würden. Die Cavallerie-Regiementer wurden zu 500 Säbel veranschlagt.

„Während der Aufmarsch der so in jeder Beziehung vollständig gerüsteten deutschen Heere sich der Vollendung nahte, war der Juli verflossen, ohne daß die Franzosen eine Ueberlegenheit benutzt hatten, welche ihr unfertiger Aufbruch aus den Friedensgarnisonen ihnen vorübergehend verliehen. Das Verhältniß kehrte sich nunmehr um." Die Schrift weist, anschließend an diese Bemerkung nach, wie nach Verlauf der ersten 14 Tage seit der Kriegserklärung die Situation am Abend des 31. Juli gestaltet war und erläutert dies durch eine strategische Skizze. Das vierte Capitel schildert die Ereignisse zur See bis zum 31. Juli. — Mit diesem Tage, dem Datum der Abreise Seiner Majestät des Königs nach Mainz, schließt das Heft.

Fast eben so viel Seiten wie der Text nehmen die Anlagen des Heftes ein, welche für den ernst studirenden Leser ebenfalls vom höchsten Werthe sind. Sie bestehen in detaillirten Ordres de bataille: 1) der französischen Rheinarmee, 2) sämmtlicher deutscher Armeen zu Anfang August; ferner in einer Uebersicht der norddeutschen Kriegsschiffe und ihrer Vertheilung bei Ausbruch des Krieges, und endlich in zwei Proclamationen Napoleons III.

Wer das Buch prüft, der wird ein Gefühl der Ueberraschung nicht unter-

drücken können darüber, wie viel hier gesagt wird. Die Karten sind offen auf den Tisch gelegt; mit Nichts ist zurückgehalten. Oft erhebt sich die Darlegung zu allgemeinen, belehrenden Betrachtungen, ja zuweilen spitzt sie sich zu scharfen allgemein gültigen Axiomen zu: es ist gelegentlich wie ein applicatorischer Unterricht, angeknüpft an das erhabenste Weltereigniß der neueren Geschichte. Sehr lehrreich für Heer und Volk; sehr lehrreich aber auch für den Feind. Und er wird lernen; darauf können wir uns verlassen. Ob er jedoch, auch wenn er dieselben Wege einschlägt bei seiner wunderbaren Neigung zu schematisiren und chablonisiren, zu denselben Zielen kommt wie wir, das steht freilich dahin. Die Initiative des persönlichen Genies scheint den Franzosen abhanden gekommen zu sein. Einholen könnten sie uns sicherlich nur in dem einen Falle, daß wir nicht fortschritten. Sei uns die rückhaltlose Mittheilung unserer Siegesvorbereitung von 1870 ein Sporn, uns für die Folge noch besser, noch vollkommener zu rüsten, und bleiben wir heut wie gestern toujours en vedette! M. J.

Zur Charakteristik Robert Blums.

II.

In der zweiten Hälfte des Monat August nahm Blum etwa auf eine Woche Urlaub nach Leipzig. Von den glänzenden Ovationen, welche ihm hier und in der Umgegend gebracht wurden, erzählen noch heute die Mitbürger. Ein Fackelzug von wohl 10,000 Fackeln zog an seinem bescheidenen Hause vorüber. Im Schützenhause zu Leipzig gab er vor vielen Tausenden begeisterter Zuhörer den Bericht seines Wirkens im Frankfurter Parlament. Aber all diese Huldigungen täuschten ihn nicht über die Schwierigkeit, ja Unhaltbarkeit seiner politischen Stellung in Frankfurt und in der Heimath. Nur für Tage hatte sich, dem Führer zu Liebe, der klaffende Riß in der eigenen heimathlichen Partei, zwischen dem ihm näher stehenden rechten und dem socialdemokratisch-revolutionären linken Flügel der von Blum gegründeten „Vaterlandsvereine" geschlossen. Bald nach seiner Abreise klaffte er unheilbar. Die preußisch-deutsche Partei aber sandte ihm beim Abschied von Leipzig eine öffentliche Erklärung nach, welche, abgesehen von dem nur in der Parteileidenschaft wider ihn erhobenen ungerechten Vorwurf undeutscher Gesinnung, doch auch manche wunde Stelle seiner Partei und Parteitaktik scharf und schneidend berührte, welche er bitter selbst empfinden mochte, ohne doch mit einem Male mit den Velleitäten der Partei brechen zu können. Auch die Geister

der äußersten Linken des Parlamentes, die bisher nur mit grimmigem Unmuth seine maßvolle, dictatorische Politik und Leitung in der „Vereinigten Linken" ertragen hatten, ließen sich nicht länger bändigen. Bezeichnend sind hierfür nachstehende Stellen in einem Briefe Kolaczek's mit dem Datum und Poststempel Berlin 24. August 1848 an den später standrechtlich erschossenen Abgeordneten von Trützschler in Frankfurt. Es heißt da: „Daß Ruge noch hier ist, wißt Ihr wohl schon. Die Reform will wirklich ein Blatt comme il faut werden, und zeigt in den ersten Nummern, daß sie es kann. Ruge bleibt also noch länger hier, er scheint überhaupt Frankfurt ganz aufgeben zu wollen, und ihr müßt in ihn ernstlich dringen, wenn Ihr wünscht, daß er bald zurückkehrt oder einen Ersatzmann verschafft. Er giebt das Frankfurter Parlament total auf und der Reiz, hier zu einer größern Wirksamkeit zu gelangen, als sie uns dort gegönnt ist, ist für ihn überwiegend. Die hiesige Linke hält von der Frankfurter nicht viel, ja sie spöttelt über uns und fühlt sich höher — auch separatistisch. — Blum hat dazu beigetragen, indem er einigen Mitgliedern der Berliner Linken ein ganz falsches Bild unsrer Partei gab. Darnach seien wir keine eigene Partei, wir gingen, nach Belieben, bald hierhin, bald dorthin, Wesendonck z. B. drei Tage in den deutschen Hof, drei in den holländischen Hof, so daß nur er als*) die conditio sine qua non erschiene, um welche Alles mit mehr oder weniger Bewußtsein kreist. Die Aeußerung, durch welche er Ruge wieder desavouirt und das Faktum seines Uebertritts zu uns leugnet, kennt Ihr."

Dieser lange mühsam verhaltene Zwiespalt im eigenen Lager brach unheilbar aus, als die Frankfurter Versammlung Mitte September den unseligen Waffenstillstand von Malmö genehmigte. Zuerst war der Vertrag bekanntlich verworfen worden, vornehmlich durch Dahlmanns und Blums Einfluß und Beredtsamkeit. Aber als Dahlmann die ihm in Folge der Verwerfung des Waffenstillstandes übertragene Bildung eines Majoritätsministeriums, wegen seiner fatalen Vorurtheile gegen Robert Blum und dessen Partei nicht zu Stande gebracht hatte, mußte er selbst seiner Partei die Genehmigung des Vertrages empfehlen. Die wildesten Geister der äußersten Linken, die Zitz, Schlöffel u. s. w. scheuten sich nicht, an das souveräne Volk der Pfingstweide und Sachsenhausens Reden zu halten gegen die Versammlung, der sie selbst angehörten. Andere reizten die Masse direct zum Straßenkampf. Es folgten die Septembertage, die Ermordung Auerswalds und Lichnowskys, der Belagerungszustand in Frankfurt. Mit dem größten Aufwand persönlichen Muthes hat Blum, während Dutzende demokratischer Flintenläufe von den Barrikaden auf seine Brust gerichtet waren, die empörten Massen zu be-

*) Durchstrichen: „Jupiter."

ruhigen und zu zerstreuen gesucht. Am 13. September schreibt er noch ziemlich vertrauensvoll an Haubold:

„Liebster Freund! Meine Antworten sind kurz und kümmerlich, aber bedenke, meine Zeit ist sehr karg, und Du wirst mich entschuldigen. Gegen Wuttke mochte ich nicht auftreten; mir scheint, er wünschte das eben, und gerade deshalb unterließ ich's. Die Sache mit den Vaterlandsvereinen hat sich allerdings jetzt sonderbar entwickelt und die Vereinigung ist jetzt natürlich nicht mehr möglich; aber ein Cartell dächte ich, müßte wenigstens zu ermöglichen sein und dieses wäre um so wünschenswerther, als sonst die Polemik immer schärfer werden dürfte. ... Oder macht bestimmte Vorschläge — was ich zur Aussöhnung beitragen kann, das soll gewiß geschehen. —

Bei uns geht es jetzt besser, morgen wird die Hauptschlacht geliefert und ich denke, der Waffenstillstand wird verworfen. Es wird furchtbar gearbeitet und alle Parteien stecken bis 2—3 Uhr Nachts zusammen und suchen Stimmen zu pressen. Jedenfalls wird unser Schicksal in den nächsten Tagen entschieden: Deutschland wird preußisch oder Preußen deutsch. —

Lebe wohl u. s. w.

Frankfurt, den 13. September 1848. Blum."

Aber schon am 10. October schreibt er an seine Gattin:

„Liebe Jenny! Deine Mittheilungen über Jäckel *), verbunden mit einem Briefe ähnlichen Inhalts, welchen derselbe direct an Georg geschrieben hat, veranlassen mich zu der anliegenden Antwort. Laß ihn rufen und gieb sie ihm selbst. Es scheint allerdings, daß wir durch Dummheit zu Grunde gehn sollen und zwar durch die unsrer „Freunde." Machten unsre Gegner nicht noch größere, so müßten wir schon zu Ende seyn. Morgen (Sonntag) will ich mit einigen Freunden in den Taunus gehn, in das wildeste, tiefste Gebirg um Kriegszustand und Belagerung und Soldaten auf einen Tag zu vergessen; es wird einem übel dabei.

Wie stehts mit dem Schillerfeste? Es wird wohl nichts? Dann muß ich leider bleiben und selbst zu Weihnachten bleiben, denn es wird mir wahrlich sauer."

Und dann am 4. October schreibt er an dieselbe:

„Liebe Jenny. Wie es uns hier ergeht, das hast Du theils aus den Zeitungen, theils aus dem Briefe an Jäckel ersehen. In der Nationalversammlung verfolgt aus Bosheit, vom Volke in die traurigste Stellung gebracht aus Dummheit, von den Demokraten angefeindet und geächtet aus Un-

*) Der inzwischen der Wortführer der mit Blum unzufriedenen Rothen Leipzigs geworden war.

verstand, stehn wir isolirter als jemals und haben vor wie rückwärts keine Hoffnung. Die Zersplitterung Deutschlands hat nicht blos Staaten und Stämme auseinander gerissen, sie frißt sogar wie ein böses Geschwür an einzelnen Menschen und trennt sie von ihren Genossen, von aller nothwendigen Gemeinsamkeit. Die letzten Wochen sind Kräfte vergeudet und thörichterweiser vernichtet worden, die bei weiser Zusammenfassung und sorgsamer Verwendung hingereicht hätten, das Schicksal Deutschlands vollständig umzugestalten. Nie bin ich so lebens- und wirkensmüde gewesen, wie jetzt; wäre es nicht eine Schande, sich im Unglück von den Kampfgenossen zu trennen, ich würde zusammenraffen, was ich allenfalls habe und entweder auswandern, oder mir in irgend einem stillen, friedlichen Thale des südlichen Deutschlands eine Mühle oder dergleichen kaufen und nie wieder in die Welt zurückkehren, sondern theilnahmlos aus der Ferne ihr Treiben betrachten. Nicht weil ich muthlos bin und am endlichen Siege der Vernunft verzweifle, sondern weil ich wirklich müde bin, völlig abgerungen in dieser Sisiphusarbeit, die ewig sich erneuert und kaum einen Erfolg zeigt. Indessen, es muß ausgehalten seyn und da einmal nach dem Naturgesetz die Revolutionen ihre Kinder fressen, so mag es ruhig diesem Hungermomente entgegen gehen; die Erschlaffung, welche so natürlich sich an die traurigen Erfahrungen der letzten Zeit knüpft, wird wohl auch wieder weichen.

Gehen wir zu Deinen unbeantwortet gebliebenen Briefen zurück und verfolgen sie nach ihrer Reihenfolge: Die Vaterlandsvereine in Leipzig überbieten sich gegenseitig in Dummheiten, der eine zieht thörichterweise der Bourgeoisie die Zollkastanien aus dem Feuer, der andere gestaltet auf seine Weise die Welt um und hebt sie aus den Angeln, ohne nur die Kraft oder den Standpunkt des Archimedes zu haben. Wenn ich denke, ich müßte jetzt nach Leipzig zurück, um dort zu bleiben, ich könnte schwermüthig werden. — Ueber das Ministerium — Blum bist Du nun wohl beruhigt; es ist bis Ostern verschoben, wenn es auch dann nicht so heißt, so wird es doch wahrscheinlich so seyn. Auf Namen und Menschen kommt's nicht an. Der Sorgen um den Haushalt bist Du los und zu sterben aus Patriotismus brauchst Du auch nicht. — Träume! Träume! und doch war ihre Verwirklichung nahe und wäre eingetreten, wenn man vernünftig war. — Wegen dem Schillerfest hat mir Haubold geschrieben; es findet statt, und ich werde also wahrscheinlich dazu kommen, wenn auch nur auf kurze Zeit. Dann wird es mir wenigstens leichter werden, Weihnachten hier zu bleiben, was wohl unvermeidlich seyn wird. — Nächstes Frühjahr muß sich die Sache jedenfalls wenden und ob nach dieser, ob nach jener Seite, man wird im Stande seyn, einen festen Lebensplan zu fassen. Wenn man dann nur

nicht ein rein verlornes Jahr zu beklagen hat. — Es ist jetzt Messe in Leipzig und ich denke mit Kummer und Sorge daran, daß ich Dir arme Frau, stets etwas gab zur Ergänzung kleiner Haushaltungsbedürfnisse; wie viele mögen deren seyn, da Du auch die Ostermesse nichts bekamst! Und doch kann ich leider nicht, ich habe nichts. Die letzten 14 Tage haben solch riesenhafte Opfer gefordert, daß die ganze Linke auch finanziell ruinirt ist; dem Unglücklichen muß man helfen, wie sehr man auch Ursache hat, mit ihm zu zürnen. Und ich hatte wahrlich gerade jetzt Sorge genug. — Neues ist hier nichts, Stadt und Umgegend ist vollgespickt mit Soldaten und der Schrecken führt das Regiment; wenn derselbe noch von der Kraft gehandhabt würde, so ließe ich mir's gefallen: aber dieser Schmerling ist das Sinnbild der Feigheit und der niederträchtigsten diplomatischen Schurkerei — und der ist Dictator! Lebe recht wohl mit den Kindern. Ich habe noch viel zu schreiben diesen Morgen und muß daher aufhören.

Hoffentlich sehen wir uns in 5 Wochen, Du wirst das ja aus den Veranstaltungen erfahren; es wäre mir sehr lieb. Aber wenn davon die Rede ist in der Stadt, so erkläre nur rund heraus, daß ich keine Theilnahme an politischen Dingen, welcher Art sie auch sind, will, sondern die 3 Tage, die mir höchstens vergönnt seyn werden, lediglich zu Hause bleibe (abgesehen vom Schillerfeste).

Also nochmals Lebewohl!

Es gehe Euch so gut als möglich. Gruß und Kuß von Herzen von

Deinem

Frankfurt, 4. October 1848. Robert."

Noch offener und tragischer spricht Blum seine hoffnungslose Stimmung in einem Briefe vom vorhergehenden Tage an Haubold aus. Er schreibt:

„Lieber Freund.

— — Wie es hier geht? Es ist fast überflüssig zu sagen: schlecht. Man fühlt diese schlechte Stellung fast um so mehr, als wir die beste hatten, und gewissermaßen die Hand nur ausstrecken durften, um die Frucht viermonatlicher schwerer Arbeit zu brechen. Dieser unsinnigste und fluchwürdigste aller Straßenkämpfe hat uns fast ebensoviel geschadet, als die Februar- und Märzrevolution genützt, und man fragt sich oft ernstlich, ob es wirklich ein revolutionäres Frühjahr gegeben habe? Und wie stehen wir persönlich? Von der einen Seite gibt man uns „intellectuelle Urheberschaft" eines Kampfes schuld, bei welchem nur wir verloren haben und nur wir verlieren konnten. Auf der andern Seite wirft man uns „Verrath des Volkes, Feigheit und Unentschiedenheit" u. s. w. vor,

weil wir die Versammlung auf der Pfingstweide nicht für das deutsche Volk ansehen und uns den Dictaten ihrer exaltirten Abgeordneten nicht fügen wollten. Wahrlich, man möchte oft lieber in den Urwäldern von Californien sitzen, als in der deutschen Volksvertretung. Nie hat eine Partei so unmittelbar am Siege gestanden, als die unsere und nie hatte sie bei nur einem Fünkchen von Vernunft mehr Interesse davon, daß keine gewaltsame Verschiebung dieser Stellung eintrete; dennoch aber soll gerade sie die Gewalt provocirt haben! Es ist entsetzlich, wie weit die Parteileidenschaft die aller einfachsten Verstandessätze verkommen lassen kann.

Gott sei Dank, die Dummheit, welche uns in den Straßen zu Frankfurt, im Badischen Oberlande, in Würtemberg, Köln u. s. w. zu Grunde gerichtet hat — sie erhebt uns wohl auch wieder. Denn die Reaction ist zu übermüthig, sie errichtet Barrikaden in der Paulskirche und fällt so in Struvescher Manier in das Gebiet des Rechtes und der Billigkeit ein, daß sie sich selbst zu Grunde richten muß. Hoffentlich wird sie die Hand an einige Abgeordnete legen, und deren 4—6 zum Opfer bringen, was diese Sache nur fördern kann. Lust hat man viel dazu, aber man zagt doch immer noch etwas, seiner Herzensneigung zu fröhnen.

Soll ich Dir versichern, daß wir keinen Antheil an dem Aufstande haben, daß wir vielmehr als Partei wie als Privatpersonen alles aufgeboten haben, denselben zu hindern? Dummheiten sind auf der Pfingstweide gemacht worden, das ist wahr, namentlich von Schlöffel und Zitz. Aber es waren nur Dummheiten(?) und ich versichere Dir, an einen Aufstand hat kein Mensch gedacht, es hat ihn kein Mensch geahnt. Man hat diesen Aufstand gepflegt wie eine Treibhauspflanze; man hat das Blut unnütz und frevelhaft vergossen; mit einer Compagnie Soldaten war die ganze Kinderei — es war Anfangs nichts anderes — zu beseitigen. Das unter uns und ich hoffe Dir die Angelegenheit gelegentlich mündlich auseinandersetzen zu können; der Oeffentlichkeit gegenüber läßt sich jetzt nichts thun, wir haben einmal Barrikaden gebaut, Lichnowsky erschlagen und den Struve ins Oberland gelockt oder gerufen — das müssen wir tragen, bis aus dem Duster der Untersuchung die Thatsachen mit einfacher Klarheit hervortreten. Dann werden wir gerechtfertigt sein, aber das verblendete Volk wird zu spät die Augen öffnen. Während es seine entrüsteten Blicke auf die angeblichen „intellectuellen Urheber" lenken läßt, wird man ihm Hände und Füße knebeln und es mißhandeln wie früher. Ach, das Schicksal unsres Vaterlandes und unseres Volkes ist doch ein sehr trauriges; es scheint mir oft,

als ob es zum Tode verurtheilt sei, und nicht die Kraft zu einer Auferstehung habe.

Lebe wohl u. s. w.

Frankfurt, den 3. October 1848. Blum."

Bei solch verzweifelter Stimmung, gewinnt die Vermuthung große Wahrscheinlichkeit, daß Blum seine Wiener Reise (in der zweiten Hälfte des Monat October), von welcher er nicht zurückkehren sollte, nur unternommen habe, um für einige Wochen aus dem aufreibenden parlamentarischen Leben, und den immer leidenschaftlicheren und einseitigeren Anschauungen der Parteien herauszukommen, um dann mit frischen Kräften, mit neuen Anschauungen die alten Freunde oder doch einen Theil derselben, zu einem glücklicheren Kampfe zu führen.

Seine Politik war, ohne Zweifel wider seine Absicht und zu seiner eigenen schwersten inneren Kümmerniß nach allen Seiten hin eine im wesentlichen blos negative, zuwartende geworden. Er hatte seit dem Frühjahr jede bewaffnete revolutionäre Schilderhebung verurtheilt, und gleichzeitig jeden Anschluß an die Mehrheit des Parlaments preisgegeben und verloren. Auch zu Hause hatte er das Prestige von ehedem fast vollständig eingebüßt. So stand er im October an der Spitze einer in sich selbst zerfallenen Minderheit. An die revolutionäre Partei nach seiner Rückkehr von Wien sich anzuschließen, wäre seiner Natur unmöglich gewesen. Ueberdem durfte er sich im Feldlager der Rothen doch nur einer sehr zweifelhaften Aufnahme versichert halten. Sollten wir daher irren, wenn wir vermuthen, daß er seinen Freunden bei seiner Rückkehr jenen politischen Plan vorzulegen beabsichtigte, den im Frühjahr 1849 sein langjähriger Freund Heinrich Simon erfolgreich ausführte: das Compromiß mit der Kaiserpartei.

Daß Robert Blum von Frankfurt fort und nach Wien entsendet sein wollte, dafür haben wir folgenden merkwürdigen Beleg. Sonst waren phrasenhafte Demonstrationen gar nicht nach seinem Sinne, aber dießmal hatte er mit größtem Nachdruck die Entsendung einer Deputation der Linken nach Wien bei den Parteigenossen befürwortet, lediglich zum Zwecke eines Pronunciamento zu Gunsten der Wiener Erhebung, nachdem das Parlament die Entsendung einer officiellen Deputation abgelehnt hatte. Roßmäßler hat uns stets mit größtem Stolze den Zettel Blums gezeigt, den dieser am Morgen vor jenem Abend, an welchem er von der Partei nach Wien deputirt wurde, während der Sitzung bei der Partei cursiren ließ: „Wenn wir überhaupt nach Wien eine Deputation senden wollen", hieß es da, „müssen wir jetzt Beschluß fassen und heut Abend wählen." Dieser Zettel trug die Unterschriften aller damals anwesenden Mitglieder der Frankfurter Linken. — Ferner aber erzählte auch Karl Vogt dem Verfasser dieser Zeilen auf einer Reise von Basel nach Darmstadt vor

acht Jahren etwa das Folgende über die Entsendung Blums nach Wien: „Zuerst schwankte die Wahl zwischen Blum und mir. Ihn hielt wohl die Mehrzahl von uns in Frankfurt nöthiger als in Wien, mich entbehrlicher als ihn. Da zog er mich vor der Stichwahl hinaus, und bat mich dringend, meinerseits die Wahl abzulehnen, da er seiner politischen Stellung halber von Frankfurt einige Zeit fort müsse. Ich that das, und nun wurde er fast einstimmig gewählt."

An nichts weniger dachte Robert Blum bei der Abreise nach Wien, als daran, sich an der dortigen Revolution activ zu betheiligen, oder gar in jener verworrenen Bewegung sein Leben zu enden. Für beides sprechen unzählige Beweise: der bekannte Bericht Julius Fröbels vor der Nationalversammlung eben so sehr, als jede Zeile der oft gedruckten Wiener Briefe Blums an seine Frau und Freunde, und die in neuester Zeit veröffentlichten Actenstücke seines kriegsgerichtlichen Processes in Wien. Die Ursache seines Todes vielmehr war der denkwürdige Protest, der im Concept seiner Hand vor uns liegt, und in welchem er aus dem Stabsstockhause zu Wien den siegreichen Feldherrn der österreichischen Adelspartei daran erinnerte, daß sein Haupt unverletzlich und nur die verfassunggebende Nationalversammlung der deutschen Nation Richter über ihn sei. Dieser felsenfeste Glaube in die gesetzliche Macht und Herrlichkeit seines freien Volkes war die tragische Schuld seines Falles. Windischgrätz wußte, daß er die nationalen Hoffnungen, welche Deutschland auf das Frankfurter Parlament setzte, ins Herz traf, als er den ihm in sein Hauptquartier Hetzendorf überbrachten Protest Blums mit der Ordre zu dessen sofortiger Erschießung „in Ermangelung eines Freimannes" beantwortete. Und ganz Deutschland hat diese Hinrichtung so empfunden wie sie gemeint war.

Reisen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Max von Gelking.

IV.

Abermalige Reise nach Jever und Holland.*)

Den 10. July 1706 bin ich per Postwagen von Hamburg um $1/2$1 Uhr nach Bremen in Compagnie von vier Studiosen, davon drei von Nürnberg,

*) Der Verfasser dieser Reiseberichte war im December 1705 abermals nach Hamburg abgegangen, und reiste im Sommer des folgenden Jahres wieder nach Bremen zurück, um mit dem Vater dann sofort diese Reise anzutreten. Auch die Tour nach Hamburg und wieder zurück ist ausführlich im Tagebuch aufgezeichnet, da sie aber weniger Interessantes bietet, wird sie hier übergangen.

der vierte von Halle, Namens von Lieth, einem Verwandten von Lieths, aus dem Stift Bremen, gereiset. Wir kamen um ½3 Uhr in Blankenese und um 4 Uhr zum Kranz. War ein miserabeler garstiger und tiefer Weg nach Boxtehude, und weil die Herren Studiosi hübsch ihre Commodité pflegten und mit dem langen Sitzen in der Wirthsstube und Auspacken ihrer Kissen viele Zeit hinbrachten, wurde ich in meinen Propos, des andern Tages um 12 Uhr in Bremen zu sein, verhindert. Ich hatte zwar den Engländer (Reitpferd) in Ottersberg vermuthet, das regnigte Wetter aber hatte meinen Papa abgeschreckt, selben mir entgegen zu schicken. Doch wie ich zu Euten ankam, fand ich das Pferd vor, worauf ich dann mit demselben fort avancirte. Zu den drei Pfalen traf ich meine gute Mama an, welche da meiner wartete und von da mit mir nach Bremen fuhr, da ich dann meinen Papa und alle gute Freunde bei allem Wohlsein antraf. Weil aber Papa an der Zeit gelegen war, resolvirten wir uns, unsere Reise fortzusetzen, und fuhren alsbald Abends als den 11. July noch bis Delmenhorst, allwo wir die Nacht über blieben und uns des Abends noch in des Herrn Regierungsrath Paulsen Garten divertirten. Folgenden Tages gingen wir früh von Delmenhorst wieder weg, und kamen um 11 Uhr bei Oldenburg vor dem Gericht an. Hier trafen wir einen am 9. July geräderten Soldaten an, welcher seinen Unterofficier erschossen und auf Ordre des Königs solche harte Strafe empfangen hatte. Im Oldenburgischen war fast bei jedem Dorf ein Esel aufgerichtet, um, wenn das Landvolk oder Landmiliz was pecciret, sie mit dem Reiten zu strafen.

Von Oldenburg nahmen wir unsern Weg auf Wibelstede und von da auf Kuttenförde, welches Graf Anton zu Varel gehöret und wo ein Zoll abgegeben werden muß. Bockem, eine Meile davon, ist wieder dänisch und ein ziemlich großer Flecken. Niemberg hat vor diesem der Gräfin gleichen Namens gehöret, ist nun aber ans Oldenburgische verfallen, hat noch ein lustiges Schloß und auch gut Logis. Marx, ein Dorf, ist ostfriesisch, wie auch die Festung Friedenberg. Von da über Repshoet nach Jever. Dieses ist eine hübsche nahrhafte Stadt mit einem blosen Wall umgeben, und durch die darauf gepflanzten Bäume artig anzusehen. Das Schloß lieget ebenfalls sehr lustig und ist mit einem ziemlich breiten ausgemauerten Graben umgeben. Es lieget auch continuirlich ein Officier mit 50 bis 60 Soldaten darauf. Der jetzige heißt Welzin. Weil Papa lange nicht da gewesen und also kein gutes Wirthshaus wußte, kehrten wir bei Herrn Vogt Große ein, allwo wir auch sehr willkommen waren und magnifique logiret wurden. Nachdem wir unsere Ankunft an Consul Schubart angemeldet und des Mittags mit einander bei Herrn Vogt Große gespeiset, gingen wir nach der Mahlzeit zu Hofe und legten vors Erste unsere Visite bei dem Herrn Hofmarschall Baron von

Lindau ab, welcher uns dann bei Sr. hochfürstlichen Durchlaucht anmeldete, welche dann auch alsbald Befehl ertheileten, unsere Aufwartung abzustatten. Wir wurden sehr gnädig von Ihro hochfürstlichen Durchlaucht empfangen und rühmten dieselben noch, daß es ihm so wohl in Bremen gefallen und nachdem wir abermals unterthänigst ersucheten, uns die Gnade zu thun und bei Ihrer Rückreise Ihren Abtritt in unserem Garten zu nehmen, acceptirten es Ihro Durchlaucht insoweit es sich schicken wollte. Wir präsentirten auch unsere Dienste in Holland, worauf auch Ihro Durchlaucht uns nachgehends noch einige Commissionen von Büchern, Thee, Caffee und einigen Galanteriewaaren, welches Sie mit eigener Hand aufgesetzet, uns geben ließen, ordinirten auch, daß wir des Abends mit zu Hof speisen sollten. Zuvor legten wir aber auch unsere unterthänige Aufwartung ab bei Ihro Durchlaucht Herzog Johann Adolph, wie auch bei Ihro Durchlaucht dem Erbprinzen, wo wir dann auch ebenfalls sehr gnädig empfangen wurden und gleichfalls allerhand Commissionen nach Holland empfingen. Nachdem gaben wir Ihro Excellenz dem Herrn Canzler von Schönleben die Visite, welcher, wie auch Herr Oberlanddrost von Dorim sehr höflich gegen uns war. Weil es noch ein wenig zu früh war an Tafel zu gehen, gingen wir mit Herrn Consul Schubart nach Herrn Assessor und Rentmeister Günther, den wir zwar durch die lange Correspondenz kannten, aber sonst noch nicht gesprochen hatten. Sein Sohn sollte andern Tags als Secretarius vorgestellet werden, sonst hätte er sich vielleicht resolviret, mit nach Holland zu gehen. Darauf wurde an Tafel geblasen, weshalb wir uns wieder nach Hofe machten, da denn Papa die Gnade hatte, in einem Gemach mit der Herrschaft zu speisen, meine Wenigkeit aber aß mit den Bedienten*) in einem andern Gemach, wo uns große Ehre angethan wurde und ein Jeder sich bemühte, seine Geneigtheit sehen zu lassen, sowohl die Frauens- als auch Mannspersonen. Nach der Mahlzeit, als ich mit Einigen so mitgespeiset, auf dem Wall spatzieren ging, traf ich Mr. Papa bei den vornehmsten Cavaliers und Dames an und indem ich da vorbeipassirte, sagte der Herr Hofmarschall: warum sie mir nicht die Logements, wo Sie gespeiset, besehen ließen und ein Fäßchen Wein auf Sr. hochfürstliche Durchlaucht Wohlsein zu brächten? Diesem kamen sie denn auch getreulich nach, weshalb ich einen braven Solus mit nach Hause brachte. Weil es aber schöner Rheinwein war, incommodirte er mich eben gar nicht und war des Morgens frisch und gesund.

Der Herr Cousin Schubart ließ uns des Morgens in sein Quartier auf ein Cöppjen Wasser nöthigen, welches wir auch acceptirten und in Gesellschaft

*) Bekanntlich wurden sonst auch höhere Hofdiener, selbst Adelige, „Hofbediente" genannt. Der Sohn des Bremensers speiste somit an einer Art Marschallstafel.

seiner Eheliebsten und mehreren Herrens und Dames ein Cöppjen Thee trunken. Wir machten darauf einige Besuche und wollten uns auch bei Hofe verabschieden. Hier mußten wir nochmals mitspeisen, da wir denn auch Bekanntschaft mit einem Mr. von Pöllnitz, einem Sachsen-Altenburg'schen Edelmann, einem Schwäher des Herrn Stallmeisters machten, wie auch mit dem Herrn Lieutenant von Milkau, der in Thorn von den Schweden gefangen genommen, mit Anderen nach Schweden war transportirt worden, bis sie wieder ausgewechselt wurden. Selber war Willens gewesen, mit seinem Bruder und Diener mit einem holländischen Schiff von Hamburg nach Amsterdam zu gehen, war auch schon bis unter Wangeroge avanciret, als sie aber da wegen contrairen Windes still liegen mußten, kommt ein Kaper auf sie zu, sie zu entern. Sie resolvirten sich zu retiriren, da denn der Eine da, der Andere dorthin sich zu salviren suchte. Unterdessen aber kehret der Commandant vom Eilande die Stücke gegen den Kaper und zwinget ihn zu retiriren. Dieser Lieutenant von Milkau gehet nun nach Jever und so weiter zu Land nach Holland, trifft aber zu Jever die Herrschaft an, wobei auch seine Fräulein Schwester als Kammerfräulein sich aufhielt. Wie er nun höret, daß wir bald zu Jever sein würden, und nach Holland zu reisen gedächten, resolviret er sich mit Mr. von Pöllnitz so lange zu warten und die Tour mit uns zu machen.

Wie wir nun unsere Angelegenheiten verrichtet und allerseits Abschied genommen, gingen wir den 14. July gegen Abend von Jever mit 2 Wagens ab, nemlich unsere Chaise, worin Mr. von Pöllnitz und Mr. Papa sich setzten, ich aber fuhr mit dem Lieutenant und zwei Dienern auf dem ungeheuren Wagen auf den Muggenkrug und dann nach Aurich. Weil es aber schon finster war, blieben wir vor der Stadt in einem zwar guten aber theuren Wirthshaus, mochten aber nicht lange sitzen, sondern legten uns bald nieder und fuhren des Morgens früh wieder von dannen nach Emden. Unsere Chaise ließen wir zu Aurich.

Emden ist eine hübsche wohlfortificirte nach holländischer Art bewohnte Stadt, darin Brandenburg'sche und Holländische Truppen in Garnison liegen. Weil nun das Schiff auf Delfzyl weg war, und wir die Zeit des Wassers wahrnehmen mußten, gingen wir aus und besahen das hübsche Stadthaus, worin eine Rüstkammer mit vielem Gewehr und allerhand Raritäten zu sehen, auch über dem von dem Thurm eine hübsche Aussicht über den Doller nach Delfzyl, Aurich, Norden, Lir, Neuschanz 2c. Von hier gingen wir um 4 Uhr mit dem ordinairen Beurtmann, der schon wieder gekommen war von Delfzyl, und der die Freiheit hat, den ganzen Tag, wenn er Fracht haben kann, zu fahren, über den Doller nach Delfzyl, welches wir um 8 Uhr erreichten, und weil es der erste holländische Ort ist, so mußten wir auch alsbald Zoll er-

legen. Delfzyl ist ein artiger zur Seefahrt wohl gelegener und mit einem hübschen Wall umgebener und mit lustigen Bäumen bepflanzter Ort.

Von Delfzyl gingen wir um 9 Uhr mit einer eigenen abgefeuerten Schuyt nach dem einige Stunden entfernten Damm. Wir divertirten uns auf der Schuyt mit Schießen nach den Vögeln, worin der Herr Lieutenant sehr fertig war, welcher auch mit seinem polnischen Jungen viele Kurzweil machte. Die Nacht um ein halb drei Uhr kamen wir vor Gronungen an und sobald die Thore erschlossen waren, gingen wir alsbald durch und nachdem wir ein Cop Caffee zu uns genommen, setzten wir unsere Reise auf den Strohbusch fort und von da auf Dockum und Leuwarden. Daselbst füllten wir die ledig gemachten Flaschen beim Wirth im Thurm von Babel mit Franzwein voll und nachdem wir uns sonst noch verproviantiret, gingen wir des Abends noch nach Bilewart und blieben die Nacht vor'm Thore, weil wir nichts zu versäumen hatten und mit Eröffnung der Pforten gingen wir des Morgens um 4 Uhr nach Borcum und nachdem wir zu guter Letzt noch einen Coppen Caffee getrunken und unser Gut nach dem Beurtmann hatten bringen lassen, gingen wir um 9 Uhr unter Segel und weil uns der Wind sehr favorisirte, gingen wir schon um 1 Uhr nach Enkhuysen und um 5 Uhr nach Amsterdam, so daß wir noch desselben Abends nach Hause schreiben konnten.

Wir nahmen unser Logement bei Herrn Spiering in einem schönen großen Saal, worin ein Bett stund, welches wohl ein paar tausend Thaler gekostet haben mochte. Es waren auch überaus künstliche Schildereien darin aufgehangen. Den Andern, die im Wappen von Deventer logireten, hatten wir versprechen müssen, mit ihnen des Mittags zu speisen, und so konnten wir solches auch nicht unterlassen, zumalen es sehr façonlich dabei zuginge und der Herr Hospes mit seinen lustigen Einfällen, wenn Einem wegen der vielen Affairen der Kopf ein wenig wunderlich war, sehr divertirte. Es waren des Mittags allerhand hübsche Leute da, die daselbst speiseten, darunter Herr Capitain Letz aus Gelderland mit seiner Liebsten, welcher sonderlich höflich und complaisant war. Des Tages durchkreuzten wir mannigmal die Stadt.

Den 22. gingen wir nach Harlem und machten daselbst die Einkäufe der nöthigsten Waaren. Den 23. begaben wir uns nach Leiden, den 24. mit der Schuyt nach dem Haag und kehreten im Newen Doelen, an dem Vyver hinter dem Haff, ein. Noch denselben Tag gaben wir dem Residenten Huneken die Visite und eben so dem Herrn Envoyé von Bothmer, Mr. Neubauer ꝛc. und trafen auch Mr. F. von Pöllnitz, der mit Herrn Lieutenant von Milkau bereits am 20. von Amsterdam abgereiset war. Mit diesem und Mr. Ledebur nebst dem Herrn von Bülow fuhren wir in Compagnie nach Scheveningen und uns da brav lustig machten. Wie wir wieder zurückkamen, kam Ihro königliche Majestät von Preußen von Wassenar wieder

zurück. Daselbst war er am Mittag von dem Oetsanger General Herr von Elemar tractiret worden. Die Suite vom König war überaus köstlich. Selben Abends hatten wir auch noch das Glück Jhro Majestät speisen zu sehen. Es waren noch dabei der junge Prinz von Culmbach und 8 Cavaliers, von denen einer das Amt eines Vorschneiders bekleidete. Der Hofmarschall stand während der Tafel hinter dem König. Während der Mahlzeit mußten die Trompeters lustig aufblasen. Vor der Tafel hielten die Münster'schen Unterofficiere vom Elberfeldischen Regiment, das damals in Haag in Garnison lag, die Wache, auf daß nicht so viel Volk um die Tafel kam. Von diesen höreten wir, daß auch die beiden Herren Ferdigands als Capitains im Regiment und auch im Haag wären, welche wir auch besuchten, da des Grenadircapitain seine Liebste zugleich mit antrafen und die uns alle Ehre und Liebe erzeigten. Des andern Tages sahen wir den König in seiner Carosse mit einer großen Suite anderer Carossen die Tour à la mode fahren. Vor der Carosse gingen seine Diener, Laquaien, Türken und Mohren auf's Köstlichste angethan und wie er auf dem alten Hof ankam, wurde von der davorstehenden Compagnie das Gewehr präsentirt und die Trommel gerühret. Nachgehends kamen allerhand Große aus dem Haag von Ambassadeurs und Herren, dem Könige aufzuwarten, der bald mit diesem, bald mit jenem Minister gnädiglich sprach. Da ich und Papa ebenfalls mit hineindrungen waren und nochmals von dem Herrn von Bothmer und Hüneken Abschied nahmen und unsere Dienste präsentirten, so sahen wir noch auf dem Hofe en passant die in der neulich vorgefallenen Action eroberten Fahnen wie auch die in den vorigen Schlachten dem Feinde genommenen Waaren. Jngleichen zog eben die Wache auf. Abends um 10 Uhr kamen wir in Harlem wieder an. Am 26. kamen wir wieder nach Amsterdam und gingen von da am 7. August wieder ab. Wir fuhren mit dem Wereummer Beurtmann, welcher aber ganz voll Salz geladen war und wir also schlechten Raum hatten. Unsere Reisegefährten waren Mr. Mahlstede aus der Neustadt (in Bremen) und der Verwalter von Schönbeck, ingleichen Herrn Schaaks seine Diener. Wir mußten des Nachts bis um zwei Uhr still liegen, ehe wir fortkommen konnten.

Nachdem wir nun endlich mit Strom abfahren konnten, trieben wir so langsam fort, daß wir erst des Morgens gegen 7 Uhr Enkhuyhen gegenüber waren; nachgehends aber favorisirte uns der Wind, daß wir doch noch gegen Mittag in Worumm anlangten. Es war aber beinahe 3 Uhr bis wir ein Cöppchen Caffee zu uns genommen und ehe wir wieder fortkamen. Wir kamen des Nachts in Neuwarden an, da wir aber nicht auskommen konnten, so mußten wir die Nacht pausiren. Wir hatten von Amsterdam aus einen Ostindienfahrer mit seiner Frau bei uns, welches ein wunderlicher Kerl war und fast mit einem Jedem Krakeel anfangen wollte. Mit Mr. Papa

konnte er sich noch am besten vertragen. Wenn es ihm in den Sinn kam, schmiß er Bouteillen, Mützen rc. ins Wasser, sagend, es wäre ein Almosen. Wie wir nachher hörten, war er vorher Advocat in Grommgen gewesen und mochte wohl was pecciret haben, daß er sich hat retiriren müssen. Zu Dockum kamen wir ½8 Uhr an und kauften da noch zwei Entvogels, die wir nachgehends in Lier mit gutem Appetit verzehreten. Gegen 4 Uhr Nachmittags kamen wir in Gronungen an, kamen nach Winschoten und von da nach Neuschanz, wo wir zu Fünfen einen Wagen nahmen nach Wenern, dann von da ein Schiff nach Lier und kehrten im weißen Löwen am Wasser ein. Wir verzehreten da unsere Entvogels bei einem Gläschen Muskatellerwein mit gutem Appetit, setzten uns darauf zu Wagen, und fuhren erstlich auf Holtrap nach Aurich. Hier war den Tag eben Pferdemarkt gewesen. Als von da eben die Post nach Bremen abgehen sollte, schrieb ich in der Eile noch einen Brief an Mama. Wir waren bei der Frau Postmeisterin abgestiegen, welche sehr schöne Logements hat und recht gut tractiret.

Weil wir gehöret hatten, daß Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht von Anhalt-Zerbst nach Aurich kommen würden, und gerne Gewißheit haben wollten, gingen wir nach Hofe und besahen das Schloß, welches sehr nett und zierlich gebauet ist. Der Herr Capitain Blücher, welcher auf dem Schloß commandiret, führte uns in den Marstall. Wegen Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht Ankunft konnte er uns aber keine Gewißheit geben.

Am andern Morgen um 4 Uhr reisten wir wieder ab, kamen gegen 11 Uhr zu Jever an und nahmen unser Quartier bei Mr. Curin vor dem Thore.

Wir machten dem Herrn Canzler unsere Visite und darauf hatten wir die Gnade Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht Johann Adolph aufzuwarten und über die aufgetragenen Commissionen Rapport zu machen. Dann erhielten wir auch Audienz bei Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht selbst, welche uns sehr gnädig empfingen.

Wir ersuchten wiederum Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht uns die Gnade zu erweisen, und bei Ihrer Durchreise durch Bremen in unserem Garten abzutreten und mit einer geringen Mahlzeit vorlieb zu nehmen. Darauf machten wir auch unser unterthänigstes Compliment an Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht den Erbprinzen und thaten ebenfalls wegen der uns aufgetragenen Commission Rapport. In Summa, wir wurden aller Orten so gnädig empfangen, mußten auch selben Abend noch zu Hofe speisen, nachdem wir vorher einige schöne holländische Pfirsiche dahin gesandt und erzeigten uns alle die Herren Räthe und Bedienten große Ehre und Liebe. Wir bestellten auch noch am selben Abend einen Wagen und reiseten am andern Morgen, nachdem wir bei Hofe und anderwärts Abschied genommen, wieder ab. Wir

fuhren über Neustadt Geens in der Jahde nach Varel, woselbst wir fast 5 Stunden warten mußten, ehe wir wieder einen Wagen bekamen. Abends um 7 Uhr fuhren wir wieder weg über die langen Fresen, welches ein langer und sumpfiger Weg ist. Sobald wir einen Ort erreicht hatten, blieben wir daselbst die Nacht über. Des nächsten Morgens fuhren wir wieder ab und kamen durch das fette Budjadinger Land nach Huntebrugge und dann mit einem Prahm über die Hunte und ließen an der anderen Seite unsere Sachen aufladen. Wir kamen dann nach Beeren, Bardewisch, Oldenesch und ließen uns dann über die Weser setzen. Dann fuhren wir auf Weihnsen und ließen uns da über die Ocker setzen, worauf wir wohlbehalten wieder in Bremen anlangten.

Ausflug von Hamburg nach Lüneburg.

Den 22. July 1707 bin ich mit dem Herrn Maes, dessen Frau Liebste und Kindern nebst der Frau Wietings ihrer zwei Jungfer Töchter, der Jungfer Claesen und Melialsius des Abends um 5 Uhr nach Lüneburg gefahren, da wir nun den besten und gleisantesten Weg zu genießen hatten durch den Bellwerder bis Eckboom und da über die Elbe nach dem Rethbrook durch den neuen Gamm auf Kirchwerder und so nach dem Pollenspieker, wo wir des Abends 10 Uhr arrivirten. Dieser Weg ist überaus schön und an beiden Seiten sonderlich nahe bei der Stadt liegen die schönsten Gärten, Alleen, in Summa dieser Weg meritiret blos um des schönen Prospects und der herrlichen Gegend willen, daß er öfter mag gefahren werden. Der Pollenspieker wird 4 Meilen von Hamburg gerechnet und gehört nach Hamburg und Lübeck, nebst den Vierländern und alterniren beide Städte, wenn der Amtmann zu Bergedorf gestorben. Zum Pollenspieker liegen continuirlich 10 bis 12 Soldaten und halten Schildwacht; es liegen auch einige Stucke da, um in Zeiten des Krieges dem Feind den Uebergang über die Elbe zu disputiren. Die Elbe ist daselbst nur 1/4 Meile breit. Die Aue, welche nach Lüneburg und weiter hinauf fließet, fällt nicht weit von Wirtsen in die Elbe und ist auf der Landspitze eine kleine Festung, welche nach Lüneburg gehöret. Zum Hoop wird man wieder vom Prahm ausgesetzet. Von dannen fährt man auf Daich nach Winser, welches ein klein Städchen ist. Es ist daselbst auch ein hübsches aber altes Schloß. Wir kamen dann nach Haudorf und weil die Jungfer Wietings daselbst Connoissance mit dem Herren Pastoren hatte, so blieben wir daselbst und speiseten zu Mittag. Nach der Mahlzeit gingen wir, weil es ziemlich warm war, in die kühle Kirche und ließen uns von des Herrn Pastoren Schwager auf der Orgel vorspielen, wobei ich das Amt eines Balkentreters versah. Ich hatte sonst bis dahin wegen der grau-

samen Zahnschmerzen wenig Plaisir gehabt; der Herr Pastor aber recouragirte mich bis Bardewick zu patientiren, weil daselbst ein braver Feldscherer war, der auch, wie wir daselbst ankamen und wegen des harten Donner- und Regenwetters unter eine Scheune fahren und warten mußten, mir da den Zahn, der meistentheils angegangen und faul war, mit fünf bis sechs Mal Ansetzen glücklich herauszog. Er mußte bekennen, daß er lange Keinen gehabt, der so brav ausgehalten.

Bardewick ist vor diesem eine große Stadt gewesen, anjetzo aber ein offener Flecken, hat noch eine große Kirche, der Dom genannt, worin viele Antiquitäten zu sehen. Des Abends arrivirten wir glücklich in Lüneburg und waren in ein gutes Wirthshaus logiret.

Lüneburg ist eine ziemlich große und wohlbefestigte Stadt. Die Kirchen zu St. Johannis, St. Michaelis und anderen mehr sind respectabel. Aus letzterer wurde anno 1698 den 4 Martino eine köstliche mit Gold überzogene und mit vielen Edelsteinen besetzte Tafel nebst anderen Kostbarkeiten gestohlen. An der einen Seite der Stadt lieget der Kalkberg und oben darauf ein alt verfallen Schloß und auf der andern Seite nicht weit von der Stadt das berühmte Jungfernkloster Lühne. Die meiste Commerçe bestehet in Salz, welches daselbst schon 700 Jahre bestehet. Man saget, daß ein Schwein zu dessen Fund Anlaß gegeben. Es bestehet in 52 Salzhütten und in jeder sind drei Kerls, welche Tag und Nacht arbeiten. Mitten in ist die Salzquelle. Es ist nur ein Tag im Jahre, daß nicht darin gearbeitet wird, sonst allezeit. Es sitzet fast den ganzen Tag ein Aufseher bei der Quelle, der jährlich 500 Thaler Besoldung erhält. Es wird schrecklich viel Holz daselbst consumiret und jede Hütte kostet jährlich ungefähr 2500 Thaler zu unterhalten.

Wir fuhren des Nachmittags den 25. July wieder von dannen über die Bardwicksche Landwehr und blieben die Nacht über in einem Bauernhaus. Des andern Tages waren wir um 9 Uhr zum Hoop, mußten aber an die 2 Stunden warten, bevor die Fähre wegen contrairen Windes herüberkommen konnte. Wir fuhren mit einem halben Segel in einer Viertelstunde über nach dem Pollenspieker und von da durch den alten Gamm nach Bergedorf, wo der Amtmann über die Vierländer wohnt. Dieses ist ein hübsches Städtchen. Von da kamen wir nach Bellwerder, speiseten da in einem guten Wirthshaus, machten uns zu guter Letzt noch rechtschaffen lustig und fuhren Abends nach Hause.

Jesuitische Bestrebungen in den Vereinigten Staaten.

Aus New-York.

Wie in der alten Welt die religiösen und kirchlichen Fragen Staat und Presse beschäftigen, wie an die Stelle des confessionellen Friedens Hader und Zank getreten sind, so auch hier. Und wie dort so hat auch hier die im finsteren schleichende Brut der Jesuiten das Signal zum Kampfe gegeben, hat herausgefordert und ist in gewissen Beziehungen zu einer Gefahr geworden, gegen welche ernstliche Maßregeln ergriffen werden müssen.

Eines unserer verbreitetsten Wochenblätter „Harpers Weekly" gab dem kürzlich durch eine Zeichnung Ausdruck. In ein friedliches Haus, über dessen Kamin die Worte „Gleiches Recht für Alle" und „Freiheit" stehen, dringt eine giftige zischende Schlange ein. Ihr Kopf zeigt das für die Irländer typisch gewordene sinnliche, bösartige und breitmäulige Gesicht. Die Frau des Hauses schrickt zusammen und sucht ihre Kinder vor dem Gewürme zu schützen, bis der Vater — Bruder Jonathan — mit dem Beile der Ordnung herbeieilt und die Schlange erschlägt. Thomas Nast, der geniale Zeichner dieses Bildes, hat darunter geschrieben: Romish Ingratitude und in der That muß das ganze Gebahren der Jesuitenpartei hier als eine Undankbarkeit gegen die Vereinigten Staaten aufgefaßt werden. Ohne Zaudern sind sie dabei, ihren giftigen Stachel in die Brust zu drücken, welche ihnen bisher Schutz und Schirm gewährte, sie lehren ihren uncultivirten Anhängern die Verachtung der öffentlichen Staatsschulen, formen sich zu einer isolirten und nach der Herrschaft strebenden Kaste und lehren schon den ankommenden Einwanderern, die in ihre Hände fallen, Haß und Verachtung gegen die Vereinigten Staaten. Getreu ihrer Regel am grünen Holze zu beginnen, wirft der Jesuit bereits seine Angeln am Castle Garden aus. An der Spitze der Manhattan-Halbinsel erhebt sich ein großes rundes mit einer Kuppel versehenes Gebäude, ein früheres Concertlocal, Castle Garden, durch welches sich jetzt der ganze Strom der Einwanderer in unsere Stadt ergießt. Dort haben auch die Commissioners of Emigration, die Einwanderungscommissäre ihren Sitz, mit denen der Ankömmling zunächst zu verkehren hat und die von außerordentlichem Einfluß auf sein ganzes späteres Verhalten in unserem Lande sind, denn von ihnen empfängt er seine Weisungen, und da der bei weitem größte Theil der Ankommenden aus ungebildeten Leuten besteht, so ist bei ihnen auch der ergiebigste Boden für die Vorstellungen der Commissionäre. Unter diesen Commissionären ist nun ein großer Theil Irländer oder was fast dasselbe sagen will, Maschinen in den Händen der Jesuiten. Das corrupte Regiment der Stadt New-York, welches in der letzten Zeit so viel Staub aufwirbelte, war hauptsächlich

in den Händen von Katholiken und in Folge dessen waren die Stellen der Commissioners of Emigration auch mit Katholiken, wenigstens zum größten Theile, besetzt. Das ist hier selbstverständlich. Der Clerk, welcher dem Einwanderer die Messingmarke für sein Gepäck einhändigt, der Geldwechsler in der Rotunde, welcher die europäischen Geldsorten der Ankömmlinge in amerikanische umsetzt, die Agenten der Eisenbahncompagnien, welche die Einwanderer mit Fahrkarten zum Transport nach dem Westen versehen, der Kosthausbesitzer, der in der Rotunde Zulaß hat und dort sich Gäste holen darf, die Clerks im Briefbureau und im Labour Excharge (der Arbeitsnachweisungsanstalt), die Beamten in den Einwanderer-Hospitälern auf Ward's- oder Blackwell's-Island — sie sind alle, oder fast alle, heute in den Händen der Jesuiten oder der streng katholischen Partei. Castle Garden, dieser überaus wichtige Punkt der Vereinigten Staaten, durch welchen sich Hunderttausende in unser Land alljährlich ergießen, es ist heute eine große Station der Jesuiten. Der colossale Einfluß, welchen diese dadurch gewinnen, kann kaum unterschätzt werden, jeder Einwanderer ist ihren Einflüssen hier ausgesetzt und bei jedem, Protestant oder Katholik, wissen sie etwas sitzen zu lassen, was ihre Zwecke fördert.

Die Tractätchen, Warnungs- und Belehrungsschriften, welche durch die verschiedenen oben bezeichneten Commissionäre in die Hände der Einwanderer gelangen, sind nun wieder theilweise von den Jesuiten oder ihren Anhängern verfaßt oder inspirirt. In allen Sprachen sind sie vorhanden und werden den Ankömmlingen in die Hände gedrückt. Daß viel gutes darin steht, soll nicht geleugnet werden, aber unter dem Guten verbirgt sich auch das Gift, welches dem Einwanderer eingeflößt wird. So wird ein deutscher Rathgeber für Ankömmlinge vertheilt, welcher mit dem bei den Jesuiten üblichen „Jesus, Maria, Joseph" beginnt und auf dem die deutsche katholische Union als Herausgeber genannt ist. Dem Einwanderer wird hier gerathen, sich von den Eingebornen möglichst fern zu halten, im Umgange sich möglichst auf Katholiken zu beschränken, vor allem aber sich vor jeder Berührung mit Baptisten und Methodisten zu hüten. Amerika sei ein überaus gefährliches Land für Leib und Seele, und damit der Einwanderer den Gefahren entgehen könne, solle er sich an seinen Priester halten, der ihm den nöthigen guten Rath ertheilen würde. Vor allem aber warnt die katholische Union vor dem Besuche der Staatsschulen. „Haltet Eure Kinder," heißt es in dem Rathgeber, „ferne von den Staatsschulen, welche man besser heidnische Schulen oder noch schlimmer nennt." Und das sind dieselben Leute, welche heute hier das Verlangen aussprechen, daß die öffentlichen Schulfonds getheilt werden, damit ein Theil zur Gründung strenggläubiger katholischer Schulen verwandt werden könne!

So empfängt die schwarze Partei den Einwanderer, sie erfüllt ihn mit

Schrecken vor dem Lande, auf das er seine Hoffnung gesetzt und wendet alle Mittel an, ihn zu isoliren. Er soll nicht die Töchter des Landes heirathen, seine Kinder sollen nicht die öffentlichen Schulen besuchen und womöglich auch nicht die englische Sprache erlernen. „Sprich nur deutsch in deiner Familie, laß deine Kinder nur deutsch sprechen, ja, zwinge sie dazu" — heißt es im Rathgeber. Das ist nun vom deutsch-nationalen Standpunkte aus sehr schön, aber dieser Standpunkt liegt jenen „Rathgebern" durchaus fern, ihnen kommt es nur auf die Isolirung an. Aber welcher Unsinn, ja welche Schändlichkeit liegt darin, die Leute in diesem Lande von der Erlernung der englischen Sprache zurückzuhalten! Die Isolirung derselben wird damit wohl erreicht, aber wie steht es dann mit dem Fortkommen? Ohne Kenntniß des Englischen ist man hier verrathen und verkauft, zu einer Pariastellung verdammt.

Freilich der Mann gehorcht seinem Priester und bleibt unwissend, ein wenig nützliches Glied der Gesellschaft. Aber der Zweck ist erreicht. Trotz der speciell römisch-katholischen Schulen, welche hier existiren, ist der Culturzustand gerade unserer Katholiken ein nichts weniger als erfreulicher. Im neusten Report of the Commissioner of Education in Washington wird nachgewiesen, wie die „illiteracy", der Mangel der Kenntniß des Lesens und Schreibens, in den östlichen Staaten vorwiege und namentlich durch unkundige Einwanderer gefördert werde. Hier kommen natürlich die Deutschen nicht in Betracht, die sich ohnehin meistens nach dem Westen wenden, sondern die katholischen Irländer, die Katholiken aus den romanischen Staaten. Und dabei sollen diese noch den öffentlichen Schulen fern bleiben! Im Staate New-York kommen nach dem genannten Berichte auf 20,000 Eingeborene, die nicht lesen und schreiben können, 100,000 solche Eingewanderte. Of these, heißt es im Report, the greater part are roman Catholics, and it is from this class that the romish Church would exclude the genial influence of the public school.

Sie sehen also, daß auch wir, im freien Amerika, unsere Kirchen- und Schulfragen haben, von denen die Welt einmal bis zum Ueberdrusse heimgesucht ist. Die größere Zahl der Verbrecher, die überwiegende Menge der Armen ist in diesem Lande auf Seiten der Katholiken. Bei Leibe nicht, daß wir dieses dem Katholicismus als solchem zuschreiben wollen — aber die Unbildung, künstlich durch die Geistlichkeit genährt, ist hieran Schuld. Und wie leicht wird in diesem Lande des hastigen Strebens der Unkundige von den Kenntnißreichen überflügelt! Die verpestete Verwaltung der Empire city, der irische Janhangel in ihr, der die Herrschaft, die große unwissende Masse von „Stimmvieh" an sich gerissen hat — sie sind alle in den Händen der Jesuiten, die ihren Maximen getreu ihre Leute in die einflußreichsten Stellen einzuschmuggeln suchen. Jahr für Jahr sind sie weiter vorgedrungen, ein Posten,

ein Amt nach dem andern gelangte in ihre Hände. Im Jahre 1871 entdeckte New-York plötzlich, daß es unter einer Herrschaft von Gaunern und Dieben lebte.

Wäre dies länger so fortgegangen, so würde das Gewürm sich in das Herz der amerikanischen Freiheit eingenistet haben. Die Seuche verbreitete sich von Stadt zu Stadt. Die ungeheure Unwissenheit unsrer römisch-katholischen Mitbürger, denen man systematisch die Bildung vorenthielt, wurde der ganzen Union gefährlich. Da nahm die Presse sich der Sache an, deckte das Uebel auf und bewirkte wenigstens nach einer Seite hin Abhilfe.

Unerbittliche statistische Zahlen wurden als Vorhut beim Sturmlaufen vorausgeschickt. Es beträgt die Zahl solcher Personen, die des Lesens und Schreibens unkundig und über zehn Jahre alt sind, 1870 nicht weniger als 5,660,074, wovon 777,864 im Auslande geboren (bei 40 Millionen Einwohnern). Von diesen letzteren wohnen 665,985 in den nördlichen und nordöstlichen Staaten, meist katholische Irländer. Während von je 10,000 Einwohnern der Vereinigten Staaten 8711 Weiße, 1266 Farbige, 16 Chinesen und 7 Indianer sind, beträgt die Zahl der des Lesens und Schreibens Unkundigen Farbigen ebensoviel wie die der gleich ungebildeten Weißen, also im Verhältniß siebenmal so viel. Es sind der Weißen, die nicht lesen und schreiben können 2,879,543, der Farbigen 2,763,991. Der Census geht dann auf die religiösen Verhältnisse ein und constatirt, daß unter den Weißen des Lesens und Schreibens Unkundigen etwa 60 Procent auf die Katholiken entfallen, trotzdem die Katholiken in den Vereinigten Staaten gegenüber den Protestanten sehr in der Minderzahl sind und das Verhältniß ein umgekehrtes sein müßte, wäre der Bildungsgrad bei den Religionsbekenntnissen ein gleicher.

Einsichtsvolle und tüchtige Katholiken konnten sich nicht länger mit diesen Zahlen vor Augen den Thatsachen verschließen und strebten Reformen an. Eine Anzahl gebildeter Katholiken hat sich hier vereinigt, um für die Hebung des Schulbesuchs unter katholischen Kindern zu wirken, denn an Schulen fehlt es nicht. Aber diese Schulen sind eben nicht nach dem Geschmacke der Jesuiten und daher auch die Unwissenheit. Wir hoffen, daß auch hier die altkatholische Richtung erstarken werde, denn unsere Katholiken, gleichviel welcher Abkunft sie sein mögen, sind von Natur nicht vaterlandslos — sie werden erst künstlich dazu präparirt. Die europäischen Thatsachen vor Augen beginnt man auch hier mehr und mehr auf die Jesuiten aufmerksam zu werden. Was man von ihnen hielt, möge Ihnen noch folgende Stelle aus einer neuen Broschüre von Eugene Lawrence zeigen: „Es ist die jesuitische Fraction der römischen Kirche, jene Fraction, die in Deutschland, Italien, Oesterreich jetzt als staatsgefährlich bekämpft wird, welche allein Schuld ist an einer langen Reihe von Vergehen gegen unsere öffentlichen Einrichtungen und unsere nationale Selbst-

würde; die ihre Anhänger zur Unwissenheit und Barbarei verdammen will; die unser Justizwesen corrumpirt hat; welche die Lehrer angreift, wie in Hunters Point oder sie beschimpft, wie in Centralia; welche die Straßen New-Yorks mit Aufläufen und Blutthaten füllt und die Irländer aufhetzt; welche ihre eigene Immoralität auf die Politiker ihres Glaubens übertragen und den guten Namen New-Yorks verscherzt hat. Es ist dies die Partei, welche Amerika gottlos und corrupt nennt, welche die Kinder der ihr Angehörigen warnt sich mit den Kindern des Landes Washingtons und Lincolns zu vereinigen in der Schule oder durch die Ehe, welche Isolirung, Kampf, Streit und Zustände anstrebt, wie sie die alte Welt im höchsten Grade jetzt zu beklagen hat."

Nach den Gesetzen und der Constitution kann man hier den Jesuiten nichts anhaben und zu ihrer Bekämpfung oder Vertreibung müßten eben besondere Gesetze wie in Deutschland geschaffen werden und dazu entschließt der Amerikaner sich nicht allzuschwer, wie die zahlreichen Ausnahmegesetze, die gegen den Süden ins Feld geführt wurden, beweisen.

a

Französische Literatur seit dem letzten Kriege.

Das „Schreckens-Jahr" (L'année terrible) von Victor Hugo ist wol die merkwürdigste Erscheinung der französischen Literatur in der letzten Zeit. Wenn der Dichter als Candidat in der Volksversammlung durchgefallen ist, so hat er mit der Feder Revanche genommen. Er hat wol ebensoviel Feinde als Freunde. Die Conservativen mögen ihn nicht leiden und die Zeit ist längst vorüber, als er Mitglied der Pairskammer war, und das Band der Ehrenlegion mit Stolz auf seiner Brust trug. Der Verbannte von Jersey ist zum kindischen Democraten geworden, der die äußersten Consequenzen des Radicalismus sich aneignet, nach dem Satze: Je toller je besser. Seine Châtimens hatten nicht die Macht, „Napoleon den Kleinen" umzuwerfen. Das war das Werk größerer Mächte. Dagegen hat Victor Hugo seit seiner Rückkehr ins Vaterland ungeheure Honorare für seine Werke bezogen. Für die Vorstellung von Ruy Blas allein sind ihm 60,000 Franken bezahlt worden. Auf dem Banket, welches aus diesem Anlaß den Künstlern des Odeon-Theater gegeben wurde, ist ein Schauspieler todt vom Tische weggetragen worden. Der Schmaus wurde aber ohne Weiteres fortgesetzt, als ob kein Platz an dem Tische Hamlet's leer geworden wäre. Die Muse Victor Hugo's hat starke

Fäuste und ein Mundwerk, welches alle ihre Feinde begeifert und besudelt. So werden die Teutonen in dem letzten Werke schlimm genug behandelt, aber deswegen bleibt der Vorrang des germanischen Geistes über den gallisch-romanischen nicht minder bestehen, wie die früheren Opfer der Muse des großen welschen Phraseologen. — Alexander Dumas ist nach dem Kriege dahin geschieden und Victor Hugo ist leider bei der Beerdigung seines romantischen Freundes nicht zugegen gewesen. Er hat dem Sohne seines Freundes nur einen ziemlich ungeschickten Brief gesandt, wie er dergleichen in den letzten Jahren den Ersten Besten über Alles und noch einiges Andere in bekannter Manier geschrieben hat.

Die Lücke des Vaters füllt Dumas Sohn keineswegs aus. Vielmehr liegt ein ungeheurer Abstand zwischen beiden. Dem Vater kann man Genie nicht bestreiten, obwohl er auf ganz unverschämte Weise mit vollen Händen doch gar zuviel gestohlen hat. Dem Sohne möchte man manchmal selbst das Talent streitig machen und er ist sogar in sittlicher Hinsicht tief unter seinen Vater zu stellen. Das zuletzt erschienene Werkchen von Dumas Sohn ist „das Mannweib" (La femme-homme). Es ist in Folge des Processes Dubourg, der bekanntlich seine Frau erdolcht hat, geschrieben und Dumas hat die Gelegenheit benutzt die Freiheit, zu deutsch die Liederlichkeit der verheiratheten Frauen zu beschönigen. Die Schrift verhüllt ihre gemeine Lüsternheit und Frivolität unter einer Art von dogmatischem Ton, der dem Franzosen im Allgemeinen und Herrn Dumas im Besonderen ohnehin sehr schlecht steht.

Herr Droz hat Monsieur, Madame et Bébé bei Hetzel herausgegeben und der Roman hat bereits fünf oder sechs Ausgaben erlebt. Der Verfasser ist der Sohn eines ernsten Mannes, eines Mitgliedes des Instituts und Nationalöconomen, dem jedoch seine Schriften wenig eingebracht haben, so daß der Sohn zu einem lucrativeren Zweige der Literatur gegriffen hat. Wir kommen auf die Schrift zurück.

So eben ist Adolph Geroult, der Sain-Simonist in Vichy in seinem 62. Jahre gestorben, ohne von der Opinion Nationale reich geworden zu sein. Sein Neffe ist ein tüchtiger Romanschriftsteller, der besonders die Welt der gemeinen Verbrecher meisterhaft schildert, und die Verbrecherwelt nährt in Paris ihren Mann viel besser als die Religion und Moral seines Onkels dies bei diesem zu thun im Stande war.

Während die Musik von Offenbach in Paris auch nach dem Kriege entschieden populär bleibt, ist Robegas in Marseille ausgezischt worden; im Pariser Vaudeville hat er aber eine Menge von Vorstellungen erlebt, was beweisen würde, daß die Marseiller entschiedene Republikaner sind, und keine bonapartistische Literatur leiden mögen. Die Moral wird wol schwerlich ihre Herrschaft in Frankreich begründen. Amédée Achard hat eine sehr moralische

so zu sagen canonische Richtung angenommen und schildert weibliche Freigebigkeit meisterhaft. Aber Almosen werden die Franzosen vor der socialen Frage nicht retten, ja ein Werk über die gefährlichen Classen der Pariser Bevölkerung von Cévé, in welchem nachgewiesen ist, daß 50,000 Pariser in Kerkern sitzen, und 120,000 in den Krankenhäusern liegen, erwartet umgekehrt die Rettung nur vom Socialismus. Solchen Thorheiten gegenüber ist die kluge und maßvolle Wirthschafts- und Steuerpolitik Michael Chevaliers wohl das Beste, was Frankreich auf diesem Gebiete seit dem Kriege geleistet hat, vielleicht überhaupt das Beste. Dieser gewesene Senator und Vice-Präsident des Crédit Mobilier ist zwar in Amerika gewesen, er ist aber kein Republikaner geworden und in der „Presse," zu welcher er von dem „Journal des Débats" übergetreten ist, bekämpft er bitter und scharfsinnig die schutzzöllnerischen Mißgriffe des Präsidenten Thiers.

Jetzt sollen gar die neu erscheinenden Bücher mit einer Abgabe belegt werden, die sechs Millionen jährlich einbringen soll. Die Herren Victor Hugo und Louis Blanc haben schon die Gelegenheit ergriffen, um zu erklären, daß auch Schriftsteller der Landesnoth zu Hülfe kommen müßten. Ihr Blödsinn verkauft sich so gut, daß uns diese Steuer, auf ihren Werken, gewissermaßen als höhere Blödsinnssteuer, von jedem Gesichtspunkt aus überaus vernünftig vorkäme. Aber dafür finden die meisten und besten Werke einschließlich der wissenschaftlichen und populär-belehrenden nur ihre 150 Abnehmer! Das Papier ist außerdem schon besteuert und das Gehirn als Rohstoff zu behandeln ist nicht das letzte Wort der Weisheit.

σ.

Wir bringen gern den nachstehenden Aufruf des deutschen Bibliothek-Vereins von Chicago (Illinois, Ver. Staaten) zum Abdruck:

Aufruf.

Als im Verlaufe des letzten so entscheidenden Krieges zwischen Deutschland und Frankreich die alte Feste Straßburg belagert und in Folge der nothwendigen Kriegsmaßregeln ein Theil der berühmten Bibliothek jener Stadt eingeäschert wurde, — da erscholl ein allgemeiner Schrei der Bestürzung und des Bedauerns aus allen Theilen der civilisirten Welt. Und sobald nur die von der Kriegsfurie so schwer heimgesuchten Gegenden am linken Rheinufer des Friedens sich erfreuen und an einen Wiederaufbau des Zerstörten sich wagen konnten, bemühte man sich auch aller Orten, das Seinige zur Wiederherstellung

oder Vervollkommnung jener schwer betroffenen Bibliothek beizutragen. Ueberall wurde es als Grundsatz anerkannt, daß öffentliche Bibliotheken nicht nur von großer nationaler, sondern universeller Bedeutung für Wissenschaft, Kunst und Fortbildung der menschlichen Gesellschaft seien.

Schlimmer als je eine Stadt durch die Kriegsfurie, selbst während langjähriger Kriege, wurde Chicago am 8. und 9. October 1871 durch das Zusammenwirken einfacher Naturkräfte heimgesucht. Mit herzlichem Danke constatiren wir hier die Thatsache, daß aus allen Theilen der Welt reichliche Gaben zur Linderung der dem Brande nothwendig unmittelbar folgenden Noth hierher flossen, und Dank jener Beihülfe und der den Bewohnern Chicagos innewohnenden Energie dürfen wir sagen, daß in materieller Beziehung die der schrecklichen Katastrophe entsprungenen Gefahren beseitigt sind. Aber umsomehr fühlen wir, daß an geistigen Hülfsmitteln wir einen Verlust erlitten haben, zu dessen Ersatz beizutragen wir an Jeden appelliren möchten, der an der Verallgemeinerung der geistigen Bildung, an der Fortbildung des menschlichen Geistes nur irgendwie Interesse nimmt. Zwar konnte Chicago nicht eine öffentliche Bibliothek wie die von Straßburg verlieren, da wir eine solche nie besessen; aber wir haben den Verlust von einer Anzahl kleinerer — verschiedenen Vereinen angehörenden Büchersammlungen zu beklagen. Wie viele Privat-Sammlungen von Büchern sind außerdem ein Raub der Flammen geworden, — Sammlungen, die der Eigenthümer im Verlauf eines Menschenalters mit Liebe und Fleiß, je nach Umfang seiner Mittel zusammengespart hatte.

Da nun solche Privat-Bibliotheken nur langsam und schwer wiederherzustellen sind, und da das Bedürfniß einer allgemeinen öffentlichen Bibliothek schon lange gefühlt wurde, so hat eine Anzahl von Bürgern sich entschlossen, die Sache mit Ernst in Angriff zu nehmen, und unsere jetzt tagende Staatsgesetzgebung hat schon ein Gesetz erlassen, Kraft dessen die Stadt Chicago eine jährliche Steuer zur Errichtung und Instandhaltung einer öffentlichen Bibliothek erheben kann. Da es nun aus Gründen, die ohne Aufführung derselben wohl allseitig anerkannt werden, wünschenswerth erscheint, daß in deutscher Sprache geschriebene Werke über Kunst, Wissenschaft und Literatur einen ihrem Werthe entsprechenden hervorragenden Platz in dieser Bibliothek einnehmen, so hat sich ein Verein von Bürgern deutscher Zunge gebildet, dessen Zweck es ist, sobald als möglich einen Grund zur Ausführung des oben angedeuteten Gedankens zu legen. Als Mittel zum Ziele werden wir uns zwar auch der Selbstbesteuerung bedienen. Größeres zu erreichen, erwarten wir jedoch durch die thätige Beihülfe unserer Sprachgenossen im In- und Auslande und wendet sich der unterzeichnete Verwaltungsrath an alle deutsche Stammgenossen im Allgemeinen, sowie an alle öffentlichen oder Privat-Bibliotheken, Vereine,

Schriftsteller und Verleger im Besondern mit der Bitte, der öffentlichen Bibliothek zu Chicago solche Werke, welche Richtung immer dieselben vertreten mögen, geschenksweise zu überlassen, wie deren Ueberfluß oder Großmuth gestatten möge.

England hat bereits mit anerkennungswerther Liberalität eine Schenkung seiner vorzüglichsten Literatur (bestehend aus ungefähr 10,000 Bänden zum Theil sehr seltener Werke) der hiesigen öffentlichen Bibliothek übermacht, und wir haben gerechten Grund zu der Hoffnung, daß Deutschland mit seinen reichen Literaturschätzen hinter diesem würdigen Beispiele nicht zurück bleibe.

Wir dürfen es als eine einfache geschichtliche Thatsache hinstellen, daß die Deutschen hierlands stets bereit waren, in Zeiten der Noth ihrem gemeinsamen Vaterlande hilfreich beizustehen, wodurch sie in allen Fällen den erhebenden Beweis geliefert, daß selbst in der Fremde der Deutsche der Wiege und Heimstädte seines Ursprunges, seiner Bildung und Cultur nicht vergessen kann. Denen, welche in der Heimath zurück geblieben, ist nun die Gelegenheit geboten, zu zeigen, daß sie ihrer deutschen Brüder im Auslande mit derselben werkthätigen Sympathie gedenken, und so das schöne Gefühl der Stammesangehörigkeit und den rein menschlichen Zug der Solidarität zu pflegen und zu erhalten bemüht sind.

Um die Entgegennahme resp. Weiterbeförderung solcher Gaben in Deutschland zu erleichtern, sind Correspondenzen mit hervorragenden Männern eingeleitet, auf deren lebhaftes Interesse für unsere Sache wir glauben rechnen zu dürfen, und werden deren Namen später bekannt gemacht werden.

Etwaige briefliche Mittheilungen wolle man gefälligst an den correspondirenden Secretär, Herrn Philipp Stein, Chicago, Beiträge von Büchern u. s. w. unserm Commissionär, Herrn Bernhard Hermann in Leipzig, einsenden.

Der Vorstand:

Geo. Schneider, Präsident der Jll. Nat. Bank, Präsident.
H. Claussenius, Consul des deut. Reichs, Vice-Präsident.
A. C. Hesing, Herausg. der Jll. Staatszeitung, Schatzmeister.
Max Eberhardt, Friedensrichter, Bibliothekar.
Carl Pröbsting, Landagent und öff. Notar, prot. Secretär.
Philipp Stein, Rechtsanwalt, correspond. Secretär.

Der französische Journalismus.

Louis Veillot hat im L'Univers einen grausamen Artikel gegen Henry Rochefort unter dem Titel Gredins de Lettre geschrieben. Großmüthig ist

er nicht, denn Rochefort ist gefangen und gefallen, aber wahr ist er doch, an Muth hat es Rochefort immer gefehlt, und es hilft ihm nicht viel, daß er das mit Cicero gemein hat. Das Blatt von Victor Hugo Le Rappel ist das einzige, welches sich Rochefort's annimmt. Man muß zugeben, daß der Graf keine gute Erziehung genossen hat, aber als er die „Lanterne" schrieb und die Tuilerien erzittern machte, waren seine jetzigen Richter seine Freunde, und Undank ist immer eine schwarze That. Heinrich IV. hat dem Vergifter seiner Mutter verziehen. Thiers wird Rochefort nicht verzeihen: der Abstand zwischen den Beiden ist zu klein, um Großmuth zuzulassen. Der Redacteur der „Marseillaise" hat eine zu schwache Gesundheit, um sein Unglück lange zu ertragen. —

Herr E. de Girardin ist auch keine Zierde der Menschheit und keine Ehre des Journalismus. Doch hat er sein ganzes Vermögen, welches sehr ansehnlich ist, seiner Feder zu verdanken. Der Mann, der Armand Carrel in seiner Jugend erschossen hat, schießt sich nicht immer, und hat seiner zweiten Frau eine Rente von 20,000 Franken ausgesetzt, seitdem er zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß sein sechstes Kind mit ihr eben so wenig von ihm ist, als das erste. Girardin hat zum Sturze von Cavaignac und zur Erhebung Napoleons III. am meisten beigetragen. Er ist sogar ein Freund des Prinzen Napoleon geblieben, aber das hat ihn nicht gehindert in Versailles bei Thiers um eine lange Unterhaltung nachzusuchen, und sein Blatt La Liberté ist dem gegenwärtigen Stande der Dinge nicht entgegen. Aus Rußland bekommt das Blatt eine Correspondenz, die von einem nicht unbedenklichen Charakter in Paris selbst verfertigt wird.

Paul de Cassagnac ficht mächtig für das Kaiserthum an der Spitze des Pays. Man sagt, daß er an den ungeschickten Freund Lafontaine's erinnert, indem er das Spiel des gefallenen Kaisers zu sehr an den Tag legt, aber er ist der ebenbürtige Sohn seines Vaters, der sich im Dienste des Kaisers meist auch durch Scandal hervorgethan hat.

La République française ist das Blatt von Gambetta. Die Militärs erklären offen, daß sie unter seiner Fahne nie fechten werden. Von voyou und gamin, wie man jetzt die Helden jener Tage zu taufen beliebt, hat Frankreich genug gehabt. Auch Raue genießt kein Zutrauen: man beschuldigt ihn, die Commune an Thiers geradezu verkauft zu haben und Spüler, der Secretär Gambettas, ein Elsaßer, war ein Freund von Ganesco noch ehe er Gambetta gekannt hat.

Herr Tarbé mit dem Gaulois bleibt dem Kaiser ergeben, beinahe eben so treu wie Duvernoy mit dem L'Ordre. Herr Penn dagegen mit dem Paris-Journal nagt noch an keinem Budget, und verträgt sich daher auch mit der Republik noch nicht.

Le Journal de Paris mit Hervé ist das anerkannte Organ des Orleanismus, was Le Journal des Débats zu sein aufgehört hat. La Presse verkauft sich am wenigsten, vielleicht deswegen, weil sie am besten redigirt wird. Le Siècle behauptet seinen alten Einfluß, seitdem Cernuschi hinter den Coulissen steht und Jourdan immer eine schöne Feder führt. — La Patrie ist sehr conservativ und durchaus bonapartistisch gesinnt, aber ihr Director ist kein Held. 120 Exemplare, welche die gefallene Regierung von dem Blatte nahm, können unmöglich seine Existenz sichern. La Gazette de France ist ihrer Fahne wie L'Union ihrem Titel treu. Der Univers ist bekanntlich päpstlich und Louis Veuillot steckt in den Pariser „Orduren“ bis zum Halse, aber die Clerikalen nehmen sie für „Odeurs de Paris.“

Le Constitutionnel wird wol noch lange brauchen, um seinen alten Freund, den Präsidenten Thiers zu unterstützen. Le Français schwimmt in demselben Wasser und Le Peuple français ist zu roth um lange gelitten zu werden. Schon hat man ihm eine tödtliche Untersuchung zugezogen. Unter dem Belagerungszustand werden keine excentrischen Zeitungen gelitten.

L'Opinion nationale hat die kleinste und der Figaro die größte Anzahl der Leser, man sollte fast glauben deßhalb, weil das erste Blatt gewissenhaft und das zweite ganz gewissenlos ist. Herr Villemessont ist eine eben so pikante Erscheinung wie Herr Emile de Girardin. Seine prachtvolle Villa in Nizza ist zwar mit französischen Lilien angefüllt, aber an das Kaiserthum ist er mit goldenen Ketten gebunden.

Wie stolz war auch einst Edmond About, als er die erste Einladung auf das Schloß von Compiègne erhalten hatte. Seitdem aber hat sein „Soir“, wie der Abendstern über Gute und Böse, auch freundlich über Herrn Thiers geleuchtet und erst neuerdings scheint er mit dem Vater des Vaterlandes unzufrieden geworden zu sein. Sicherlich ist Le Bien Public das Blatt, welches die Versailler Regierung am entschiedensten vertheidigt. Le National ist vielleicht das unabhängigste und das loyalste Blatt, aber eine internationale Zeitung im besten Sinne des Wortes ist auch er so wenig wie die anderen.

La France, von Herrn de la Guéronnière gegründet, ist von Herrn Pollonais für fünf Millionen verkauft worden.

Herr Véron zieht sich vom Lyoner Progrès zurück, seitdem die Besitzerin dieses Blattes ihm eine andere Farbe geben will. In Marseille folgt L'Egalité Gambettas Richtschnur. In Bordeaux erhält die Gironde ihren alten Ruf, und in Nantes bleibt der „Phare de la Loire“ nach wie vor purpurroth.

w.

Kleine Besprechungen.

Das vaticanische Concil. Eine kurzgefaßte Darlegung der Veranlassungen, des Verlaufs und der Folgen dieser Kirchenversammlung von G. Th. Reichelt (Bautzen, Eduard Rühl 1872.). — Die vorliegende Schrift ist entstanden aus Vorträgen, welche der Verfasser vor einem großen Kreise von Zuhörern gehalten hat. Der Wunsch der Zuhörer, sie gedruckt zu sehen, ist dem ganzen deutschen Publicum zu Gute gekommen. Reichelts Darstellung ist weniger originell, aber mit Geschmack, Fleiß und Gründlichkeit und in recht lesbarer Form hat sie die besten Bullen und Schriften über das Unfehlbarkeitsconcil ausgewählt und vorgetragen.

Auch die geschickte Reproduction, neben dem selbstständigen Schaffen hat ihre Verdienste; zumal im vorliegenden Falle, wo die ganz außergewöhnliche Wichtigkeit der durch das Concil hervorgerufenen Folgen jedes deutschen Mannes Anschauungen und Empfindungen aufs tiefste berührt, und dennoch alle einschlagenden Verhältnisse, die geheimen Motive und Thatsachen, welche die Proclamirung der Unfehlbarkeit herbeiführten, wie ihre kirchen- und staatsrechtliche Würdigung sehr schwierig authentisch festzustellen, weil von der mächtigsten Partei der katholischen Kirche absichtlich versteckt, verdunkelt und entstellt worden sind. Um so besser ist es, daß der Verfasser dieser für alle gebildeten Deutschen bestimmten und der allgemeinsten Verbreitung würdigen Schrift seine Leser an durchaus sachverständiger Hand durch die geheimen Gänge und Wandlungen des Vaticanischen Concils führt. Hierbei folgt er Autoritäten wie den Römischen Briefen des Quirinus, dem Tagebuch Friedrichs, den beiden Gutachten Döllingers aus dem Jahr 1870, der Geschichte des Vaticanischen Concils vom Lord Acton, während die Folgen des Dogmas von der Unfehlbarkeit mehr nach den Schriften von Hinschius, Heinrich Heppe, Carl Hase, Döllingers Erklärung an den Erzbischof von München u. s. w. dargelegt sind. Sämmtliche Quellen sind, wie gesagt, auch formell sehr fließend und lesbar verarbeitet.

Der Krieg in den Provinzen während der Belagerung von Paris 1870—1871. Geschichtliche Darstellung von Carl von Freycinet. Autorisirte Uebersetzung nach der 7. Auflage des französischen Originals. Zweite unveränderte Auflage. Breslau, Max Mälzers Hofbuchhandlung, 1872. — Bisher hat der überreiche politische Stoff uns, wie viele der deutschen Tagesblätter gehindert, dieses verdienstvolle Werk des ehemaligen Delegirten Gambettas in Tours und Bordeaux eingehend zu würdigen, und auch heute können wir nur die vorläufige Aufmerksamkeit unsrer Leser auf dasselbe lenken,

indem wir bald einen ausführlicheren Artikel darüber in Aussicht stellen. Dieses Buch unterscheidet sich von der großen Fülle ähnlicher Arbeiten französischer Heerführer, Staatsmänner und Beamter sehr vortheilhaft durch die außerordentliche Bescheidenheit, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe des Verfassers, soweit er als Augenzeuge oder auf Grund der — vollständig mitgetheilten — Actenstücke und Documente seines Ressorts urtheilt und schildert. Diese Mittheilungen und Schilderungen von der Thätigkeit des Kriegsdepartements Gambettas zu Tours und Bordeaux vom 10. October 1870 bis 9. Februar 1871 bilden leider, einschließlich der im Anhang mitgetheilten Actenstücke nur die kleinere Hälfte des Werkes. Den übrigen größeren Theil seiner Arbeit widmet der Verfasser der Geschichte der Kämpfe der französischen Loire-, Nord- und Ostarmee, denen er lediglich als Absender und bezüglich Verfasser der Telegramme des französischen Kriegsministeriums an die commandirenden Generale oder als Empfänger der Depeschen der letzteren beigewohnt hat. Und auch diese Betheiligung des Verfassers bei dem Verlauf der letzten unglücklichen Kämpfe seines Volkes an der Loire, an der Nordgrenze und im Jura wollen wir noch als volle Legitimation gelten lassen, diejenigen Ereignisse darzustellen, welche der Veröffentlichung der geheimen Depeschen und Actenstücke des Gambetta'schen Regimentes gewissermaßen nur als Folie dienen sollen. Aber nur die, insbesondere bei tactischen und strategischen Urtheilen, festgehaltene Bescheidenheit des Verfassers macht die völlig schiefen unrichtigen und entstellten Darstellungen einigermaßen erträglich, welche Freycinet nach den Berichten seiner Generale, mystischer „englischer Correspondenten," nach dem „Zeugniß" des deutschfeindlichen welschen Schweizers Tallichet und anderen „Augenzeugen" von dem Verlauf der Kämpfe gegen die vier republikanischen Armeen vorträgt. In dieser den Verfasser wenig zierenden Rolle erlaubt er sich auch die kritiklosesten und unangemessensten Ausfälle gegen die deutsche Heerführung und Aufführung in Feindesland, während umgekehrt die authentische Darstellung der Amtsführung des Verfassers und die während derselben erlassenen Documente sowohl direct als durch den von selbst sich aufdrängenden Vergleich mit unsrer obersten Heeresleitung dieser letzteren die glänzendsten Zeugnisse ausstellt, deren ein ehrlicher patriotischer Feind fähig sein mag. Wir glauben kaum, daß aus der Periode der Gambetta'schen Kriegsdictatur noch irgend welche Documente des ehemaligen Kriegsdepartements in Tours und Bordeaux von Wichtigkeit existiren — vielleicht mit Ausnahme gewisser Correspondenzen mit Paris und Lyon und der Lieferungsverträge — welche in dem Freycinetschen Werke nicht abgedruckt wären. Und darum ist dasselbe auch von hoher bleibender historischer Bedeutung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum**.
Verlag von **F. L. Herbig**. — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.



Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 34.

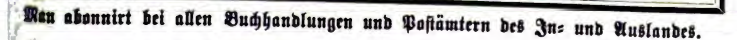
Ausgegeben am 16. August 1872.

Inhalt:

Leipzig, 1872.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)



Ein katholischer und dennoch deutscher Bischof.

Vor kurzem ist die Selbstbiographie des Grafen Leopold Sedlnitzky, Fürstbischofs von Breslau, † 1871. erschienen, ein bescheidener Octavband und auch sonst recht anspruchslos ausgestattet. Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir annehmen, daß nur wenige ein Interesse an diesem Buche zu haben vermeinen, welches sie zu seiner Lectüre, oder auch nur zu einem Durchblättern veranlassen könnte. Der Gegenstand ist, wie vielfältige Erfahrung uns bewiesen hat, bis auf den Namen dem Gedächtniß unserer so rasch vergessenden Zeitgenossen entschwunden und außerhalb der ehemaligen Heimath des Mannes, Schlesien, und speciell Breslau, dürfte selten jemand gefunden werden, der sich noch des großen Aufsehens erinnerte, welches die bedeutendste That des jüngst verstorbenen Bischofs, seine Resignation auf den Stuhl „des goldenen Bisthums" im Jahre 1840 hervorbrachte. Aber schon damals warfen andere größere Aufregungen der Geister sehr bald einen Nebel-Schleier über dieses Ereigniß: die allgemeine Bewegung, die ganz Preußen und Deutschland mit und durch das Auftreten oder richtiger die glänzenden Reden des neuen Königs Friedrich Wilhelm IV. durchzuckte, dazu noch das Aufflackern des gemeinsamen deutschen Patriotismus gegenüber den unverschämten Kriegsdrohungen und dem zügellosen Geschrei nach Revanche für Waterloo und nach der Rheingrenze, welches bekanntlich von dem saubern Louis Philipp und seinem ebenso saubern damaligen Premier, Herrn Thiers, dem jetzigen Horte des Weltfriedens, in Scene gesetzt war, um die 150 Millionen für die Befestigung von Paris den Franzosen oder mindestens den Kammern plausibel zu machen. Nichts konnte einer gewissen Partei, vor welcher Sedlnitzky die Segel hatte streichen müssen, der damals freilich nur im Embryo vorhandenen ultramontan-jesuitischen Clique in der preußischen katholischen Kirche, gelegener kommen, als daß das Publicum seine Augen anders wohin richtete. Mit ihrer herkömmlichen Gewandtheit und schlauen Agilität that sie, was nur gethan werden konnte, um in scheinbar die Gemüther beschwichtigender Weise alle Spuren des für sie höchst odiösen Falles und der noch odiöseren Persönlichkeit, die ihn veranlaßt hatte, zu verwischen. Es gelang ihr um so leichter, weil Sedlnitzky selbst ein Mann war, der nichts mehr als das öffentliche Heraustreten, die

große Glocke der Oeffentlichkeit, verabscheute oder davor bangte. Erziehung, Standeseinflüsse und persönliche Anlage stempelten ihn zu einer stillen Seele, der es nur im Kreise der vertrautesten gleichgesinnten und -gestimmten Freunde oder im Arbeitszimmer, allenfalls auch in der eigentlichsten Berufsthätigkeit, soweit sie nicht auf bloße Repräsentation hinauslief, wohl war.

Und doch sollte dieser Mann von allen denen gekannt sein, welche ein Verständniß haben wollen für die schwerste und größte Aufgabe des deutschen Volkes unserer Zeit, für den Kampf gegen Rom oder die Jesuiten oder den Ultramontanismus, oder wie man sonst den in der äußeren Vielgestaltigkeit eines Proteus oder irgend eines andern Dämons auftretenden einen Haupt- oder Todfeind Deutschlands und des deutschen Volksgeistes nennen mag. Der unscheinbare, längst vergessene Greis, dessen Tod neben andern ephemeren Ereignissen gelegentlich wohl von den Berliner und andern Zeitungen erwähnt, richtiger von einer in die andere, sichtlich ohne ein Verständniß für das, was der Verstorbene bedeutete, colportirt wurde, ist einer der ehrwürdigsten Zeugen der Wahrheit, wie sie das deutsche Bewußtsein des 19. Jahrhunderts hervorzubringen vermag. Der Gehalt seines Lebens, so zu sagen, auf seinen abstracten Ausdruck gebracht, wird dieß beweisen: eine friedfertig nach innen gekehrte Natur, mit entschieden religiöser Anlage, von frühester Kindheit an voll Gehorsam und Pflichttreue gegen jede Autorität, deren sittliche Berechtigung ihr fühlbar wird, also ein trefflicher Sohn, Bruder, Schüler. Mitten in dem exlusivsten Katholicismus einer seit dem Jahrhundert der katholischen Reaction oder was dasselbe ist, dem dreißigjährigen Krieg, streng kirchlich gesinnten Familie des höheren Adels eines streng katholischen Landes, wie es Mähren im vorigen Jahrhundert noch mehr als heute war, geboren, wurzeln alle Fasern seines Empfindens und des davon wesentlich beherrschten Denkens nicht bloß in dem passiven Glauben, sondern in der lebendigsten Begeisterung für die sichtbare katholische Kirche. Die geistliche Laufbahn ist das nothwendige innere Ziel, dessen Erreichung ihm durch die Begünstigung seiner Geburt ebenso äußerlich erleichtert, wie durch den ins unermeßliche gesteigerten Begriff von der Würde und Hoheit des geweihten Amtes innerlich erschwert wird, so daß bei ihm das, was seit den urältesten Zeiten der Kirche bis heute meist nur als leere Formel oder gar als lügenhafte Grimasse geübt zu werden pflegt, das Bekenntniß der absolutesten eigenen Unwürdigkeit aus der Tiefe des geängsteten Gewissens und des belasteten Herzens herausströmte. Nur das Machtgebot persönlicher Autorität, dem er in solchem Falle die Führung seines Willens nach den bittersten Gemüthskämpfen übergab, setzte es dann immer durch, daß er die verschiedenen geistlichen Würden, zu denen man ihn berief, endlich doch übernahm und eine nach der andern, wie man vorausgesehen hatte, mit größter Auszeichnung verwaltete, bis er endlich 1835 in dem ver-

hältnißmäßig jungen Alter von 47 Jahren durch das besondere Vertrauen des Königs Friedrich Wilhelm auf den bischöflichen Stuhl von Breslau, der bekanntlich die größte Seelenzahl unter allen Diöcesen der katholischen Welt hat, erhoben wurde. Mit Bangen auf diese Höhe gestellt, die er noch immer von der ganzen idealen oder mehr als idealen Glorie der strengstgläubigen kirchlichen Auffassung umgeben sah, gingen ihm hier allmählig die Augen auf für die Grundschäden nicht der Kirche, wie er sie faßte, aber der damaligen kirchlichen Praxis, wie sie die jesuitische Clique in Rom durch ihr rücksichtsloses Vorgehen hervorbrachte. Bald erkannte er, daß damit der Untergang alles dessen, was ihm am meisten ans Herz und Gewissen gewachsen, der Reinheit und Wahrheit der Kirche, nothwendig gesetzt sei, wenn auch momentan nur die Tieferblickenden und ernster Gestimmten, also eine sehr kleine Zahl von Menschen, die ganze Tragweite des hereinbrechenden Verderbens zu überschauen vermochten. Die erschütterndsten Kämpfe folgten: auf der einen Seite gehetzt und verwundet durch bald rohe, bald mit giftiger Tücke heimlich heranschleichende Insulten, sogar direct von Rom, wobei die Person des Papstes wie immer als Strohmann der Jesuiten figurirte, auf der andern im Gewissen verantwortlich gemacht für den Frieden von der höchsten Staatsgewalt, die seiner nicht entbehren zu können glaubte, war er Jahre lang in einer verzweifelten Position, bis er endlich 1840 den Entschluß seiner Resignation durchsetzte. Seiner reinen Natur hatte er es zu verdanken, daß er bei diesem für ihn ungeheuren Schritte nicht ganz zusammenbrach, sondern allmählich in der tiefsten Stille des beschaulichen, bloß auf ideale Thätigkeit beschränkten Privatlebens wieder genas. Die Genesung führte zu einer gänzlichen Umgestaltung der Formen seines bisherigen Empfindens und Denkens. Das Bild der Herrlichkeit der sichtbaren Kirche, das bei ihm immer noch identisch mit dem der factisch bestehenden katholischen Kirche geblieben war, läuterte sich jetzt zu dem eigentlichen Idealbilde derselben und dieß stimmte natürlich nirgends mehr recht mit jenem. Sein Gewissen gab auch hier die Entscheidung, vor der alle Vorurthelle der Vergangenheit, alle Rücksichten auf äußere Verhältnisse, und noch mehr die Gewöhnungen des Gefühls und der Phantasie weichen mußten. Er befreite sich gänzlich von allen katholischen Reminiscenzen. Ein Anderer in solchem Falle würde sich an der Mitgliedschaft der unsichtbaren Kirche haben genügen lassen, ohne einer concreten Kirchengemeinschaft beizutreten. Er aber konnte nach seiner Art darauf nicht verzichten, und so folgte mit logischer Consequenz, daß er Protestant wurde. Der Uebertritt geschah 1863 und ist von ihm nie bereut worden, wie denn Sedlnitzky begreiflich nicht mit irgend einer Ostentation, sondern in möglichster Beschränkung auf seine Privatsphäre diesen entscheidenden Schritt gethan, ihn aber dann auch gegen Jedermann z. B. gegen seinen spätern Nachfolger auf dem Breslauer Stuhle,

den jetzigen Fürstbischof Herrn Förster offen bekannt und vertreten hat. Sedlnitzky wurde Protestant, nicht weil er in der evangelischen Kirche die vollkommene Realisirung der Idee der allgemeinen sichtbaren Kirche erblickte. Im wesentlichen erlitten seine ehemaligen Ansichten über sie auch dann keine Aenderung, als er sich aufrichtig zu ihr bekannte und diese gingen einst dahin, daß in ihr zwar der Geist Gottes ebenso thätig wie in der katholischen walte, daß sie aber durch ihre Losreißung von der großen Gemeinschaft einen Theil der heilkräftigen Wirksamkeit eingebüßt habe, welche dort trotz allem Verderb der Einzelnen und einzelner Zeiten im Ganzen seit den Aposteln bis zu unsern Tagen erhalten sei. Nun hatte er eingesehen, daß er sich in diesem Punkte im Irrthum befinde und deshalb war er aus der katholischen Kirche ausgetreten. Da ihm aber nach seiner geistigen und ethischen Individualität so viel, ja alles darauf ankam, einer concreten Kirche Glied zu sein, so mußte er wohl sich der protestantischen Kirche anschließen, weil er hier wohl Mängel, aber nicht die Grundfehler der von ihm verlassenen Kirchenform fand. Als Protestant arbeitete er wo und wie er konnte, für die Kirche. Eine persönlich-practische Thätigkeit war für den Greis undenkbar, statt dessen verwandte er den größten Theil seines bedeutenden Vermögens schon bei Lebzeiten auf die Gründung von Stiftungen, die der Bildung protestantischer Theologen gewidmet sind und auch nach seinem Tode hat er Summen dafür bestimmt, die im Vergleich mit der sonstigen pecuniären Armseligkeit in der evangelischen Kirche fürstlich heißen dürfen. —

Dieser ganze innere Entwickelungsproceß ist zum Theil von Sedlnitzky selbst dargestellt, und insofern kann das Buch eine Selbstbiographie heißen, obwohl sie nur bis zum Jahre 1840, zur Resignation auf den bischöflichen Stuhl reicht. Das weitere ist von dem Herausgeber, einem seiner vertrauten Freunde und Gesinnungsgenossen, aus authentischen Documenten verschiedener Art, und vor allem aus mündlichen Mittheilungen und Bekenntnissen erzeugt. Das Ganze ruht somit auf einer Grundlage von unanfechtbarer urkundlicher Festigkeit, was in Anbetracht der bekannten Angriffsmethode der Gegner, um die es sich hier zunächst handelt, von dem größten Belange ist. Hier prallen alle ihre gewöhnlichen Ränke und Schliche, alle ihre arglistigen Verdächtigungsversuche ab: die Thatsachen selbst lassen sich nicht umstoßen, die des äußeren Lebens ebenso wenig, wie die des inneren, falls man nicht überhaupt sich zu dem ächt jesuitisch genialen Ausweg entschlösse, das ganze Buch für eine protestantische Fälschung zu erklären. Aber es scheint nach wenigen Andeutungen des Herausgebers auch dieser sehr wohl denkbare Schachzug vorgesehen und durch umfassende formaljuridische Beweismittel, die in Bereitschaft sind, paralysirt zu sein. So bleibt doch schließlich nichts übrig, als das fatale Buch mög-

lichst todt zu schweigen, eine Kunst, in der man es bekanntlich im jesuitischen Lager zu der raffinirtesten Vollkommenheit gebracht hat. Trügen nicht alle Zeichen, so ist diese Parole dort bereits ausgegeben; um so mehr ist es die Pflicht jedes ehrlichen Mannes, seine Stimme für dieses Document zu erheben, dem an innerer Merkwürdigkeit und psychologischer Ueberzeugungskraft nicht viel zu vergleichen sind. Es soll nicht verwerthet werden, um daraus in der alten zopfig philiströsen Weise der Aufklärungszeit die Vorzüge des Protestantismus vor dem Katholicismus im Lichte der Vernunft darzuthun. Nichts würde der Denkungsart des verstorbenen Bekenners ferner liegen, der durchaus innerhalb der supranaturalistischen Sphäre sein religiöses Bewußtsein fixirt hatte und von allem Rationalismus oder modernem Kriticismus auch als Protestant ebenso frei blieb, wie er es als katholischer Priester gewesen war. Denn er gehört ja nicht zu der Kategorie von Convertiten, die durch Zweifel der theoretischen Vernunft oder des Verstandes aus der bisherigen Kirchengemeinschaft getrieben und einer andern zugeführt wurden, worin sie eine Lösung oder wenigstens eine Minderung derselben zu finden hofften. Er ist allein von Seite der praktischen Vernunft, um mit Kant zu reden, des sittlichen Bewußtseins in seiner religiösen Potenzirung in Conflict mit seiner Kirche gerathen: die Dogmen sind für ihn, sieht man deutlich, nur insofern eine active Lebensfrage des Geistes, als sie von diesem Moment erfüllt oder dazu bezogen sind. So hat er beispielsweise an der in unsern Tagen erfolgten Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängniß nicht etwa aus speculativen Gründen Anstoß genommen, sondern weil ihm dadurch die Versöhnungslehre und die Bedeutung des Opfertodes Christi verrückt schien, was dann wieder die Zertrümmerung der Grundsäulen der Kirche als Heilsanstalt bedeutete.

Sedlnitzky hat noch die ersten Phasen des Altkatholicismus erlebt, denn er ist erst am 25. März vorigen Jahres gestorben, aber selbst bei längerem Leben würde er sich ihm nicht angeschlossen haben. Das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit, worauf die Jesuiten, wie bekannt, schon seit ihrer Gründung lossteuerten und wofür sie alle Hebel in Bewegung setzten, bis sie durch eine Ueberrumpelung der Gegenpartei und durch eine Reihe der brutalsten Gewaltacte gegen das Episcopat seine officielle Anerkennung von dem an Verstande schwächsten aller Nachfolger des Apostels Petrus erzwangen, war schon lange nicht mehr das einzige, was ihn von der katholischen Kirche der Gegenwart trennte, wie ja eben an einem eclatanten Beispiele gezeigt wurde. Denn eine ganze Reihe von Koryphäen der Altkatholiken hat die Verkündigung der unbefleckten Empfängniß wenigstens stillschweigend hingenommen, freilich nicht gebilligt, aber auch dieß, so viel wir wissen, nicht aus den von Sedlnitzky vorangestellten Motiven, sondern entweder vom Standpunkt der theologischen Metaphysik, oder von dem ganz praktischen wegen der Bedenklichkeit der Dog-

menfabrikation im Allgemeinen, und weil, wie jeder einigermaßen eingeweihte wußte, noch andere jesuitische Pläne dahinter verborgen lagen, von denen einer, die päpstliche Unfehlbarkeit, auch rasch genug zur Wirklichkeit sich gestaltet hat. —

Schließlich sei noch gestattet, wenigstens eine der großen Lehren, die uns diese Persönlichkeit giebt, anzudeuten und sie der Erwägung aller derer zu empfehlen, denen Religion und Kirche, Vaterland und Staat etwas mehr als eine bloße Phrase ist.

Selten wird man Gelegenheit haben, den unversöhnlichen Gegensatz des Romanismus oder was jetzt leider identisch ist, des officiellen Katholicismus der Gegenwart zu dem modernen Staat, insbesondere dem deutschen oder preußischen, so schlagend, wir möchten fast sagen drastisch heraustreten zu sehen, wie in den Evolutionen, welche den Rücktritt Sedlnitzky's veranlaßten. Er gehörte zu der wahrhaft ehrwürdigen Schaar katholischer Kirchenfürsten, welche den Frieden zwischen Kirche und Staat als die selbstverständliche Hauptbedingung des Gedeihens für beide und der Beförderung der echten Christlichkeit im Volke betrachteten und darnach handelten. Seit dem westfälischen Frieden hatte sich im deutschen Reiche eine Praxis gebildet, die im Großen und Ganzen thatsächlich diesem Prinzip folgte und wo Conflicte vorkamen, wo namentlich die staatsrechtlich garantirte Parität der Evangelischen von katholischer Seite verletzt wurde, waren es nicht die Bischöfe, überhaupt nicht die officiellen Vertreter der deutschen katholischen Kirche, die dafür verantwortlich gemacht werden konnten, sondern fast ausnahmslos die Jesuiten und anderes wälsches Geschmeiße, das sich mit Umgehung der Kirchenoberen an den Höfen einnistete und bornirter und fanatischer Fürsten und Vornehmen bemächtigte, um sie als Friedensstörer zu mißbrauchen. Im 17. und 18. Jahrhundert mochten es überwiegend Motive des Verstandes sein, welche die Häupter der deutschen Kirche zu einem solchen Verhalten bewogen: sie erkannten, daß ihre eigene Existenz unauflöslich mit dem Bestand der Reichsverfassung verknüpft war und der Bestand der letzteren beruhte wieder auf dem eigentlichen Fundamentalsatze des ganzen Reichsstaatsrechtes seit dem dreißigjährigen Kriege, der rechtlichen Parität zwischen dem katholischen und protestantischen Theile innerhalb der ein für allemal genau gezogenen Grenzen. Die furchtbaren Lehren jener Katastrophe, die wesentlich nur durch den Versuch katholischer Seits, das bereits eingelebte Verhältniß umzustoßen, erfolgt war, wirkten noch nach. Man war sich bewußt, daß jedes neue ähnliche Attentat ähnliche Folgen haben werde und so bildete sich eine wahrhaft conservative Kirchenpolitik in Deutschland, deren glückliche Wirkungen ohne jene Hetzereien der Jesuiten noch viel größer hätten sein können. Aber sie reichten wenigstens aus, um beiden Theilen die Ueber-

zeugung zu geben, daß sie innerhalb ihrer Sphäre keine Gefahr von einander zu besorgen hätten.

Allmählich vollzog sich aber auch noch eine innere Annäherung der Gemüther und zwar von zwei ganz verschiedenen Seiten her. Das was man im Beginne des 18. Jahrhunderts Indifferentismus und Naturalismus nannte, was dann später auf die wissenschaftliche Theologie der protestantischen Kirche übertragen, Rationalismus hieß, verbreitete sich ebenso unter den Laien, wie unter der Priesterherrschaft, und wenn auch die zähere Organisation und Disciplin des katholischen Clerus, zum Theil auch sein relativ niedrigerer Bildungsstand ihn nur langsamer diesen Einflüssen zugänglich machte, so erfaßten sie ihn doch nach und nach und zwar deutlich wahrnehmbar so, daß zuerst die Spitzen davon berührt wurden und daß sich von da aus die neue Denkungsart in immer tiefere Schichten verbreitete.

Dem gegenüber steht eine ebenso starke religiöse Erhebung und Vertiefung, die man auf protestantischer Seite unter die Bezeichnung Pietismus zusammen zu fassen pflegt. Auch sie transpirirte sehr bald und sehr rasch in die ältere Kirche und brachte auch hier wahrhaft bedeutende, wenn auch äußerlich weniger fühlbare Wirkungen hervor.

In dem einen Punkte liefen die Wirkungen beider Richtungen zusammen: der Friede zwischen den Confessionen erschien nun nicht mehr als ein bloßes Gebot der Weltklugheit oder der Politik, sondern als eine Forderung der Vernunft oder des religiösen Gewissens. Man wollte die Andersgläubigen nicht bloß dulden, weil ihre Existenz sich nicht mehr rückgängig machen ließ, sondern man suchte in ihrer Lehre und ihrem kirchlichen Leben dasjenige herauszufinden und als allgemein christlich anzuerkennen, was beiden Theilen mehr und mehr als die eigentlich fundamentalen Momente der Lehre und des Lebens im christlichen Geiste galt. So vollzog sich eine Versöhnung der Gemüther, die für die deutsche Zukunft die erfreulichsten Aussichten gab. Gelang es dazu noch, worauf z. B. die bekannte Emser Punctation unmittelbar vor der französischen Revolution zielte, eine von dem römischen Einfluß möglichst unabhängige Form der katholischen Kirchenverfassung im deutschen Reiche zu finden, so war die Idee einer deutschen Nationalkirche, wie sie im Beginne der Reformation das eigentliche Ziel der Führer gewesen, in erreichbare Nähe gerückt und damit denn auch die Ausgleichung des tiefen Risses, den die Reformation oder vielmehr die von den Jesuiten in Scene gesetzte Gegenreformation in unsere Nation gebracht hatte. Der entschiedenst gläubige Katholik konnte sich mit der vollsten Gewissensüberzeugung dieser Stimmung und Richtung des Zeitgeistes hingeben, ohne nur ein Jota von den Dogmen und der Disciplin seiner Kirche fahren zu lassen, wie auf der andern Seite auch die gläubigsten Protestanten und vorzugsweise diese, entschlossen waren einem solchen Versöhnungs-

werke die Hand zu bieten, sobald es nur eine greifbare Gestalt gewonnen haben würde.

Unter solchen wahrhaft christlichen, wenn auch specifischst katholisch gefärbten Einflüssen vollzog sich die innere Formation auch dieses wahrhaft deutschen und wahrhaft katholischen Bischofs Sedlnitzky und sein Verhängniß war es eben, daß er das, was ihm das Herz und Gewissen erfüllte, auch in der Praxis seines Amtes durchzuführen sich gedrungen fühlte in einer Zeit und Umgebung, die von ganz andern Richtungen beherrscht wurde.

Die französische Revolution vernichtete bei uns in Deutschland ohne Zweifel sehr viel, was der Vernichtung werth war, aber man darf nicht vergessen, daß sie, absolut negativ und das vollste Gegentheil von allem positiv sittlichen Pathos, wie der Volksgeist selbst, der sie gestaltete, auch sehr viel hoffnungsreiche Keime auf deutschem Boden für immer zerstörte, so daß das Plus oder Minus ihres Schadens oder Nutzens für Deutschland, wenn man sich die überflüssige Mühe mit einem solchen geschichtlichen Rechenexempel machen wollte, für den Unparteiischen und scharf Denkenden sehr zweifelhaft ist. Zu dem besten, was sie zerstörte, zählt auch jene ideal nationale Tendenz des deutschen Katholicismus. Einzelne Ausläufer derselben haben sich wohl noch bis nahe an unsere Tage das Leben fristen können, aber das Gros der Kirche in Deutschland ist seit der Neuordung der deutschen Zustände nach dem Sturze Napoleons allmählich und endlich völlig in die Klauen der jesuitischen Clique gerathen, die von Rom aus ihren Absolutismus in einer Schrankenlosigkeit, wie nie zuvor, in einer wahren Schreckensherrschaft durchzusetzen wußte. Alle Päpste der Neuzeit sind nichts weiter als die gefügigen Satelliten dieser Clique gewesen, die sich ihres Namens und Reliefs bediente, um vorzugsweise in Deutschland, als dem instinctiven Hauptzielpunkt ihrer Feindschaft, den Frieden zwischen den Confessionen, das gute Vernehmen zwischen Kirche und Staat zu erschüttern und endlich zu zerstören. Die bisher d. h. seit dem westfälischen Frieden allgemein giltige Praxis bei den gemischten Ehen, die sich sogar der ausdrücklichen Sanction mehrerer Päpste des vorigen Jahrhunderts zu erfreuen hatte, wie sie auf der andern Seite in unsere bürgerliche Gesetzgebung z. B. in das preußische Landrecht als die allgemein anerkannte Norm überging, bot die erste Handhabe zu diesen Angriffen. Der Staat übte mehr aus Nachlässigkeit und Kurzsichtigkeit, als durch irgend ein besseres Motiv geleitet, lange Zeit eine unglaubliche Nachsicht gegen diese revolutionären Neuerungen und Anmaßungen. Die kirchlichen Würdenträger in Deutschland fügten sich ihnen in gleicher Weise, da sie seit der französischen Revolution allen Zusammenhang mit der Vergangenheit der deutschen katholischen Kirche verloren hatten und sich durch jesuitische Einflüsterungen zu dem Wahne bethören ließen, daß sie nur an Rom d. h. an der dort dominirenden Clique

ihren einzigen Rückhalt gegen alle feindseligen Mächte der Zeit besäßen. Endlich aber sah sich doch die Staatsgewalt in Preußen den immer frecheren Provocationen und Insulten des Ultramontanismus gegenüber genöthigt, das bestehende gesetzliche Recht zu schützen. Dieß führte zu den bekannten Conflicten mit den beiden Häuptern der katholischen Kirche des Staates, den Erzbischöfen Droste-Vischering von Köln und Duin von Posen, während der dritte oberste Kirchenfürst, der nur den Titel eines Bischofs aber das Amt eines Erzbischofs besitzt, der von Breslau, eben Sedlnitzky, auf Seite der Regierung d. h. des Rechtes und Gesetzes der Kirche und des Staates, verharrte. Die Regierung war aber wie bekannt nicht im Stande, ihrem einmal genommenen Anlauf treu zu bleiben, und so erlag denn dieser Mann endlich den wüthenden Angriffen der Feinde. Damit war überhaupt die nächste Zukunft der preußischen und deutschen Kirche den Händen der Jesuiten überliefert und man sieht erst jetzt an entscheidender Stelle ein, welche entsetzliche Versäumnisse durch ein ganzes Menschenalter und länger begangen worden sind.

Sedlnitzky ist der letzte Bischof in Deutschland gewesen, dem man das Ehrenprädicat eines d e u t s c h e n P a t r i o t e n geben kann. Alle seine Amtsbrüder bis zu dieser Stunde mußten wir leider in die vorderste Reihe der Feinde alles deutschen Wesens und der heiligsten Interessen und Rechte der eigenen Nation zählen. Ein solcher Zustand ist auf die Dauer unhaltbar und es kann uns wenigstens einigen Trost einflößen, daß sich die Augen allmählich überall dafür zu öffnen beginnen, nachdem man sie mit sträflicher Fahrlässigkeit und oft geflissentlich so lange dagegen verschloß. Man erkennt jetzt allgemein, daß überall, wo es ein national-deutsches Interesse zu schädigen gilt, der jesuitisch gedrillte und gefärbte katholische Clerus dieser Zeit nicht bloß mit thätig und mit schuldig ist, sondern an der Spitze der antideutschen Propaganda steht. Er conspirirt mit den Polen und Tschechen, Slovenen und Hanaken und wie die andern liebenswürdigen „Zukunftsnationalitäten" des barbarischen Ostens heißen mögen, nicht bloß um das Weiterfortschreiten der deutschen Cultur zu paralysiren, sondern auch um die schon alt gegründeten Colonien derselben zu vernichten. Er erfindet sogar neue derartige Nationalitäten und hetzt sie gegen das Volk, dem er dem Blute nach angehört. Er ist es, der in Tirol das Wälschthum durch rohe Gewalt einschleppt, bloß weil ihm das Deutschthum tödtlich verhaßt ist, der jetzt in den neuen Reichslanden für Frankreich wühlt, der überhaupt sich täglich drohender als Handhabe der künftigen großen „Revanche" organisirt, aber ebenso gut auch mit den Internationalen und anderen Blutrothen, wie mit den Welfen und andern Pechschwarzen in cynischer Offenheit sich alliirt, weil er es gar nicht mehr für nöthig hält, den Schleier der geheimen Conspiration vorzunehmen.

Dem gegenüber vollzieht sich in seinen Hauptumrissen schon erkennbar ein

Zusammenschluß aller ehrlichen Leute, gleichviel wie ihre politische und religiöse Sonderstellung früher gewesen sein mag. Sie bindet nicht bloß das negative Interesse der Vertheidigung gegen den schlimmsten gemeinsamen Feind des Daseins der deutschen Nation, sondern auch, wie sich freilich in dieser ersten Phase mehr hoffen als bestimmt aussprechen läßt, das positivste Band, das es im Bereiche der menschlichen Interessen geben kann, die Gemeinsamkeit des nationalen Selbstbewußtseins, das in unsern Tagen durch unvergleichliche geschichtliche Thaten und Evolutionen eine ideale Stärke wie nie zuvor erhalten hat. In wenigen Jahren wird sich ein großer Abklärungs- und Reinigungsproceß vollzogen haben, als dessen Ergebniß nicht bloß die äußere Vertreibung der Jesuiten vom deutschen Boden, sondern die Säuberung des deutschen Volksgeistes in seinen allein dieses Namens werthen Bestandtheilen von der Infection dieses ekeln Giftstoffes sein muß, wenn die deutsche Nation noch eine Zukunft haben soll.

H. Rückert.

Unter der Kriegsdictatur Gambettas.

Wir kommen heute auf das neulich erwähnte Buch Karl von Freycinets über den „Krieg in den Provinzen während der Belagerung von Paris 1870—1871“ zurück.

Kaum wird die Geschichte dem Advocaten Gambetta den Vorwurf ersparen können, daß er nach der republikanischen Tyrannis gestrebt, und die Fortsetzung des Krieges nach Sedan hauptsächlich mitverschuldet habe. Den Bergwerksingenieur Karl von Freycinet dagegen traf der Ruf zum Posten des Delegirten des Kriegsministers ganz unvorbereitet. Er ist dem Rufe gefolgt, weil er glaubte, in der schwersten Noth seines Landes diesem seine Dienste so leisten zu müssen, wie sie von ihm erfordert wurden. Er hat die ungeheure Verantwortlichkeit seiner Stellung, die für seine Vorbildung riesenhafte Aufgabe, welche seiner wartete, von Anfang an klar begriffen. Das ehrt um so mehr seine patriotische Pflichterfüllung. Und auch dasjenige, was unter seinen und Gambettas Händen seit dem ersten Drittel October 1870 bis Ende Januar 1871 geleistet worden ist, gewinnt vergleichsweise eminent an Bedeutung, wenn man erwägt, daß diese ganze, für Frankreich allerschwerste Zeit hindurch die Geschäfte des französischen Kriegsministeriums von ganz improvisirten Ressortchefs vollzogen worden sind. Selbst absolut, an und für sich betrachtet, ist diesen Leistungen von competentester Seite, z. B. Seiten des Berliner „Militär-Wochenblattes“

die höchste Anerkennung gezollt worden. Nur in Frankreich selbst wird weniger unbefangen geurtheilt. Für jede Periode verminderten Wohlbehagens oder gar der Einbuße an Macht und Ehren sucht sich das eitle Volk seinen Prügelknaben. Für die unglücklichen Kämpfe der Provinzen nach Sedan, während der Belagerung von Paris, heißt dieser Prügelknabe so unzweifelhaft Leon Gambetta, als bis Sedan Napoleon III. Und in Betreff beider Perioden hat Herr Trochu die Tribüne der französischen Assemblee für den geeigneten Platz gehalten, um diese beiden Prügelknaben als solche der Nation zu denunciren, sich dagegen hinzustellen als den stillen Sieger, den Mann mit dem verkannten Kriegsplan, der die Weltgeschichte umgeschraubt hätte, wenn er nicht an dem albernen Eigensinn der Freunde und Feinde und bisweilen auch an der Geographie Frankreichs und anderen Elementarverhältnissen gescheitert wäre. Wir irren wohl nicht, wenn wir aus einer großen Anzahl gegen die Expectorationen Trochus gerichteter Noten Freycinets schließen, daß sein gutes Buch mit zur Strafe dieser eiteln Unfähigkeit geschrieben wurde. Der nächste Anlaß zu seiner Abfassung ist jedoch wohl die bekannte Kriegsgeschichte „La première armée de la Loire“ des Generals d'Aurelles de Paladines gewesen, der das Mißgeschick aller Provinzialarmeen Frankreichs „der Einmischung des bürgerlichen Elementes in die Leitung der kriegerischen Operationen“ zuschreibt.

In der That hat sich gerade diesem General — wenn nicht dem fähigsten, so doch, außer Bourbaki, zweifellos dem gebildetsten Soldaten, über welchen Gambetta überhaupt zu verfügen hatte — die Regierung von Tours am häufigsten und nicht selten in einer wenig liebenswürdigen, barschen und höhnischen Weise in die militärischen Operationen eingedrängt. Chanzy, Faidherbe, Bourbaki (mit Ausnahme der letzten Tage vor dem Uebertritt in die Schweiz), Garibaldi u. s. w. sind, nach Ausweis des Werkes von Freycinet, erheblich weniger mit Plänen und Unternehmungen von Tours und Bordeaux aus behelligt, weit glimpflicher in den Depeschen des Kriegsministers angehaucht worden. Der Unterschied dieser Behandlung ist mit das Interessanteste weil für die Situation Charakteristischste, was die Schrift Freycinets bietet. d'Aurelles de Paladines ist keineswegs ein schlechterer Franzose und Stratege gewesen, als etwa Chanzy oder Garibaldi. Aber er ist der Soldat der alten Schule, der mit Schmerz und Unmuth sich immer von neuem den Befehl aufgedrungen sieht, seine Truppen, meist eiligst zusammengetriebene Rekruten, ohne feste Operationsbasis, ohne Reserven und selbst ohne ausreichende Verpflegungsbestände, ohne Kenntniß der feindlichen Truppenzahl und Stellungen, ja kaum über die eigene Marschrichtung und das Terrain nothdürftig unterrichtet, gegen die siegreiche beste Armee der Welt zu führen. Etwas vom Fabius Cunctator hat d'Aurelles freilich an sich. Aber wenn er sich Anfangs

weigert, so schnell wie das in Tours gewünscht wird, auf Orleans los zu gehen, wenn er dann nach der Einnahme von Orleans, nach der Schlacht bei Coulmiers vierzehntägige Rast seiner erschöpften Truppen, und die Befestigung seiner Stellung durchsetzt gegen den Befehl Gambettas sofort auf Paris zu marschiren, wenn er endlich, nachdem er auf das unablässige Drängen von Tours den abenteuerlichen Marsch auf Fontainebleau angetreten, um Ducrots Ausfall aus Paris vom 30. November die Hand zu reichen, nach seinen harten Niederlagen bei Artenay und Loury, zur Verzweiflung Gambettas die Räumung von Orleans für die einzige Rettung seiner Armee hält: so wird ihm vom Standpunkte eines regelrechten Strategen wenig vorzuwerfen sein. Er würde, wenn er länger im Oberbefehl geblieben wäre, vermuthlich auch die schreckliche Niederlage bei Le Mans vermieden haben, die General Chanzy herbeiführte — weil d'Aurelles sich vermuthlich auch bei Le Mans nicht geschlagen hätte.

Aber diese unter gewöhnlichen Verhältnissen sehr werthvollen Eigenschaften des Generals d'Aurelles paßten am wenigsten in die Verhältnisse, in die er gestellt war. Auch war es vielleicht wenn kein strategischer doch ein politischer Fehler, wie Freycinet nachdrücklich hervorhebt, daß die Regierung in Tours, gegen ihren Willen, nach dem Sieg bei Coulmiers dem General d'Aurelles den langen Aufenthalt in Orleans gestattete. Vielleicht hätte er damals, vor Mitte November, als das Heer des Prinzen Friedrich Carl erst im Anmarsch von Metz her begriffen war, durch einen hastigen Vorstoß auf Versailles wirklich der Pariser Belagerungsarmee vorübergehend unbequem werden können. Aber was den General Palladines auf die Dauer als Oberbefehlshaber unter dieser Dictatur unmöglich machte, war die den Gedanken Gambettas diametral entgegengesetzte Auffassung seiner Aufgabe. Sehr schlagend und richtig faßt Freycinet die Aufgabe der Dictatur Gambettas dahin zusammen, daß die für die ganze Kriegführung, d. h. sowohl für die Schaffung und Organisation neuer Heere, als für die militärischen Operationen ihnen zugemessene Zeit ganz genau zusammenfiel mit dem Zeitraum, auf welchen der Lebensmittel-Vorrath der belagerten Hauptstadt zureichte. Erklärte man einmal überhaupt nach Sedan die Fortsetzung des Krieges, insbesondere in den Provinzen, für angemessen und vernünftig, so mußte sich in der That das Tempo aller Leistungen und Anstrengungen der Provinz einzig und allein danach richten, wie lange Paris dem Hungertod werde widerstehen können. Und dieser Zeitpunkt ist sowohl von Jules Favre als von Trochu für viel näher bevorstehend erachtet worden, als sich nachher herausstellte. Favre bezeichnete in einer Depesche vom 26. November an die Delegation in Tours den 15. December als äußersten Termin. „Wir werden ihn nicht überschreiten, wenn wir ihn erreichen können.“ Und General Trochu erklärte am 13. Juni

1871 vor der Nationalversammlung: „Man sagte: es ist unmöglich, daß sich Paris länger als 14 Tage hält; die Kühnsten gingen bis auf 30 Tage und ich muß gestehen, daß meine weitgehendsten Hoffnungen 60 Tage nicht überstiegen.“ In seiner Proclamation an die „Bürger der Departements“ bei Uebernahme der Dictatur am 10. October 1870, erklärt freilich Gambetta: „Da die Stadt mit dem Nöthigsten versehen ist, so ist sie im Stande dem Feinde lange Monate hindurch Trotz zu bieten.“ Aber in Wirklichkeit glaubte die Delegation in Tours den Zeitpunkt der Erschöpfung aller Lebensmittel in Paris schon für Mitte December berechnen zu müssen, und danach traf sie ihre Maßregeln, danach wurde die Ausbildung und Ausrüstung der Soldaten, die Feldzugspläne, Politik, Inneres, Finanzen, Alles berechnet. Von diesem Standpunkte aus darf man auch allein die Handlungsweise des französischen Kriegsministeriums unter Gambetta beurtheilen, wenn man gerecht sein will. Und sehr richtig bemerkt Freycinet, daß der Zeitpunkt der Aushungerung von Paris, anstatt immer sicherer zu werden, vielmehr immer mehr „unbekannte Größe“ wurde, mit der zunehmenden Unzuverlässigkeit der Ballon- und Brieftaubencorrespondenz.

Ueber die Leistungen des Kriegsministeriums zu Tours und Bordeaux in dieser Zeit, die sich thatsächlich vom 10. October 1870 bis 9. Februar 1871 erstreckte, berichtet Freycinet im wesentlichen das Folgende:

Am 10. October war die militärische Lage Frankreichs dahin zusammenzufassen: Paris eingeschlossen; Metz im Begriff zu capituliren; 20—25,000 Mann, geschlagen, von der Loire bis in die Sologne zurückgewichen; 24,000 Mann, demoralisirt, unter General Cambriels in Besançon; von Chartres bis Evreux 30,000 Mobilgarden, nicht wiederstandsfähig; im Norden nur Besatzungen. Alles in Allem: nicht ganz 40,000 Mann regulärer Truppen, ebensoviel Mobile, 5—6000 Mann Cavallerie, etwa 100 Geschütze. Den Feind dagegen berechnet Freycinet auf 7—800,000 Mann, mit 2000 Geschützen, ungerechnet die Belagerungsbatterien und Reserven. Ebenso ungünstig stand es in administrativer Hinsicht. Der größte Theil des Beamtenpersonals war in Paris zurückgeblieben, weil man dort der Bewegung in den Provinzen nur ganz untergeordnete Bedeutung beimaß. Bei einer vier bis fünffach gesteigerten Arbeitslast mußte man sich in Tours mit einem Fünftel der Arbeitskräfte des Friedensetats behelfen. Die Archive, Armeeacten, und vor Allem die Karten waren in Paris geblieben. Das Kriegsministerium in Tours hatte nicht einmal eine Karte von ganz Frankreich zu seiner Verfügung! So mußte man Officieren Commandos anvertrauen, deren Antecedentien man nicht kannte, und Krieg führen ohne Karten! Und das in einem Lande, wo man ohne die Inspirationen der Hauptstadt bisher keinen Schritt zu thun

wagte. Selbst das Unterkommen in Tours für die Mitglieder und Bureaux der neuen Regierung stieß auf Schwierigkeiten.

Man begann in Tours die Thätigkeit mit Beseitigung des fühlbarsten Mangels, dem an Beamten. Eisenbahnbeamte, Ingenieure, u. s. w. übernahmen freiwillig, und nach Freycinets Urtheil sehr tüchtig, die hervorragendsten Posten im Kriegsministerium. Dann sorgte man für Karten. Die Einforderung von Karten aus den Departements mißlang; man erhielt nur unvollständige und zu wenig Exemplare. Die Wittwe (!) eines höhern Officiers lieferte glücklicherweise eine vollständige französische Generalstabskarte. Diese beschloß man photographisch und autographisch durch einen Marine-Infanterieofficier, Jusselain, vervielfältigen zu lassen. Er stellte 15,000 Exemplare in 4 Monaten her. Diese Karten reducirten das Größenverhältniß der französischen Generalstabskarte auf $^2/_3$, d. h. den Maßstab von 1:80,000 auf 1:120,000. Der Bericht Jusselain's über diese Leistungen wie über die Methode seines Verfahrens, den Freycinet vollständig mittheilt, bietet viel Interessantes. Namentlich ist die Opferwilligkeit der betheiligten Ingenieure, Zeichner u. s. w. sehr rühmend hervorgehoben. Wenige Karten mit den neuesten Einzeichnungen der Vicinalwege u. s. w. wurden, durch Uebertragung auf Zink gewonnen, auf sehr dünnem Papier von Paris aus im October 1870 per Ballon in die Provinzen geschickt. „Außer diesen Karten", schließt Jusselain seinen Bericht, „hat sich das Centralbureau des Kriegsministeriums andere, fast alle deutschen Ursprungs (!) im Auslande verschafft." Auch an einer späteren Stelle seines Buches kommt Freycinet auf die Güte deutscher Karten zurück. Er sagt nämlich (S. 24), daß bei Beginn des Feldzugs im Osten (unter Bourbaki) einem Ingenieur, Herrn Prompt, gelungen sei, „sich eine große Menge sehr genauer topographischer Karten der Grenzdepartements zu verschaffen, die in Preußen gezeichnet waren." Es wird hoffentlich den deutschen Behörden gelingen, die Wahrheit dieser Thatsachen, so wie die nicht unwichtige Frage festzustellen, auf welchem Wege der Feind diese Erzeugnisse der überlegenen deutschen Kartographie sich zu erwerben wußte: ob auch hier die Intervention unserer guten Freunde der „Neutralen" den Feind mit Kriegsmaterial — denn das sind Karten — versorgte, oder ob gar eine Verschuldung deutscher Individuen vorliegt.

Aehnliche Untersuchungen dürften die Freycinetschen Enthüllungen über das „Kundschaftsamt" der Delegation von Tours und Bordeaux hervorrufen. Unter dem Kaiserreich, sagt Freycinet, schien ein derartiges Amt völlig unbekannt, denn es bestand nicht einmal ein Ausgabeposten im Budget dafür, und die republikanischen Generale empfanden eine solche Abneigung dagegen, die ihnen hierfür zur Verfügung gestellten geheimen Fonds zu verwenden, daß Freycinet von dem ihm überwiesenen Kundschaftsfond von 750,000 Franken mit

der größten Mühe nur 300,000 Francs auszugeben vermochte. Damit waren die Dienste, welche aus diesen Summen bestritten wurden, jedenfalls auch ausreichend bezahlt. Denn die „bedeutenden Erfolge", welche der Chef dieses Etablissements, Herr Cuvinot, mit „Liebe zur Kunst" erreicht haben soll, und welche ihn in den Stand setzten, „den Corpsführern jeden Abend ein Circular zugehen zu lassen, aus welchem die Stellungen des Feindes oft bis auf die Nummern der Regimenter ersichtlich waren", erscheinen uns sehr problematisch. Sonst hätte in Tours und Bordeaux wohl nicht ein so undurchdringliches Dunkel über die Operationen Friedrich Karls gegen die Loirearmee, den Zug Göbens gegen Faidherbe im Norden und die Manoeuvers der Armee Manteuffels gegen Bourbaki und Garibaldi bestehen, und sich in unverminderter Kraft bis auf den heutigen Tag so gut erhalten können, daß auch das Werk Freycinets durchaus kein richtiges Bild der deutschen Operationen gewährt. Man war ja in Tours seelenfroh, wenn man die eigenen Stellungen kannte. Auch das Material an Spionen, nämlich theils „besondere Sendboten, welche fortwährend die Departements bereisten, und durch die preußischen Linien zu dringen suchten (!)", theils „Maires, Telegraphenbeamte, Förster, Wegeaufseher, Bahnwärter u. s. w., welche durch ihre Stellung (!) mit den Bewegungen des Feindes stets mehr oder weniger vertraut waren (!), und uns davon unterrichten konnten, ohne Verdacht zu erregen", hätte die Kriegsdelegation in Tours nicht mit allzu großen Hoffnungen erfüllen sollen, wenn sie bedacht hätte, daß meist alle diese Beamten mit Ausnahme der Maires, bei Ankunft der Deutschen außer Function gesetzt wurden. Selbst das stolze „Corps von Kundschaftern, nach dem Muster der amerikanischen Detectives gebildet, welches vor Le Mans thätig war", hat die Niederlage gleichen Namens nicht abgewendet, und es ist gewiß richtig, wenn Freycinet versichert: „der Friedensschluß hinderte uns, soviel Nutzen aus diesem Corps zu ziehen, als wir gehofft hatten." Aber das lebhafteste Interesse haben wir Deutschen an Feststellung der angeblichen Thatsachen, welche Freycinet S. 18 anführt: „Cuvinot hatte einige sehr gewandte Agenten; einer derselben lebte zwei Monate lang inmitten eines preußischen Hauptquartiers und erstattete von dort aus von Zeit zu Zeit die ausführlichsten Berichte, man versteht wohl, weßhalb ich mich nicht genauer äußern kann. Ein Agent Cuvinots war es auch, der uns im December einen Plan der Belagerungsarbeiten um Paris zugehen ließ, welcher in Versailles einem Officier aus Moltkes Generalstabe entwendet worden war." — Namentlich der deutschen Presse würde die Ermittelung der ersten dieser angeblichen Thatsachen die größte Genugthuung gewähren. Denn es ist bekannt, wie stiefmütterlich die Vertreter der deutschen Presse in unsern Hauptquartieren behandelt, in welchem Maße und durch welchen Einfluß dagegen namentlich

englische Berichterstatter, trotz ihrer unverständigen und uns feindseligsten Referate begünstigt wurden. Das Buch Freycinets weiß in allen Situationen, wo Frankreich uns den Sieg streitig macht oder Anklagen gegen unsre Kriegführung schleudert, immer nur englische Correspondenten in beiden Heerlagern gegen uns anzuführen, bis am Schlusse der Schweizer Herr Tallichet diese englische Aufgabe übernimmt.

Selbst der preußische Staatsanzeiger mußte sich von der dritten Armee mit Berichten eines Laien begnügen, deren absoluter Mangel an kriegswissenschaftlichen Kenntnissen und deren klägliche Entstellung aller militärischen Operationen heute allgemein anerkannt, und nur übertroffen wird durch die Eitelkeit desselben Verfassers, diese glücklicherweise halbvergessenen Mißschilderungen in einer besondern Sammlung herauszugeben. *) Sämmtliche Organe der deutschen Hauptstadt mußten sich an Mittheilungen aus dem großen Hauptquartier genügen lassen an den Collectivberichten Dr. Kayßlers, die sehr sorgfältig studirt waren, aber doch auch von einem Laien herrührten; und auch der officielle Vertreter der Berliner Presse hatte nicht einmal das Recht, ein einziges Telegramm aufzugeben. Dagegen hatte jede namhafte englische Zeitung ihre Reporter in allen deutschen Hauptquartieren, welche telegraphirten, soviel sie wollten und besser unterichtet wurden, als irgend ein deutscher Berichterstatter. Wenn also in der That ein französischer Spion zwei Monate lang sich in einem deutschen Hauptquartier aufgehalten und dem Feind Spionendienste geleistet hat, so sind wir gewiß, daß er den Stoff zu seinen Berichten von Deutschen irgend welcher Stellung nicht erhalten hat, dagegen ist uns wohl die Vermuthung gestattet, daß ihm dieser Stoff von Personen geliefert wurde, welche mit undeutscher Gesinnung die Kenntnisse von Verhältnissen verbanden, die ihnen ein unverdientes Vertrauen verschafft hatte. —

Ein gleichfalls im wesentlichen nur das Bedürfniß des Franzosen nach phantastischer Geschäftigkeit und Wichtigthuerei erfüllendes Institut war der „Ausschuß zur Erforschung der Vertheidigungsmittel," jene unglückliche Behörde, die alle jene explosiven Stoffe, Gifte u. s. w. zu prüfen hatte, welche der Wahnwitz der Verzweiflung den deutschen Barbaren in den Weg zu werfen gedachte.

Die Zahl der Mannschaften, welche unter der Oberleitung des Obristen de Loverdo, der, „um seine Autorität zu erhöhen," rasch zum General befördert wurde, in vier Monaten „organisirt und vor den Feind geschickt worden sind," beläuft sich nach Freycinets Angaben auf 584,300 Mann **) und mit Artillerie

*) Paul Hassel, Von der dritten Armee: Leipzig, 1871.

**) Diese Gesammtzahl besteht aus folgenden angeblichen Bestandtheilen: Linien-Infanterie 208 Bataillone 230,300; Mobilgarde: 31 Regimenter zu 3600 Mann 111,600; Mobilisirte Garde etwa 180,000; Cavallerie 54 Regimenter 32,000; Francstireurs etwa 30,000.

und Genie auf über 600,000. Wenn diese Zahlen nicht bloß die Sollstärke, sondern die Effectivstärke der durch Gambetta geschaffenen Heere ausdrücken, — was wir bezweifeln — so wären in der Zeit vom 10. October bis 9. Februar „täglich 5000 Mann“ organisirt worden. „So konnte die Verwaltung während der ganzen Zeit ihres Bestehens täglich eine Brigade oder Halbdivision vor den Feind schicken!“ ruft Freycinet Seite 20 vergnügt aus. Aber eben diese tropfenweise Heeresbildung war das Unheil der nationalen Vertheidigung. Und wenn die obigen Ziffern wirklich richtig sind, so erhöht dieß nur den Ruhm der deutschen Kriegführung, welche bald durch Theilung der feindlichen Heeresmassen und durch den Angriff auf diese getheilten Kräfte ein annäherndes Gleichgewicht der Massen in den einzelnen Kämpfen herzustellen wußte, wie in dem Feldzug des Prinzen Friedrich Carl gegen die Loirearmee; bald mit heldenmüthiger Ausdauer den Anprall einer eminenten feindlichen Uebermacht abwies, wie Werder an der Lisaine, bis das Eintreffen weitentfernter Hilfstruppen unter Manteuffel das Stärkeverhältniß abermals den Deutschen günstiger gestaltete. — An Geschützen sollen nach Freycinet in derselben Zeit 1400 Stück jeden Calibers geliefert worden, „das macht täglich zwei vollständig bespannte und bemannte Batterien.“ Dagegen war ein solcher Mangel an Geschirren vorhanden, daß man „nach ihnen bis in Amerika suchen mußte, und einmal die Batterien nicht abrücken konnten, weil das Schiff, welches die Geschirre brachte, durch Sturm vor dem Hafen aufgehalten wurde.“ Als endlich eine reichliche Anzahl von Geschirren vorhanden war, waren dagegen die Artillerieregimenter so erschöpft, daß sie nicht mehr im Stande waren, die Bedienungsmannschaften zu liefern.

Eine sehr bunte, von Spielereien keineswegs völlig freie Gattung von Behörden Gambettascher Schöpfung muß das von Freycinet sehr gerühmte „Civil-Geniecorps der Armee“ gewesen sein. Es trat an die Stelle der traditionellen „Direction des Genies,“ weil die letztere bei Wiederherstellung von Kunstbauten, Aufwerfung von Feldschanzen, Unwegsammachung von Straßen u. s. w. nicht schnell genug war. Besetzt wurde das „Civilgeniecorps der Armee“ mit allen irgend greifbaren Staatsingenieuren, Privatingenieuren, Bauverständigen, Unternehmern öffentlicher Arbeiten u. s. w. „Wir ließen selbst Ausländer zu“ und unter diesen hat sich ein neutraler Belgier Herr Brunfaut ausgezeichnet. Der gute Wille der Mitglieder dieses Civilgenie-Corps wird meist ihre beste Gabe gewesen sein. Am Schluß der Feindseligkeiten zählte es 52 Ingenieure jeden Grades und 200 Abtheilungsführer. Jedes Armeecorps erhielt 1 Oberingenieur, 3 Ingenieure, 9 Abtheilungsführer, 18 Bauaufseher, 9 Zeichner, 1 Compagnie Arbeiter von 600 Mann, „welche bis auf 300 vermehrt werden konnten.“ Es war mit „allen Werkzeugen und sonstigem Arbeitsbedarf, selbst mit electrischen Batterien, Fern-

röhren, Raketen u. s. w. versehen" — die elektrischen Batterien und Raketen durften natürlich nicht fehlen — und besaß, was jedenfalls werthvoller war, sehr ausgedehnte Requisitionsbefugnisse. In der diesem Corps entsprechenden Special-Direction in Tours beschäftigte man sich „besonders mit dem Verfahren der elektrischen Beleuchtung und den Signalsystemen. In dem Augenblicke, als die Loire-Armee sich Paris zu nähern hoffte(!), bereitete das Geniecorps ein Verfahren der Correspondenz durch Leuchtsignale vermittelst elektrischer Apparate vor(!), welche entweder auf einem festgehaltenen Ballon oder auf einem hohen Gerüst angebracht werden sollten. Man gab die Hoffnung nicht auf (!), so von Pithiviers Mittheilungen nach Paris befördern zu können."

Mit besonderem Interesse folgen wir den Angaben Freycinets über die Intendantur unter Gambetta, da diese von allen Seiten heftig angegriffen worden ist. Freycinet lehnt die Verantwortlichkeit hierfür, und namentlich für die allseitig getadelte schlechte Ausstattung der Mobilgarden und mobilisirten Garden auf das Entschiedenste vom Kriegsministerium ab. Denn: „die Verwaltung übernahm sie vom Minister des Innern vollständig ausgerüstet und bewaffnet und hatte sie nur zu unterhalten." Diese Aufgabe habe die Verwaltung des Kriegsministeriums in vorwurfsfreier Weise erfüllt. Wir zweifeln nicht daran, und ebensowenig an der Versicherung Freycinets, daß unter den 224 Intendanten oder Unterintendanten und den 178 Verwaltungsbeamten, welche unter Gambetta angestellt worden sind, nicht ein Fall von Unehrlichkeit vorgekommen ist. Aber wenn sich der Delegirte des Kriegsministers durch diese Incompetenzeinrede schützt und die Verantwortlichkeit für die schlechte Ausrüstung der Moblots dem Minister des Innern zuschreibt, so vergißt er, daß Gambetta, sein Chef, eben auch dieser verantwortliche Minister des Innern war. Indessen scheint überall mehr die Qualität als die Quantität dieser Ausrüstung, auch bei den regulären Truppen, übel bestellt gewesen zu sein, denn Freycinet versichert uns, daß jeder von den 600,000 Mann, die das Kriegsministerium ausgerüstet hatte, durchschnittlich 1 Mantel, 1 Waffenrock, 1½ Paar(!) Hosen, 1 wollene Jacke, 1 Paar Unterhosen, 1 Tornister, 2 Decken oder Schaffelle, 2 Flanellbinden, 3 Hemden und 3 Paar Schuhe erhalten habe. Ganz besondere Schwierigkeiten bot der Intendantur die Verpflegung der Armeen; man half sich hauptsächlich durch mobile Magazine, d. h. durch Befrachtung der Eisenbahnwaggons mit einem zehntägigen Mundvorrath, der je nach der Vor- oder Rückwärtsbewegung der Armeen dieser folgte. Aber wenn man bedenkt, daß hierfür pro Corps täglich 40 Waggons erforderlich waren, mithin täglich bei zwölf Armeecorps 4800 beladene Waggons bald hier, bald dort die Bahnschienen verstopften, so wird man sich nicht wundern, daß diese Verstopfungen unter Umständen z. B. den

Vormarsch Bourbakis gegen die Lisaine gerade so lange hemmten, als Werder Zeit brauchte, um sich nothdürftig zu verschanzen, und daß dieselbe mangelhafte Lebensmitteltransportmethode in erster Linie mit zu der schweren Katastrophe von Pontarlier beigetragen hat.

Das Sanitätswesen hat durch die Delegation von Tours und Bordeaux erhebliche Förderung erhalten. Dieselbe hat für die im Felde stehenden Corps 368 Beamte aller Grade, hiervon 209 Aerzte, 25 Apotheker und 134 Gehülfen und außerdem 96 Hilfsbeamte in den Hospitälern angestellt. Eine erschrecklich kleine Zahl von Helfern auf dem Schlachtfelde freilich im Vergleiche zu dem ärztlichen Personal unsres Heeres und unsrer Hospitäler. Aber immerhin noch etwas größer, als das gesammte unter dem Kaiserthum der Rheinarmee überwiesene Personal. Daß hierbei die Delegation in Tours für „die Unglücksfälle, auf welche wir nur zu sehr gefaßt sein mußten“ die Sorge für die französischen Verwundeten mindestens in demselben Maße den Deutschen zu überlassen entschlossen war, als das kaiserliche Frankreich bis Sedan, geht schlagend aus dem Satze Freycinets hervor (S. 30), daß man mit der Ausrüstung zu 20 Apothekerwagen, 75 Lazarethwagen, 20 Paar Bestecktaschen, 386 Paar Arzneikasten, 873 Säcken mit Verbandgegenständen, 3680 Tragbahren u. s. w. „nicht nur alle Armeecorps versorgen, sondern auch eine Reserve für 5 oder 6 neu zu bildende Corps bilden konnte!“ Durch Bezahlung an Gesellschaften und Gemeinden erwarb man im Rücken der Armeen 105,000 Betten. Der Bericht der Direction des Sanitätswesens, den Freycinet mittheilt, und der vermuthlich von dem Chef dieses Departements Dr. Robin selbst herrührt, ergeht sich in den üblichen Verleumdungen gegen die Deutschen in Betreff ihrer Behandlung der Verwundeten und Ausübung der Genfer Convention. Von der Unparteilichkeit Freycinets hätte man erwarten dürfen, bei Abdruck dieses Berichtes dem Bedürfniß Ausdruck gegeben zu sehen, die vagen Insinuationen Dr. Robins mit einigen Thatsachen zu belegen, die dem Delegirten des französischen Kriegsministeriums ja, wenn irgend wem, zur Hand sein mußten. Aber dieses Bedürfniß einem Berichte gegenüber, der von einem „Mitgliede des Instituts“ herrührte, scheint Freycinet nicht einmal in soweit empfunden zu haben, als entschiedene Mißverständnisse der Genfer Convention den tadelnden Urtheilen über Deutschland theilweise zu Grunde liegen.

Um das Officiercorps der vorhandenen Ueberbleibsel einer regulären Armee von 40—50,000 Mann auf den Bedarf einer zehnfach stärkeren Armee in kurzer Zeit zu erhöhen, wandte die Kriegsverwaltung Gambettas drei Mittel an: Verdoppelung der Compagniestärke um die Hälfte der Hauptleute zu ersparen; beliebige Beförderung der geschulten Soldaten und Officiere der regulären Armee; endlich Errichtung der sogenannten „Hilfsarmee“. Unter dem letzteren Kunstausdruck verstand man die Verleihung des Officiers-

patentes an irgendwie tauglich scheinende Bewerber desselben auf die Dauer des Krieges: an Familiensöhne, junge Beamte, entlassene Officiere, Ausländer in Masse, und vorzugsweise gern an Schiffscapitäne. Da in wenigen Wochen viele Tausend Officiere creirt werden mußten, so war es unmöglich, die Antecedentien jedes Einzelnen zu prüfen. „Ein früherer Titel, die Empfehlung durch eine bekannte Persönlichkeit, Zeugnisse, die an Echtheit zu prüfen wir oft außer Stande waren, bestimmten die Annahme. Wir sahen besonders auf die militärischen Eigenschaften, und ließen die andern, welche in ruhigen Zeiten ihre gebührende Rolle spielen, aber auf dem Schlachtfelde wenig gelten, etwas aus den Augen". Daß unter so günstigen Verhältnissen ein großer Theil der Herren Polen, des radicalen Italiens u. s. w. eine gut bezahlte Verwendung für seine freie Zeit suchte, ist nicht zu verwundern.

Die größten Schwierigkeiten bereitete der Regierung Gambettas wol der Mangel an Gewehren und Munition. Die Verwaltung vom 10. October fand das Land ohne Gewehre. Alles concentrirte sich in Metz, Straßburg, Sedan, Paris und war den Provinzen demnach verloren. Die Staatsfabriken fertigten monatlich nur 15—18000 Stück. So ernannte die Delegation von Tours gleich bei ihrem Amtsantritt eine Bewaffnungscommission welche beauftragt wurde, auf allen Märkten der Welt Gewehre aufzukaufen. Aber auch diese Commission stand seltsamer Weise nicht unter dem Kriegsministerium, sondern, völlig unabhängig von diesem unter dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten! In den drei Monaten nach dem 10. October 1870 sind von ihr 1,200000 Gewehre, außer 300000 Chassepots geliefert und dafür sowie für Munition 200 Millionen Francs verausgabt worden. Natürlich waren diese Gewehre verschiedenster Art: Hinterlader, Vorderlader, Remingtons, Snyders, Springfields, Enfields, umgeänderte und nicht umgeänderte französische Gewehre. Verhältnißmäßig steigerte sich mit der Dauer des Krieges die Verwirrung in den Modellen, trat das Chassepotgewehr immermehr in den Hintergrund, wuchs naturgemäß also die Schwierigkeit, für diese verschiedenartigsten Gewehre die eigenartige Munition herbei zu schaffen. Selbst die Anfertigung der Chassepotpatronen, die am 10. October gerade noch für zehn Tage zureichten, bereitete außerordentliche Schwierigkeiten, da Papiere und Arbeiter in Paris geblieben waren, und die Bereitung der Zündhütchen außerhalb Paris nur einem Manne, dem Feuerwerk-Unterchef Chatenay bekannt war. Was unter so schwierigen Verhältnissen industrielle Hochherzigkeit, — wie des Papierfabrikanten Laroche Toubert zu Angoulême, der seine ganze Fabrik zur Hülsenfabrikation zur Verfügung stellte — und die praktische Erfindungsgabe des Chemikers Mascart vom Collége de France geleistet haben, ist höchst bedeutend und bewunderungswürdig. Bald gelangte man bis zur

Anfertigung von täglich fast zwei Millionen Hülsen und vollen zwei Millionen Zündhütchen.

Daß neben so überaus tüchtigen Leistungen auch namhafte Zeit, Geldmittel und Menschenkräfte mit Organisation des „Tirailleurkriegs der Landleute" und äußerst detaillirten Vorschriften über die Erzeugung der berühmten „Oede" oder Wildniß bei Annäherung des Feindes verzettelt wurden, das liegt nun einmal im unabänderlichen französischen Nationalcharakter. Sehr weise aber vermied die Delegation in Tours die fixe Idee des General Trochu, „die offenen aber verbarrikadirten und mit Schießscharten versehenen Städte" zu vertheidigen.

Die Darstellung Freycinets von den Leistungen seines Departements schließt mit einer Schilderung der Organisation und Entwickelung der Ausbildungslager, welche freilich nur bis zum 10. December zutreffend sein mochte, denn an diesem Tage erging der Befehl Gambettas: „die Schaaren der Mobilisirten, in welchem Zustande sie sich auch befinden mochten, in die Lager zu schicken". So führte die fliegende Hast, welche alle Schritte des Dictators nothwendig beherrschte, auch die letzte Hoffnung Frankreichs ins Verderben.

Ein Brief des Grafen Montalembert an Döllinger.

Großes Aufsehen hat jüngst die Aeußerung des Grafen Montalembert über die römischen Jesuiten erregt. Dieses Zeugniß ist um so vernichtender für die heiligen Männer, gegen welche es abgegeben wurde, als die streng katholische Gesinnung des Grafen außer allem Zweifel steht, und außerdem seine entrüstete Lossagung von dem römischen Jesuitismus so zu sagen Angesichts des Todes erfolgt ist.

Wenn wir heute den nachstehenden Brief Montalemberts an Döllinger*) mit Erlaubniß des Adressaten abdrucken, so sind wir uns bewußt, weit weniger Pikantes zu bieten, als jenes Bekenntniß Montalemberts über die Jesuiten enthielt. Aber des Interessanten bietet der Brief zweifellos die Fülle. Ein sehr reger Verkehr Montalemberts mit Döllinger, lebhafte Theilnahme für die deutschen Verhältnisse, eifrige Befürwortung der internationalen Verbindung der katholischen Interessen und Literatur, das Alles geht aus diesen wenigen

---

*) Den wir der Freundlichkeit des Herrn Reichstagsabgeordneten Dr. Blum zu Heidelberg verdanken.

Zeilen hervor, und zeichnet uns klar und freundlich das Bild dieses Mannes. Es war ein Unglück für die Franzosen wie für die Deutschen, daß Montalembert die große katholische Bewegung unserer Tage nicht mehr erlebt und mitgekämpft hat. Auf welcher Seite er in diesem Kampfe stehen würde, darüber spricht sich Döllinger in einer Zuschrift an uns vom 20. Juli dieses Jahres also aus: „Der Graf hat sich, seitdem dieser Brief geschrieben wurde, Schritt für Schritt von dem Ultramontanismus, theils bewußt, theils unbewußt entfernt, besonders in Folge des Syllabus und der Encyklika (Decbr. 1864), und Anfang 1870 hatte er ganz mit demselben gebrochen." Indessen auch der nachstehende Brief enthält wenig von dem Stoff, aus welchem Infallibilisten geschnitten werden. Er lautet:

„La Roche en Breny (côte d'or) ce 18 novembre 1855.

„Mon cher ami, vous ne répondez rien à la lettre que je vous ai écrite le 23 octobre; j'aime à croire qu'elle vous est arrivée et qu'elle vous aura rappelé une promesse à laquelle nous attachons tous tant de prix. Je reviens à la charge pour vous supplier de ne pas vous oublier. Vous avez reçu la première livraison de la nouvelle série du Correspondant. J'espère que vous aurez goûté la réponse du P. Graby à M. Saisset qui a été généralement admirée, ainsi que le fragment historique du Prince de Broglie. En admettant que ce dernier travail soit peu remarquable par son originalité ce n'en est pas moins un grand et bon exemple pour les Catholiques de tous les pays que ce devouement laborieux à la verité chez un homme de son âge, de son rang et de sa fortune.

Mais il nous manque autant pour répondre au titre du receuil qu'à son but, des correspondances avec les Catholiques étrangers. — Si vous ne pouvez ou ne voulez plus vous charger de nous instruire de ce qu'il faut dire sur les intêrets Catholiques en Allemagne, ne vous serait-il pas au moins possible de trouver quelqu'un de vos élèves ou de vos amis qui voudrait bien, sous votre inspiration, nous écrire tous les mois ou tous les deux mois une lettre pour nous tenir au courant des evènements et des publications qui rentrent dans le sphère de notre action. — Ce correspondant signerait ses lettres, s'il le veut; mais nous pourrions aussi les faire signer par le gerant du receuil, comme cela se pratique presque toujours dans nos journaux pour les correspondances étrangères. —

Rappelez vous, mon cher ami, l'extrème importance qu'il y a pour vous et pour nous à ce que la France ne reste pas étrangère à ce qui se passe en Allemagne. Rappelez vous que sans les articles superficiels et essentiellement einseitig de M. Réné Taillandier dans la Revue des Deux Mondes rien ne se publie en France sur ce qu'on dit et ce qu'on pense de l'autre côté du Rhin. Nous aimerions beaucoup à ne

pas nous renfermer dans le sphère exclusivement réligieux, mais à obtenir des renseignements positifs et détaillés sur tout ce qui touche la littérature, l'art, la science historique, la politique même. — Nous ne demandons pas mieux que d'offrir une rétribution modeste à la personne qui nous rendrait cet immense service si ses communications étaient de nature à être traduites sans trop de remainemens. —

Un travail sur le Concordat Autrichien, ses causes et ses effets, serait particulièrement utile au public français.

Enfin la critique de Rohrbacher, dont nous avons parlé est d'une nécessité pressante.

Miserere mei, tu Sal terrae(?)*), amice mi.

Reichensperger m'a écrit qu'il avait eu la visite de Sir John Acton et qu'il en avait fort joui. — Il ne parait pas trop satisfait de la nouvelle feuille entitulée Deutschland. Que faut-il en penser?

Pardonnez-moi mes importunités, et croyez, mon cher ami, à mon inaltérable dévouement.

Ch. de Montalembert.

— N'oubliez pas je vous en prie, de négocier s'il se peut l'échange régulier du Correspondant avec les historisch-politische Blätter, soit par la poste soit par la voie de la librairie. On pourrait adresser les Blätter chez moi 40 Rue du Bace et je m'occuperais directement de les faire examiner ou discuter dans le Correspondant. —"

Zu deutsch:

La Roche en Breny (côte d'or) den 18. November 1855.

„Mein theurer Freund, Sie antworten nichts auf meinen Brief vom 23. October; ich will hoffen, daß Sie ihn erhalten haben, und er Ihnen ein Versprechen in Erinnerung gebracht hat, auf welches wir Alle so hohen Werth legen. Ich komme darauf zurück, um Sie inständig zu bitten, es nicht zu vergessen. Sie haben die erste Lieferung der neuen Serie des Correspondenten erhalten. Ich hoffe, daß Ihnen die Antwort des Pater Grahy an M. Saisset gefallen hat, welche allgemein bewundert wird, ebenso wie das historische Fragment des Fürsten von Broglie. Wenn ich auch zugeben will, daß die letztere Arbeit wenig durch ihre Originalität hervorragt, so ist sie doch ein großes und gutes Beispiel für die Katholiken aller Länder diese arbeitsvolle Hingebung an die Wahrheit bei einem Manne seines Alters, seines Standes und Vermögens.

Aber es fehlt uns noch so viel als Alles, um dem Titel unsrer Zeitschrift und ihrem Zweck zu entsprechen: Correspondenzen mit den ausländischen Katholiken. — Wenn Sie sich damit nicht mehr befassen können oder wollen, uns darüber zu belehren, was man über die katholischen Interessen in Deutschland sagen soll, wäre es Ihnen nicht wenigstens möglich, unter Ihren Schülern oder Freunden Jemanden zu finden, der die Güte hätte, unter Ihrer Inspiration uns alle Monate oder alle zwei Monate einen Brief zu schreiben, um uns über diejenigen Ereignisse und Publicationen auf dem Laufenden

*) Unleserlich.

zu halten, welche in die Sphäre unsrer Action einschlagen. — Dieser Correspondent könnte, wenn er wollte, seine Briefe mit seinem Namen zeichnen; aber wir könnten sie auch durch den verantwortlichen Herausgeber unsrer Zeitschrift zeichnen lassen, wie das in unsern Journalen bei auswärtigen Correspondenzen stets geübt wird. —

Gedenken Sie, theurer Freund, der außerordentlichen Wichtigkeit, welche für Sie wie für uns darin liegt, daß Frankreich den Dingen nicht fremd bleibt, die in Deutschland vorgehen. Bedenken Sie, daß mit Ausnahme der oberflächlichen und im eigentlichsten Sinne einseitigen Artikel des Herrn René Taillandier in der Revue des deux Mondes in Frankreich nichts darüber veröffentlicht wird, was man jenseits des Rheines sagt und denkt. Wir würden sehr gerne uns nicht blos in die ausschließlich religiöse Sphäre einschließen, sondern gerne thatsächliche und detaillirte Berichte erhalten über alles, was Literatur, Kunst, Geschichte, selbst Politik betrifft. — Wir sind gern bereit, derjenigen Persönlichkeit, welche uns diesen außerordentlichen Dienst leisten würde, ein bescheidenes Honorar anzubieten, wenn diese Berichte ohne zu großen Aufenthalt übersetzt werden könnten.

Eine Arbeit über das österreichische Concordat, seine Ursachen und Wirkungen wäre ganz besonders nützlich für das französische Publicum.

Endlich ist die Kritik von Rohrbacher, von der wir gesprochen haben, von dringender Nothwendigkeit.

Erbarme Dich meiner, Du Salz der Erde (?), mein Freund.

Reichensperger hat mir geschrieben, daß er den Besuch von Sir John Acton empfangen und davon reichen Genuß gehabt habe. — Er scheint nicht sehr zufrieden mit dem neuen Blatt „Deutschland". Was soll man davon denken?

Verzeihen Sie mir meine Belästigungen, und glauben Sie, theurer Freund, an meine unveränderliche Ergebenheit.

Ch. de Montalembert.

Bitte, vergessen Sie nicht den regelmäßigen Austausch des „Correspondenten" gegen die „historisch-politischen Blätter" zu vermitteln, sei es per Post oder auf buchhändlerischem Wege. Man könnte die „Blätter" an mich adressiren, 40 Rue du Bacq, und ich würde mich direct damit befassen, sie im Correspondenten durchgehen oder besprechen zu lassen."

Livingstone und die Nilquellen.

Die Sache wird immer confuser und mystischer! Ein amerikanischer Reporter zieht nach Südostafrika, rüstet auf Kosten seiner Zeitung eine Entdeckungsexpedition aus und findet den verschollenen Livingstone. Er kehrt zurück, berichtet über seine Zusammenkunft mit dem berühmten afrikanischen Entdecker und stößt in England wie in Deutschland auf die mannichfachsten Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit. Das Wort Humbug wird gelassen ausgesprochen. Livingstone selbst, halb zum Afrikaner geworden, bleibt noch im Innern des den Weißen so feindlichen Erdtheils und sendet wohl einige Briefe und kurze Notizen über seine sechsjährige Reisethätigkeit — aber diese Berichte sind so verworren, so vag und selbst fehlerhaft, daß die Geographie

kaum Nutzen daraus zu ziehen vermag. Das Problem der Nilquellen soll zum so und so vielsten Male gelöst sein und es ist heute noch nicht gelöst. Selbst der Fachmann weis sich schwer durch dieses Labyrinth von Widersprüchen hindurchzuwinden und da wird es denn gut sein dem Publicum einige Aufklärungen zu geben, einmal innerafrikanische Räthsel und nordamerikanische Berichterstattung vor seinen Augen aufzurollen.

David Livingstone, der nun seit 32 Jahren sein Forschungswerk in Innerafrika betreibt, der gegen das anderen Weißen tödtliche Klima gefeit scheint, der auch nicht, wie viele seiner Collegen, von den Schwarzen ermordet wird, sondern wirklich ungestraft unter Palmen wandelt, ist nun seit 1866 zur dritten Forschungsreise aufgebrochen. In den sechs Jahren, die er fort ist, hat er aber nur außerordentlich wenig von sich hören lassen und hatte er auch Gelegenheit Briefe zu schreiben, so nützte er sie doch nicht aus: kurze verworrene Berichte, die nur unsichere Anhaltepunkte boten, trafen ein, so trocken und langweilig geschrieben, daß man sie mißmuthig bei Seite warf. Der Doctor, wie Livingstone allgemein genannt wird, ist überhaupt kein Schriftsteller; er gehört nicht zu jener guten Schule von englischen Reisenden, die wie Wallace, Baker, Burton, Bates u. s. w. das Erlebte vortrefflich darzustellen wissen; im Gegentheil, in der Vorrede zu seinem zweiten Reisewerke „Der Zambesi und seine Zuflüsse" bekennt er ganz offen, er verstände nicht mit der Feder umzugehen und sei, durch seinen langen Aufenthalt unter den Schwarzen, einigermaßen der englischen Sprache entwöhnt worden. Und jetzt erscheint plötzlich ein im prächtigsten Feuilletonstyl geschriebener Artikel im New-York-Herald. Doch wir kommen darauf zurück.

Der schweigsame Doctor, an dem nicht nur sein Vaterland, sondern das ganze civilisirte Europa Interesse nimmt, ist auf seiner letzten Reise wiederholt verschollen gewesen und nicht weniger als drei Expeditionen, die zusammen etwa 20,000 Pfund Sterling kosteten, sind ihm nachgesandt worden, um über sein Leben oder seinen Tod Auskunft zu bringen. Es ist eine Schraube ohne Ende und sehen wir ab von den arktischen Expeditionen, die zur Aufsuchung Sir John Franklins in das Inselgewirr im Norden Amerikas abgesandt wurden, so kennen wir keinen Reisenden — vielleicht Eduard Vogel noch ausgenommen — hinter dem eine solche Suchjagd angestellt wurde. Als es 1868 hieß: Livingstone ist von den Masitu ermordet, wurde ihm Young bis zum Niassa-See nachgeschickt und er kam mit der Nachricht zurück, Livingstone sei verjüngt und wohlbehalten nach Westen aufgebrochen; im verflossenen Jahr sammelte man abermals 5000 Pfund Sterling in England und schickte den Dampfer „Abydos" mit den Lieutenants Dawson und Henn an Bord nach Zanzibar um hinter dem wiederum verschollenen herzureisen und ihn todt oder lebendig heimzubringen — als sie aber an der afrikanischen Küste an-

langten, da war ihm Mr. Stanley, der Berichterstatter des New-York-Herald zuvorgekommen und die „Livingstonesucher“ kehrten unverrichteter Dinge wieder heim.

Wer das Gebiet überschauen will, das geographisch hier in Frage kommt und auf dem vorläufig Livingstones letzte Entdeckungen eingetragen sind, dem empfehlen wir Tafel 10 im Jahrgange 1870 von Petermanns geographischen Mittheilungen. Dort findet man auch eine Uebersicht sämmtlicher Reisen Livingstones seit dem Jahre 1840 chronologisch aufgeführt.

Durch Stanley sind nun — abgesehen von seinem eigenen Berichte über sein Zusammentreffen mit Livingstone, welcher geographisch nur geringes Interesse bietet — jetzt zwei Briefe Livingstones bekannt geworden, die im New-York-Herald vom 26. und 27. Juli abgedruckt sind und zu einer kritischen Besprechung herausfordern. Mancherlei persönliche Beziehungen, langathmige uninteressante Auslassungen Livingstones, seine abgedroschenen Tiraden über den Sclavenhandel, falsche Anschuldigungen gegen den englischen Consul in Zanzibar, Dr. Kirk, übergehen wir hier. Sie sind von geringem Interesse und es wäre im Nutzen der Wissenschaft wahrlich zu wünschen gewesen, daß Livingstone Zeit und Papier dazu verwandt hätte, über seine Entdeckungen, über Land und Leute zu berichten, statt sich mit Phrasen zu befassen, wie „der Sclavenhandel sei eine Schande für die Menschheit“, er sei ungesetzlich, müsse unterdrückt werden u. s. w. Das braucht man nicht aus Innerafrika als Neuigkeit zu melden; darüber ist man schon lange im Klaren.*)

Halten wir uns daher an das wenige Thatsächliche, welches die beiden Briefe bringen. Zunächst bekunden wir unsere volle Uebereinstimmung mit einem Briefe Sir Henry Rawlinsons, des Präsidenten der Londoner geographischen Gesellschaft, der an den Herausgeber der „Times“ (1. August) schreibt, daß die geographischen Berichte Livingstones im New-York-Herald „are too vague in their present shape to admit of useful geographical discussion.“ Gewiß wird es ihm schwer angekommen sein, die Berichte als vag zu kennzeichnen. Der geographische Inhalt des ersten Briefes ist folgender: „Die Wasserheide des südlichen Centralafrika ist über 700 engl. Meilen lang. Die Quellen sind zahllos, d. h. es würde eines Mannes Lebenszeit in Anspruch nehmen, sie alle zu zählen. Sie laufen in vier große Flüsse zusammen und diese wieder in zwei mächtige Ströme im großen Nilthale, das im 10.°—12.° südl. Breite anfängt. Es dauerte lange, bis ich einiges Licht gewann über das alte Problem und zu einer klaren Vorstellung

*) Der Glasgow Herald meldet als authentisch, daß Livingstones Tagebücher versiegelt in den Besitz seiner in Irland lebenden Tochter gelangt seien und erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten. Das ist eine sonderbare Enthaltsamkeit, mit welcher der Wissenschaft nicht gedient ist!

von dem Abflußsystem gelangte. — — Mein letztes Werk bestand in der Verfolgung der Centrallinie des Abflußsystems bis in das Gebiet der Kannibalen, die Manyuema oder kurzweg Manyema genannt werden. In dieser Linie befinden sich vier große Seen. Ich war in der Nähe des vierten, als ich zur Umkehr gezwungen wurde. Er ist drei bis vier Miles breit und kann an keiner Stelle zu irgend einer Jahreszeit durchwatet werden. Es giebt zwei westliche Abzüge. Der Lufira oder Bartle-Freres-Fluß*) fließt in denselben beim Hamolondo-See. Dann fließt der große Fluß Lomami ebenfalls in denselben und zwar durch den Lincolnsee und scheint den westlichen Arm des Nils zu bilden, auf welchem Petherick Handel trieb (and seems to form the western arm of the Nile on wich Petherick traded). Ich kenne nun ungefähr 600 Miles der Wasserheide und unglücklicherweise ist das siebente Hundert das interessanteste, denn dort entspringen, wenn ich nicht irre, vier Quellen von einem irdischen Hügel (earthen mound) und jede wird nach kurzer Entfernung ein großer Strom. Zwei von ihnen nehmen ihren Lauf nördlich nach Aegypten, Lufira und Lomami und zwei südlich nach dem inneren Aethiopien, der Liambai oder obere Zambesi und Kafue. Sind dies nicht die Quellen des Nils, deren der Schreiber der Minerva in Sais Herodot gegenüber Erwähnung that?"

Nein, Mr. Livingstone, das sind nicht die Nilquellen! Sir Henry Rawlinson hat vollkommen recht, wenn er gegenüber diesen Phantasien „des Doctors" auf die Forschungen unseres Landsmanns Georg Schweinfurth hinweist, welche allerdings Livingstone noch unbekannt sind, und von denen ein nicht wissenschaftlich gebildeter Zeitungsreporter, wie Stanley, ihm auch keine Mittheilungen machen konnte. Unser Landsmann hat nun im Frühjahr 1870 zwischen dem 3. und 4.° nördlicher Breite die Wasserheide zwischen den westlichen Nilzuflüssen, dem Bachr-el-Ghazal („der Nilarm, auf welchem Petherick Handel trieb") und den Centralafrikanischen Flüssen nachgewiesen. Er fand dort den großen nach Westen strömenden Nellefluß, welcher wahrscheinlich der obere Lauf des in den Thadsee mindenden Shari ist. Damit ist aber jede Möglichkeit ausgeschlossen, daß Livingstones Lufira und Lomami den oberen Lauf des Bachr-el-Ghasal darstellen. Diese Flüsse können nur die oberen Gewässer des Congo darstellen oder in den Luta-Nzige, den von Baker entdeckten sog. Albert-See münden. Ein Drittes giebt es einfach nicht. Wir

---

*) Bartle Frere ist ein um Indien sehr verdienter Mann; der neue Name ist aber überflüssig. Livingstone treibt schändlichen Unfug mit der Namengebung und wir Deutschen erkennen seine zahlreichen Victorias und Muschisons, Alberts und Lincolns ꝛc. nicht an. Wir behalten die einheimischen Namen bei. Da, wo keine Namen vorhanden, da mag man taufen — sonst aber nicht. Und wie geschmacklos sind die englischen Namen. Victoria und Albert, Eduard und Kunigunde, Kunigunde und Eduard!

sind also sehr weit davon entfernt, die Nilquellen-Frage gelöst zu sehen. Bruce wollte sie gelöst haben, als er die Quelle des blauen Nils im vorigen Jahrhundert im Tanasee Abessiniens fand; Speke wollte sie jetzt mit dem Victoriasee und Baker mit dem Albertsee gelöst haben — nun kommt Livingstone mit seinen verschwommenen Fluß- und Seesystemen! Da wird es doch erlaubt sein, vor der Hand zu sagen: „Ich sehe, daß wir nichts wissen können."

Livingstone war, als Stanley ihn im März in Unjanjembe verließ, um zurückzukehren, „fleischig", munter und guter Dinge; sein Appetit war ganz vorzüglich und er wog — wie der Amerikaner nach ächter Yankeemanier in seinen Briefen angiebt, — etwa 180 Pfund. Unter dem Einflusse des Amerikaners schrieb er ganz anders, als sonst wohl seine Art und Weise ist, oder dictirte er etwa Mr. Stanley die Briefe, welche als Feuilletons ganz gut am Platze sind. In diesem Tone sind wenigstens die ethnographischen Bemerkungen gehalten, die wir annehmen müssen, da geographische mangeln und wir auch nur nebenbei erfahren, wo und wie Livingstone reiste. Zunächst verwahrt er die Schwarzen der Gegenden, welche er besuchte, davor, mit den Negern von der Westküste verwechselt zu werden, die durch Sclaverei, Rum und schlechtes Klima herabgekommen seien. Er stellt sie — ethnographischen Scharfblick hat Livingstone niemals gehabt! — mit den alten Aegyptern zusammen, was ohne Zweifel auf eine Hallucination hinauskommt. Daß jene Schwarzen im Durchschnitte schöne kräftige Leute seien, wollen wir ihm gerne glauben. „Ich war so glücklich, schreibt er, bei der Versammlung der Häuptlinge des großen Chefs Insama zugegen zu sein, der westlich vom Südende des Tanganjikasees lebt, gerade als sie Frieden mit einigen Arabern schließen wollten, die ihre Hauptstadt niedergebrannt hatten; ich bin sicher, daß man in keiner Versammlung in London oder Paris schöner geformte, intelligentere Köpfe sehen konnte und die Gesichtszüge und Formen correspondirten mit den schönen Köpfen. Insama selbst, der eine Art Napoleon in Kämpfen und Erobern in seinen jüngern Tagen gewesen ist, glich den alten Assyriern, die auf den Ninivehmarmorplatten ausgehauen sind, wie Nimrod und andere." Erst die Aegypter, dann die Assyrier, die himmelweit verschieden im Ansehen sind — wie schwach und unkritisch, widersprechend und unwissenschaftlich!

Zu den Weibern übergehend fällt der gute Missionär ganz aus seiner Rolle und hat hier Herr Stanley zur Freude lüsterner Yankees nicht wenige Einschiebungen begangen, so erkennen wir den alten David gar nicht wieder. „Viele der Frauen sind sehr hübsch und gleich allen Frauen würden sie viel hübscher gewesen sein, wären sie geblieben, wie sie sind. Glücklicherweise aber konnten die Lieben ihre reizenden schwarzen Augen, schönen Stirnen, herrlich

gerundeten Glieder, schöngeformten Gestalten, kleinen Hände und Füße nicht ändern. Aber sie mußten sich doch putzen; und das thun sie — ach, die Weibsstücker! — indem sie sich ihre schönen weißen Zähne spitz feilen, wie Katzenzähne. Es war entsetzlich, denn es machte ihr Lächeln, welches so viel Gewalt über uns hat, wie das eines Krokodils. Ornamente sind selten. Was würden unsere Damen thun, wenn sie keine hätten? Aber diese Exemplare des schönen Geschlechts helfen sich damit, daß sie ihre schöne, warme braune Haut über und über mit verschiedenen Mustern tättowiren. — — Sie sind nicht schwarz, sondern hellbraun und tragen etwas Gras als Zierrath im durchbohrten Nasenknorpel. Kasembes Königin, Moari a Ngombe mit Namen, würde entweder in London, Paris oder Newyork als eine wirkliche Schönheit angesehen werden und doch hat sie ein kleines Loch durch den Knorpel ihrer feinen, leicht adlerförmigen Nase gebohrt. Dafür hatte sie aber nur eine Reihe ihrer wundervollen schneeweisen Zähne spitz gefeilt; und wie sie lachen konnte."

Kurz, die Ausbeute an geographischen Thatsachen nach sechsjährigen Reisen Livingstones ist äußerst gering. Wir zweifeln nicht daran, daß er wirklich große Entdeckungen gemacht hat, — aber warum wird alles systematisch vorenthalten? Warum wird nicht im Interesse der Wissenschaft das Tagebuch veröffentlicht, wenn es wirklich in Europa ist? Nun kommt der wissenschaftlich nicht gebildete, wohl etwas renommistische Amerikaner Stanley hinzu, stutzt alles nach seiner Weise zurecht und macht die ohnehin confuse Angelegenheit noch confuser und mysteriöser. Schuld daran aber ist einzig und allein Livingstones Unklarheit und seine Schreibfaulheit. Das afrikanische Klima scheint doch bedenklich auf ihn eingewirkt zu haben.

Centralasien auf der Moskauer Industrieausstellung.

Rußland vertritt in Innerasien die Sache der Kultur. Seine Politik ist dort so klug berechnet und weitausschauend, daß sie in der That wenig zu wünschen übrig läßt. Neben den materiellen Hebeln weiß es vortrefflich moralische Druckfedern spielen zu lassen, die so gut wirken, daß man sagen kann, das Volk in den annectirten Theilen der Khanate ist zufrieden und befindet sich wohl unter dem Scepter des Zaren an der Newa. Die reichen Kaufherren von Taschkand waren entzückt über die Aufnahme in den russischen Zollverband; die Gemeindeältesten der von den Persern abstammenden Sards und Tadschiks nahmen mit Freuden Aemter aus den Händen der Russen an,

sobald die tatarischen Desbegen ihrer Suprematie entkleidet waren. „Immer, schreibt ein russischer General, erscheinen Leute der uns befreundeten Rassen an der Seite unserer Offiziere und halten öffentliche Anreden an das Volk; während wir russische Kirchen bauen, machen sie der Menge weis: eine nächtliche Erscheinung habe den Zar zum Islam bekehrt.“ Das Volk glaubt dieses und die schlimmste Klippe zwischen beiden Theilen, die religiöse, wird dadurch wenigstens gemildert.

Was dem Russen zu Gute kommt, ist seine innere Verwandtschaft mit den centralasiatischen Völkern. Er ist ja nicht der reine Slave, er ist zum guten Theile mit mongolischem Blute gekreuzt und daher das gegenseitige Verständniß. Vambery, der Nager und Befehder Rußlands faßt das sehr wenig galant in folgenden Worten zusammen: „Als halbe Barbaren stehen die Russen ihren turkomanischen Nachbarn nie so schroff gegenüber, wie die Engländer, deren höherem Kulturgrade ein solches Anschmiegen ein unerträgliches Opfer wäre. Die englische Regierung hat es bis heute unter ihrer Würde gehalten, direct mit dem Emir von Bochara zu verkehren; was sie ihm zu sagen hat, gelangt durch den Gouverneur in Calcutta an seine Adresse. In Rußland hat aber selbst der stolze Nikolaus, der Napoleon III. nicht als seinen „Bruder“ begrüßen wollte, den tatarischen Fürsten Mittelasiens gegenüber sich nie als Selbstherrscher aller Reußen, sondern wie ein Chan an der Newa benommen. Das Ergebniß ist, daß wir auf der ganzen Grenzlinie in Asien Nomaden und Ansässige, buddhistische und mohammedanische Völker auf einem solchen Fuße der Freundschaft und Vertraulichkeit mit den Russen finden, wie sonst nirgends in den fremden Besitzungen einer europäischen Macht.“

Rußland baut Straßen, befördert den Karawanenhandel, errichtet Schulen und Telegraphen und denkt an Eisenbahnen in Innerasien. Dampfer gehen dort seit langem schon auf den Seen und Flüssen. Aus kleinen Kosakenposten entstehen Handelsstädte und da statt wilder Raubzüge und Fehden Ruhe und Sicherheit innerhalb der russischen Grenzpfähle eingekehrt sind, so können in den lange vernachlässigten Ländern Handel und Gewerbe wieder zur Blüthe gelangen. Nun hört man freilich oft von öden Steppenlandschaften, wasserlosen Wüsten u. s. w. reden, die Rußland am Jaxartes erworben habe; wer aber wissen will, welche Reichthümer dort vorhanden sind, dem empfehlen wir das Kapitel „Ueber die Productionsfähigkeit der drei turkestanischen Steppenländer“ in Vambery's „Skizzen aus Mittelasien“ (Leipzig 1868. S. 181). Es fehlte vor der russischen Zeit an der nöthigen Bewässerung, ohne die dort kein Leben, keine Ernte ist, es fehlte an Sicherheit und Ruhe bei der Arbeit, es fehlte endlich an Abzug für die erzeugten Producte. Das alles hat Rußland geschaffen oder begonnen zu schaffen. Der Lohn ist nicht ausgeblieben

und ein Blick in die turkestanische Abtheilung der kürzlich eröffneten Industrieausstellung zu Moskau zeigt uns auf Schritt und Tritt den colossalen Fortschritt, den Reichthum jener Länder und die Keime eines gewiß einst gewaltig werdenden materiellen Aufschwungs daselbst.

Der Berliner Correspondent der „Times", welcher als eine der ersten Autoritäten in centralasiatischen Dingen gelten kann und mit scharfem, ja neidischem Auge die Fortschritte Rußlands in Innerasien betrachtet, berichtet jetzt über jene Ausstellung. Auch er, der Brite, der in Rußland den Rivalen erkennt, ist voll der Bewunderung über das, was binnen kurzem geleistet wurde. Er führt eine lange Liste von Gegenständen auf, welche Turkestan ausstellt und die wir unseren nachfolgenden Betrachtungen zu Grunde legen.

Große, sehr instructiv gehaltene Karten orientiren den Besucher der Ausstellung zunächst geographisch über das von Rußland in den letzten Jahrzehnten eroberte Gebiet. Es reicht vom Aralsee, den heute russische Dampfer befahren, im Westen bis nach Kuldsche am Ili im Osten. In letzterer, dem chinesischen Reiche entrissenen Stadt, weht erst seit einem Jahre die russische Flagge, während im Süden Samarkand, Timurs heilige Stadt, der südlichste Posten Rußlands ist. Neben den politischen Karten hängen ethnographische und physikalische. Eine zeigt uns die großen Districte, in welchen Baumwolle gebaut wird und die allmählich sich ausdehnend, die russische Industrie von der amerikanischen oder ägyptischen Baumwolle unabhängig machen werden; eine andere Karte führt die goldreichen Gegenden auf. Während Burees (Travels in Bochara) noch der Ansicht war, daß Mittelasien gar keine oder nur äußerst wenige edle Metalle besitze, sind nun Dutzende von goldführenden Strömen bekannt. Freilich, die Art und Weise, wie das Gold gewonnen wird, ist höchst primitiv und die Einwanderung einiger Dutzend californischer oder australischer Digger als Lehrer könnte nicht schaden. Das Goldwaschen oder vielmehr das Goldfischen geschieht mit mehreren Kameelschwänzen, welche nebeneinander zwischen zwei Stangen aufgehängt werden. Mit diesen wird längere Zeit im Wasser herum geplätschert oder sie werden an einer Stelle in die Flut getaucht, dann herausgezogen und das zwischen den Haaren hängende Gold ausgewaschen. Hier und da beginnt man mit der Einführung ordentlicher Waschapparate. Aber das Gold, soviel es vorhanden, ist immer von untergeordneter Bedeutung neben dem Reichthum an Kohlen, Eisen, Kupfer, Blei, Graphit und den Edelsteinen. Lapis lazuli kommt in Menge vor; der Türkis von Chokand aber steht dem persischen (aus Nischapur) an Farbe weit nach und wird nur von den Nomaden und nogaischen Silberarbeitern gekauft; er ist von grüner und nicht blauer Farbe und daher weniger beliebt als jener.

Neben der mineralogischen Abtheilung dehnt sich die botanische aus;

auch sie ist reich und weist eine Menge neuer auf den Bergen im Osten gefundener, werthvoller Pflanzen auf. Weizen und Gerste werden in Hülle und Fülle gebaut; Reis wächst in großer Menge, in einer Qualität, welche dem ägyptischen Reise gleich ist; als in Europa unbekanntes Getraide kommt dazu noch eine Hirsenart, Dschügeri, (Holcus Sorghum); der Sesam liefert das Oel zum Brennen und für die Küche. Ungemein viel Werth legen die Russen auf den Kender-Hanf, den die Kirgisen bauen, und dessen Fasern in Stärke, Elasticität und Menge den gewöhnlichen, aber doch schon berühmten russischen Hanf übertreffen sollen. Unter den Farbepflanzen erregen in der Ausstellung allgemeine Aufmerksamkeit der Sachverständigen: der Krapp, Rujan oder Bojak genannt, von dem schon große Quantitäten in die russischen Färbereien ausgeführt werden; Isbarak, die Blume des Delphinium hybridum, welche ein unübertroffenes Gelb liefert. Die Asafoetidapflanze, die Ammoniakgummipflanze, der Opiummohn, Ricinus, Rhabarber und andere Medicinalpflanzen kommen in großer Fülle vor. Was das Obst betrifft, so sind, Südfrüchte ausgenommen, beinahe alle Gattungen desselben vertreten und zwar in so großer Menge und so vorzüglicher Qualität, daß damit schon ein Exporthandel nach Rußland und dem obstreichen Indien getrieben wird. Der Mittelasiate ist nicht wenig stolz auf die Vorzüge seiner Obstgattungen, da in Asien die Herrlichkeit und der Werth eines Landes nach der Art seines Wassers, seiner Luft und seines Obstes bestimmt werden. Melonen und Aepfel, Trauben und Pfirsiche sind der Stolz der Turkestaner.

Eine ganz besondere Erwähnung bedarf die Baumwolle; neben der heimischen findet sich bereits die vom Russen Rajewski bei Taschkand aus amerikanischer Sea-Island gezogene und doch kann nicht gesagt werden, daß das amerikanische Product das turkestanische übertreffe. Die Baumwolle Mittelasiens ist ein Artikel von großer Zukunft, schon der Qualität halber, denn sie übertrifft die indische, persische, ägyptische und concurrirt mit der amerikanischen. In den großen Fabriken zu Moskau, Wladimir, Twerskoi u. s. w. wird fast nur turkestanische Baumwolle verarbeitet und zwar in überraschend wachsender Menge. Wäsche, Bettzeug und Tücher der Turkestaner zeichneten sich immer durch Feinheit und Weiße aus, weil sie aus der guten heimischen Baumwolle gewoben waren und dieselben Vorzüge zeigt nun das russische Baumwollengewebe. Die Klagen der Fabrikanten über das mangelhafte Verfahren der Pflanzer, die schlechte Reinigung der Baumwolle, haben in letzter Zeit etwas nachgelassen. Die Cultur der Baumwolle hat in Mittelasien ein um so bequemeres und leichteres Gebiet, als die Baumwollfelder keine Bewässerung nöthig haben und der Regen auch immer, selbst im Frühjahre, für nachtheilig gehalten wird. Die Bearbeitung und Bebauung ist im allgemeinen die am wenigsten mühsame von allen Feldfrüchten, denn man wählt dazu

den harten steinigen Boden, Soga genannt, welcher nur einmal geackert wird. Ueberhaupt kann ganz Centralasien bei dem jetzigen Stande der Cultur mehr als drei Millionen Pud Baumwolle produciren und zwar folgendermaßen auf die einzelnen Chanate vertheilt: Bochara 2 Mill., China und die unabhängigen Gebiete am Amu je ½ Mill., Chokand 300,000 Pud, Serjawschan 160,000 Pud. Rußland, als Besitzerin eines Baumwollenlandes ersten Ranges, hat die Pflicht, die Baumwollenindustrie auch zu ermuntern; dazu kommt, daß von den 70 Mill. Menschen, die Rußland bewohnen, etwa 50 Mill. sich der Baumwolle als vorzugsweisen Bekleidungsstoffes bedienen. Der Bauer trägt Winter und Sommer sein buntes Baumwollenhemd, und Leinenwäsche kennen nur die Frauen, die Männer nicht. Besäße Rußland nicht seine große Baumwollenindustrie, es wäre in einem der Hauptbedürfnisse seines Volks der abhängigste Staat von der Welt und befände sich dadurch in einer so ausnahmsweisen Lage, daß schon diese Rücksichten die Existenz seiner großen und ausgedehnten Baumwollenindustrie gewissermaßen rechtfertigen.*) Man behalte nur dieses Resultat im Auge: Rußland ist durch den Besitz Turkestans von allen fremden Baumwollenmärkten unabhängig geworden und sein innerasiatischer Besitz wird ihm mit der Zeit das werden, was Indien und der Süden der Vereinigten Staaten für die Fabriken Lancasters sind.

Neben dem turkestanischen Rohproducte braucht aber die heimische Industrie sich keineswegs ganz zu verstecken. Das Papier von Chokand, die Gewebe von Bochara oder Schegrisebs mit ihren leuchtenden Farben könnten in allen Schaufenstern unsrer großen Städte mit Ehren bestehen; die halbseidenen Stoffe, die Foulards, Atlasse, obgleich mit höchst primitiven Maschinen hergestellt, zeichnen sich durch Güte, schöne orientalische Muster und Farbengebung, sowie Dauerhaftigkeit aus. Schon im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung war die Seidenzucht aus China nach Turkestan verpflegt worden und einheimische Seidenstoffe kannte man in Bochara bereits in der vorislamitischen Zeit. Samarkand Mergolan, Namengan, Taschkand, Chodschend, liefern die meiste Rohseide, welche bei weitem die persische übertrifft. Das Färben ist fast ausschließlich in den Händen der Juden, das Weben besorgen die Tadschik. Früher, zur Zeit der arabischen Occupation, waren die Seidenstoffe Mittelasiens im ganzen Osten hochberühmt, doch als die geschickteren Meister von den Erobereren nach Damaskus und Bagdad übersiedelt wurden, verschwand allmählich die alte Kunst, welche trotz aller Bemühungen Timurs sie aus Transoxanien zurückzuverpflanzen, dahin war, und erst unter russischer

*) Nach dem Jahrbuch des Finanzministeriums beschäftigen sich im russischen Reiche mit der Baumwollspinnerei, Weberei und Zitzfabrikation zusammen 1879 Fabriken mit 132,354 Arbeitern und einer Production im Werthe von 116,775,635 Rubel.

Aegide wieder aufblüht. In welcher Quantität in Mittelasien die Seide erzeugt wird, kann am besten aus den Umständen erhellen, daß ein großer Theil der allgemein getragenen Baumwollstoffe, Aladscha genannt, stark mit Seide untermischt ist; daß nicht nur die Reichen, sondern auch jeder Mann des Mittelstandes seidne Kleider und Schnupftücher besitzt und daß schließlich nicht nur mit Persien, Indien und Afghanistan ein bedeutender Exporthandel getrieben wird, sondern große Quantitäten dieser Producte auch nach Rußland ausgeführt werden.

In der Abtheilung aus dem Thierreiche finden wir Bären-, Wolf-, Tiger-, Marder-, Fuchs- und Ziegenfelle schön gegerbt und zubereitet. Am wichtigsten ist aber das schwarze krause Lammfell, der „Krimmer" unsrer Rauchwaarenhändler, der vorzüglich aus Karoköl kommt und einen ganz bedeutenden Exportartikel bildet. Das Fell, welches dem jungen Lamm zwei oder drei Tage nach der Geburt abgezogen wird, muß einige Tage in Gerstenmehl und Salz weich werden und soll den besten Glanz erhalten, wenn es mit dem Wasser des Serjawschan gewaschen wird, an dessen Ufern man auch im Juli hunderttausende zum trocknen aufgehängt sieht. Beliebt ist es überall, am meisten in Persien.

Von der Gold- und Silber-Industrie erhält man einen Begriff, wenn man die Geschenke überblicket, welche die Khane von Bochara und Chotan dem Zaren und dem Generalgouverneur von Turkestan gemacht haben, und die in Moskau jetzt ausgestellt sind. Barbarische Pracht und Massenhaftigkeit charakterisiren sie mehr als Schönheit und Eleganz und alle sind auf den Gebrauch des starken Geschlechts berechnet, denn der Orientale kennt nicht die zarten und sinnigen Geschenke, die wir unseren Frauen darbringen. Sammetteppiche mit starkem Goldbesatze, verzierte Yatagons und eingelegte Flinten, Trinkbecher von Gold und Silber sind da vertreten. In einem massiv goldenen Sattel und massiv silbernen Hufeisen gipfelt dieses Departement der turkestanischen Industrie. Türkise bilden den Edelsteinschmuck an all diesen guten, aber wenig schönen Dingen.

Besser sind die Erzeugnisse der Drechsler und Kastenmacher. Noch verstehen die Osttürken die Kunst verschieden gefärbte Holzstückchen zu schönen Kistchen und Schachteln zusammenzufügen, namentlich in Taschkand; die geschnitzten und gedrechselten kleinen Moscheen und Schreine sind Muster in ihrer Art. Verschiedene Gegenstände werden, wie in China, aus Speckstein gedrechselt. Die altmodigen heimischen Waffen daneben, die Filzzelte der Bocharesen und die Uniform derselben aus Kattun zeigen, daß man in der Kriegskunst dort noch sehr zurück ist, und daß die Russen eben keine allzugroße Arbeit hatten, als sie die Khanate bekriegten. Kuldschn, ihre neueste „Erwerbung"

— aber gewiß nicht die letzte! — ist durch buddhistische Götzenbilder, Kohlen, Eisen und chinesische Torturinstrumente auf der Ausstellung vertreten!

Die Ausstellung zeigt, daß Turkestan für Rußland ein höchst werthvoller Besitz ist. Von den Eingebornen seines eignen Werthes und der dürren Umgebung wegen ein in Sand gefaßter Edelstein genannt, wird Mittelasien gewiß unter den Ländern des fernen Ostens eine große Rolle spielen. Die europäische Civilisation beginnt dort den Sumpf der orientalischen-socialen Verhältnisse auszutrocknen, die Errungenschaften unsres Jahrhunderts werden von Rußland dorthin übertragen, dem der Reichthum des dortigen Bodens nicht zu mißgönnen ist. Die größte Frage für Rußland bleibt aber immer einen besseren Verkehr mit der neuen Provinz herzustellen, eine Arbeit die mit unsäglichen Beschwerden verbunden ist.

Aus Bayern.

Nachklänge zum akademischen Jubiläum.

Wie man auch über den Verlauf des Festes urtheilen mag, welches die Münchner Hochschule am Schluße ihres Semesters beging, soviel ist doch für alle Theile klar, daß dasselbe nicht eine Feier von localer, sondern von universeller Bedeutung war. Ihre Wirkungen sind nicht abgeschlossen mit dem Tage, an dem das Gepränge zu Ende ging und so kann es wohl gerechtfertigt erscheinen, daß auch nach demselben noch manches Wort fällt, welches dieser Bedeutung gilt. Und eben darauf sind ja die folgenden Zeilen gerichtet, nicht den vergänglichen Verlauf, sondern den bleibenden Gewinn jener Tage sollen sie darstellen. Man kann indeß denselben nicht begreifen, wenn man nicht die merkwürdige Geschichte der Stiftung ins Auge faßt.

Dieselbe liegt 400 volle Jahre von unserer Zeit entfernt, und ist bekanntlich durch Ludwig den Reichen vollzogen worden. Daß die Macht des klerikalen Elementes, welche damals alle Verhältnisse durchdrang, auch in Dingen der Gelehrsamkeit ihren Einfluß übte, läßt sich nicht verkennen, aber man würde unrichtig urtheilen, wenn man sie als das einzige Element betrachten wollte. Es lag in der Zeit, die der Reformation und der Renaissance vorher ging ein unbestrittener Zug nach wissenschaftlicher Erkenntniß, und eben diesem Zuge verdanken die deutschen Hochschulen ihre Entstehung.

Herzog Ludwig der Reiche hatte für diese Bedürfnisse ein offenes Auge, er hatte von dem Wittelsbachischen Blut gerade jene Eigenschaften in sich

durch welche dieses Geschlecht in der Geschichte hervorragt: ästhetischen Sinn und bürgerliches Wohlwollen, Schöpfungsgeist und Energie. Die zelotische Richtung, welche seine Nachfolger einschlugen, um die Reformation zu bekämpfen, war damals noch gegenstandslos, der große Zwiespalt war noch nicht in die Geschichte hineingetragen und nöthigte noch keinen der deutschen Fürsten zur Wahl. Schon lange ehe die Ausführung möglich war hatte Ludwig den Plan gefaßt, im Centrum von Süddeutschland eine Hochschule zu gründen, bereits im Jahre 1459 hatte sein Vorhaben die Genehmigung des Papstes erlangt, aber Fehden und Streitigkeiten, wie sie die bayerische Geschichte so dicht durchwachsen, hinderten die Verwirklichung. Diese kam erst 1472 zu Stande, wo zuerst die Einladung, dann die Eröffnung der Vorträge und erst zum Schluß die feierliche Einweihung stattfand. Das Datum der Stiftungsurkunde ist bekanntlich der 26. Juni, daß man die Feier des Jubiläums an den Beginn der Ferien verlegte, hatte seinen naheliegenden Grund.

Obwohl die Theologie den Mittelpunkt der Studien in Ingolstadt bildete und an Rang wie an Mitteln die übrigen Facultäten übertraf, so herrschte sie doch keineswegs despotisch. Ja die erste Zeit der Hochschule, man darf wohl sagen, die ersten fünfzig Jahre, gehörten unbestritten der humanistischen Richtung an, die Männer, welche dort wirkten, zählten zu den aufgeklärtesten und maßvollsten in Deutschland. Wir brauchen andere nicht zu erwähnen, wenn wir zum Belege Reuchlin oder Aventinus nennen und wenn wir hinzufügen, daß die Facultät der Artisten, in der vor allem Humaniora gelehrt wurden, binnen kurzer Zeit von 6 auf 36 Magistri stieg.

Gut katholisch war die Hochschule freilich; aber ihre Frömmigkeit läßt sich mit der eines Menschen vergleichen, welcher in der ersten Jugend noch den Glauben der Unschuld übt, und erst dann in reiferen Jahren dem Zelotismus anheim fällt, jener bewußten raffinirten Sorte von Frömmigkeit, bei welcher das Herz nichts mehr zu sagen hat.

So ging es mit Ingolstadt, als es in die Hände der Jesuiten fiel. Die Leidenschaft, mit welcher man dort jeden Gedanken einer religiösen Reform zurückwies, hatte bereits in Dr. Eck, dem bekannten Gegner Luthers, einen Vorläufer gefunden, sie steigerte sich noch, als Herzog Wilhelm IV. sich direct an den Papst Paul III. wandte, daß er ihm einige der frommen Väter als Professoren sende.

Unter denen, welche am frühesten erschienen, befand sich bereits Petrus Canisius, und kaum hatten sie ihr Lehramt begonnen, als auch der helle Streit begann. Sie polemisirten natürlich zunächst gegen die Studien in der philosophischen Facultät und suchten durch Errichtung von Erziehungsanstalten jenen giftigen Keim des Seminarwesens in Deutschland zu legen,

der die Persönlichkeit vernichtet und den Charakter des katholischen Klerus so tief corrumpirt hat.

Zwangsmaßregeln aller Art wurden ins Leben gerufen, die sämmtlichen Docenten sollten das katholische Glaubensbekenntniß beschwören und zwei der bedeutendsten, die sich dessen weigerten, wurden sofort des Landes verwiesen. Das letztere Mittel erwies sich bald von geläufiger Brauchbarkeit, so oft man sich eines begabten Gegners entledigen wollte, und leider bot Herzog Wilhelm in München, den die Societät persönlich bestürmte, willfährig seine Hand zu solchem Terrorismus. Immer weiter wußten die Jesuiten in die philosophische Facultät sich einzudrängen, Schritt für Schritt wie es die Taktik des Ordens ist und schon 1588 verfügte ein herzogliches Decret, daß die genannte Facultät nun ausschließlich mit ihnen zu besetzen sei.

Ihr Einfluß steigerte sich noch, nachdem zwei Männer an die Regierung kamen, die ehedem als Studirende der Hochschule angehört hatten. Es sind dies Kaiser Ferdinand II. und Churfürst Max I. von Bayern. Wie weit man ging, mag daraus erkannt werden, daß nun den Professoren sogar ein Eid auf die (damals noch ganz streitige) unbefleckte Empfängniß abgenommen wurde und daß man bei allen Buchhändlern Haussuchungen in Scene setzte, um unkatholische Schriften aus der Welt zu räumen. Unter solchen Umständen konnten weder die Talente, die unter den Lehrkräften vielfach vorhanden waren, noch die materiellen Zuflüsse, die der Hochschule anheimfielen, Bedeutendes leisten, die Lebensader jeder Universität, die Freiheit war unterbunden.

Den ersten Bruch mit diesem System versuchten die aufklärenden Tendenzen des 18. Jahrhunderts und hier ist es die medicinische Facultät, der ein hervorragendes Verdienst gebührt. Auch Churfürst Max Joseph III., dessen milder Charakter wenigstens zur Toleranz neigte, auch wo er an Einsicht seine Zeit nicht überragte, schuf vieles Förderliche für die Universität, vor Allem, indem er die einzelnen Lehrgegenstände in richtige Proportion brachte und verschiedene Mißbräuche, die sich in der Thätigkeit des Docirens entwickelt hatten, unterdrückte. Einen abermaligen Schritt zur Reaction rief indessen die Stiftung des sogenannten Illuminatenordens hervor, der schon nach einem Jahre verboten und mit der höchsten Energie verfolgt ward.

Radical war indessen der Systemwechsel erst unter Churfürst Max IV., dem nachmaligen ersten Könige von Bayern, unter dessen Regierung eine Reihe von Thatsachen fielen, die vom tiefsten Einfluß auf die Entwicklung des akademischen Lebens wurden. Hieher gehört in erster Reihe die Verlegung der Hochschule zunächst freilich nur nach Landshut. Ingolstadt, dessen Befestigung in den traurigen Kriegen des 18. Jahrhunderts immer mehr in den Vordergrund getreten war, bot damit nicht mehr jene Garantien, welche die Stadt zu Anfang ausgezeichnet, und die Gefahren der Napoleonischen Kriege

machten es nöthig, ein minder stürmisches Obdach zu suchen. Natürlich war der Wegzug von Ingolstadt nur der Uebergang zur Verlegung in die Residenz.

Weiter kommt es in Betracht, daß die Säcularisation der Klöster dem Universitätsfond bedeutende Mittel zuwies, die in jener Zeit um so schwerer wogen, da fast alle Kräfte des Staates durch kriegerische Actionen absorbirt wurden, zum Schlusse aber muß das erwähnt werden, daß man auch in der Berufung der Lehrkräfte und in der Organisation des Lehrplans sich den neueren Ideen anschloß.

Die Durchführung derselben ward allerdings im absolutistischen Geiste jener Zeit vollzogen, aber es kamen wenigstens die rechten Männer an die rechte Stelle und so kurz auch das Domicil der Hochschule in Landshut war (1800—1826), so reich ist es an glänzenden Namen.

Die Uebersiedlung nach München hatte den unbestrittenen Vorzug, daß die Akademie und die reichen wissenschaftlichen Sammlungen sofort der Hochschule zu Gute kamen, in politischer Beziehung war ihre Leitung freilich im Anfang ziemlich disciplinär. Man weiß, daß die Pflege der Kunst, welche unter König Ludwig I. ein so hohes Uebergewicht erlangte, ihren Rückschlag auf die Wissenschaften übte; und erst Max II. war es vorbehalten, hier das Gleichgewicht zu finden. Mit den fünfziger Jahren begann unter dem heftigsten Widerstand der „Autochthonen" das System der „Berufungen"; einer der ersten, der ihnen Folge leistete, war Liebig. Sybel, Bluntschli, Jolly, Windscheid und andere kamen in verschiedenen Zwischenräumen und heute ist die alma Mater an der Isar ein erfreuliches Bild des Zusammenwirkens von Nord und Süd.

Man sieht, welch großer geschichtlicher Hintergrund dem Feste zur Verfügung stand, und diesem waren denn auch die Dimensionen der Jubelfeier selbst ganz ebenbürtig. Sie wuchsen mehr ins Weite als man es ursprünglich berechnet hatte, schon die Zahl der Theilnehmer, die nahe an 4000 kam, war überraschend, und die einzelnen Hochschulen hatten ihre bedeutendsten Namen gesendet, um der Schwesterstadt Ehre zu erweisen. Bekanntlich war die akademische Betheiligung Anfangs nur für die deutschen Universitäten in Aussicht genommen, aber neben Oesterreich und der Schweiz wurde auch Holland, England und Scandinavien beigezogen, veranlaßt durch das Ersuchen der alma Mater in Leyden.

Entsprechend diesen äußeren Verhältnissen war die innere Bedeutung des Festes. Die Entwicklung, welche Europa vor allem seit dem Jahre 1848 genommen hat, gibt den Beweis, wie tief der Zusammenhang zwischen geistiger Bildung und politischer Macht ist, und dieß Bewußtsein trat unter den Festgenossen überwältigend zu Tage. Man feierte nicht den ehrwürdigen 400jäh-

rigen Geburtstag einer einzelnen Universität, sondern den Triumph der Wissenschaft an sich und die Erfolge, die er in jüngster Zeit gewann. Aus diesem Gefühle entsprang der begeisterte nationale Zug, der durch die ganze Jubelfeier hindurchklang, der unmittelbare Antheil, den die Wissenschaft an der Neugestaltung des Vaterlandes gehabt, war eigentlich der letzte und innerste Gegenstand der Verherrlichung. Unter einem solchen Gesichtspunkt verlor sich natürlich der locale Charakter des Festes, soweit etwas Beschränkendes in diesem Begriffe liegt, aber er blieb, sofern er der Zusammenkunft gerade jene individuellen Töne gab, die doch vor allem der Süden und die vor allen andern Städten München besitzt.

In jener glücklich-gemischten Atmosphäre, in der sich die geistige Bedeutung mit einer gemüthvollen Geselligkeit, in der sich ein freisinniges Bürgerthum mit kräftiger Originalität verbindet, war der richtige Boden für das gedeihliche Zusammensein all der verschiedenen Stämme und der verschiedenen Charaktere.

Man muß den bayerischen Staatsorganen die Ehre geben, daß sie mit großen Sympathien und mit wirklicher innerer Theilnahme dem Fest entgegen kamen. Es gilt dieß vor allem von den Spitzen des Hofes, von dem sich mehrere Prinzen persönlich betheiligten, während Seine Majestät neben jenen Acten, die er durch eigene Gegenwart beehrte, auch noch schriftlich seinen Antheil zum Ausdruck brachte. Die beiden Handbillete an Döllinger, die diesen Zweck haben, sind hochwichtige Documente, denn sie garantiren die Förderung der Wissenschaft in einer Weise, die nicht ohne Zusammenhang mit einem liberalen Regime im Allgemeinen gedacht werden kann. Fast sämmtliche Minister waren als Vertreter der Staatsregierung Zeugen der Feier und die Stellung, die sie zu derselben einnahmen, beweist, daß es sich nicht um eine officielle Höflichkeit, sondern in der That um Principien handelte. Nach welcher Richtung dieselben wiesen, das ist wohl jedem der Leser bekannt auch ohne daß wir es aussprechen, es ist dadurch documentirt, daß Döllinger es war, der die Festrede hielt, der die Universität vertrat und der von allen Seiten die offenste Huldigung erfuhr. Erfreulich ist es übrigens, daß dieselbe nirgends einen polemischen Charakter annahm, der Friede des Festes ward nicht durch Betonung und Schärfung von Gegensätzen gestört, man war überzeugt, daß die Ideen des Fortschrittes zum Siege führen, auch ohne daß man sie in demonstrativer Weise zuspitzte. Sie besitzen in München Boden genug, um jeder Reclame entbehren zu können.

Aber das eine Gefühl beherrschte alle: die Hochschulen waren es, die in den schlimmsten Zeiten die Freiheit und das nationale Gefühl in Deutschland gepflegt haben und dieser Beruf muß ihnen auch jetzt ungeschmälert erhalten bleiben, nachdem es gilt, diese Güter nicht mehr von ferne zu erstreben, sondern

nur zu bewahren und zu entwickeln. Darin waren alle Theilnehmer einig und darin lag die ethische und politische Bedeutung des Festes.

E.

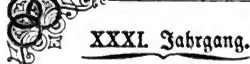
Kleine Besprechungen.

Ueber Oelfarbe und Conservirung der Gemäldegallerien durch das Regenerationsverfahren von Max von Pettenkofer. Zweiter Abdruck. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn, 1872. — Der berühmte Gelehrte veröffentlicht unter diesem Titel — nunmehr schon in zweiter Auflage — die Geschichte und Methode einer der bedeutendsten Erfindungen seines reichen Lebens, seines Regenerationsverfahrens zur Wiederherstellung des molekularen Zusammenhangs des Farbkörpers bei Oelgemälden. Die Schrift verdient weit über die Kreise der Berufsgenossen, der Kunsthändler, Restauratoren, Galleriedirectoren, Chemiker u. s. w. hinaus die allgemeinste Beachtung des deutschen Publicums. Denn auch an den Stellen, wo sie, bei Schilderung der Technik und der Wissenschaftlichkeit des Pettenkofer'schen Regenerationsverfahrens von dem Laien längere Geduld und Aufmerksamkeit für chemische Auseinandersetzungen fordert, wird ihr dennoch auch der Laie mit höchster Spannung und mit dem lebhaftesten Interesse folgen. Denn es ist gewissermaßen ein Musterbild deutscher gelehrter Forschungs- und Erfindungsarbeit, das uns Pettenkofer überaus schlicht und bescheiden und überaus anschaulich hier vorführt. Wir sehen einen kühnen großen Gedanken entstehen, begründen, reifen und segensreich sich verwirklichen, trotz aller Einwürfe und Machinationen kleiner Geister, welche seit den Tagen des Columbus immer wieder mit dem Einwande der Mönche von Valladolid sich an die Ankerketten glückhafter Entdeckungsfahrzeuge heften, daß man den großen Wasserberg nicht wieder hinaufschwimmen könne, wenn man einmal darauf hinabgeglitten sei. Gerade auch in Bezug auf den Kampf mit Neid, Unverstand und Undankbarkeit bietet uns die vorliegende Schrift ein Musterbild aus dem Leben eines deutschen Forschers. Ging man doch in München soweit, daß man sich des Hauptmittels des Pettenkofer'schen Regenerationsverfahrens, welches er zuerst der Verwaltung der königlichen Sammlung angezeigt und anvertraut hatte, bedienen wollte, um seine auf Patentirung gestützten Ansprüche an den Staat grundlos zu machen! Es bedurfte Seiten Pettenkofer's des Appels an den Rechtsweg, um sich eine annähernd geziemende Entschädigung für jahrelange Mühen und Arbeiten Seiten des bayerischen Staates zu sichern. Niemand mehr als Pettenkofer selbst gibt zu, daß sein Regenerationsverfahren noch erheblicher Vervollkommnung fähig sei. Denn er ist ja eigentlich nur zufällig auf diese Forschungen geführt worden und es liegt in der Natur derselben wie seiner Berufspflichten, daß diese Forschungen nur eine gewisse Zeit hindurch fortgesetzt und bei einer bestimmten Anzahl von Bildern mit einer beschränkten Anzahl von Bindemitteln u. s. w. angewendet und erprobt werden konnten. Aber Alle, welche ein Interesse haben für die höchst bedeutsame Frage, welche diese Forschungen zu lösen versuchten und welchen die vorliegende Schrift gewidmet ist, werden aus letzterer die reichste Anregung, Belehrung und Förderung empfangen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.



XXXI. Jahrgang. II. Semester.



Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 35.

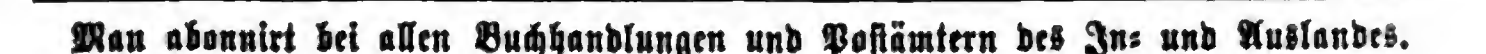
Ausgegeben am 23. August 1872.

Inhalt:

Leipzig, 1872.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)



Frankreich und die allgemeine Wehrpflicht

von

Max Jähns.

V.*)

In die Zeit der trostlosen, apathisch-schlaffen Flucht Napoleon's aus Rußland, als er stundenlang ohne ein Wort zu sprechen zwischen Berthier und Murat im Wägen saß und sich in einen Abgrund trostloser Betrachtungen vertiefte, fiel die Nachricht von der Verschwörung Mallet's. Sie war ein abenteuerlicher Streich; aber sie gleicht dem Schatten, welchen kommende Ereignisse vor sich her werfen, und zugleich ist sie ein Symptom von der tiefen Krankheit der Armee, von dem Zersetzungsproceß, an dem sie litt, von der allzuschwachen Fundamentirung dieses den Erdkreis blendenden Kaiserthums. — Weitverbreitet war im Heere und vornehmlich im Officiercorps, eine immer mehr um sich fressende Unzufriedenheit: Abneigung gegen die nie endenden Kriegszüge, dunkle Empfindungen von der Mitschuld der Armee an den Leiden der Nation; und den ideellen Anhalt, den moralischen Hintergrund empfingen solche Stimmungen an den Principien der republikanischen Partei, denen Consequenz und Ehrlichkeit am wenigsten fehlte. So umfangreich und vielverzweigt traten die auf den Umsturz der herrschenden Verhältnisse gerichteten Bestrebungen im Heere auf, daß sie den Charakter weitgreifender Militärverschwörungen annahmen, die sogar ihre besondere Literatur erzeugten.**) Dennoch dürfte gerade die fanatische Unternehmung des Generals Claude François de Mallet von den Bestrebungen solcher Geheimbünde fast unabhängig gewesen und, wenigstens der Hauptsache nach, ganz aus dem Kopfe jenes Enthusiasten selbst entsprungen sein. Mallet, welcher 1799 Brigadegeneral in der Alpen-

*) Mit diesem Artikel beginnt die Fortsetzung der in Nr. 11 des ersten Semesters abgebrochenen Aufsätze über den gleichen Gegenstand, an deren unmittelbarer Weiterführung der Herr Verfasser durch dienstliche Arbeiten und Reisen verhindert war. In den nächstfolgenden Nummern wird dieser historische Ueberblick über das moderne französische Heerwesen bis zur Gegenwart geführt werden. Die Redaction.

**) Hauptwerk: Histoire des sociétés secrètes de l'armée. Paris. 1815.

armee gewesen und 1805 das Gouvernement von Pavia erhalten hatte, war ein leidenschaftlicher Republikaner. Als solcher ließ er sich zu heftigstem öffentlichem Tadel der napoleonischen Politik hinreißen, wurde abgesetzt, ging nach Paris und trat sofort in Umtriebe gegen die Regierung ein. Er wurde verhaftet und, obgleich man ihn keiner strafbaren Handlung überführen konnte, von der Polizei jahrelang hingezerrt, bis man ihn endlich 1812 in ein Detentionshaus brachte. Aber hier fand er gerade den Heerd für seine Flamme. Mit mehren Royalisten, zumal mit dem kühnen Abbé Lafon, entwarf er einen Plan zum Sturze des mit seinen Heeren im fernen Osten fechtenden Tyrannen. Mallet und Lafon entwichen, erschienen in einer Kaserne von Paris und verkündeten den Truppen, daß Napoleon in Rußland umgekommen sei. Sie wiesen nachgeahmte Senatsverfügungen vor, welche dem General Lamotte (so nannte sich Mallet) die Truppen zur Verfügung stellten und die Republik proclamirten — und ohne irgend zu zweifeln oder zu widerstreben stellte sich die haranguirte Kohorte bedingungslos zur Verfügung. Ohne zu zaudern besetzte der Commandeur eines Regiments auf schriftlichen Befehl Mallet's die Barrieren der Stadt, um Paris abzusperren. Nun hatte die Unternehmung festen Boden gewonnen. Die frondirenden Generale Guidal und Lahorie, von denen der erstere mit den Engländern conspirirt haben sollte, während der letztere als ehemaliger Stabschef Moreau's verdächtig war, wurden aus dem Gefängnisse von Laforce befreit, und indessen diese Männer, mit gefälschten Senatsbeschlüssen ausgerüstet, die Minister der Polizei und des Krieges gefangen nahmen und auf die Conciergerie brachten, deren Behörden den Empörern gläubig gehorchten, wandte sich Mallet, von der Dunkelheit der Nacht beschützt, gegen die Commandantur. Gouverneur von Paris war Hullie, dieser merkwürdige Genfer, der sich vom Uhrmachergesellen zum Leibjäger eines Cavaliers, vom revolutionären Deputirten der Pariser Plebs zum Generaladjutanten Buonaparte's entwickelt hatte und den der Kaiser mit Vorliebe grade da verwendete, wo es auf wachsame Festigkeit und kluge Ergebenheit ankam. — Ihm theilte Mallet das Märchen vom Tode des Kaisers und die Errichtung einer provisorischen Regierung mit, welche in der That gleichzeitig von Lafon auf der Präfectur installirt wurde, und bot ihm den Befehl über die bewaffnete Macht, an, wenn er zur Verfassungsänderung beitragen wollte. Hullie sprach seine Zweifel an dem Tode Napoleon's aus, und als Mallet bemerkte, daß der Gouverneur ihn durch Zögern nur hinzuhalten und Zeit zu gewinnen suchte, schoß er ihm eine Kugel vor den Kopf, begab sich zu dem Chef des Generalstabs Doucet und forderte nun diesen auf, das Commando von Paris zu übernehmen. Hier scheint sich Mallet zuerst unsicher benommen zu haben, und als er durch einen Adjutanten erkannt, von einem Polizeiofficianten mit Sicherheit recognoscirt war, verlor er die Haltung, suchte er sich mit dem Degen

durchzuschlagen, wurde überwältigt, und damit war die Verschwörung die einige Stunden lang so erstaunliche Fortschritte gemacht hatte, mit einem Schlage vernichtet. Die Minister des Krieges und der Polizei wurden sofort befreit, die Truppen von den Barrieren zurückgezogen; schon am folgenden Tage standen die Generale Mallet, Lahorie und Guidal vor dem Kriegsgericht und drei Tage später wurden sie auf der Ebene von Grenelle erschossen. Die Justiz war so prompt wie die Ueberraschung, deren Macht die höchsten Gewalthaber der Hauptstadt einige Stunden erlegen waren und die sich nur aus jener eigenthümlichen Willenslosigkeit, jenem stumpfen Gehorchen erklärt, in welche die Menschen despotischer Staaten zu verfallen pflegen. Der Tod dieser drei Generale sollte ihren momentanen Erfolg vergessen machen; aber die Worte Mallet's, die er sprach, als man ihn um seine Mitschuldigen befragte: „Wäre ich glücklich gewesen, so würde ich ganz Frankreich, ja ganz Europa zu Mitschuldigen gehabt haben!" —*) diese Worte prägten sich gewaltig ein; denn sie enthielten ein hohes Maaß von Wahrheit, das selbst auf Napoleon einen schneidenden Eindruck gemacht zu haben scheint. Denn daß jene heftigen Aufwallungen und unvorsichtigen Wuthausbrüche, denen er sich nach der Ankunft in Paris bei der Erörterung von Mallet's Verschwörung überließ, wie Thiers meint, nur dazu gedient haben sollten, die Aufmerksamkeit von dem russischen Elende abzulenken, das erscheint wenig glaublich. Für den Schöpfer der napoleonischen Dynastie war es weit schmerzlicher, daß Paris so leicht an seinen Tod geglaubt und sich unter Annahme desselben, statt zu Füßen der Kaiserin und des Königs von Rom, in die Arme einer provisorischen Senatsregierung geworfen hatte, als daß die größte Armee der Welt durch seine Schuld nutzlos untergegangen und er sein Haupt mit dem Haß, der Verwünschung, dem Fluche der Jahrhunderte beladen hatte. Die Verschörung Mallet's war eine Drohung,**) war der Ausdruck eines feindlichen

*) **Lafon: Histoire de la conjuration de Mallet. Paris 1814** und **Lemare: Mallet, ou coup-d'oeil sur l'origine, les éléments, le but et les moyens des conjurations. Paris, 1814.**

**) Nicht mit Unrecht quälten Napoleon bange Sorgen; gerieth er doch unmittelbar, nachdem er in Smogorni die Große Armee verlassen, in eine Lebensgefahr, von der er freilich niemals etwas erfahren hat, von der wir jedoch mit Bernhardi's Worten hier erzählen wollen, weil dessen von einem unmittelbar Betheiligten herrührender Bericht einen tiefen Einblick in die Stimmung der Armee gewährt. — Napoleon traf in Oßmiana die Division Loison von Augereau's nachgerücktem Corps, welche aus 7 französischen, 2 neapolitanischen und 10 deutschen Bataillonen (Frankfurtern, Thüringern und Anhaltern) bestand. Sobald der Kaiser angekommen und in einem Hause abgestiegen war, wurden die sämmtlichen Grenadier-Compagnien der im Orte stehenden deutschen Regimenter zusammengezogen und vor dem Hause als Ehrenwache aufgestellt. Der Major eines französischen Regiments, Lapie, sagte mit einer gewissen Bedeutung zu den Officieren: „Maintenant Messieurs, ce serait le moment!" — Wozu der Augenblick gekommen sei, das war Allen ohne Weiteres einleuchtend, obgleich nie vorher von dergleichen unter ihnen die Rede gewesen war — und daß

Princips; der Untergang der großen Armee war dagegen nur ein Ereigniß, ein Verlust. — In diesem Sinne ist jener vom glühenden Hasse beseelte Ausbruch gegen die „Ideologie“ zu deuten, dem sich der Imperator gegenüber dem Staatsrath überließ. „C'est à l'idéologie, à cette ténébreuse métaphysique“ so rief er, qu' il faut attribuer tous les malheurs de la France!“ Ihr schrieb er das Auftreten der Blutmenschen, ihr das Princip des Volkswiderstandes*) (le principe de l'insurrection comme un devoir) zu, dies Princip, das er so furchtbar haßte, weil er fühlte, wie verderblich es ihm sei, und das er doch selbst, als die Invasion von 1814 hereinbrach, zu dem seinen zu machen gezwungen ward. — Vorläufig freilich war er noch weit entfernt, auf diesen ungeheuren Hebelarm zu drücken: das durch Senatsconsulte in Bewegung zu setzende Pumpwerk der Conscription schien zunächst ja noch vollständig auszureichen. Aber indem wir die Maßnahmen ins Auge fassen, welche der Kaiser ergriff, um ein wieder schlagfertiges Heer aufzustellen, werden wir doch schon Einrichtungen begegnen, welche darauf hindeuten, daß auch dieser autokratische Wille der Nothwendigkeit immer näher gerückt wurde, auf die vom Volksgeiste gehobene Volkskraft widerwillig zurückzugreifen.

Als der Kaiser in Smorgoni sein Heer verließ, war er über den Gesammtumfang der Verluste so schlecht unterrichtet, daß er hoffte, die „große Armee“ noch aus ihren eigenen Elementen reorganisiren zu können. Er schätzte ihre Einbuße auf die Hälfte des Effectivstandes; und aus dieser Anschauung heraus begann er am 30. December 1812 zu Paris seine Herstel-

man über die That selbst einig sei, das verstand sich von selbst. Man drängte sich sogleich um Lapie, die Ausführung zu berathen und es wurde beschlossen, der älteste der anwesenden Hauptleute sollte mit seiner Compagnie ins Haus dringen, den Mameluken und Jeden, der sich wehre und natürlich Napoleon selbst niederstoßen. Dann wollten die deutschen Regimenter mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Russen übergehn, und von der Mannschaft des 113. französischen Regiments, das fast ganz aus Piemontesen bestand, war man überzeugt, daß sie herzlich gern dasselbe thun werde. Die Ausführung war leicht; Seslowin stand mit seinem Streifcorps südlich der Stadt ganz in der Nähe. — Aber wie weit ist von der Vorstellung einer solchen That zu der That selbst! — Dem ältesten Hauptmann, Herrn von S. von den weimarschen Grenadieren, fiel nun erst ein, daß die That, die man ihm zumuthe, ein Mord sei und sich mit der Ehre eines deutschen Edelmannes und Officiers schlecht vertrage. Da Lapie den Anschlag gemacht habe, stehe ihm auch die Ausführung zu; Lapie wendete ein: er befehlige keine Compagnie und habe daher keine Leute, deren er so sicher sei, wie Herr von S. — Während so einer dem andern die Ausführung zuschob, trat Coulaincourt in die Thür, schlug in die Hände und rief ungeduldig: „Eh bien! pourquoi ne partons nous pas?“ — Gleich darauf fuhren Napoleon's Wagen und Schlitten vor; er setzte sich, sorgfältig in Pelze gehüllt, mit Coulaincourt in den Wagen und fuhr davon. Der „moment“ war verloren. (Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Grafen von Toll.)

*) Thiers: Histoire de Consulat et de l'Empire. Tome 15. „Quel spectacle que cette colère contre la philosophie, quel spectacle, donné à la nation la plus intelligente de l'Europe!“ ruft Thiers in bescheidener Verzweiflung aus.

lungsarbeiten. Bald genug aber wurden diese Illusionen zerstört. Am 27. Januar 1813 schrieb Napoleon an den Vice-König von Italien, welcher es an Murat's Stelle übernommen hatte, die Heerestrümmer zu sammeln und zu befehligen: „Mon fils, je n'ai pas encore des idées bien nettes sur la manière, dont l'armée doit se réorganiser . . . J'attends pour cela de nouveaux renseignements.“ Diese sollten nicht lange ausbleiben; aber sie waren dazu angethan, jeden Selbstbetrug zu zerstören. Denn am 1. Februar berichtete Prinz Eugen von Posen aus an den Kaiser über den Stand der Großen Armee: — 1600 Mann vom I. Corps, 1900 vom II., 1000 vom III., 1900 vom IV. — also 6400 Combattanten — das sei Alles, was von 36 Regimentern, von 156 Bataillonen d. h. von mehr als 125,000 Mann ausschließlich französischer Infanterie übrig geblieben!*) Dieser Rest der vier alten Corps war in die Oderfestungen eingeschlossen und natürlich viel zu schwach um sie zu halten. Man beeilte sich, ihnen die garnisons des vaisseaux zu Hilfe zu schicken: d. h. eine gewisse Anzahl von Depôt-Bataillonen, welche bisher dazu gedient hatten, die in den Häfen liegenden Hochbordschiffe zu bewachen und die der Kaiser schon durch ein von Moskau datirtes Decret zur Completirung seiner Armee in Bewegung gesetzt hatte. Die Stärke derselben betrug 7300 Mann (von denen etwa 4000 Franzosen); doch gelang es nur die Detachements der Schelde und von Texel nach Spandau und Cüstrin zu werfen; die von Toulon, Rochefort, Brest und Cherburg waren erst zum März zu erwarten.

Was sich von andern Corps der großen Armee oder von Nachzüglern sammelte, schloß sich an das Corps Grenier an, welches, 16,000 Mann aller Waffen stark, nach dem Abzuge Augereau's (XI. Corps) von Berlin zur Großen Armee, dessen Stelle in der preußischen Hauptstadt eingenommen hatte. Dies von Verona angelangte Corps bildete jetzt die Hauptmacht des Vice-Königs Eugen; ihr schlossen sich die Trümmer der Division Durutte unter Reynier, sowie Marschall Macdonald an, der nach York's Entschließung noch über 7 bis 8000 Polen gebot. Theile der Sachsen standen in naher Aussicht und traten später auch wirklich hinzu, und dieser Rückzugsrest der „Großen Armee“ empfing nun den stolzen Namen der „Avantgarde der Großen Armee von 1813.“

---

*) Camille Rousset: La Grande armée de 1813. Paris 1871. Dies Werk des ausgezeichneten Akademikers, welches während des Krieges erschien, konnte Angesichts der drängenden Tagesinteressen bisher noch keine eingehende Würdigung erfahren und ist noch überaus wenig gekannt. Dem ganzen vorliegenden Artikel liegt es als das neueste und am meisten authentische Material zu Grunde. Denn Rousset stützt sich durchweg auf die Acten und Correspondenzen der Archives de la Guerre, und das Wichtigste und Interessanteste seiner Mittheilungen aus Original-Piecen ist auch hier aufgenommen worden.

Eine Maßregel von solcher Kleinlichkeit wie jene zum Theil sogar mißlingende Sendung der Schiffsgarnisonen an den Prinzen Eugen unmittelbar nach der Verfügung über die größte Armee der Welt — das ist ein Gegensatz, wie ihn wol wenige Menschen zu ertragen vermögen. Napoleon überwand ihn. Niemals hat er sich als Organisator energischer, einsichtiger, schöpferischer gezeigt, als in diesem verhängnißvollen Augenblick. Seinem mächtigen Genius kamen die günstigsten Verhältnisse zu Hilfe: eine scharf centralisirte, routinirte Verwaltung, die Gewohnheit solcher Organisationen, eine dichte Bevölkerung auf nicht zu großem Raum, trefflich ausgestattete Arsenale und eine intelligente Bevölkerung, die, sie mochte geleistet haben, was sie wollte, doch schon durch zwanzigjährigen Raub in allen Ländern, die reichste von Europa war. — Dort die Nothwendigkeit, hier die Hilfsmittel. Napoleon zauderte nicht, sie zu gebrauchen. Er sah es ein: reorganisiren genügte nicht mehr. Es galt, eine ganz neue Armee zu schaffen. Doch auch diese sollte wieder eine Grande armée werden. „Ist der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name doch!"

Fassen wir ins Auge, was der Kaiser von Streitkräften vorfand, als er nach Frankreich zurückkehrte.

Es waren da zunächst 120,000 Conscribirte des Contingents von 1813, welche bereits im October 1812 eingestellt worden waren. Ihre Ausbildung hatte, weil die verfrühte Rekrutirung nur überaus langsam und widerwillig von Statten gegangen war, im December noch nicht einmal begonnen. Sie waren also militärisch noch in keiner Weise brauchbar.

Man hätte ferner in Frankreich vorzufinden erwarten sollen die 120,000 Conscribirten des Contingents von 1812. Aber von ihnen befand sich fast keine Spur mehr in den Depots. War doch aus diesen Depots seit acht Monaten eine endlose Kolonne entsandt worden, welche unaufhörlich vom Rhein an die Weichsel in Marsch war, um die große Armee mit Menschen zu nähren. Waren doch aus diesen Conscribirten von 1812 jene Divisionen des X. und XI. Corps gebildet gewesen, die man der retirirenden Armee entgegengesandt und die von ihr mitgerissen wurden ins Verderben; bestand doch aus eben jenen Conscribirten die Division Durutte, welche bei Kalisch focht und vorging. War das Kontingent von 1812 doch so völlig verbraucht, daß ein Decret vom September 1812 zur Auffrischung desselben auf die Conscription von 1813 vorausgriff und 17,000 Mann vorwegnahm, welche übrigens bei der einen Monat später erfolgenden Rekrutirung nicht in Anrechnung kamen. — Trotz dieser Hilfe aber fanden sich, als im October auf Befehl aus Moskau eine scharfe Musterung der Depots vorgenommen wurde, doch nicht mehr als 1822 marschfähige Leute in denselben vor. Die

Conscription von 1812 und ihre Vorläufer waren also absorbirt, wenigstens so weit, als sie gesetzlich disponibel waren.

Aber es gab noch andere Hilfsquellen. Jene 1700 Prä-Conscribirte hatten zur Completirung der Kohorten gedient, und diese Institution, über deren Entstehung wir früher (Heft 11 Seite 412) berichtet, sollte jetzt wichtig werden. Zuweilen freiwillig, öfter provocirt, wurde in den Kohorten der Wunsch laut, ins Feld zu ziehn. Nicht eine französische, sondern eine Kohorte im äußersten Holland richtete zuerst diesen Wunsch an den Kaiser, der ihre Adresse sogleich im Moniteur veröffentlichen ließ, und nun begann die Bewegung unter officiellem Einfluß allgemein zu werden. Am 11. Januar 1813 verordnete ein Senat-Consult: Die 100 Kohorten des ersten Banns hören auf, ein Bestandtheil der Nationalgarde zu sein und treten zur Armee über. Sachlich war das auch ganz angemessen; denn die Mannschaft war zwischen 20 und 25 Jahren alt und etwa 10 Monat lang exercirt worden; rechtlich war es bedenklich, da man den Kohorten bei ihrer Aufstellung ausdrücklich zugesichert hatte, daß sie lediglich zur Territorialvertheidigung gebraucht werden sollten. Aber an dergleichen kehrte sich Napoleon gar nicht. Eilboten überbrachten den Kohorten jenen Befehl und vierundzwanzig Stunden später befanden sie sich bereits auf dem Marsch nach allen Richtungen der Windrose. Die Kohorten (es waren übrigens nur 88) wurden zu je vieren in 22 Linienregimenter formirt mit einer Gesammt-Feldstärke von 78,000 Mann.*)

Die Artillerie-Compagnien, welche immer nur nominell den Kohorten attachirt gewesen, wurden nun definitiv von den neuen Regimentern getrennt und zu 3 Artillerie-Regimentern à la suite der Armee vereinigt, welche durchaus tüchtig und wol instruirt waren. — Die so gebildete Streitmacht stellte sofort 11 Regimenter unter dem General Lauriston als Observations-Corps der Elbe zur Unterstützung der Heerestrümmer, welche Prinz Eugen vom Pregel an Elbe und Saale zurückführte, ferner 8 Regimenter als Kern eines unter Ney's Befehl bei Mainz zu formirenden 1. Observations-Corps des Rheins und 3 Regimenter zu dem vom General Bertrand gebildeten Observationscorps von Italien. Das Material an Mannschaft, welche diese neuen Regimenter enthielten, war ohne Zweifel gut und tüchtig, was ihnen aber in empfindlicher Weise abging, das waren brauchbare Officiere. Verabschiedete, oft völlig verwahrloste Officiere hatten die Ausbildung der Kohorten geleitet; aber wenn ihnen auch die Dressur gelungen

*) Jedes dieser Regimenter (Nr. 135 bis 156) bestand aus 4 Kriegsbataillonen zu je 6 Compagnien von 150 Mann und einem Depotbataillon, das aus den 4 alten Depotcompagnien der Kohorten formirt ward.

sein mochte, so waren sie doch vollständig ohne Autorität. Verlobdert und vereinzelt fand der Marschall Lefebvre 6 Kohorten auf der Straße von Paris nach Chalons; öffentlich erklärten die Soldaten zweier anderer Cohorten: sie würden ihre Officiere tödten, wenn sie wagten, an ihrer Spitze durch Paris zu ziehn, und auf besondere Anordnung Napoleon's wurde Paris von ihnen umgangen. Massenhaft mußten die Officiere ausgeschieden werden; dadurch aber wurde der Mangel so groß, daß der General Lauriston kaum vierzehn Tage vor Ausbruch der Feindseligkeiten dem Kriegsminister berichtete, daß ihm 83 Kapitaines und 73 Lieutenants fehlten. „Le manque de capitaines est vraiment nuisible, ces officiers sont l'âme des compagnies." *)

Außer den Cohorten befanden sich in Frankreich eine große Anzahl dritter und vierter Bataillone solcher Regimenter, die in Spanien fochten und eine noch größere Menge einzelner Bataillone, die oft seit Jahren von ihren Regimentern abgezweigt waren und die nun alle am Rhein und in Italien verwendet werden sollten: die ersteren als regelmäßige Regimenter unter besonderer Nummer, die letzteren, zu je zweien vereinigt, als provisorische Regimenter. Aber in Wahrheit bildeten diese „Regimenter" nur schwache Cadres und waren ebenso gut erst auszufüllen, wie die in den Trümmern der großen Armee zurückerwarteten Cadres. — Vorläufig stellten die Observationscorps an Elbe und Rhein, also die aus den ehemaligen Cohorten gebildeten Regimenter, fast allein formfertige Truppen dar.

Was die Herstellung der Cadres aus den Resten der großen Armee betraf, so sah es freilich nicht besonders damit aus. Napoleon hatte erwartet, daß er aus jedem Regiment den Rahmen für fünf Bataillone bilden könne, die zu Erfurt und Augsburg aufgestellt werden sollten; aber nachdem der Vicekönig mit großer Mühe von jedem Regiment der vier ersten Armee-Corps kaum eine, (sehr selten zwei) Compagnien gesammelt hatte, vermochte er kaum soviel Officiere und Unterofficiere zurückzuschicken als zur Aufstellung von höchstens zwei Bataillonen nothwendig waren. Oft aber war auch das nicht möglich; denn manches Regiment wie z. B. das leichte 33., bestand nur noch in der Erinnerung; kein einziges Element seiner Cadres war vorhanden. — Unter solchen Umständen griff der Kaiser nach Spanien, dessen Heer in verhältnißmäßig günstigen Umständen war und wo ja 88 Regimenter standen. Er befahl, alle irgend entbehrlichen Cadres oder Fragmente derselben nach Frankreich zu senden. Hier wurden sie mit Jubel begrüßt und für die Aufstellung der neuen Armee von ganz unschätzbarem Werthe. Ueberaus groß war der Mangel an Officieren. Zwar mag Bernhardi Recht haben, wenn er berechnet, daß sich an 1800 dienstfähige Officiere aus Rußland gerettet

*) Rousset a. a. O.

und sofort wieder angestellt worden seien, und ohne Zweifel ist es richtig, daß, wenn diese Officiere gefangen oder getödtet worden wären, es Napoleon ganz unmöglich gewesen wäre, überhaupt ein kriegsfähiges Heer aufzustellen. Aber selbst jene, so groß scheinende Zahl, war für die Neubildungen durchaus unzureichend. Hunderte von Schülern von St. Cyr, hunderte von Corporalen wurden als Unterlieutenants in die Cohorten oder die Marinetruppen vertheilt; das Avancement überschritt jede Gränze. Doch alles das reichte noch nicht aus; denn die Aufgebote des Kaisers folgten sich nun in den verschiedensten Formen Schlag auf Schlag, und immer größer wurde die Masse von Menschen, welche zu organisiren zu discipliniren und einzuüben war.

An demselben 11. Januar, welcher die Kohorten in die Armee einfügte, erging, unter dem Eindruck der Botschaft von York's Capitulation, ein Senat-Consult von noch höherer Wichtigkeit: der Befehl einer Aushebung von 250000 Mann. Dieselbe bestand erstens in einem wiederholten Rappell der Classen von 1809—1812 (levée des quatre classes), welcher 100000 Mann im Alter von 20 bis 24 Jahren forderte, und zweitens in einem vorausgreifenden und die gewöhnliche Contingentziffer weit übersteigenden Appell von 150000 Mann der Classe von 1814. Die levée des quatre classes geschah sofort und mit großer Strenge, die der Classe 1814, junge Leute von 18 bis 19 Jahren, wurde um vier Wochen hinausgeschoben, weil der Kaiser sich scheute, bei der herrschenden Unzufriedenheit so vielen Menschen auf einmal die Waffen in die Hand zu geben.*)

War doch die Unzufriedenheit über die nicht enden wollenden Aushebungen in beständigem Wachsen begriffen; nahm doch, zumal im Westen, die Agitation so bedenkliche Formen an, daß sich die entflohenen Heerespflichtigen in großen Schaaren zusammenrotteten und den gegen sie abgesandten Detachements blutige Gefechte lieferten, bei denen freilich wenig herauskam, da man die Polizeidetachements selbst aus ganz ungeübten Rekruten zusammensetzen mußte.**)

Von jeder Hülfsquelle, sie mochte so klein sein, wie sie wollte, machte der Kaiser Gebrauch. Die Munizipalgarde von Paris wurde nach Erfurt dirigirt, um hier ein Linien-Regiment (das 134.) zu bilden, und aus Detachements von 116 Reserve-Compagnien, welche in den kleineren Städten des Reichs gleichen Dienst wie die Pariser Munizipalgarde thaten, wurde ein Regiment leichter Infanterie (das 37.) errichtet. Die 5000 Mann, welche auf diese Weise wieder in die Armee eingereiht wurden, waren kriegsgeübt; aber sie hatten keineswegs erwartet, noch jemals ins Feld rücken zu müssen und waren durchaus nicht erbaut davon.

---

*) Der Kaiser an den General Clarke. Correspondence Tome XXIV.

**) Archives de la Guerre. C. Rousset a. a. O.

Auch auf die Marine-Artillerie in den Häfen Frankreichs griff der Kaiser zurück. Er berechnete, daß sie ihm 16000 Mann zur Vertheilung in die Cadres der Neuausgehobenen gewähren müsse; thatsächlich sind jedoch nur 8000 Mann davon zur Verwendung gekommen.*) Diese waren durchschnittlich 23 Jahre alt und kannten weder den Krieg noch das Exercierreglement der Infanterie, welcher sie plötzlich zugetheilt wurden.

Indessen drang nach Frankreich der Ruf von der begeisterungsvollen Erhebung des deutschen Volkes, und ein so entschiedener Feind aller Ideologie der Kaiser auch war, so wollte er doch gern eine ähnliche enthusiastische Bewegung auch in Frankreich sehn. Durch officiösen und officiellen Druck ließ er daher eine „freiwillige" Bewegung in den Departements hervorrufen, um dem Heere soviel berittene und bewaffnete Reiter zuzuführen, als nur immer möglich. Die Anerbietungen stiegen bis auf 15000 Mann: aber freilich — unter dieser „freiwilligen" Schaar gab es noch weit mehr Abgang als unter den obligatorischen Appells; ja bei näherer Betrachtung stellte sich heraus, daß die angebotenen Leute und Pferde fast durchweg niederträchtiges Gesindel seien, Producte widerwärtigen Menschenhandels und elende Kracken. Der größte Theil dieser erkauften Reiter mußte als non-valeurs entlassen werden; die Pferde wurden, soweit sie überhaupt das Futter werth waren, beim Train, einige bei der Artillerie eingestellt.**) Das waren die französischen Freiwilligen von 1813.

Mit all diesen Hilfsmitteln glaubte der Kaiser aber noch keineswegs ausreichen zu können. Am 11. Februar rief ein Decret 10000 neue Conscribirte des Jahrgangs 1814 in den Küstengebieten zum Marinedienste auf, und als Antwort auf die Kriegserklärung Preußens autorisirte am 3. April ein Senatsbeschluß eine großartige Hülfsaushebung von 180000 Mann. Und zwar sollte diese Aushebung sich erstrecken:

1) auf 80000 Mann des ersten Banns der Nationalgarde, welcher schon die Kohorten geliefert hatte, also Mannschaften der Jahrgänge von 1807 bis 1812,
2) auf 90000 Mann der Klasse von 1814, welche sich bei der eigentlichen Aushebung im Februar durch Remplacents hatten vertreten lassen, und welche nun als garde nationale sédentaire zur Besetzung der Küsten und Grenzen im Westen und Süden befehligt wurden, und

*) In Pascal's „Histoire de l'armée" heißt es freilich: „Napoléon sut puiser dans la marine une armée entière de vétérans artilleurs. 40,000 canonniers entrèrent dans l'infanterie, fière de les recevoir dans son sein." Dergleichen lieben die Franzosen sich selber weis zu machen!

**) Rousset a. a. O. — Eine ehrenvolle Ausnahme machten 500 von Paris gestellte Reiter, welche der Kaiser „voulant donner à la ville de Paris une marque de sa considération" in die Lanziers der Garde einstellte.

3) aus 10000 jungen Leuten von Familie, die sich bisher durch Stellvertretung dem persönlichen Dienste entzogen hatten und die der Kaiser nun doppelt zu besteuern dachte, indem er ihre Eltern nöthigte, die Söhne in sechs Escadrons Garde-du-Corps einzureihen und Jedem 1000 Francs Zulage zu zahlen. — Es ist bezeichnend für die wachsende Unzufriedenheit in Frankreich, daß diese „Ehrengarden" in der Armee ganz allgemein den Beinamen der otages d. h. der Geißeln führte.

Diese Hülfsaushebung von 180000 Mann ist ein höchst merkwürdiges Ereigniß in der Geschichte des französischen Wehrthums. In ihr bricht, der Noth des Augenblickes gegenüber, die allgemeine Wehrpflicht, wenn auch nur in beschränktem Sinne, thatsächlich wieder durch.

Die Opfer, welche Frankreich in diesem Augenblicke brachte, waren außerordentlich groß; es war, um eine ganz neue Heeresrüstung zu schaffen, eine Milliarde nöthig, und um diese aufzubringen, bedurfte es, trotz all der ungeheueren Summen, die ja doch als Beute und Raub nach Frankreich geflossen waren, bei dem tiefen Mißtrauen, welches alle Geldkreise erfüllte, der gewaltsamsten Mittel. Dem nationalen Leben schlugen diese fast gleich tiefe Wunden wie die immer neuen Aushebungen von Menschen.

Das Heer aber, das mit all diesen Opfern aufgebracht wurde, konnte natürlich immerhin nichts anderes sein, als eine ungeheuere Improvisation. — Formirt waren gegen Anfang März von den neu aufgestellten Truppen etwa 250000 Mann: 78000 Mann der Kohorten und 170000 Mann Aushebung von 1813 in Frankreich (148 Bataillone) und Italien (66 Bataillone) nebst den erwähnten kleineren Gestaltungen. Wie schon mitgetheilt, waren die aus den Cohorten gebildeten Regimenter in ein Observations-Corps der Elbe (Lauriston) und ein 1. Observationscorps des Rheins (Ney) eingetheilt worden; das letztere war dann durch Mannschaften des Jahrgangs 1813 auf 40000 Mann gebracht worden, während ein 2. Observationscorps des Rheins (Marmont) von 20000 Mann und das Observationscorps von Italien (Bertrand), etwa 30000 Mann stark, fast durchweg aus jungen Conscribirten bestanden. — Diese Observationscorps hielten die Lande des Rheinbundes fest und zwangen sie zu erneuter Heeresfolge, und hinter ihrem Schleier vollzogen sich die weiteren Neu-Formationen, die je länger je mehr auf immer größere Unzulänglichkeiten, auf immer peinlichere Hindernisse stießen.

Unendlich schwierig lagen besonders in diesem Augenblicke die Verhältnisse der militärischen Erziehung und Ausbildung. Wir haben bereits der Excesse und des Officiermangels bei den Kohorten gedacht. Diese bestanden aber doch immerhin aus den besseren und älteren (d. h. 9 bis 10 Monat exercirten) Elementen; die andern Corps, welche fast ausschließlich aus

Conscribirten gebildet waren, befanden sich in weit schlimmerer Lage. Man muß sich vergegenwärtigen, daß von den 673,000 Mann, welche Napoleon in Frankreich vom Januar bis zum April 1813 aufbrachte, nur die 5000 Mann der Garde von Paris, resp. der Departements den Krieg kannten — alle anderen waren Neulinge, und zwei Drittel der Gesammtzahl hatten ein geringeres Alter als 20 Jahr.

Wenn es nun auch nicht an guten Instructeuren in den Depots fehlte, so mangelte doch durchaus die Zeit zur Ausbildung; nach 14 Tagen bis 3 Wochen höchstens mußten die Conscribirten zur Armee abrücken, und da den Depots die Verpflichtung oblag, den Regimentern ihren Ersatz zuzuführen, so war der beste Theil ihrer Officiere und Unterofficiere beständig unterwegs und ging für die Ausbildungsarbeit fast verloren. „L'instruction est presque nulle“ ist der gewöhnliche Ausspruch der Generale, welche die Zuzüge in Mainz oder Magdeburg inspicirten. Bis zum Peloton-Exercitium vorgeschritten zu sein, galt als eine außerordentliche Leistung. Zu diesen Uebelständen gesellte sich dann noch der eines außerordentlichen Abgangs. Beispielsweise ließ ein Detachement des 72. Regiments von 600 Mann Ausrückestärke schon zu Brüssel 100 Mann im Lazareth, während es 200 andere als „zu schwach für die Fatiguen des Krieges“ ebendort zurücklassen mußte. — Von 950 Conscribirten des Jahres 1813, welche das Depot des 132. Regiments erhalten hatte, lagen bereits im Februar 300 im Lazareth von La Rochelle, und die Sterblichkeit unter diesen war ganz enorm. Dazu kamen noch moralische Eindrücke schlimmer Art. Immer wieder mahnen die Generale Kellermann von Mainz, Lauriston von Magdeburg aus, die Zuzüge so zu dirigiren, daß die Rekruten so wenig wie irgend möglich mit den Trümmern der aus Rußland zurückkehrenden Regimenter zusammenträfen; denn das Beispiel und der Anblick dieser elenden, auf erfrorenen Füßen forttaumelnden Landsleute, welche den Krieg haßten und niemals die Disciplin gekannt hätten, wäre ansteckend und verwildere die junge Mannschaft. Solche Einflüße waren um so bedenklicher, als die Cadres der neuen Truppentheile ungemein schwach waren. Zu Erfurt sollten durch die Conscribirten des Jahrgangs 1813 die zweiten Bataillone von 28 Regimentern der Großen Armee reorganisirt werden; bei den vier ersten, mit denen man begann, fehlten aber allein 20 Officiere, 257 Unterofficiere — und so stand es fast allenthalben.

Die genannten 28 zweiten Bataillone und die vier Oberservationscorps absorbirten die Aushebung von 1813 vollständigst; zur Completirung der ersten, dritten und vierten Bataillone jener 28 Regimenter wurden die levée des quatre classes und die aus Spanien gezogenen Cadres bestimmt. Dabei steigerten sich die Schwierigkeiten noch; denn nun begann es an Ausrüstung und Bekleidung zu fehlen. In Folge dieses Mangels mußten viele Depots

schwächere Contingente abschicken, als ihnen vorgeschrieben war; um aber dennoch vollzählig auf dem Platze zu erscheinen, griffen sie unterwegs andere, noch schwächere Detachements auf, annectirten sie, und dann zählten solche Rekruten-trupps in den Listen doppelt. Damit begann ein verhängnißvoller Wirrwarr in den Stärkerapporten, und hier vorzugsweise nahmen die berüchtigten „effectifs fictifs“ ihren Ursprung. Bald erwies sich übrigens die Aushebung der vier Klassen als unzureichend zur Completirung jener dreimal 28 Bataillone und es mußte auch auf die Aushebung von 1814 gegriffen werden.

Sehr am Herzen lag dem Kaiser die Herstellung der Garde, welche bis auf etwa 500 Mann untergegangen war. Um die alte Garde herzustellen bezog er 3000 alte Soldaten aus der Armee von Spanien; zur Erneuerung der jungen Garde nahm er seine Zuflucht zur Conscription und wies ihr namentlich 24,000 Mann der Hilfsaushebung vom 11. Februar und zwar durchweg ausgesuchte Leute vom ersten Bann der Nationalgarde zu. Den Rest (ca. 15,000 Mann) hatte bereits die Aushebung von 1813 gestellt.

Die außerordentlichen Anstrengungen des Kaisers und der Bureaux des Kriegsministeriums erzielten, daß am 30. März der Rapport über die Organisation der Infanterie die Ziffer von 869 Bataillonen nachwies, von denen 700 Feld-, 169 Depot-Bataillone waren und die zusammen 626,000 Mann repräsentirten. Der „Großen Armee“, d. h. der Armee gegen Osten gehörten davon 392 Bataillone mit 298,000 Mann. — Napoleon sprach sein Lob über den Eifer und die Geschicklichkeit des Ministeriums aus; ihm waren diese Ziffern „sujet d'orgueil pour les Français, de terreur pour l'ennemi“; ein so ernster und rechtlicher Historiker wie Rousset nennt sie excessifs und hyperboliques.

In verhältnißmäßig gutem Zustande befanden sich Artillerie und Train, da die Arsenale für ihre Ausrüstung noch immer große Mittel enthielten. Die Bespannung litt meist daran, daß die Pferde zu jung waren. Ueberaus groß waren die Schwierigkeiten, welche sich der Neuaufstellung von Cavallerie entgegenthürmten. Der größte Theil der ihr zugewiesenen Rekruten hatte nie auf einem Pferde gesessen. Ende März schwankte der Bestand dieser Waffe noch durchaus in provisorischen Anfängen umher. Ihren Mangel hoffte der Kaiser durch seine starke und gute Artillerie zu ersetzen. „Nous livrerons des batailles d'Egypte“; meinte er, „une bonne infanterie, soutenue par de l'artillerie, doit savoir se suffire.“

Am 12. März wurden die französischen Streitkräfte in Deutschland definitiv organisirt. Das Avantgardencorps und die vier Observationscorps traten in die Große Armee zurück. Von den elf Corps der letzteren sind einige niemals zur Action gekommen, manche nur auf dem Papier geblieben. — Folgendes war die Ordre de Bataille.

I. Corps. Davout — Niederelbe.

II. Corps. Victor — Mittelelbe. Jedes dieses Corps sollte drei Divisionen stark sein; beide kamen aber vor dem Waffenstillstande nur zum Anfang ihrer Formation und konnten nur kurze Zeit in den großen Krieg eingreifen.

III. Corps. Ney, war das erste Observationscorps des Rheins und vier Divisionen stark, von denen die eine Bayern, die andere Württemberg gestellt hatte, während die dritte aus Rheinbundscontingenten und spanischen Sapeurs bestand. Im Ganzen zählte das Corps 17,000 Nicht-Franzosen.

IV. Corps. Bertrand, war das Observationscorps von Italien, aber auf 2 Divisionen reducirt, von denen die eine aus 13,000 Italienern bestand (vergl. XII. Corps.)

V. Corps. Lauriston, das Observationscorps der Elbe; vier Divisionen stark.

VI. Corps. Marmont, war das zweite Observationscorps des Rheins; vier Divisionen, wobei ein spanisches Regiment.

VII. Corps. Reynier, bestand augenblicklich nur aus den Trümmern der Division Durutte. Zwei sächsische Divisionen waren in Aussicht.

VIII. und IX. Corps existirten noch nicht; das eine sollten die Polen, das andere die Bayern formiren.

X. Corps: die Garnison von Danzig.

XI. Corps. Macdonald, das bisherige corps d'avantgarde, 3 Divisionen stark.

XII. Corps. Oudinot, 2 Divisionen des Observationscorps von Italien.

Mit aller Energie bestand Napoleon auf beständigem Exerciren im Feuer, eine Maßregel, die bei seiner so jungen und unerfahrenen Infanterie und bei dem vollständigen Mangel an Reiterei gegenüber einem mit trefflicher Cavallerie versehenen Gegner von der höchsten Wichtigkeit war und gute Früchte getragen hat. — Mitte April, an demselben Tage, an welchem der Kaiser Paris verließ, um das Commando zu übernehmen, siebzehn Tage vor der Schlacht bei Lützen, war übrigens der Effectivbestand von der oben angegebenen officiellen Rapportzahl (d. h. von 298,000 Mann) sehr weit entfernt und hat, Rousset's sorgfältigen Untersuchungen zufolge, factisch nicht mehr als 170,000 Mann betragen, von denen 140,000 Franzosen waren. Und dabei zweifelten die meisten Corpscommandeurs durchaus an der Schlagfertigkeit ihrer Truppen. Sogar Lauriston spricht sich in diesem Sinne aus, obgleich die ihm untergebenen Kohorten doch am längsten in festem Truppenverbande standen, und Marmont bittet geradezu, dem Kaiser zu melden: er könne sein Corps nicht als en état de combattre betrachten. Es mangele ihm durchaus an Officieren, seine dritte Division entbehre aller Artillerie, er habe keinen Mann Reiterei, keine Wundärzte, keinen Kriegscommissär und nur einen einzigen Generalstabs-Adjoint. — Besonders schlimm war der Mangel an Officieren, zumal die vorhandenen zum großen Theil so schlecht waren, daß

man sie am liebsten fortgeschickt hätte. Was Napoleon in Erfurt von ihnen zu Gesicht bekam, nennt er selbst „das Gespött der Soldaten", und doch braucht er ihrer mehr und immer mehr. Am 5. Mai nach der Schlacht bei Lützen schreibt er dem Kriegsminister: „Je me trouve sur le champ de bataille sans officiers. D'ailleurs la campagne en usera beaucoup; il faut donc en avoir pour les remplacer sans faire des avancements trop rapides et qui n'atteignent pas le but . . . Si vous avez besoin d'officiers, l'armée d'Espagne est une pépinière inépuisable, je vous autorise à en faire venir."

In dankbarer Anerkennung der außerordentlichen Anstrengungen unserer preußischen Krümper und Landwehren ist man oft geneigt gewesen, die Leistungen dieser Aufgebote „gegenüber den altbewährten Schlachthaufen Napoleons" in ein gar zu günstiges Licht zu stellen und dann, auf ein solches Bild gestützt, für kürzeste Dienstzeit und Milizsysteme zu plaidiren. Wir haben deßhalb absichtlich Gelegenheit genommen, einmal im Einzelnen nachzuweisen, welcher Art jene napoleonischen Schlachthaufen waren, denen gegenüber denn doch, trotz des schönen Feldzugbeginns bei Möckern, die Schlachten von Lützen, Bautzen und Dresden, aller hingebenden Tapferkeit der Alliirten ungeachtet, nicht gewonnen wurden. — Mit dieser Bemerkung soll und kann übrigens weder der unvergeßlichen und ewig ruhmwürdigen Treue und Tüchtigkeit des deutschen Volksaufgebots von 1813, noch der Tapferkeit der jungen französischen Soldaten irgendwie zu nahe getreten werden.

Wie außerordentlich viel den Generalen und zumal Napoleon daran lag, das Selbstbewußtsein der jungen Soldaten zu heben, das zeigen die überschwänglichen Lobeserhebungen nach den ersten Zusammenstößen bei Weißenfels und bei Lützen. Heißt es doch in der famosen Proclamation vom 3. Mai: „La bataille de Lutzen sera mise au dessus des batailles d'Austerlitz, d'Jéna, de Friedland et de Moskowa!" Dies ist denn doch der Mund zu voll genommen! Welches Lob blieb nun noch übrig? Es ist, als hätte der Kaiser das gefühlt, denn er hat drei Wochen später angesichts der entschieden solideren Leistungen seiner Armee bei Bautzen kein Lob mehr für die Infanterie, sondern gießt nun den Strom der Elogen über die Cavallerie aus, welche jetzt in Stärke von 15,000 Pferden und in ihrem besten Kern aus Polen und Sachsen zusammengesetzt, unter Latour-Maubourg vereinigt war. Aber mit diesen Lobeserhebungen verbinden sich von Anfang an bittere Klagen über die furchtbare landverwüstende Unordnung, über den Mangel an Marsch- und Lager-Disciplin. Zerstreuung rechts und links der Straßen, Nachzügelei, wildes und zweckloses Schießen in den Cantonnements durch welches viele Ortschaften in Brand geriethen, jammervolle Verwahrlosung der Pferde, die in Schaaren zu den Depots zurückgeführt werden mußten, und endlich eine vom Tage der Feldzugseröffnung an beginnende und be-

ständig zunehmende schamlose Desertion. Jene übermäßigen Schmeicheleien aber und der Rausch erster Erfolge steigerten nicht nur das militärische Selbstgefühl der jungen Soldaten, sondern auch den Eigendünkel und die Verachtung der unbegriffenen Regeln, mit ihnen aber die verhängnißvolle Indisciplin. Und durch welche Verluste mußte man jeden Erfolg erkaufen! Ney's Corps z. B. welches mit 48,000 Combattanten in die Schlacht von Lützen eintrat, verlor 15,600 Mann — ein Drittel seiner Stärke, und ähnlich stand es bei den andern Corps. Bei Bautzen, wo sich der Erfolg lediglich auf die Eroberung des Schlachtfeldes beschränkte, verloren die Verbündeten höchstens 15,000, die Franzosen aber 25,000 Mann, und in tiefer Erbitterung rief Napoleon aus: „Nach einer solchen Schlächterei kein Resultat, keine Gefangnen! Diese Leute werden mir nicht einen Nagel übrig lassen!" — Zu keiner Zeit hatte er die Verluste so ängstlich zählen müssen und niemals waren sie so groß gewesen wie jetzt. Und wie viel litt die Armee unter der physischen Schwäche, unter dem Mangel der Kriegsgewohnheit ihrer jungen Soldaten! Sie schlugen sich nicht schlecht; aber nach kurzem Aufschwung sanken sie schlaff zusammen! eine nachhaltige Verfolgung wie nach Austerlitz etwa, wäre ihnen völlig unmöglich gewesen.

Dieser Zustand seines Heeres war es vorzugsweise, welcher den Kaiser für den Abschluß des Waffenstillstands geneigt machte. Er hoffte denselben bis September hinauszuziehen, um dann, mit gefestigter Kraft, erholten und geübten Truppen und verstärkter Reiterei, große entscheidende Schläge zu thun.*)

Um die Disciplin besser aufrecht erhalten zu können und das Gefühl militärischer Zusammengehörigkeit zu steigern, wurden die Truppen während des Stillstands nicht in Cantonnements, sondern meist in Barackenlagern vereinigt. Neben straffem Exercitium sollten sie Scheibenschießen und Spiele beschäftigen und erheitern; aber die für junge, noch im Wachsthum begriffene Menschen unzureichende Nahrung, sowie die Unregelmäßigkeit der Besoldung vereitelten viel von dem gehofften Erfolg; ja als Rückschlag gegen die vorhergegangene gewaltsame Anspannung brachen bei den Truppen während der Ruhe sich weitverbreitende Krankheiten aus. Das dritte Corps z. B., welches 40,000 Mann zählte, hatte mehr als die Hälfte (26,000) in den Lazarethen. Dabei kamen Selbstverstümmelungen an der rechten Hand oder dem Unterarm, um sich dienstunbrauchbar zu machen, so häufig vor, daß das Dresdener Hospital damals allein 2128 solcher Fälle registrirte.**)

Unterdessen zogen aus Frankreich unaufhörlich neue Menschenmassen hervor: links des Rheins Recruten, rechts desselben Soldaten genannt, welche

*) Der Kaiser an den General Clarke. Neumarkt 2. Juni 1813. Corresp. t. XXV.

**) Graf Daru an Graf Dumas, Generalintendanten der Armee. 13. Juni 1813.

man unterwegs in Marschbataillonen kurzer Hand auszubilden bemüht war. Anfangs Juni formirte man aus einem Theil dieses Nachschubs ein sechs französische Divisionen starkes „Observationscorps von Bayern“ unter Augereau's Befehl zu Würzburg; im August theilte man dasselbe, indem man vier Divisionen davon als XIV. Corps unter Gouvion St. Cyr, den Rest aber, mit Hinzufügung einer bayerischen Division, unter Augereau als IX. Corps in den Rahmen der Großen Armee aufnahm. — Auch Davoust's Corps wurde getheilt. Drei französische Divisionen und eine dänische blieben als I. Corps unter ihrem bisherigen Führer an der Unterelbe, zwei andere, durch die vierte Division Marmont's verstärkt, wurden als XIII. Corps unter Vandamme nach Sachsen gezogen. Die Garde nahm in einer außer allem Verhältniß zur Armee stehenden Weise zu. Ihre Anzahl betrug am 1. August mehr als 70,000 Mann, wovon 5,500 Mann Alte Garde. Der Kriegsminister klagte, daß dies die Linie entnerve, weil sie aller besten Kräfte beraubt werde. — Um die Cadres zu vervollständigen, griff man immer wieder auf Spanien zurück*), entleerte immer aufs Neue die Militärschulen, gewann aber überall mehr an Masse als an Werth. — Am 15. August 1813 erhob sich die Heeresstärke der Großen Armee: Garde, vierzehn Armee-Corps und fünf Cavallerie-Corps — auf 550,000 Mann, von denen 90,000 in den Lazarethen lagen.

Aus diesem Gesammtbestande bildete Napoleon drei Armeen. Er selbst trat mit 190,000 Mann, nämlich der Garde, dem I., II., VIII. XIV., Corps, sowie dem 1., 4. und 5. Cavallerie-Corps der Böhmischen Armee Schwarzenberg's gegenüber. — Der Nordarmee der Alliirten unter Bernadotte-Bülow stellte er Oudinot mit 65,000 Mann, dem IV., VII., XII. Corps und dem 3. Cavallerie-Corps gegenüber. Ihm sollte bei seinem Vormarsch auf Berlin Davoust mit dem XIII. Corps von Hamburg her sekundiren. Blücher's Schlesischer Armee endlich sollte Ney mit 110,000 Mann, dem III., V., VI., XI. Corps und dem 2. Cavallerie-Corps entgegentreten. Diese Theilung der Armee folgte der Heeresaufstellung der Verbündeten. Zum ersten Male ließ Napoleon sich das strategische Gesetz vom Gegner geben. Marmont richtete die prophetischen Worte an ihn: „Je crains bien, que le jour, où Votre Majesté aura remporté une victoire et cru gagner une bataille décisive, elle n'aprenne, qu'elle en a perdu deux.“**) Es kam genau, wie es Marmont vorausgesagt. Dem Erfolge von Dresden gingen die Schlachten von Großbeeren und der

*) Zum Ersatz befahl ein Senatsconsult vom 24. August die Aushebung von 30,000 Mann der Classen von 1814, 1813, 1812 und früheren, in 24 mittleren und südlichen Departements zur Recrutirung der Armee von Spanien.

**) Mémoires du duc de Raguse. t. 5.

Katzbach zur Seite und reihten sich die Schläge von Kulm und Dennewitz unmittelbar an. Napoleon's Gestirne begannen zu erbleichen. Der höchste Werth jener Siege für die Verbündeten lag darin, daß sie das moralische Element, das Zutrauen, die Begeisterung des Preußischen Volkes unbeschreiblich stärkten; aber auch die materiellen Resultate ergaben sich groß. Bei Großbeeren verfiel das VII. Corps völliger Deroute; an der Katzbach war die Flucht so allgemein, daß sogar vom III. Corps, das kaum gefochten hatte, ganze Banden den angeschwollenen Bober durchschwammen und zum Theil darin ertranken. Mit geübten und tüchtigen Soldaten wäre die Schlacht an der Katzbach wol auch verloren worden; aber der Schaden wäre herstellbar gewesen, jetzt war die Folge des Rückzugs die völlige Zerstörung der Division Puthod. Mehr als 100 Kanonen und an 30,000 Mann gingen verloren. So gewöhnt hatte man sich übrigens seit Rußland, jedes Unheil auf die Elemente zu schieben, daß Macdonald's Rapport an Berthier mit den Worten begann: „J' ai la douleur, d' informer Votre Altesse, que les pluies ont occasionné une succession de désastres, qui me navrent le coeur.... Je n'ai pu prévoir, ni maîtriser les éléments; ils sont cause de tous nos malheurs." Macdonald beschwor den Kaiser, selbst zu kommen und in seiner wankenden Armee zum Rechten zu sehn. In der That ging Napoleon mit der Garde und dem VI. Corps nach Bautzen vor; aber da er Blücher nicht erreichen konnte, so blieb er nur wenige Tage und hatte nicht Zeit, ernstlich für die Herstellung von Macdonald's Armee zu wirken. Der Tagesbefehl aber, mit welchem er sie verließ, läßt erkennen, wie furchtbar sie namentlich von der Krankheit der Desertion ergriffen war. Napoleon befahl, alle Vereinzelten zu sammeln und von je Zehn einen zu erschießen. Er war in entsetzlicher Stimmung, und wenn ihm die Truppen Macdonald's in bunten Haufen, bleich, zerlumpt, ja zuweilen unbewaffnet entgegengelaufen kamen, so schimpfte er sie „Gesindel", oder höhnte die Generale, daß sie „Canaillen" kommandirten. — Nicht anders als in Schlesien lagen die Dinge in Böhmen und in der Mark. Bei Kulm war das I. Armee-Corps (Vandamme) „écrasé"; nur mit Mühe vermochte der General Lobau 7000 Mann davon zu sammeln, und bei Dennewitz schmolz das XII. Armee-Corps gar bis auf 4000 Mann zusammen. Wie bei Großbeeren versuchten die Franzosen (und noch heut versucht es selbst Rousset) die Schuld des Verlustes auf die Sachsen und Bayern zu schieben, welche, Thiers zufolge, „à toutes jambes" geflohen seien, und doch steht actenmäßig das Gegentheil fest: Polen und Rheinbündler schlugen sich bei Weitem am besten, die Franzosen und namentlich die Italiener waren dagegen tief erschüttert in ihrer Haltung und zwar nicht nur die jungen Conscribirten. Ney berichtet vielmehr an Berthier: „Le moral des généraux, et en général des officiers, est singuliérement

ébranlé"; und zwei Tage nach der Schlacht von Dennewitz schrieb der Herzog von Bassano dem Kriegsminister einen vertraulichen chiffrirten Brief in welchem es heißt: „Notre armée, quelque prix que lui aient coûté les victoires remportées, est encore belle et nombreuse; mais les généraux et les officiers, fatigués de la guerre, n'ont plus ce mouvement, qui leur avait fait faire de grandes choses." *) Damit war ein sehr schlimmer, ein entscheidender Punkt berührt, und der Ernst der Situation, welcher sich in den letzten Worten ausspricht, wird nicht gemildert durch die noch immer vorhandene Möglichkeit, die Armee-Massen durch nochmalige Aushebungen aufs Neue anschwellen zu lassen. Denn ein im vollen Sinne kriegstüchtiges Heer ließ sich mit einem nicht nur dezimirten, sondern auch demoralisirten Officiercorps nicht mehr schaffen.

Jene Möglichkeit, immer noch neue Massen aufzustellen, wurde aber nichts desto weniger von Napoleon sofort ins Auge gefaßt. Am 27. September ging ein bereits von ihm unterzeichnetes Decret nach Paris, um am 9. October als „Senatsconsult" zu erscheinen, welches abermals 280,000 Recruten einberief: 120,000 der Classen von 1808 bis 1814 und 160,000 der Conscription von 1815, auf welche also schon jetzt im Herbste 1813 vorausgegriffen ward. Ein Schreiben des Herzogs von Bassano an den Kriegsminister ertheilte Winke über die Art der Ausführung dieses furchtbaren Decrets und meint, daß der Kaiser besonderes Gewicht lege auf die guten Departements und daß er es für gemessen halte, den Präfecten zu schreiben: es sei Sache der wahren Franzosen den Kampf zu nähren, in den man eingetreten sei. Schneller Ausführung zu Liebe wolle der Kaiser, daß die Recruten da gesammelt und ausgerüstet würden, wo sie sich befänden; es sei zu vermeiden, daß wie bisher z. B. ein Mann der Meurthe in die Bretagne marschire um nachher eingekleidet an den Rhein zurückzukehren. Die Aufnahme in landschaftliche Depots (politisch sonst so perhorrescirt) habe diesmal

*) Dies Schreiben des Herzogs von Bassano, welches Rousset mittheilt, ist überhaupt in hohem Grade interessant, vornehmlich auch wegen der Preußen betreffenden Stelle. Maret sagt nämlich: „L'armée russe, n'est pas notre ennemi le plus dangereux. Elle a éprouvé de grandes pertes, elle ne s'est pas renforcée, et, à sa cavalerie près, qui est assez nombreuse, elle ne joue qu'un rôle subordonné dans la lutte qui est engagée. — Mais la Prusse a fait de grands efforts; une exaltation, portée à un très-haut degré a favorisé le parti qu'a pris le souverain; ses armées sont considérables, ses généraux, ses officiers et ses soldats sont très-animés." Dies Urtheil des klugen Staatssecretärs zeigt wol am Besten, in welcher Weise Napoleon selbst den Werth seiner Gegner taxirte. Wenn übrigens Maret hinzufügt: „Toutefois la Russie et la Prusse n'auraient offert que de faibles obstacles à nos armées; mais l'accession de l'Autriche a extrêmement compliqué la question" — so stimmt das freilich wenig mit dem Vorhergesagten, ist aber durchaus im Sinne der Franzosen, die ja stets nur durch außerordentliche Uebermacht besiegt werden können. Die „faibles obstacles" hatten ja bisher alle großen Schläge gethan!

nichts zu sagen, weil die Conscribirten ja in kürzester Frist (in vier Wochen) doch zum Heer berufen würden. Jeder zehnte Mann solle der Garde zugewiesen werden. Die Aushebung habe am 8. November zu beginnen.

Unterdeß entleerte der Kriegsminister alle Depots und dirigirte was menschenmöglich war auf Mainz. Ganze Regimenter befahl er aus entlaufenen und wieder eingefangenen Recruten zusammenzusetzen; denn die Zahl der Deserteurs war enorm. In einem einzigen Departement (Gironde) zählte man damals 1350 Refractaires und ebensoviel Deserteurs, die man noch nicht wieder erwischt hatte. Die Maßregel, aus diesen Entlaufenen selbstständige Truppentheile zu bilden, läßt in einen Abgrund blicken und war übrigens ganz nutzlos. Halbverhungert aus den Gefängnissen entlassen, in denen sie zusammengedrängt gesessen hatten, fielen die meisten schon auf dem Marsch oder langten sterbend bei den Depots an.

Gleichzeitig aber strömten aus dem Innern Deutschlands ungeheure Schaaren Kranker, Blessirter und Entlaufener zurück. Die Selbstverstümmelungen, zumal an den Fingern, nahmen in bisher unerhörter Weise zu. Täglich kamen Trupps von 12 bis 15,000 solcher Zurückgehenden durch Erfurt oder nach Mainz. Um sich unterwegs zu nähren, verkauften sie Alles, was sie besaßen, sodaß sie nicht selten ohne Hosen, im bloßen Hemde, nach Mainz gelangten und Kellermann dem Kaiser vorschlug, jeden Verkäufer und jeden Käufer von Equipirungsgegenständen erschießen zu lassen. — Diese räuberischen Marodeurs waren eine furchtbare Landplage. Mit ihnen vermischte sich endlich noch das Generaldepot der Cavallerie, welches auf Fulda dirigirt und dessen ungeheuere Colonne in so wüster Verfassung war, daß, während sich am 20. September die Tete bei Weimar befand, die Queue noch bei Lützen stand. Diese Colonne gab sich den unerhörtesten Ausschweifungen von Feigheit, Niederträchtigkeit und grausamer Plünderung hin und vernichtete den Etappendienst auf der Linie Leipzig-Fulda wie ein Wirbelwind. — Von den nach Mainz geströmten, dort eingefangenen und in die Citadelle eingeschlossenen Deserteurs formirte auf Napoleon's Befehl der Marschall Kellermann mehrere Bataillone und spricht in einem Bericht an den Kriegsminister staunend aus, daß es schöne Bataillone, „hommes de choix“, seien, freilich aber vom schlechtesten Geist beseelt. — Welche Zustände! Die Zeit der Ohnehosen war zurückgekehrt; nur die Art der Tyrannis war eine andere; an Stelle des Wohlfahrtsausschusses stand jetzt ein einziger „Schreckensmann“ — Napoleon.

Die französische Armee in Sachsen, auf den engen Raum zwischen Leipzig und Dresden zusammengedrängt, litt außerordentlich, zumal unter dem Mangel an Lebensmitteln. Die Brotration war auf ein Drittel der normalen (auf 8 Unzen) herabgesetzt, und alle Befehle des Kaisers, sie wieder auf die

alte Höhe zu bringen, blieben unausführbar. — Ende September waren, unter Einrechnung des Corps von Augereau, welches von Würzburg heranzog, 225,000 Mann unter dem directen Befehl Napoleon's vereinigt. In den vierzehntägigen Kämpfen, den beständigen ruhelosen Märschen der ersten Hälfte des October verlor jedoch seine Armee durch die Waffen, die Krankheiten und die Desertion mehr als 25,000 Mann. So wesentlich geschwächt schlug sie bei Leipzig. Es waren das II. bis IX. Armee-Corps (Victor, Ney, Bertrand, Lauriston, Marmont, Reynier, Poniatowski, Augereau), das XI. Corps (Macdonald), die Garden unter Oudinot und Mortier und die fünf Reitercorps. Die Trümmer des I. Corps und das XIV. Corps (Gouvion St. Cyr) hielten Dresden; das XII. Corps war zur Ergänzung der Lücken in den anderen, stark gelichteten, aufgelöst worden; das X. und XIII. Corps (Rapp und Davoust) hielten Danzig und Hamburg. — Es ist hier nicht der Ort, irgend wie auf eine Schilderung der Schlacht einzugehen. Nur einen Punct hervor zu heben, wollen wir nicht versäumen, weil er ein scharfes Licht auf die antinationale Natur auch nach der Großen Armee von 1813 wirft: Man mag von dem Uebergang der sächsischen Truppen zu den Verbündeten vom exclusiv militärischen Standpunct denken, wie man will: daß es ein nationaler Naturproceß war, der sich in ihm vollzog, das wird Niemand läugnen wollen!

Dem gegenüber wolle man aber auch nicht vergessen, daß es zumeist badische Infanterie war, welche bis zum letzten Augenblicke mit äußerster Hingebung die Stadt Leipzig vertheidigte und dem fliehenden Imperator den Rücken deckte, als (die junge Garde ausgenommen) sonst alle französische Truppen bereits in regelloser Flucht der Saale zueilten.

Napoleon's Verlust bei Leipzig berechnet sich auf 15,000 Todte, 15,000 Verwundete, 15,000 Gefangene, 23,000 in den Hospitälern zurückgelassene Kranke — aber diese große Einbuße wurde noch übertroffen von der, welche er auf der Flucht erlitt. Noch etwa 80,000 Mann stark, langte die Armee am Saalfluß an, kaum aber hatte sie das linke Ufer erreicht und fühlte sich den unmittelbaren Schlägen des Feindes weniger ausgesetzt, als mit der Gefahr auch der letzte Rest von irgend welcher Ordnung schwand. Ungeheuere Banden von Entlaufenen wälzten sich rechts und links der Straßen westwärts, Banden, für welche die, die sich bei den Fahnen hielten, den neuen Namen „Fricoteurs“ (Fresser) in Aufnahme brachten. „Il me faut des hommes et non des enfants. On n'est pas plus brave que notre jeunesse; mais, sans force, elle peuple les hôpitaux, et même, à la moindre incertitude, cette jeunesse montre le caractère de son âge. Il faut des hommes pour défendre la France.“ So schrieb Napoleon fünf Tage nach der Leipziger Schlacht an den Kriegsminister. Aber wer hatte denn diese „Kinder“ zu den Waffen gerufen? Wer hatte denn die Blüthe der Männlichkeit auf allen Schlachtfel-

dern Europas verzehrt? Hätte der Kaiser nur Zeit gehabt: er wäre wol gern dem frechen Rathe gefolgt, den einst der herzlose Cardinal Fleury dem Prinzen Conti ertheilt hat: „Il suffit d'avoir un homme capable de porter un mousquet. Les premières campagnes font le reste du choix, ou il s'endurcit et s'instruit, ou il meurt.“ Aber Napoleon hatte nicht Zeit zu diesem frivolen Experiment; fast die ganze Armee starb ihm dahin als wahre enfants terribles; und wenn die Mannschaft auch älter gewesen, wenn dann auch weniger gefallen und gestorben wären — glaubt man, daß der faktische Widerstand ein wesentlich größerer gewesen wäre. Wir glauben es nicht. Mit noch mehr Recht als „Ich brauche Männer!“ hätte Napoleon sagen dürfen: „Ich brauche Soldaten, keine Rekruten!“ Waren es doch allein die wenigen wirklichen Soldaten, welche er besaß, die Grenadiere und Chasseurs der alten Garde, welche es ihm möglich machten, bei Hanau sich den Rückweg nach Frankreich zu erkämpfen! — Daran, daß seinem Heere die Disciplin fehlte, daß es an jener Ordnung und Methode gebrach, die später den alten Blücher befähigte, nach dem Tage von Ligny dem englischen Heere bei Belle Alliance die Bruderhand zu reichen, daran ging der gewaltige Schlachtenkaiser zu Grunde! —

Wenn man zusammenrechnet, wie viel Mannschaften in der Zeit vom 22. September 1812 bis zum 9. October 1813 aufgeboten worden sind, so ergiebt sich die ungeheuere Summe von 987,000 Mann. „Miracle que cette création!“ ruft der Herzog von Aumale aus. „Mais les miracles des hommes mêmes les plus grands ont une limite, et les peuples apprennent par de cruelles leçons à mesurer la distance, qui sépare „les hommes providentiels“ de la Providence.“

Für das Verhältniß Frankreichs zur allgemeinen Wehrpflicht ist der Feldzug des Jahres 1813 in hohem Maße bezeichnend und interessant. Denn während desselben bestand, wie wir dargelegt haben, die allgemeine Wehrpflicht in der That. Sie wurde praktisch zur Geltung gebracht, aber sie war weder principiell und gesetzlich angenommen, noch war sie organisch vorbereitet. Sie gewährte daher auch keineswegs Das, was sie leisten kann, wenn sie eine integrirende Einrichtung des Staats- und Volkslebens geworden ist. Und wie in dieser fundamentalen Voraussetzung der Institution schon damals Frankreich von Preußen überflügelt wurde, so war auch der militärische Geist der französischen Nation dem des preußischen Volkes entschieden untergeordnet. — Allerdings haben die jungen Conscrits sich keineswegs schlecht geschlagen; aber wenn auch im Gefecht die kriegerischen Flammen emporloderten — nachhaltige Gluth tieferer Begeisterung fehlte diesen Menschenmassen nicht weniger, als ihnen die soldatische Erziehung und damit der stützende Halt in Entbehrung, Sorge und Zweifel gebrach. Der Mangel an Mannes-

zucht ließ das Knabenhafte der Aufgebote von 1813 so scharf hervortreten, und der Verein all dieser Erscheinungen mit dem überwältigenden Eindruck schließlichen Unterliegens hat nicht wenig dazu beigetragen, die allgemeine Wehrpflicht bei den Franzosen zu discreditiren und das Axiom von der Nothwendigkeit „alter Soldaten" zum festsitzenden Aberglauben der Nation zu machen.

Die Eisenbahnprojecte zur Verbindung Europas mit Ostasien.

Mit Recht kann unsere Zeit das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die Entwickelung des Weltverkehrs durch Eröffnung neuer und wichtiger Verbindungswege in höherem Maße gefördert zu haben, als alle früheren Jahrhunderte. Wir brauchen nur an jene bereits vollendeten gewaltigen Werke der Neuzeit zu denken, welche, wie die Pacific-Eisenbahn, der Suez-Canal, der Mont-Cenistunnel u. a., auf die gesammte moderne Culturbewegung von größtem Einflusse gewesen sind, oder jener der Zukunft vorbehaltenen Pläne zur Untertunnelung der Meerenge zwischen England und Frankreich; zur Durchstechung des Panama-Isthmus u. a. zu gedenken. Eine große Aufgabe harrt indessen noch der Lösung: die Herstellung eines Schienenweges zwischen Europa und Ostasien. Bei der Verwirklichung dieses Planes sind nicht allein die Interessen des Weltverkehrs betheiligt, es knüpft sich daran auch die Frage der Hegemonie in Asien; letztere wird ohne Zweifel derjenigen Nation zufallen, welche zuerst den Schienenweg nach dem Herzen Asiens vollendet haben wird. Für jetzt sind die Briten und Russen die einzigen Rivalen in diesem großartigen Wettkampfe. England strebt nach Südosten, nach seinen Besitzungen in Ostindien; Rußland sucht nicht blos Indien — durch Afghanistan — zu erreichen; es umklammert auch bereits das Reich der Mitte, China.

Für die britische Herrschaft in Indien ist der Bau einer Eisenbahn, welche Ostindien mit Europa verbindet, eine Lebensfrage; von dem Besitze Indiens hängt Englands maritime Machtstellung überhaupt ab; außerdem ist die Größe des in Indien arbeitenden englischen Privatcapitals von schwerwiegendem Einflusse. 1869 bezog England von Ostindien beispielsweise 481 Millionen Pfund roher Baumwolle, 80 Millionen Pfund Wolle, 15 Millionen Pfund Thee; der Werth der Einfuhr nach England betrug 40 Millionen Pfd. Sterl.; für den Export Englands ist der indische Markt von großartiger Bedeutung. Im Eisenbahnbau Indiens allein arbeiten ungefähr 100 Millio-

nen Pfd. Sterl. englischen Geldes. Wie Mr. Jenkinson im vorigen Jahre dem Unterhause nachzuweisen versuchte, genügt der Suez-Canal, so wichtig seine Vollendung auch ist, England zur Verbindung mit Indien nicht mehr. Je weiter die ostindischen Bahnen nach dem nordwestlichen Punkte des indisch-britischen Gebiets, zur Indusmündung, hinaufrücken, desto fühlbarer tritt der Mangel einer Eisenbahnverbindung nach Europa hervor. Konstantinopel, die Völkerbrücke zwischen Europa und Asien, muß einerseits mit Indien, andererseits mit dem großen europäischen Bahnnetze in Verbindung gesetzt werden.

In Nordwesteuropa und Mitteleuropa sind die Bahnglieder auf den Routen Ostende-Brenner-Donau-Drau- und Sauthal fertig oder doch in den zuletzt genannten Thälern der Vollendung nahe. Diese Route ist die natürlichste, geradeste für den Verkehr von Nordwesteuropa nach Indien; sie wird also über kurz oder lang ihre weltbedeutende Stellung unangefochten einnehmen, selbst wenn sie in einzelnen Phasen daraus verdrängt werden sollte; sie ist namentlich auch für Deutschland und für die österreichisch-ungarischen Länder von hoher Wichtigkeit; denn sie sichert diesen Gebieten die Theilnahme an dem europäisch-asiatischen Weltverkehr, die sie bereits zur Zeit der venetianischen Handelshegemonie besaßen. — Von der ungarischen Grenze aus muß die Eisenbahn nach Konstantinopel im Wesentlichen die Richtung der alten Römerstraße von Carnuntum und Vindobona nach Konstantinopel einschlagen, ein Moment, welches einen sprechenden Beweis von dem politischen und wirthschaftlichen Scharfblick liefert, mit dem die Römer für ihre großen Straßenzüge die passendste Route herausgefunden haben. Die Linie würde bei Belgrad beginnen, sodann bis zur Vereinigung der Nissawa und Morawa im Thale der Morawa bis Filibé, und von dort durch die Porta-Trajana westlich von Tatar-Bosardschik im Thale der Maritza über Adrianopel bis ans Marmara-Meer nach dem Goldenen Horn gehen; sie bietet im Ganzen bei der äußerst günstigen Configuration des Bodens wenig Schwierigkeiten, da die in Strabo's Phantasie entstandene, von allen älteren Geographen als vorhanden betrachtete Fortsetzung der alpinen Centralkette bis zum Pontus nicht existirt, sich vielmehr nach den gründlichen Untersuchungen Boné's, Grisebach's und von Hahn's als Mythe erwiesen hat. Die Gebirgsmassen der albanischen Alpen (Strabo's „Bertiskos" und „Skardo's") sind im Gegentheil (zwischen Morawa und Vardar) so auseinandergeschoben, daß beispielsweise zwischen Donau und Salonich gar kein Gebirge zu überschreiten ist. Die Längenaxen der Gebirgszüge aber gehen in der Centraltürkei von Nord nach Süd. Die Wasserscheide zwischen der Donau und dem ägäischen Meer hat nach Streffleur's Messungen nur etwa 1328 Fuß Höhe. Der nördliche türkische Anfangspunkt der Hauptbahn ist Nisch, das alte Naissus, Geburtsort Konstantin's des Großen. Von hier würde die Bahn nach dem gewerbreichen

Schorkiöi und sodann nach dem zwischen drei Pässen des Balkan belegenen, von dem 4000 Fuß hohen Witosch beherrschten Sofia gehen, dem Knotenpunkt der Straßen nach Radomir, Köstendil, Borkovac und Konstantinopel. Auf der Route über Sofia ziehen heute die k. k. österreichische Fahrpost und die türkische Courierpost („Menzil") nach Konstantinopel; in wenigen Jahren werden statt ihrer schnellfahrende Eisenbahnzüge die Vermittler des Verkehrs und Ideenaustausches zwischen Occident und Orient sein.

Für die Civilisation der Türkei muß die Vollendung der Schienenstraße auf dieser Route von weittragendem Einflusse sein; denn sie wird große und von der Natur reich gesegnete Gebiete, welche Jahrhunderte lang von europäischer Cultur losgerissen waren, der Aufklärung und dem Fortschritt öffnen. Die Ausführung der Linie ist bekanntlich der Société Impériale Concessionaire, an deren Spitze Baron Hirsch steht, übertragen. Neuerdings hat die türkische Regierung in einem mit Baron Hirsch abgeschlossenen Vertrage die etwas zweifelhaft gewordene finanzielle Seite des Unternehmens anderweit geregelt, so daß in dieser Hinsicht Bedenken kaum bestehen, welche die weitere Ausführung des türkischen Bahnnetzes, von dem bereits 1200 Kilometer vollendet sind, in Frage stellen könnten. Die erste Section der Rumelischen Hauptbahn in einer Länge von 17 Kilometern ist bereits Anfangs Januar des Jahres 1871 eröffnet worden; sie durchbricht die Mauer der türkischen Hauptstadt bei Yedi-Kalé, dem Thor der „sieben Thürme", und führt an der Südseite um Konstantinopel herum längs der Küste des Marmara-Meeres über Makrikeny und St. Stefano, beliebte Sommeraufenthaltsorte der Bewohner der Hauptstadt, nach Kutschuk-Tschekmedje, in dessen Nähe der Hafen Bujuk-Tschekmedje an der Propontis liegt, so daß die Handelsschiffe schon jetzt den Vortheil bequemer Verladung der Waaren vom Orient genießen. In zwei Jahren soll die Bahn bis Adrianopel — 190 Kilometer Entfernung — vollendet sein; die Strecke wird von Vitali gebaut werden, welcher ein Consortium von Bankiers und Finanzgrößen der Pariser Foncier-Gruppe repräsentirt. Für die weitere Strecke Adrianopel-Philippopel-Sarimbey-Nisch (türkisch-serbische Grenze) sollen deutsche Bauunternehmer gewonnen sein. Der Anschluß an die serbisch-ungarischen Bahnen ist in der Conferenz im Juli 1870 nach Andrassy's Plänen festgestellt und wird einerseits bei Jankova-Clissura, andererseits, auf türkischem Gebiete, bei Alexinatz-Nisch stattfinden; die serbische Regierung hat sich in einem Vertrage mit Baron Hirsch verpflichtet, zur Deckung der Baukosten eine Subvention von 60,000 Francs per Kilometer für die serbische Strecke zu gewähren.

Während so die Ausführung der Hauptbahn Wien-Belgrad-Konstantinopel gesichert ist, werden auch die Nebenlinien nicht außer Acht gelassen. Die Tracirung einzelner dieser Linien, nämlich nördlich nach Rustschuk, Schumla

und nach Burgas am schwarzen Meere, südlich nach Enos am ägäischen Meere ist bereits erfolgt; endlich wird gegenwärtig neben der Hauptlinie Belgrad-Konstantinopel vorzugsweise der Ausbau der sehr wichtigen Verbindungsroute vom adriatischen Meere (Karlstadt) nach dem Hafen von Salonich über Sissek, Trawnik, Serajewo, Novibosar, Pristina auf dem historisch bemerkenswerthen Amselfeld und über Ueskük gefördert, eine Verbindung, deren Werth nach Herstellung der Linie Karlstadt-Sissek für den westeuropäisch-asiatischen Verkehr wahrscheinlich erheblich steigen wird; denn sie scheint dazu geeignet zu sein, bis zur Vollendung der Hauptlinie Konstantinopel-Basra in ähnlicher Weise, wie einst die Brenner- und Mont-Cenis-Linie die Marseiller Route ersetzten, so die Linie London-Brindisi-Suez in eine Linie London-Salonich-Suez umzuwandeln, eine neue Perspective für die Verschiebungen der europäisch-asiatischen Weltverkehrsstraße. Der Boden, auf welchem Salonich liegt, ist bekanntlich ein klassischer: die Halbinsel Chalcidice, deren östlichen Ausläufer der alte Athos (jetzt Hagion Oro) bildet, welchen einst Xerxes durchstechen ließ, um seine Flotten sicher gegen Hellas zu führen.

Ungleich schwieriger als auf der Strecke Belgrad-Konstantinopel erscheint die Ausführung des Baues auf der von den Culturſitzen weit entfernten Route Konstantinopel-Basra. Eine türkische Staatscommission hat neuerdings die Terrainverhältnisse in Kleinasien erforscht und den Bau einer Bahn von Skutari nach Izmid auf Staatskosten befürwortet. Wie der Telegraph kürzlich berichtete, ist in Folge dessen der Bau der Bahn nach Izmid und Angora von der türkischen Regierung bereits angeordnet worden. Die weitere Linie steht noch nicht fest. Von Angora würde die Bahn am Ufer des Sakaria (Sangarius) und an den Bergketten des Kurumlu und Karakaià-Dag entlang durch fruchtbare Ebenen nach Sevri-Hassar gehen müssen, das etwa den Mittelpunkt des türkischen Kleinasiens bildet und von wo eine Zweigbahn nach Smyrna zu projectiren wäre; sodann würde in südöstlicher Richtung von Sevri-Hassar aus bei dem alten Cäsarea (Kaissarieh) vorbei und über Diarbekir, das mit Aleppo und der kleinasiatischen Küste durch Schienenwege zu verbinden wäre, nach dem Euphrat-Thale zu bauen und an dem Ufer des Euphrat-Tigris entlang bei Môsul (Ninive) vorbei, Basra zu erreichen sein, der Garten Mohammed's, von wo schnelle Dampfer in 150 Stunden nach Bombay (1800 engl. Meilen Entfernung) gelangen. Die Entfernung von London bis Konstantinopel würde bei der Wahl der möglichst kürzesten Route auf etwa 300 deutsche Meilen, auf nicht viel weniger möchte die Strecke Konstantinopel-Basra zu veranschlagen sein. Bei directen Anschlüssen könnte danach Basra von London in 120 Stunden erreicht werden, Bombay in 270 Stunden oder etwa 11 Tagen. Der Vortheil der Euphratthalbahn gegen die Suez-Canal-Route beträgt in Bezug auf die Entfernung etwa 1000 engl.

Meilen. Außerdem kommt die Ueberlegenheit der Schienenstraße in Bezug auf die Schnelligkeit zur Geltung.

Von noch größeren Dimensionen und nicht geringer an Bedeutung ist der neuerdings von Dr. Meissel näher beleuchtete russische Plan der Verbindung Europas und Chinas durch eine Weltbahn, welcher, ganz unabhängig von den Fortschritten Rußlands auf dem Wege vom schwarzen und kaspischen Meere durch Afghanistan nach Ostindien und Tübet, nur einen Theil der gewaltigen Operationen bildet, mit welchen Rußland die Erlangung des Principats in Ostasien betreibt. Nach Ostasien sind neuerdings alle Blicke gerichtet; erst kürzlich wurde der Welt das Schauspiel bereitet, daß der japanische Herrscher europäische Sitte und Cultur für sich und seine Staaten zum Gesetz erhob; ungeheure Schätze sind noch in Ostasien verborgen und harren der Ausbeute. Längst hat der Scharfblick der Yankees dies erkannt und danach gehandelt. Die amerikanischen Dampferlinien (San Francisco-Yokohama-Shanghai-Hongkong) umfassen bereits alle Hauptemporien der ostasiatischen Küstenländer und Inseln; die Pacificbahn verleiht diesem Verbindungsstreben einen bedeutenden Nachdruck, und so gravitiren die Chancen gegenwärtig nach amerikanischer Seite hin. Japan wird von New-York aus der modernen Cultur gewonnen; Amerikas Ueberlegenheit auf diesem Schauplatze ist eine natürliche Folge des besseren Communicationssystemes. Noch aber ist China im Wesentlichen unberührt von occidentalischem Einflusse; sein weites Gebiet von etwa 74,000 Quadratmeilen mit gegen 460 Millionen Einwohnern (während das gesammte übrige Asien nur wenig über 300 Millionen Einwohner zählt) bietet mit seinem Productenreichthum, seinem großartigen Gewerbfleiße, seiner Jahrtausende alten Staatsbildung dem andringenden Weltverkehr noch immer unübersteigliche Schranken. Allerdings ist der Gesammtwerth der Ausfuhr zur See, welcher nach officiellen Berichten*) 1844 nur 34 Millionen Thaler betrug, bis 1864 auf 189 Millionen, der Werth des Imports von 35 auf 197 Millionen Thaler gestiegen, das auswärtige Geschäft Chinas zur See hat also in 20 Jahren sich um das 5½fache vermehrt. Allein der Waarenaustausch zu Lande weist immer noch sehr niedrige Zahlen auf; derselbe hat mit Rußland über Kiächta im Jahre 1864 nur 30 Millionen Thaler betragen und ist seitdem nicht beträchtlich gestiegen. Die Ursachen dieser Erscheinung sind, wenn man von der immer noch starken Neigung der Chinesen zur Abgeschlossenheit absieht, ausschließlich in dem Mangel verbesserter Verkehrsmittel zu suchen. Zwei Drittel der Bevölkerung unseres Erdballs, auf der einen Seite das hochentwickelte West- und Mittel-Europa, auf der anderen das fleißige China, mithin etwa 780 Millionen Menschen, entbehren der völkereinenden Verbindungs-

*) Statement of the foreign trade with China etc. Hongkong, Februar 1844.

straße und sind für den Austausch zahlreicher Producte, sowie für den persönlichen Verkehr auf die Gefahren und Umständlichkeiten der langen Seefahrt angewiesen. Wenn irgendwo, so muß durch Herstellung einer europäisch-chinesischen Bahn bei den colossalen Entfernungen die Ersparniß an Raum und Zeit großartige Resultate zu Tage fördern.

Die einzige Straße, auf welcher gegenwärtig Rußland und China verbunden sind, ist die alte Karawanenstraße von Nowgorod über Kasan, Jekaterinburg am Ural, Omsk, Tomsk, Krasnojarsk, Irkutsk und Kiächta nach Maimaitschin (50° N. B. 106° östl. L. v. Greenw.), dem ersten chinesischen Grenzorte, von wo die Route über Urga und Karachoto nach Peking und Tien-tsin an der Petschili-Bai, dem Hafenplatze am gelben Meere, führt. Auf diesem Wege gelangt auch die Correspondenz von Rußland nach China, Kiächta berührt bereits der russisch-amerikanische Ueberland-Telegraph *), der bis nach Penschinsk am ochotskischen Meere reicht; briefliche Nachrichten und Personen werden mit der durch Mr. Grant errichteten mongolischen Steppenpost, deren Dienst von 30 Courieren mit ca. 400 Pferden besorgt wird, in 11 Tagen von Maimaitschin über Karachoto nach Peking befördert.

Dieselbe Route würde mit geringen Abweichungen für den Bau der Eisenbahn zu wählen sein. Die russische Regierung, seit langer Zeit mit den Vorarbeiten für das colossale Werk beschäftigt, hat neuerdings, wie der Gólos meldet, das ganze Gebiet zwischen den Flußsystemen der Kama und des Obj durch Abgeordnete des Hauptcomité für Eisenbahnen erforschen lassen; diese Commissare haben das Terrain für die Bahntracirung günstig erachtet und namentlich festgestellt, daß Jekaterinburg, an der Pforte des Ural, der geeignetste Punkt für Ueberschreitung dieser Wasserscheide sei. Nehmen wir das alte Nowgorod, den östlichsten Ausläufer des russischen Bahnnetzes, als Anfangspunkt der russisch-chinesischen Bahn an, so würde dieselbe folgende Orte berühren: Kasan (Balachna, Wolgastation), Jekaterinburg, Tara, Tomsk, Krasnojarsk am Jenesei, Kansk, Birjusinsk, Nishne-Udinsk, Irkutsk am Baikalsee, Kiächta, chinesische Grenze (Maimaitschin), Urga, Karachoto, Peking (40° N. B.), Tien-tsin, Petschili-Bai. Von der deutschen Grenze bei Eydtkuhnen ab ergeben sich folgende Entfernungen:

*) Hauptstationen des Ueberland-Telegraphen sind: Petersburg, Moskau, Nowgorod, Kasan, Jekaterinburg, Omsk, Tomsk, Krasnojarsk, Irkutsk, Nertschinsk, Polagowieschtschensk, Ajan, Ochotsk, Jamsk, Penschinski. Die Fortsetzung über die Behringsstraße nach Cap Prince Wales und von dort am Juckonfluß entlang durch Aljaska und Columbia nach Californien ist im Bau begriffen. Zur Verbindung des russischen Ueberland-Telegraphen mit Japan und China sind Leitungen zwischen Wladiwostock in Sibirien und Hongkong über Nangasaki hergestellt. Hongkong steht mit Bombay und London in Verbindung, so daß der Telegraph die Erde nunmehr vollständig umspannt.

Eydtkuhnen-Moskau	ca. 135,1	geographische	Meilen,
Moskau-Kiächta	„ 755,8	„	„
Kiächta-Karachoto	„ 182	„	„
Karachoto-Peking	„ 44	„	„
Peking-Petschili-Bai	„ 21	„	„
zusammen	ca. 1137,9	geographische	Meilen;

davon sind bereits im Betriebe:

Eydtkuhnen-Nowgorod	192,7	„	„
mithin wären noch zu bauen . . .	945,2	Meilen;	

davon 247 Meilen in China, der Rest in Rußland. Im Vergleich zu der Pacificbahn, welche 713 geographische Meilen lang ist, handelt es sich also um ein Mehr von ca. 232 Meilen, eine Leistung, welche bei dem heutigen Stande der Technik dem Erbauer keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstellt. Auch die Pacific-Pioniere hatten eine den Steppen der Mongolei mindestens gleich zu erachtende schwierige Strecke — von Omaha bis Sacramento — zu überwinden, deren menschenleere, eisbedeckte Höhen bis 7000 Fuß hinanreichen.

Bis zur Uralpassage hat die russisch-chinesische Bahn überhaupt keine nennenswerthen Hindernisse zu überwinden. Bei Jekaterinburg am Ural ist der höchste Punkt der Wasserscheide, der Beresowajawa-Gora, in 1270 Fuß absoluter Höhe zu überschreiten; da die relative Erhebung über Jekaterinburg jedoch nur 456 Fuß beträgt, so wird die Terraincorrection durch Sprengungen u. s. w. verhältnißmäßig leicht zu erzielen sein. Die Strecke Irkutsk-Kiächta ist für die Tracirung nicht ungünstig, wobei noch in Betracht kommt, daß hier, trotz der geringen Bevölkerung Süd-Sibiriens, doch eine rege, seit Jahren wachsende Productivität sich geltend macht, welche zum Aufblühen nur der besseren Verkehrsmittel bedarf. Namentlich haben die Städte Tjumen an der Tura (durch welches jährlich 50,000 Kronfuhrwerke passiren), mit 13,000 Einwohnern, Tara 5000 Einwohner, Tomsk 21,000 Einwohner, Krasnojarsk, mit Goldwäschereien, 10,000 Einwohner, Irkutsk 28,000 Einwohner, Kiächta mit 6000 Einwohnern, großen Handel und reichen Gewerbebetrieb. Weniger günstig ist die Route Maimaitschin-Karachoto, da zwischen Urga und Karachoto auf ca. 90 Meilen Länge ein Terrain durchschnitten werden muß, welches bei äußerst rauhem Klima und fast ganz unfruchtbarem Boden bis jetzt keine Hülfsquellen darbietet. Von Karachoto bis Tien-tsin dagegen zieht sich an den Ufern und in der Niederung des Peiho ein Gebiet hin, welches an Landbau, Gewerbefleiß und industriellem Reichthum fast sämmtliche europäischen Strecken des Bahnterrains überragt. Der Hafen Tien-tsin, um dessen Arsenal seit 1871 eine Eisenbahn — die erste in China — herumführt, hat bequeme Seeanschlüsse nach den übrigen Häfen der asiati-

schen Ostküste, nach Amerika und Australien. Peking steht durch den Kaisercanal und dessen Seitencanäle vermittelst des Hoangho, Yangtsekiang u. A. in Verbindung mit den vorzüglichsten Handelsplätzen des weiten chinesischen Reiches. Ungeheuere Kohlenlager in China (in den Provinzen Petschili und Shansi), von denen schon Freiherr von Richthofen berichtet hat, und andere kostbare Materialquellen des Bodens werden mit dem Bau der russisch-chinesischen Weltbahn aufgeschlossen, eine Bevölkerung von 780 Millionen Seelen an beiden Endpunkten wird mit ihrem Gewerbefleiß und Handel einander nahe gerückt, die Cultur und Civilisation aber in einem bisher ungeahnten Maße gefördert werden. Die Resultate des Planes ergeben sich am klarsten aus nachfolgenden Zahlen. Von London nach China sind gegenwärtig erforderlich:

a) bis New-York	10	Tage,
b) von New-York bis San Francisco . .	7	"
c) von San Francisco bis Shangai . . .	30	"
zusammen	47	Tage Zeit.

Auf der europäisch-chinesischen Bahn werden bei einer Weglänge von ca. 1350 Meilen künftig 8 Tage gebraucht werden (7 Meilen pro Stunde). Das Resultat ist also eine Ersparniß von 39 Tagen für den Verkehr Europas mit China. Eben so muß der amerikanisch-chinesische Verkehr einer gänzlichen Umgestaltung entgegengehen; denn auch für New-York ergiebt sich, gegenüber der Dauer von 30 Tagen Seefahrt bis Shanghai bz. Tien-tsin, auf dem Wege New-York-Rotterdam- (oder Ostende) Moskau-Tien-tsin ein Zeitgewinn von 12 Tagen, ungerechnet den Umstand, daß auf dem zuletztgedachten Wege die Centren der Cultur berührt werden, während die Seefahrt durch den Pacific-Ocean dieses Vortheils gänzlich entbehrt.

Die Rentabilität des Unternehmens steht außer Zweifel, da demselben der ganze Personenverkehr Europas und Nord-Amerikas mit Ostasien und die kolossale Güterbewegung von Asien nach Europa zufallen müssen; bei jährlich 2½ Millionen Lasten Transitguts würde der Transitverkehr nach Dr. Meissel's Veranschlagungen allein 222 Millionen Thaler Einnahme ergeben, der Personenverkehr etwa 200 Millionen Thaler, Summen, welche die Verzinsung des auf 1080 Millionen Thaler (800,000 Thaler pro Meile) anzunehmenden Anlagekapitals reichlich zu decken im Stande wären, auch wenn die Betriebskosten u. s. w. eine ungewöhnliche Höhe erreichen sollten.

Noch vor wenigen Jahrzehnten würden Projekte dieser Art als Erzeugnisse einer ausschweifenden Phantasie angesehen und mit einem mitleidigen Lächeln aufgenommen worden sein. Die Gegenwart denkt anders. Erst vor Kurzem hat sie im Osten zwei Continente getrennt, um eine Weltverbindungsstraße zu schaffen, und denkt bereits daran, auch im Westen die amerikanische

Barrière bei Panama zu durchbrechen; sie hat soeben durch den Alpentunnel im Col-de-Fréjus der Lokomotive den Weg nach Italien gebahnt und ist schon mit einer zweiten Durchbohrung des Alpenwalls im St. Gotthard beschäftigt. Dem amerikanischen Handel genügt die Pacific-Bahn nicht mehr; denn schon regt sich Canada, um eine neue Pacific-Bahn vom Lorenzstrome nach dem stillen Ocean zu bauen, und im Norden und Süden der alten Pacific-Bahn entstehen Concurrenzlinien.

Bei einem so mächtigen Aufschwunge des Unternehmungsgeistes ist zu hoffen, daß auch die großen Projecte der Eisenbahnverbindung von Europa nach Asien der Verwirklichung entgegen gehen, und daß in nicht langer Zeit jene ehrwürdigen Stätten Asiens, von denen einst die Cultur ausging, mit neuem Leben werden erfüllt werden.

G. Tybusch.

Reisen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Max von Eelking.

V.

Ein fürstlicher Hof bei der Durchreise in Bremen.

Gehört auch das Nachfolgende nicht unmittelbar zu den Reiseberichten, so ist es doch wie diese in dem genannten Tagebuche mit aufgezeichnet. Da es immerhin ein Bild bietet, wie damals Fürstliche Personen reisten, so kann es hier füglich als Schlußstein des Ganzen gelten.

Wir haben bereits aus den Mittheilungen unseres Reisenden ersehen, daß dessen Vater bei seiner Abreise vom Zerbster Hofe vom Fürsten die „Gnade“ sich erbat, daß dieser, wenn er nach Bremen käme, ihn mit der Ehre seines Besuches beschenken möchte, was Jener auch zusagte. Wir ersehen aus dem nun Folgenden, daß der Fürstliche Herr nicht nur Wort hielt, sondern daß er schon vorher den Bremer Handelsherrn mit seinem hohen Besuche erfreut hatte.

Nach den Mittheilungen erregte das Eintreffen der Hochfürstlichen Reisenden in der republikanischen Bevölkerung Bremens ein nicht geringes Aufsehen, wie das Gedränge der Menschenmenge beweist, die sich vor dem Platze anstaut, auf dem die prunkende Gruppe sich bewegt. Es mag demnach nicht allzu häufig in der alten Hansa vorgekommen sein, daß regierende Herrn mit Familie und stattlichem Gefolge, wenn auch nur vorübergehend, diese berührten.

Es war unbestritten ein außergewöhnliches Ereigniß, das in allen Schichten der Bevölkerung eine Erregung hervorbrachte, woran die Neugier auch ihren guten Theil hatte. Das geht schon daraus hervor, daß der „Präsident" auch das Seine zum würdigen Empfang der fürstlichen Gäste thut, indem er den Wachen der Garnison die nöthigen Instructionen zukommen und deren Hautboisten beim Tafeln aufspielen läßt. Das Tagebuch lautet:

Nachdem wir durch unseren Correspondenten in Jever Nachricht eingezogen, daß Ihre hochfürstliche Durchlaucht von Anhalt Zerbst nebst Dero Hofstaat gewiß den 31. August von dannen aufbrechen würden, machten wir in unserem Garten allerhand Anstalten, um Seine hochfürstliche Durchlaucht, unsere gnädigste Herrschaft, gebührend zu empfangen.*)

Acht Tage vor Ihrer Abreise sandten Sie Ihren Fourier voraus, welcher die Pferde, Essen und Nachtlager bestellen mußte. Als selber in Bremen zu uns kam und nochmals vernahm, daß wir resolviret, Ihre hochfürstliche Durchlaucht und Dero Hofstaat zu tractiren, so ging er weiter fort, nachdem wir ihn im Weinkeller mit rheinischem Wein zur Genüge, und so viel er fassen könnte, tractiret. Wir bestellten inzwischen das Vorspann und ließen durch unseren Landsmann Duhm so gut wir konnten gegen den 1. September eine Mahlzeit anrichten und besorgeten auch, daß wir einen guten Trunk aus der Rose bekamen.

Ich ritt nebst Herrn Oheim von Post und Anton Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht entgegen, empfinge Sie nicht weit hinterm Wartthurm und begleitete Sie darauf oder ritt vielmehr vor der Kutsche her. Zum Wartthurm wurde auf Ordre des Präsidenten das Gewehr vor Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht und die anderen beiden Kutschen, worin Ihre Durchlauchten der Erbprinz und Fürst Johann Adolph saßen, präsentiret und eben so auch im hohen Thor, wobei die Trommel gerühret wurde.

Wie nun Ihre hochfürstliche Durchlaucht vor dem Garten anlangten und Mr. Papa eben noch in der Stadt war, so sprungen wir geschwind vom Pferde und empfingen Sie nochmalen. Die anderen Bedienten kamen nachgehends allgemächlich nach und der Herr Präsident schickte 10 Grenadiers, die vor dem Garten und dem Logement aufwarten mußten. Die Hautboisten von der Garnison kamen auf unsere Ordre nachgehends auch und ließen sich brav hören.

Als Papa noch in der Stadt war, hörete er, daß Ihre hochfürstliche Durchlaucht schon da wären und eilte daher geschwinde heraus, Sie und Die-

*) Das Jahr ist im Reisejournal nicht besonders aufgezeichnet, es ist aber jedenfalls das von 1706.

jenigen, die schon angekommen, zu empfangen, welche so lange im Garten spatzireten, bis daß sie Alle angelanget, worauf sie sich an die Tafel setzten*).

In der Mitte der Tafel hatte Duhm eine schöne Pyramide von Confituren gemachet, welches recht schön war und die anderen Gerichte waren auch wohl zugerichtet; am allermeisten aber gefiel ihnen der Bremer Stockfisch, frischer und geräucherter Lachs, Sauerkohl, Krebse, Weintrauben und Pfirsiche und vom Getränke der alte Rheinwein aus der Rose.

Monsieur Papa und ich standen hinter der hochfürstlichen Tafel und warteten auf: Im Gesundheittrinken wurde aber die Ordnung observiret, wie sie saßen.

Auf unserem neuen Logement**) saßen der Herr Cousin Schubert, Kammerdiener Bülau und Fairel, Kammerregistrator Schaumburg und Kammersecretair, dann der Buchverwalter und 4 Kammerjungfern, und weil es regnete, saßen die Laquaien und Diener mitten im Garten in den beiden Lusthäusern.

Nachdem zu drei Malen war aufgetragen worden, standen Ihre hochfürstliche Durchlaucht auf und trunken noch ein und das andere Gläschen von dem guten Wein, präparirten sich zur Weiterreise und nachdem Sie an Mr. Papa durch Herrn Kammerregistrator Schaumburg drei schöne silberne Becher hatten überreichen lassen (bei der vorigen Traktirung hatten Seine hochfürstliche Durchlaucht Mr. Papa schon mit einem schönen silbernen Ampel und Gießbecken beschenket) nahmen Sie allerseits Abschied.

Ich machte mich darauf fertig und setzte mich gleichfalls nach hie und da genommenem Abschied und vielen Danksagungen zu Pferde, wiewohl ich kaum wegen der großen Menschenmenge, die sowohl im Garten als vor diesem zuschauete, durchkommen konnte und ritt vor Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht Carl Wilhelms Carosse voran, längs der Grünen Straße. Es wurde an allen Wachen das Gewehr präsentirt und im Osterthor noch dazu die Trommel gerühret.

Zu Hastecke ließ sich die Fürstin von Tecklenburg bei Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht anmelden, ihr zu gönnen, daß sie kommen dürfte, Ihnen die

---

*) Im Tagebuche findet sich noch eine Zeichnung des Tisches vor, wie die Gäste saßen, wobei der Platz jedes Einzelnen mit einer Nummer bezeichnet wurde.

Außer dem Fürsten, sowie dem Erbprinzen und dem Fürsten Johann Adolph, deren bereits erwähnt wurde, sind noch die regierende Fürstin, sowie die Erbprinzessin verzeichnet. Der Hofstaat, der hier mittafelte, bestand aus: Der Oberhofmeisterin Brandt von Lindau, 4 Hoffräulein, dem Canzler von Schönleben, dem Hofmarschall Brandt von Lindau, den Stallmeistern von Fuchs und aus dem Winkel, einem Herrn von Bardeleben und einem Mr. Pröch, der zugleich als Vorschneider fungirte. Es waren somit im Ganzen 16 Personen.

**) Empfang und Tractament fand in dem neuerbauten großen Gartenhaus im ehemals von Celking'schen, späteren „Volksgarten" statt.

Hände zu küssen, welches auch geschehen, da sie dann von Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht mit in Ihre Kutsche genommen wurde auf eine halbe Wegstunde und hernacher, nachdem sowohl der Erbprinz mit seiner Gemahlin, als auch der Fürst Johann Adolph dazu gekommen, fuhr sie nach genommenem Abschied wiederum zurück.

Unterdessen war Mr. Papa nebst Herrn Consul Schubert und Herrn Kammerdiener Bülau so weit avanciret, wie auch ingleichen der Herr Oheim von Post und Anton, daß sie bei mir ankamen, so daß wir bei Sugolsbrugge nochmals zusammen kamen, um von Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht und den anderen hochfürstlichen Personen nochmalen Abschied zu nehmen und vor die uns erzeigte Gnade demüthigst zu danken und zu ferneren hochfürstlichen Gnaden zu recommandiren. Wir hatten noch etzliche Bouteillen Rheinwein bei uns genommen, womit wir Ihre hochfürstliche Durchlaucht noch refraichiren könnten, welches sehr wohl à propos kam.

Nachdem nun Ihre hochfürstliche Durchlaucht wegen der gehabten Mühe gedanket, reiseten Sie weiter fort. Dem Herrn Canzler, Hofmarschall und übrigen Bedienten wurde darauf nochmäler zugebracht und treuherzig Abschied genommen. Ein Jeder fuhr darauf seines Weges und indem wir wieder nach Bremen zurückfuhren, begegnete uns noch der Herr von Bardeleben, Herr Kammersecretarius und Buchmeister, welche, weil ihr Wagen zerbrochen war, so lange zurückbleiben mußten. Wir fuhren und ritten darauf wieder nach unserem Garten und tractirten unsere Verwandten und guten Freunde von dem übrig Gebliebenen, wobei wir recht munter und lustig waren.

Des andern Tages kamen noch 4 Packwagons und Bagage, vor welchen des Fürsten Kutschpferde gingen, vor unserm Haus vorbei und nachdem wir die Bedienten, nämlich Herrn Fourier Meinart, den Silberdiener, des Erbprinzen Pagen und noch ein Stücker Sieben oder Acht auf einem Gläschen Roth- oder Weißwein beneventiret, und mit dickem Bier proviantiret, nahmen sie nach vielen Danksagungen und Recommandationen ihren Abschied.

Man findet in dem Reisetagebuche auch bei jeder Tour die Stationen nach Meilen genau bezeichnet und ersieht bei Aufzeichnung der Ortschaften, wie schneckenartig das Reisen bei den geringen Mitteln und den schlechten Wegen vor sich ging. Dann findet man auch genau die Rechnungen über Transportmittel und Zehrung angeführt, die gegen die heutigen nicht wenig abweichen. Wir nehmen hier die erste beste, nämlich die von der ersten holländischen Reise heraus.

Dem Fuhrmann bis Delmenhorst	1	Thlr. 6	Gr.
Zu Delmenhorst verzehret	—	„ 6	„
Zu Lintal	—	„ 6	„
Zum Yprum	—	„ 8½	„
Zu Oldenburg vor Zoll	2	„ 12	„
Dem Wagenmeister	—	„ 9	„
Verzehret	—	„ 12	„
Zu Bluxhus (blexen?)	—	„ 7½	„
Von Oldenburg bis Ape	2	„ 3	„
Vor Zoll	—	„ 10	„
Allda verzehret	—	„ 9	„
Dem Wagenmeister	—	„ 6	„
Von Ape bis Detern	—	„ 54	„
Den Schlagbaum in der Nacht offen	—	„ 6	„
Dem Fuhrmann von Detern	1	„ —	„
Zu Detern verzehret	—	„ 8	„
Dem Wagenmeister	—	„ 5	„
Zu Lier verzehret	—	„ 32	„
Dem Wagenmeister	—	„ 4	„
Ueber die Emse	—	„ 4	„
Zu Bonn Passagiergeld	—	„ 3	„
Von Lier bis Neuschanz	2	„ 3	„
Noch in Cassa gehabt	1	„ —	„
Summa:	12	Thlr. 15	Gr.

Was hier folget ist holländisch Geld.*)

	fl.	St.
Zu Neuschanz verzehret	—	11
Von Neuschanz nach Winschoten	2	—
Trinkgeld dem Fuhrmann	—	2
Zu Winschot verzehret	—	16½
Vor Bier	—	6
Von Winschoten nach Gröningen	5	10
Jägerchen (?)	—	2
Das Gut (Gepäck) nach der Schuyt zu bringen	1	19
Vor Brandwein	—	2
Von Gröningen bis Strobusch	1	7
Vor die Kuffers	—	8
Dem Jägerchen	—	1
Das Gut aus der einen in die andere (Schuyt?)	—	4
Von Strobusch bis Dockum	1	7
Die Kuffers	—	8
Jägerchen	—	1
Das Gut auf der Schuyte	—	8
Zu Dockum verzehret	1	3
Von Dockum nach Leuwarden	2	18
Zu Leuwarden verzehret	—	8
Das Gut nach der Schuyte	—	10
Von Leuwarden nach Bolsward	1	18
Aus der einen in die andere Schuyte	—	14
Zu Bolsward verzehret	—	12

*) Von der holländischen Grenze an so berechnet. Der holl. Gulden zu 20 Stüber.

	fl.	St.
Jägerchen	—	1
Vor Aufschließen der Pforte (im Stadtthor)	—	8
Von Bolsward bis Worbum	—	12
Das Gut hinzubringen	—	12
Nach dem Beurtmann von Worn	—	6
Vor Brod	—	4
Verzehret	—	11
Vor Kirschen	—	1½
Vor Fracht von Worn nach Amsterdam	2	17
Weiter noch	—	6
Vor Bier	—	2
Von dem Schiff nach unserm Logement	—	6
Summa:	30 fl.	2 St.

Thlr. 15 gr. = 22 fl. 8 St.
30 fl. 2 St.
Summa: 52 fl. 10 St.

Ist Person 17 fl. 10 St.*)

Das Veto bei der bevorstehenden Papstwahl.

Die Wahrscheinlichkeit, daß binnen Kurzem ein neuer Papst zu wählen sein wird, beschäftigt wie die deutsche so auch vielfach die italienische Presse. Namentlich brachte die vielgelesene „Nazione" in diesen Tagen eine Reihe von Artikeln, welche das Recht der „Exclusive beim Conclave", d. h. das Recht der weltlichen Mächte, vor dem Conclave gegen die Wahl einer mißliebigen Persönlichkeit Einspruch zu erheben, darzuthun bemüht waren. Da die in diesen Aufsätzen vorgebrachten Beweise, wo nicht durchweg klar und zwingend, jedenfalls von nicht gewöhnlichem Interesse sind, so sei erlaubt, im Folgenden eine Uebersicht über den Inhalt der Artikel unter besonderer Betonung der auf Deutschland und Italien bezüglichen Stellen derselben zu geben. Unsre Meinung über die Sache werden wir am Schlusse kurz darlegen.

Die „Nazione" sagt im Wesentlichen Folgendes:

Ursprünglich wurden die Päpste von der Geistlichkeit und dem Volke Roms gewählt. Um aber in anerkannte Wirksamkeit zu treten, bedurften sie noch die Bestätigung durch die weltlichen Fürsten, welche über Rom geboten. Die in Konstantinopel oder Ravenna residirenden Kaiser, später andere über

*) Es reisten 3 Personen zusammen. Die bis zur holländischen Grenze ausgegebenen 11 Thlr. 15 Gr. sind hier in Gulden umgewandelt. Die Bremer Münzrechnung ging bekanntlich noch bis in die Neuzeit nach Thaler Gold, nahe an 2 Gulden rhn. und Grote, wovon 72 auf einen Thaler preuß. gerechnet wurden.

Italien mit Einschluß Roms herrschende Monarchen, die Karolinger, endlich die deutschen Könige in ihrer Eigenschaft als römische Kaiser machten im Lauf der Jahrhunderte von diesem Rechte Gebrauch.

Allmählich verwandelte sich das Bestätigungsrecht in die Befugniß zu einem Einspruch, wenn die Wahl der Cardinäle auf eine Persönlichkeit gefallen war, welche der obersten weltlichen Macht oder zuletzt mehreren bestimmten Mächten Bedenken erweckte. Noch bei dem letzten Conclave wurde dieses Ablehnungsrecht den Souveränen von Frankreich, Oesterreich, Spanien und Portugal als unbestreitbar zuerkannt, und da die Verkündigung des Unfehlbarkeits-Dogmas hierin keine Aenderung bewirkt haben kann, so gebührt jenes Recht den gedachten vier Mächten noch heute völlig unverkürzt. Infolge der Ereignisse der neuesten Zeit muß dasselbe aber noch zwei andern Fürsten Europas eingeräumt werden: dem König von Italien und dem deutschen Kaiser.

Karl der Große und seine nächsten Nachfolger betheiligten sich bei der Wahl des römischen Bischofs unmittelbar. Später behielten sich die karolingischen Könige nur die Bestätigung des Gewählten vor, ein Recht, welches von den römischen Kaisern deutscher Nation übernommen und, wie bemerkt, später auf das Veto gegen mißliebige Persönlichkeiten beschränkt wurde. Die österreichischen Kaiser übten dann dieses Recht als Nachfolger der deutschen Kaiser, die französischen Könige als Karolinger, die Könige von Spanien als Nachfolger Karls des Fünften aus.

Seitdem aber der römische Bischof durch das Concil von 1870 die übrigen Bischöfe in eine untergeordnete Stellung herabgedrückt hat, seitdem er ihnen gegenüber unbeschränkter Herr der Kirche und der Gewissen aller Katholiken geworden ist, die ihm, dem Unfehlbaren, bei Conflicten zwischen Kirche und Staat mehr Gehorsam schulden als der weltlichen Obrigkeit, ist das Recht der mittelbaren Betheiligung der Regierungen an der Papstwahl nicht so sehr aus jenem alten Verhältniß, als aus der Pflicht der Selbsterhaltung herzuleiten. Mit andern Worten, den Staaten muß das Recht des Veto zuerkannt werden, weil sie die Verpflichtung haben, darüber zu wachen, daß der Stuhl Petri nicht von wagehalsigen Neuerern, welche Rechte und Interesse der Staaten mißachten, mit einem aus ihrer Mitte, nicht mit einem Manne staatsfeindlichen Glaubens und Strebens besetzt werde.

Wie im frühen Mittelalter die Päpste aus der Wahl des Volkes von Rom hervorgingen, so sind in der Gegenwart alle Mitglieder der katholischen Kirche als die gesetzmäßigen und natürlichen Wähler des Oberhauptes derselben anzusehen. Ihr Wahlrecht aber üben sie durch ihre Regierungen aus. Die Regierungen als die Vertreter und Willensträger der Völker haben folglich die unbestreitbare Befugniß, auf die Wahl des Papstes einzuwirken.

Das alte Recht der Exclusive bestand in der Möglichkeit, den von den Cardinälen zum Papste Erkorenen nach seiner Erwählung als unannehmbar zu bezeichnen. Das neue Veto besteht in der Befugniß, vor dem Conclave unerwünschte Candidaten von der Erwählung auszuschließen. Die letztere Fassung des Rechts verträgt sich besser mit der Unabhängigkeit der Kirche und entspricht dem ursprünglichen Wahlstatute. Im Rituale begegnen wir einer Stelle mit folgender Formel: „Famulo tuo N., quem ad culmen apostolicum judicium commune tuae plebis regit“, wodurch die Ableitung der päpstlichen Würde und Macht von dem Volkswillen bestätigt wird. Keine Bulle kann hieran etwas ändern, und auch der unfehlbare Papst hat nicht das Recht, die alten von seinen ja ebenfalls unfehlbaren Vorgängern aufgerichteten und anerkannten Satzungen umzustoßen.

Nach canonischem Rechte ist der König Victor Emanuel einer der legitimsten Herrscher der Erde. Denn gleichwie die päpstliche Gewalt beruht seine Autorität und Würde auf der Wahl durch das römische Volk. Nicht nur das übrige Italien, sondern auch die Bevölkerung von Rom hat ihn zum Oberhaupte Italiens ausgerufen. Er ist de facto Nachfolger der römischen Kaiser und der italienischen Könige. In den Augen der katholischen Kirche müßte er in Folge dessen als Inhaber der höchsten irdischen Gewalt erscheinen, und in diesem Zusammenhang gebührt ihm auch das Recht der Exclusive. Thorheit wäre es, wollte man dieser Forderung das bekannte Garantiegesetz gegenüberstellen und behaupten, es sei ein Verzicht auf jenes Recht. Ein solcher ist weder darin ausgesprochen, noch hätte die italienische Regierung je daran denken können, ihr Veto implicite darin aufzugeben. Auch die Thatsache, daß die italienischen Fürsten in der Zeit der Zersplitterung Italiens das Recht der Exclusive nicht ausgeübt haben, läßt sich nicht gegen den Anspruch auf dieses Recht von Seiten Victor Emanuel's geltend machen; denn die meisten dieser Fürsten standen im Lehensverhältnisse zum Papste.

Gleich unzweifelhaft wie das Vetorecht des Königs von Italien ist das des Oberhauptes der im deutschen Reiche wieder vereinigten deutschen Nation. Der Glaube, zu welchem die Träger staatlicher Würden sich bekennen, kann durchaus keinen Einfluß auf die Stellung ihrer Staaten und ihres eigenen Verhältnisses zur Kirche (als einem Organismus) ausüben. Die Politik Richelieu's, Talleyrand's und Guizot's liefern für diese Behauptung Beweise, die zur Genüge bekannt sind. Der Kaiser Wilhelm ist allerdings nicht katholisch, aber er ist das Oberhaupt vieler Millionen von Katholiken und deren Mandatar bei einer Papstwahl. Er ist somit durchaus berechtigt, seinen Einfluß bei einer solchen zur Geltung zu bringen. Unlogisch und unnatürlich wäre es, wollte man dem deutschen Kaiser ein Recht vorenthalten, welches dem König von Spanien, dem nur wenig mehr, und welches dem König von Portu-

gal, dem nicht halb so viel Katholiken gehorchen wie dem Kaiser Wilhelm, unbestritten gebührt. Bei der Stellung des deutschen Kaisers zu der fraglichen Angelegenheit handelt es sich nicht um ein „Sacrament“, welches das katholische Glaubensbekenntniß zur Voraussetzung hat, sondern lediglich um ein „civiles“ Rechtsverhältniß, um das „Mandat“ seiner katholischen Unterthanen. Im ehemaligen deutschen Reiche wurden die katholischen Kaiser von einer Anzahl Kurfürsten gewählt, unter denen drei protestantische waren. Bei der Consecration desselben durch die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln übten auch diese protestantischen Wahlfürsten symbolische Acte aus und wohnten der katholischen Messe bei. Sie betheiligten sich also mit den katholischen Bischöfen an katholischen Handlungen, ja diese Bischöfe nahmen aus der Hand solcher protestantischen Wahlfürsten die Krone, die sie dem Erwählten aufsetzten. Es leuchtet ein, daß der deutsche Kaiser, wenn er durch ein Veto einen mittelbaren Einfluß auf die Wahl des Papstes ausübte, einen viel weniger „geistlichen“ Act vollziehen würde, als die erwähnte directe Betheiligung der Kurfürsten bei der Weihe der alten Kaiser in sich schloß.

Kann sich der Kaiser des neuen deutschen Reiches auch nicht als Erben des Bestätigungs- oder Vetorechts der Kaiser des alten römischen Reichs deutscher Nation betrachten, so stehen ihm dafür thatsächliche Rechtsgründe zur Seite, welche schwerer wiegen als solch ein Erbtheil.

Der Papst selbst hat den König von Preußen als deutschen Kaiser anerkannt und damit auch dessen Recht zur Exclusive.

Der deutsche Kaiser und der König von Italien, durch politische Interessengemeinschaft auf gemeinschaftliches Handeln hingewiesen, dürfen nichts unterlassen, was ihnen im Kampfe mit der Kirche zur Erringung des Sieges zu helfen verspricht; sie müssen also auch ihr Recht zur Exclusive geltend machen.

Pius der Neunte hat wiederholt schon altehrwürdige Satzungen der Kirche verletzt. Wollte er nun auch das Recht des Vetos, welches sich auf die Grundverfassung derselben stützt, in Frage stellen, so würde er sich der Gefahr aussetzen, damit gründlich zu scheitern und der Kirche schweren Schaden zuzufügen. Es könnte dann geschehen, daß sein Nachfolger nicht anerkannt würde und ein verderbliches Schisma entstünde. Der Papst möge auch nicht vergessen, daß die Regierungen, durch ihn in den Stand der Nothwehr versetzt, sich bewogen finden könnten, den Bischöfen, welche ihm auf dem Wege solcher „Ungeheuerlichkeiten“ nachfolgen wollten, die Temporalien zu sperren.

So das italienische Blatt. Unsere Ansicht aber ist folgende.

Der historische Werth des Rechtes der Exclusive ist von keiner großen Bedeutung. Wir müssen die Frage aus der Lage heraus beurtheilen, welche durch die vaticanischen Decrete vom Juli 1870 geschaffen worden ist.

Durch diese Decrete ist die ohnehin schwache Garantie gegen kirchliche

Anmaßungen, welche in dem Einfluß der Staatsregierungen auf die Bischofswahlen lag, völlig verschwunden. Es giebt factisch jetzt nur noch einen Bischof, mit dem die Regierungen zu rechnen und zu rechten haben. Das ist der Universalbischof zu Rom. Die übrigen Bischöfe sind zu dessen Werkzeugen, dessen expedirenden Secretären degradirt. Der Papst ist aus einem beschränkten zu einem unbeschränkten Beherrscher der katholischen Kirche geworden und damit den Staatsgewalten allein verantwortlich.

Die staatsfeindliche Tendenz der Partei, welche den jetzigen Pontifex beherrscht und den Nachfolger desselben aus ihrer Mitte gewählt zu sehen strebt, verpflichtet alle Regierungen zur Verhütung der letztgenannten Eventualität. Das Recht derselben zur Einmischung in die Wahl eines neuen Papstes ist in erster Linie durch jene Pflicht, die Pflicht der Selbstvertheidigung gegeben. Sie haben zu sorgen, daß das gemeine Wesen nicht ferner von der Anmaßung der Curie, in staatliche Angelegenheiten sich entscheidend einmischen zu dürfen, Schaden leide. Sie haben zu verhüten, daß der Anfang, der unter dem jetzigen Papste gemacht worden ist, die Katholiken zu Rebellen gegen die in Rom mit Mißfallen aufgenommenen Anordnungen und Einrichtungen des Staates zu machen, seinen Fortgang habe. Sie haben zu verhindern, daß ein Mann den Stuhl Petri besteige, welcher gegründeten Verdacht erweckt, er werde den begonnenen Streit fortzuspinnen bemüht sein und seinen Einfluß auf die Gemüther der Katholiken einer weltlichen Macht zuwenden, die dem betreffenden Staate feindlich gesinnt ist. Sie haben die gebieterische Pflicht vor sich, die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts vor Religionskriegen zu schützen.

Die „Civilta Catholica" vom 3. August sagt in Betreff eines Krieges, in welchem Preußen und Italien gegen Frankreich verbindet wären:

„Ein solcher Krieg würde kein politischer, sondern ein religiöser sein, und sofort nach seinem Ausbruche würden wir sehen, wie die Kreuzfahrer der ganzen Welt Frankreich zu Hülfe eilen würden. Frankreich würde sofort zu seiner Hülfe ein Heer haben, gebildet von Belgiern, Holländern, Italienern, Engländern, Oesterreichern, Spaniern, überhaupt allen, welche ein Herz haben, ihr Leben für Gott (den neuen Gott, der am 18. Juli 1870 in Rom geboren wurde) preiszugeben. Wer nicht persönlich zu Hülfe kommen könnte, würde mit Gebet, mit Geld, mit seiner Theilnahme für Frankreich eintreten. Frankreich würde den Beistand und die Gunst aller Katholiken der Welt an seiner Seite haben und unter den Fittichen der göttlichen Vorsehung kämpfen. Die Sache des revolutionären Italiens, mit welcher Preußen die seine verbunden hat, bedeutet offenbar Krieg gegen Gott und seine Kirche. Es wird also, wenn einmal der Krieg losgeht, alle aufrichtigen Katholiken gegen sich haben, die eigenen Unterthanen nicht ausgenommen, welche wissen, daß man Gott über Alles lieben muß, und sich an Christi Wort erinnern: Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth. So wird der treulose Bund sich gegen diejenigen wenden, welche ihn geschlossen haben. Mögen die Gottlosen nur lachen, aber das Wort des Papstes wird nicht auf die Erde fallen, daß der Stein vom Berge rollen und dem Koloß die Ferse zerschmettern wird."

Die „Civilta Catholica" ist das Hofjournal des jetzigen Papstes. Sie ist die Kanzel der Partei, die ihn umgiebt und beherrscht. Die Staaten Italien und Deutschland aber dürfen keinen Candidaten zur Papstwürde annehmen, der nicht Bürgschaft giebt, daß die Anschauungen, welche hier vorgetragen werden, nicht die seinigen sind. — o —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum**.

Verlag von **F. L. Herbig**. — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.



XXXI. Jahrgang. II. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

Nº 36.

Ausgegeben am 30. August 1872.

Inhalt:

Leipzig, 1872.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)



Frankreich und die allgemeine Wehrpflicht

von

Max Jähns.

VI.

Am 4. November 1813 erreichte die geschlagene Große Armee Mainz. Drei Marschälle wurden beauftragt, die Rheinlinie zu befehligen: Victor von Basel bis Germersheim, Marmont von dort bis Coblenz, von hier bis Nimwegen Macdonald. Marschall Kellermann setzte zu Metz das schwierige Werk fort, das er bisher zu Mainz betrieben, d. h. er organisirte und regelte den Nachschub, sei es an Conscribirten, sei es an Deserteurs, welche die Gensdarmerie aufgriff. Am 1. December belief sich die Zahl der am linken Rheinufer lagernden Heerschaaren auf höchstens 85,000 Mann, und von jenem Zeitpunkt an schmolz sie unter den Einwirkungen des Typhus rapide hin. Auf die Klagen der Generale über die elende Unterbringung und Verpflegung der Truppen, über das Ausbleiben des Soldes, antwortete der Kriegsminister mit Ankündigung eines großen nationalen Aufschwungs, mit der Vision einer Armee von 600,000 Mann im Frühjahr — eine Sprache, welche an die Gambetta's mahnt. — In der That hatte ein Senats-Consult vom 15. November abermals eine Aushebung von 300,000 Conscribirten befohlen, welche sich auf die Klassen vom Jahre XI. bis inclusive 1814 ausdehnen sollte und von welcher 150,000 Mann sogleich in Action zu treten hätten, während man die andere Hälfte bis zur wirklichen Verletzung der Ostgrenze aufsparen wollte. Um jene 150,000 Mann „Nationalgarde", denn so wurden sie genannt, aufzustellen, mußte man also bis auf die Männer zurückgreifen, welche elf Jahre früher, im Jahre 1803, dienstpflichtig geworden waren. Sie sollten in 457 Kohorten und 54 Artillerie-Compagnien formirt werden. — Da das Resultat einer solchen maßlosen Verfügung natürlich höchst ungewiß, keinenfalls aber ein augenblickliches war, so befahl der Kriegsminister, die Nationalgarden von Besançon, Hüningen, Belfort, Neu-Breisach, Schlettstadt, Straßburg, Lauterburg und Landau in „Cohortes urbaines" zu organisiren und in jedem der Departements des Elsaß und Lothringens eine Legion activer Ko-

horten aufzustellen. Es war das eine Grenzbewaffnung, aber zugleich auch ein Appell an die kriegerische Bevölkerung deutschen Blutes, dessen sich Napoleon sogar bewußt gewesen zu sein scheint; denn auf den Vorschlag des Ministers, auch die reinfranzösischen Ostdepartements, wie Doubs, Jura, Ain, Saône-et-Loire, Côte d'Or und Yonne, zu bewaffnen, ging er nicht ein. — Freilich mußte er sich sagen, daß eine solche Anordnung vergeblich sein würde, da sogar in den Departements mit deutscher Bevölkerung diese Aushebung der Nationalgarden mit überaus großen Schwierigkeiten verbunden war. Den Berichten der Präfecten zufolge, drückte sich davon, wer es irgend vermochte. Man verweigerte zwar nicht gerade den Gehorsam, aber man fand hundert Wendungen, sich der Ordre zu entziehen; man stellte sich, um sofort wieder zu verschwinden. (On se montre et on disparaît continuellement.)*) Was halfen da die Reiterpatrouillen, welche die Landschaft durchzogen; wo der gute Wille fehlte, war trotz aller Präfectenkraft das Erwartete nicht zu beschaffen. Und wie waren die Ankömmlinge ausgerüstet! Eine Soldatenmütze und eine leinene Hose — das war so ziemlich Alles, ja manche erschienen fast ganz entblößt. Die höchste Zahl, auf welche man diese Kohorten und Legionen zu bringen hoffte, aber nie gebracht hat, war 10,800; zur Besetzung der 6 festen Plätze, zu deren Bewachung man sie aufgerufen, bedurfte man aber, der Angabe des Marschalls Victor zufolge, 33,000 Mann. Dabei liefen die Kohorten allabendlich auseinander; die Leute gehörten zumeist der Umgebung der Festungen an, gingen zu ihren Frauen schlafen und beeilten sich keineswegs, früh wiederzukommen.

Man kann den Nationalgarden ihr unsoldatisches Verhalten übrigens kaum verdenken, wenn man hört, wie sie seitens der Regierung behandelt wurden. Marschall Marmont, der die ihm zugewiesenen Kohorten in regelmäßige Verpflegung genommen, wurde deßhalb von Berthier getadelt. Nicht minder machte man ihm Vorwürfe, daß er den Nationalgarden Gewehre gegeben habe, mit denen man wirklich schießen könne, statt sie mit Ausschuß zu bewaffnen. Empört wieß er das Verlangen, ihnen die guten Gewehre wieder abzunehmen, zurück. „C'est compromettre évidemment le service . . .; c'est dégoûter et humilier des gens, qui ont besoin d'être encouragés!" — So tief war bei den leitenden Persönlichkeiten das Mißtrauen in die eigentliche Masse des Volkes, daß man die Erbärmlichkeit solcher halben und lächerlichen Maßregeln, wie die Vertheilung unbrauchbarer Gewehre nicht scheute. Man fürchtete diese „idéologie, qui a proclamé le principe de l'insurrection comme un devoir"; und indem man nun die Insurrection der Grenzprovinzen als eine Pflicht verlangte, wagte man die Bürger nur mit halber Stimme dazu

*) Der Präfect der Mosel an den Major-General. 16. November 1813.

aufzurufen; noch erstickte ein Gefühl von Scham und Trotz die Stimme der Regierung.*). —

Dafür fuhr man fort, die gewohnten Mittel immer neuer Conscriptionen anzuwenden und verfügte am 20. November abermals eine Aushebung von 25,000 Mann der Klassen von 1808 bis 1814 zur Completirung der im October angeordneten Rekrutirung. — Uebrigens ging die Aushebung ungemein langsam und schlecht von Statten, ein Umstand, den man dem Lande und dem Auslande gegenüber eifrig zu verbergen suchte. Von jedem neuen Häufchen, das der Kaiser vor den Tuilerien musterte, gaben die Zeitungen übermäßige Nachrichten.

Desertion und Typhus lichteten unterdessen die Aufstellung am Rhein von Tag zu Tag. Mitte November schon nennt sie ein Adjutant des Kriegsministers einen „Schleier aus Spinneweben." Wenn er nicht längst zerrissen war, so trug daran die vorsichtig zurückhaltende, ja befangene Kriegführung der Verbündeten die Schuld. Als am 2. December ein kleiner Vorstoß über den Rhein geschah, schrieb Macdonald an den in Amsterdam commandirenden General Molitor: „Wahrscheinlich wird der Feind den Durchbruch auf mehreren Punkten dieser ungeheuren Linie versuchen. In diesem unglücklichen Falle hält ihn nichts auf; er kann sich sofort an die Maas werfen, wo kein Platz verproviantirt und besetzt ist. O ma patrie! Quels tristes et douloureux présages!" — Noch kam es nicht so schlimm. Endlich aber riß der Schleier der Rheinfront von selbst und zwar auf dem äußersten linken Flügel durch den in Folge von Bülow's Vormarsch beginnenden Aufstand der Holländer, vor dem sich Molitor und nicht minder der nach ihm mit dem Obercommando betraute General Decaen zurückziehn mußten. Antwerpen zu halten, schien jetzt schon eine außerordentliche Aufgabe; und im Innersten erschüttert richtete Decaen ein Schreiben an den Kriegsminister, welches ein schlagendes Zeichen der Zeit war und in welchem es heißt: „Si l'Empereur pouvait réunir toute la France autour de lui, Sa Majesté entendrait crier de toutes parts: Sire, donnez-nous la paix!"**)

Napoleon war weit davon entfernt, diese Stimmen zu hören. Innerhalb 15 Monaten hatte er die Aushebung von 1,327,000 Mann decretirt; nun sollte auch noch die levée en masse in Scene gesetzt werden. Als Werkzeug dazu gedachte er den gesetzgebenden Körper zu benutzen, der ja ganz aus seinen Creaturen bestand und gewohnt war, seinen leisesten Winken zu gehorchen. Diesmal aber täuschte sich Napoleon. Zu

*) Rousset: La Grande armée de 1813.

**) Brief vom 15. December 1813. Als Decaen ihn schrieb, wußte er noch nicht, daß er bereits in tiefste Ungnade gefallen sei.

unerhört war das, was er Frankreich zugemuthet, zu empörend die lügnerische Frechheit, mit welcher er den Abgeordneten begegnete. Die Nation war ermüdet und abgestumpft! Sie war der kaiserlichen Glorie überdrüssig und verwünschte den Mann, der sie nach fünfundzwanzigjährigen Weltkämpfen zwang, mit aufgezehrten Mitteln um ihre Existenz zu fechten. „Es wäre mir unmöglich“, sagt Marmont in seinen Memoiren, „die tiefe Entmuthigung zu schildern, die Unzufriedenheit im Heer und in ganz Frankreich, zu sagen, welche traurige Zukunft ein jeder voraussah.“ — „Weg mit der Conscription, weg mit den vereinigten Gebühren!“ *) das war der laute Ruf, der aus jedem Munde klang, und derselbe Ton hallte auch in den Commissionsberichten der Kammer und der von ihr beschlossenen Adresse wieder. Als dem gesetzgebenden Körper die Actenstücke der Friedensverhandlungen übergeben wurden, ließ ihr Napoleon gerade das wichtigste derselben, welches die unglaublich günstigen Anerbietungen der Verbündeten enthielt, trotz Coulaincourt's dringenden Gegenvorstellungen, vorenthalten. Jene Anerbietungen aber wurden durch das Frankfurter Manifest dennoch bekannt. Auf sie gestützt, sprach einer der Hauptredner das bezeichnende Wort: „Man will uns ja nicht erniedrigen, man will uns nur auf unsere Grenzen beschränken und die Gewalt eines ehrsüchtigen Strebens brechen, das seit zwanzig Jahren allen Völkern Europas so verhängnißvoll geworden ist. Solche Vorschläge scheinen uns ehrenhaft für die Nation ... Unser Unglück ist auf seinem Gipfel ... Die Conscription ist durch ihr Uebermaß für ganz Frankreich eine gehässige Geißel geworden. Seit zwei Jahren mäht man dreimal im Jahr; ein barbarischer Krieg verschlingt periodenweise eine Jugend, die der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel und den Gewerben entrissen wird!“ Eine solche Sprache hatte man lange nicht gehört in Frankreich, und gleicher Geist dictirte auch den Bericht der Adreßcommission. „Nur dann kann der Kaiser hoffen“, so hieß es darin, „den Krieg zu einem nationalen zu machen, wenn er sich förmlich verpflichtet, ihn nur für die Unabhängigkeit des französischen Volks und die Integrität seines Gebietes zu führen, und wenn er der Verletzung der Gesetze steuert, die den Franzosen Freiheit, Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums, der Nation aber freie Ausübung der politischen Rechte garantiren.“ Es kam nicht zum Erlaß einer Adresse; auf jenen Commissionsbericht hin löste der Kaiser die Kammer auf,

*) Diese verhaßten droits réunis, die Personalsteuern, die Abgaben von Thüren und Fenstern wurden verdoppelt und sämmtliche Gemeinden ihres Eigenthums beraubt. Alles, was sie an liegenden Gründen u. dergl. besaßen, wurde eingezogen und zum Besten des entleerten Reichsschatzes verkauft. — Seinen Privatschatz suchte Napoleon auffallender Weise auch in diesem verhängnißvollen Augenblick zu schonen.

beschimpfte in der Abschiedsaudienz die Mitglieder und beraubte sich im brausenden Zorn selbst des Mittels einen Appell an die Nation, einen Aufruf zu allgemeiner Volkserhebung zu erlassen. Daß er dies that, darüber scheint er sich selbst indeß nicht klar gewesen zu sein. Denn die Worte, mit welchen er die Deputirten entließ, lauteten folgendermaßen: „In drei Monaten haben wir Frieden, oder ich bin nicht mehr. Wir haben größere Hülfsmittel, als Sie denken; die Feinde werden schneller verjagt sein, als sie gekommen sind. Im Elsaß und in der Franche-Comté sind die Leute von besserem Geist beseelt als Sie; sie verlangen Waffen von mir; ich lasse sie ihnen geben; ich sende ihnen Hauptleute, um sie als Parteigänger anzuführen*). Letzteres geschah allerdings und zwar wählte der Kaiser, der deutschen Bevölkerung wegen, lauter Elsasser als Officiere und stellte den General Berkheim an ihre Spitze. Allein allen Anstrengungen dieser Männer gelang es kaum, das Scheinwesen eines Volksaufgebots hervorzurufen. — Einen Aufruf zur Massenerhebung in ganz Frankreich erließ der Kaiser nicht. Ob derselbe übrigens irgend welchen Erfolg gehabt haben würde, steht sehr zu bezweifeln. Wenn man erwägt, wie heftig die Krankheit der Desertion in allen Theilen der Armee herrschte; wenn man bedenkt, daß der Kaiser genöthigt war, wie einst der Convent, Commissäre mit unbeschränkter Vollmacht, ja mit dem Recht über Leben und Tod, in die Departements zu senden, um die Verdächtigen durch Militär-Commissionen unschädlich zu machen, die Aushebung der geforderten 580,000 Mann zu betreiben und Fluß in das Aufgebot der cohortes urbaines in den Ostprovinzen zu bringen, und wenn man hört, wie wenig Erfolg all' diese Maßregeln hatten, so erkennt man, daß in diesem übermüdeten Frankreich alle Vorbedingungen zu einer großen Volksbewaffnung fehlten. Man fühlte keinen Haß gegen die Verbündeten, man fühlte nur den Druck der eigenen unersättlichen Regierung.

Wenn ein Schiff leck wird, fangen die Ratten an, es zu verlassen. Von denen, die einst „in seines Glückes Schiff mit ihm gestiegen“, hatte Napoleon im Feldzuge von 1813 schon Bernadotte sich gegenüber gesehn (freilich, wie ihn Scherr mit treffendem Gleichniß nennt, nur als „Piaffeur“); jetzt sagte sich auch Murat von ihm los und Neapel trat in die Coalition. Eugen Beauharnais freilich wies die Anträge des Kaisers Alexander, den gleichen Schritt zu thun, mit edler Entrüstung zurück; aber er folgte doch auch dem Befehle Napoleon's nicht, der ihn anwies, nur die Hauptwaffenplätze Oberitaliens zu besetzen und zwar mit italienischen Truppen, alle in Italien stehenden französischen Heerkörper aber sofort zu sammeln und nach Frankreich zu führen. Er blieb und hoffte, daß ihm sein Sitzen zwischen zwei Stühlen

---

*) Konrad Ott: Geschichte der letzten Kämpfe Napoleons. Leipzig, 1843.

die eiserne Krone erwerben werde. — Fouché und Talleyrand, die schon im Jahre 1809 eine zweideutige Haltung gezeigt, zettelten allerhand Intriguen an. Sie dachten an eine Thronentsagung Napoleon's und eine Regentschaft der Kaiserin, bei welcher sie die Herrn zu werden hofften. — Aehnliche Strömungen waren auch im Heere herrschend. Selbst die Feldherrn, die Napoleon mit Gnaden überhäuft und zu großen Herren gemacht, mißbilligten sein Thun und sehnten sich danach, der erworbenen Güter endlich in Ruhe froh zu werden. Und das war natürlich genug. Wie durfte auch dieser Imperator, der sich mit cynischer Offenheit dazu bekannte, daß er nur die gemeine Selbstsucht als Beweggrund alles menschlichen Thuns betrachte, wie durfte er jetzt eine ideale Hingabe an seine Sache von denen verlangen, die nichts mehr dabei gewinnen, wahrscheinlich aber alles verlieren konnten? — Wie edel steht all' dem gegenüber das Verhalten Carnot's. Dieser, der sich seit 1807 ins Privatleben zurückgezogen hatte, bot in dem jetzigen schweren Augenblicke dem Kaiser seinen Degen an. Napoleon wagte es nicht, ihn zurück zu weisen, aber er übertrug ihm kein Commando im freien Felde, sondern die Vertheidigung von Antwerpen.

Es war Napoleon's feste Hoffnung gewesen, daß die Verbündeten keinen Winterfeldzug unternehmen und ihm Zeit lassen würden zu Neuorganisationen. Er kannte seine Gegner, und man weiß, daß er ohne die treibenden Mächte des Blücher'schen Hauptquartiers vollauf Recht behalten haben würde. War doch jetzt schon durch das Zaudern und Schwanken, zumal der österreichischen Politik, eine kostbare Zeit verloren gegangen. „Konnte gar," sagt Marmont*), der ganze Winter der Bildung einer Armee gewidmet werden, so würden wir im Frühjahr, wenigstens an Zahl imposante Kräfte aufgestellt haben." Dennoch war sich grade Marmont klar über die Wahrscheinlichkeit einer baldigen und directen Operation auf Paris: als er aber Anfangs November einmal dem Kaiser diesen Gedanken äußerte, rief jener zürnend aus, das sei ein „unsinniges Project." Zu sehr hatte er sich gewöhnt, auf die Langsamkeit und die Fehler seiner Gegner zu rechnen; seit Jahren schon nahm er sie als regelmäßige hochwerthige Factoren in seinen Calcul auf, und grade seit dieser Zeit verrechnete er sich am häufigsten. Er hatte sich auch diesmal verrechnet. Verspätet zwar vom militärischen Standpunkt, aber doch immer noch früh genug, um es in seinen Rüstungen zu stören, brachen die Verbündeten in Frankreich ein.

Als die Gefahr näher rückte, ein Winterfeldzug nicht mehr zu bezweifeln war, dachte Napoleon daran, die unmittelbaren Streitkräfte schleunig zu vermehren. Soult, der die Reste der bisher in Spanien verwendeten

*) Mémoires du Maréchal Duc de Raguse.

Armee am Fuß der Westpyrenäen befehligte, sollte nun zwei Infanterie-Divisionen und die Hälfte seiner Reiterei in Eile nach Orleans senden. Suchet, der sich unbesiegt in Catalonien und im Roussillon behauptete, wurde angewiesen, eine starke Infanterie-Division und zwei Drittel seiner Reiterei in Richtung auf Lyon in Bewegung zu setzen. Beiden sollten diese Truppen durch neuausgehobene Rekruten ersetzt werden. — Da Napoleon solche Maßregeln so spät erst nöthig achtete, ergab sich das eigenthümliche Verhältniß, daß die festorganisirten, kriegsgewohnten und geübten Schaaren, die er noch hatte, vorzugsweise auf einem Nebenschauplatz des Krieges verwendet wurden, wo die Entscheidung nicht lag. Keineswegs eine glückliche Oeconomie der Streitkräfte!*)

Am 30. December und 6. Januar befahl der Kaiser, aus der tauglichsten Mannschaft der in Bildung begriffenen Kohorten 121 Bataillone „mobiler Nationalgarde" aufzustellen, welche im freien Felde gebraucht werden sollten. Diese Maßregel erregte große Unzufriedenheit und kam nur sehr langsam und unvollständig zu Stande. Was half es, daß man den zum Theil schon so alten Leuten versprach, sie gleich nach geschlossenem Frieden wieder zu entlassen; es hieß jetzt ins Feld zu rücken und dazu bezeigten sie überaus wenig Lust. Vielfach sahen die Behörden sich gezwungen, gegen widerspänstige Ortschaften Execution zu verfügen, und solche Gewaltmaßregeln sogar im Februar, ja im März noch zu wiederholen.

Auch zu Paris wurde eine Nationalgarde errichtet. Napoleon ließ indessen nicht die Arbeiterklassen, welche er im freien Felde verwenden wollte, sondern die wohlhabenderen und gebildeteren Bürger in dieselbe einstellen. Er hoffte so alle einflußreicheren Oppositionselemente am besten discipliniren und zugleich die Polizei unterstützen zu können. Uebrigens ernannte er die Officiere selbst aus seinen Höflingen und Beamten. Die Angst der Bürgergarde, am Ende auch im freien Felde gebraucht zu werden, war groß. Zur Beruhigung erhielt sie ausdrücklich den Namen Garde nationale sédentaire. Von ihren Stabsofficieren ließ sich der Kaiser am Tage vor seiner Abreise zur Armee den Eid der Treue leisten und vertraute ihnen mit sentimentalen Worten den Schutz seiner Gemahlin und seines Sohnes an.

Es war gegen seine Gewohnheit gewesen, daß Napoleon noch wochenlang nach Eröffnung der Operationen in Paris geblieben, schriftliche Befehle sendend, die sich an Ort und Stelle meist unausführbar erwiesen. Die Rüstungen gewährten ihm den Vorwand; der eigentliche Grund aber war wol sein Wunsch, den Rückzug vom Rhein nicht selbst anzutreten, sondern den factischen Oberbefehl erst in dem Augenblick zu übernehmen, wo das Heer wider-

*) v. Bernhardi: Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Grafen Toll.

standsfähig sei. Als er endlich am 25. Januar abreiste, war freilich der Heerbestand immer noch höchst ungenügend. Er gebot über 41,300 Mann, die vor Chalons und Vitry versammelt waren, über 20,600, die Mortier bei Troyes befehligte und endlich über die 9100 Mann, welche Macdonald nach Mezières geführt hatte. Hiezu sind noch 2500 Mann unter General Alix bei Auxerre zu rechnen — diese 73,500 Mann bildeten aber die ganze Macht, welche Napoleon zu Ende Januar den gegen Marne und Seine vordringenden 162,000 Mann der Verbündeten entgegensetzen konnte. Formirt waren diese Schaaren als Alte Garde unter Mortier (3 Infanterie- und 1 Cavallerie-Division) Junge Garde unter Ney und Oudinot (3 Infanterie- und 1 Cavallerie-Division), II. Corps Victor; VI. Corps Marmont; V. Corps Sebastiani; XI. Corps Macdonald; 1., 2., 3., 5. Caval.-Corps. — Was die Nebenschauplätze betraf, so stand in den Niederlanden General Maison, etwa 14,000 Mann stark, und im Süden bei Lyon das sogenannte Corps de Rhone unter Augereau. Für dies Corps waren 30,000 Nationalgarden „disponibel" und Truppen Suchet's von Catalonien her in Anmarsch; zur Zeit aber war es noch in keiner Weise fähig, in die Operationen einzugreifen. — Erwägt man diesem Zustande gegenüber, daß seit dem October die Aushebung von 605,000 Mann decretirt war, so erkennt man, wie sehr im Anfange seiner Rüstungen Napoleon noch stand. Indessen gingen dieselben auch während des Kampfes rastlos fort. Das administrative Hauptquartier war Metz, von wo aus unter Kellermann's bewährter Leitung die Vertheilung der Mannschaften an die Regimenter stattfand. Die Completirung der Infanterie wurde als so dringend erkannt, daß Napoleon befahl, die neuen Bataillone zu 400 Mann und ohne jede Rücksicht auf Unvollständigkeit der Bekleidung aus den Depots abzusenden. — Die erste bedeutendere Verstärkung der Armee bildete ein Heertheil von etwa 7500 Mann, welchen Gerard bei Vitry sammelte.

Gneisenau urtheilte über das französische Volk und Heer mit großer Schärfe und Einsicht: „Der Geist der Nation ist gebrochen, ihr Vertheidigungssystem erschöpft. Die Nation sehnt sich nach einer besseren Regierung; die alten Soldaten sind verschwunden, eine ganze Generation ist vertilgt; die neuen Soldaten haben nicht Muth noch Zutrauen; die unsrigen haben das Gefühl des Sieges. Die Vorsehung hat uns die Mittel gegeben, die gepeinigten Völker an einem Ungeheuer zu rächen. Thun wir es nicht, so sind wir solcher Wohlthaten nicht werth." — Fürst Schwarzenberg aber schrieb: „Blücher und mehr noch Gneisenau — denn der gute Alte muß seinen Namen leihen — treiben mit einer so wahrhaft kindischen Wuth nach Paris, daß sie alle Regeln des Krieges mit Füßen treten." — In diesem Gegensatz spricht sich die Chance aus, welche es Napoleon überhaupt ermöglichte, noch

zwei Monate lang Widerstand zu leisten und seinen Kriegen einen Feldzug hinzuzufügen, der allerdings etwas Friedericianisches hat, dessen „beispiellose Genialität" aber bis zur neuesten Zeit weit überschätzt worden ist. Das Bleigewicht der Lauheit und Langsamkeit, welches das österreichische Hauptquartier dem Adlerfluge der Blücher'schen Heeresleitung anhängte, hat viel kostbares Blut frevelhaft verschwendet.

Nach dem unentschiedenen Treffen von Brienne kündigte sich mit dem Siege von la Rothiere eine neue Zeit an. „Es war zum erstenmal, daß Buonaparte auf französischem Boden besiegt ward; es war überhaupt seit den Tagen der sächsischen Kaiser, seit mehr als sieben Jahrhunderten, das erste Mal, daß Frankreich auf altfranzösischem Boden eine offene Feldschlacht verlor!" Aber Kleinmuth und Befangenheit im österreichischen Hauptquartier waren so groß, daß man nach diesem Siege und nach der Eroberung von Holland auf dem Congreß von Chatillon dem französischen Kaiser die Grenzen von 1792 bot. Die Verhandlungen gewährten Napoleon Zeit, und diese benutzte er, die getrennt marschirenden Corps erst der schlesischen, dann der böhmischen Armee in dem Winkel zwischen Marne und Seine zu schlagen. Eine bedeutende Vermehrung durch Ersatzmannschaften und durch 18 Bataillone. 25 Schwadronen der Pyrenäen-Armee kam ihm dabei zu Statten. Die Reiterei zählte seitdem 22,000 Mann und jene 18 Bataillone wurden mit 11 Bataillonen der jungen Garde zu einem VII. Armee-Corps unter dem Marschall Oudinot formirt. Die Erfolge von Montmirail und Vauxchamp, von Guignes, Mormant, Nangis und Donnemarie (11. bis 17. Februar) erfüllten die Seele Napoleon's mit dem alten Cäsarenhochmuth, und genährt wurde dieser durch das Wachsthum seines Heeres, dessen Gros er in Troyes auf 70,000 Mann brachte, und durch die ersten Anzeichen selbstthätigen Widerstandes in der Landbevölkerung. Anfangs, und zumal so lange die Heere der Verbündeten Landschaften durchzogen, die der deutschen Zunge angehörten, war von dergleichen keine Rede gewesen; schrieb doch Müffling aus Kreuznach an Knesebeck: „Wir werden so aufgenommen, daß der General Sacken hat befehlen müssen, die Unterthanen sollten seinen Leuten nur das Nöthige an Wein und Branntwein reichen;" und aus Langres schrieb Stein, die Einwohner seien „still, niedergeschlagen und über Napoleon aufgebracht; das Volk wünsche laut, daß die Verbündeten diesen Taugenichts vernichten möchten." Er meldet, wie die Franzosen ihre eigenen Zustände durch Carrikaturen verspotteten und z. B. eine Partie Boston ersonnen hätten, bei welcher der Kaiser Alexander sage: Ich spiele! — der König von Preußen: Ich unterstütze! — während Napoleon eine große Misère verlöre, weil er eine Levée gemacht habe

— nämlich eine levée en masse*). Erst um Mitte Februar zeigten sich in der Gegend von Epernay Widersetzlichkeiten, deren unmittelbare Veranlassung ohne Zweifel der Druck des Requisitionssystems war, der einzigen Unterhaltsquelle der schlesischen Armee. Napoleon's Siege fachten den glimmenden Funken an**); zur Flamme aber ward er, als Napoleon, nach dem Verlust der Schlacht bei Bar sur Aube und der von Soissons, am 5. März von Fismes aus den Befehl an alle französischen Bürger erließ, zu den Waffen zu greifen, die Sturmglocken zu läuten, sobald das Geschütz die Nähe der Armee verkünde, sich zusammen zu rotten, die Wälder zu durchsuchen, die Brücken abzuwerfen, die Wege zu sperren und dem Feind in Flanken und Rücken zu fallen. — Das war nun wirklich ein Aufgebot der Massen. Wie weit dasselbe wirksam ward, darüber lassen wir einen Augenzeugen sprechen, der mit ruhigem Blick die Verhältnisse unbefangen betrachten konnte***). Er berichtet:

„Das unverhinderte Hin- und Hermarschiren und beliebige Vorrücken Napoleon's hatte, wenn auch keinen andern, doch den Erfolg, daß es seinen heftigen und unabläßigen Anregungen mehr und mehr gelang, das Landvolk gegen uns zu bewaffnen. Anfangs beschränkte sich dies allein auf die Ortschaften, wo er mit seinem Heere erschien oder unmittelbar hinwirken konnte, in diesen waren die Einwohner gezwungen mit den Soldaten gemeinschaftliche Sache zu machen; fast überall hätten sie lieber vermeiden mögen, ihr Leben und ihre Habseligkeiten durch diese Theilnahme aufs Spiel zu setzen, allein in Napoleon's Willen lag zwingende Gewalt, er mißhandelte die Maires, schmähte und strafte die Gemeinden, welche seinen Aufforderungen nicht Folge geleistet hatten, und brachte es am Ende dahin, daß die Leute den Schein und das Verdienst freiwilligen Aufstandes dem Zwange der Nothwendigkeit, dem sie doch nicht entgehen konnten, vorzogen. Einmal bewaffnet und der Theilnahme am Streit schuldig geworden, sahen sie selten einen Rückweg offen, und mußten nun für ihr eigenes Heil fortsetzen, was sie ungern begonnen hatten. Die Ausschweifungen unserer Truppen, von welchen die französischen Blätter schreckliche Beschreibungen machten und von denen Napoleon nicht aufhörte dem Volke vorzureden, waren weit geringer, nicht nur als jene Beschreibungen, sondern sogar als diejenigen, welche sich die französischen Soldaten in ihrem eigenen Lande erlaubten; allein der Eindruck des Schreckens, der durch diese wiederholten Vorspiegelungen entstand, begann allmählich diejenigen Anordnungen und Gewaltsamkeiten hervorzurufen, die früher blos erlogen waren. Niemals nämlich kann ein unklugeres und blödsinnigeres Betragen gefunden werden, als das von dem nicht streitenden Theile

*) Pertz: „Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein."
**) Geschichte der Kriege in Europa seit 1792. XII. 1.
***) Varnhagen von Ense: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens.

der Franzosen in diesem Kriege beobachtete. Kamen wir in ein Dorf oder in eine Stadt, so waren alle Thüren und Fensterladen dicht verschlossen, die Menschen von den Straßen verschwunden, die Behörden versteckt; hatte man den Maire endlich aufgefunden, so hieß es jedesmal, es sei nicht das Geringste zur Verpflegung der Truppen vorhanden, vielfache Plünderung habe alles erschöpft, man bitte um gehörige Zeit, um zu versuchen, ob aus den umliegenden Gemeinden etwas herbeizuschaffen sei. So verging gewöhnlich eine geraume Zeit, während welcher nichts geschah, als Wortemachen, und nach langem Warten erschienen noch immer weder Lebensmittel noch Futter. Der Soldat, der selten eines Augenblicks versichert ist und Ruhe und Erholung kaum aufschieben darf, oder Gefahr läuft sie ganz zu verlieren, wurde ungeduldig, suchte nach und fand gewöhnlich alles im Ueberflusse, und erbittert zu persönlicher Rache und übermüthiger Schadloshaltung, nahm er aus Küche und Keller das Beste den Leuten weg, die ihn durch einen Bissen Brod würden befriedigt haben. Nahm ein Kosak ein Bund Stroh vom Hofe, so schrie alles über Plünderung; forderte er einen Kessel ins Lager so klagte man über Gewalt, bis dann endlich Plünderung und Gewaltthätigkeit durch solches Betragen in reichlichem Maße entstand. Daß die Wegweiser an Stricken um den Hals mitgeführt wurden, war eine Folge ihres häufigen Entspringens, und diese Maßregel, die man im Moniteur als unerhörte Menschenherabwürdigung darstellte, hatten die Kosaken in Rußland von den Franzosen abgesehen. Bisweilen war die Art, wie sich die französischen Bauern anstellten, nur lächerlich; begegnete man z. B. unvermuthet auf der Landstraße einigen Bauern, so war in der ganzen Champagne keine Gegend, wo nicht alle sogleich anfingen zu hinken, um nicht als Wegweiser mitgehen zu müssen. An denjenigen Orten, wo einsichtsvolle Maires und kluge Bürger den Bedürfnissen der Truppen bereitwillig entgegenkamen, ging alles in größter Ordnung und bester Freundlichkeit ab, die Mehrzahl der Ortschaften jedoch blieb in jener verderblichen Halsstarrigkeit. Die Einwohner flüchteten sich häufig in die Wälder, wo Weiber und Kinder bei den besten Habseligkeiten im Busch versteckt lagen, die Männer aber, mit Flinten und Büchsen bewaffnet, am Rande des Waldes den vorüberziehenden Parteien, Zufuhren und Courieren auflauerten. Entsprungene Kriegsgefangene, ausgediente Soldaten, Förster, Gendarmen, und selbst Officiere, gesellten sich nach und nach zu ihnen und brachten sie in mehr militärische Ordnung, für die der Franzose bis zu einem gewissen Grad überhaupt so leicht empfänglich ist. Aus den Festungen, die größtentheils nicht umstellt, ja sogar kaum beobachtet waren, erhielten diese Volksbewaffnungen immer mehr und mehr Unterstützung, Antrieb und Zusammenhang. Wirkliche Parteigänger mit alten Truppen streiften im Rücken unserer Heere, und waren an jedem Ort sogleich durch die bewaffneten Bauern verstärkt. Da die französischen Bauern fast ohne Ausnahme blaue Kittel tragen, so gaben sie oft den Anschein von wirklichen Truppen, nach deren Art sie Posten auf den Höhen aufstellten, Patrouillen machten, und in Masse ausrückten. Legten sie die Waffen bei Seit, so erschienen sie als ruhiges Landvolk, und hunderte von französischen Soldaten konnten in voller Uniform unter dem

blauen Kittel unentdeckt einhergehen. Dieser Aufstand, der als ein merkwürdiges Beispiel der Macht dasteht, welche Napoleon's unermüdete Beharrlichkeit über die Menschen ausübte, ein Aufstand, den das Volk ohne Begeisterung, gegen Willen und Neigung, dennoch ausführte, nachdem es ihn erst für unmöglich gehalten hatte, erstreckte sich von Lyon bis in die Picardie, vor unsern Heeren, auf ihren Seiten, und vorzüglich in ihrem Rücken."

Diese Schilderung des Volksaufstandes von 1814 ist doppelt interessant, wenn man sich dabei des Jahres 1871 erinnert. Die Verhältnisse des Franctireurwesens, des Verhaltens der Gemeinden u. s. w. sind sich in so hohem Maße ähnlich, daß, wer die Data nicht kennte und an Stelle des Namens Napoleon's den von Gambetta setzte, glauben dürfte, eine Schilderung aus dem letzten Kriege zu lesen.

Für Napoleon hat der Volksaufstand eine verhängnißvolle Folge gehabt: er erzeugte ihm jene Illusion, die nach den verlorenen Schlachten von Laon und Arcis sur Aube sein strategisches Verhalten bestimmte. Denn statt von Arcis aus auf Paris zurückzugehen und mit allen noch vorhandenen Kräften seine Hauptstadt zu decken, wich er nach Osten aus, um im Bunde mit dem aufflammenden Volkskriege die Verbindungen und den Rücken der Verbündeten zu bedrohen. Dieser Entschluß beruhte auf einer dreifachen Täuschung. Erstlich wähnte er, oder gab doch vor es zu glauben, daß der Verlust von Paris nicht entscheidend sei. „Das Pariser Geschwätz," schrieb er noch am 14. März dem Könige Joseph, seinem Stellvertreter in der Hauptstadt, „kümmert mich nicht. Die Pariser bilden nur einen Theil des französischen Volkes, und so lange ich lebe, werde ich überall Meister in Frankreich sein! Ich bin heute noch der Herr wie bei Austerlitz!" — Zweitens überschätzte Napoleon in wunderbarer Verblendung die Macht der befohlenen levée en masse ganz außerordentlich, und drittens rechnete er mit voller Sicherheit darauf, daß die Verbündeten ihn nicht in ihrem Rücken ertragen würden. Er glaubte es nicht, daß Schwarzenberg sich erkühnen könnte, ihn zu ignoriren und wirklich auf Paris zu marschiren; Cavalleriemassen, die ihm nachfolgten, täuschten ihn daher leicht; und als er endlich wirklich die Lage der Dinge begriff, als er erfuhr, daß sich der Congreß von Chatillon aufgelöst, daß Macdonald und Mortier bei Fère Champenoise geschlagen seien, da setzte er sich zwar in Eilmärschen nach Westen in Bewegung; aber er kam zu spät: Paris war schon in den Händen der Verbündeten.

Die Verfassung der Armee Napoleon's bei dieser Diversion im Osten Frankreichs ist sehr charakteristisch. Schon in St. Dizier, wo Coulaincourt mit der Nachricht vom Scheitern des Friedenscongresses eintraf, zeigten die Generale eine bisher unerhörte Haltung. Während des ganzen Feldzugs

waren sie Anhänger des Friedens gewesen und ihre Ungeduld, nach jeder durchkämpften Schlacht lebhafter und schärfer, war in den letzten Tagen, da sie den unheimlichen Zug nach Osten antraten, aufs Höchste gestiegen. Der Kaiser schien vom frevelhaftesten Leichtsinn ergriffen! Was hieß das, daß er Paris den Rücken kehrte!? Zu Paris lagen ja ihre Paläste, ihre Schätze, der ganze Erwerb ihrer thatenvollen, nimmerwiederkehrenden Jugendzeit; sie hatten geglaubt, ihr Glück gemacht zu haben, und wenn sie auch das Meiste aus den Händen des Kaisers empfangen: wer durfte es ihnen verdenken, daß sie für seine Fehler, unter denen sie schon so lange litten, nicht auch mit ins Verderben rennen wollten. Diese Stimmung saß ihnen schon im Herzen seit dem russischen Feldzug; nie mehr hatten sie seitdem das begeisterte Vertrauen auf den Kaiser gefunden, mit dem sie früher ihm gefolgt, wie er seinem Stern. Sie wußten jetzt viel an seinen Anordnungen auszusetzen; sie waren gelegentlich Bewunderer des Feindes geworden; sie fanden, seit Moskau sei Napoleon erlahmt und das einst Erstaunliche werde nun oft, wie namentlich jetzt dieser Zug nach Osten, zur erzwungenen Ausschweifung *). Die Umkehr nach Paris beschwichtigte diese Stimmen nur für Augenblicke. Bald konnte Jedermann, der gemeine Soldat selbst, berechnen, daß man zu spät kommen würde, um die Stadt zu retten. „Tag und Nacht," ohne Brot, ohne Schuhe, wurde bei schlechtem Wetter marschirt; überaus Viele blieben liegen; immer mürrischer, immer verdrossener wurde die Schaar. So wenig widerstandsfähig erschien das Heer, so sicher sein Untergang beim ersten Angriff, daß Macdonald dem Kaiser schriftlich vorschlug, Paris aufzugeben, sich nach Lyon zu wenden und mit Augereau zu verbinden. „Wenn dann die Vorsehung unsere letzte Stunde bestimmt hat, werden wir wenigstens mit Ehre fallen, anstatt wie Elende zu enden, zerstreut, gefangen und geplündert von Kosacken." — Mit Recht meint Bernhardi, daß ein solcher Rath an das Haupt einer festgewurzelten Dynastie, z. B. an Louis XIV. gerichtet, ganz am Platz gewesen wäre: Napoleon aber stand und fiel mit Paris; darüber konnte sogar er selbst sich nicht länger täuschen. — Uebrigens war es auch für Macdonald's Vorschlag schon zu spät. Schon war Lyon an die Oesterreicher verloren und Augereau nach Süden gewichen.

Seinen Garden mit Courierpferden vorauseilend, begegnete Napoleon bei Juvisy den Truppen, welche der Capitulation gemäß Paris verließen. „In einem Zustande seltsamer Aufregung, die nichts Imposantes und Großes gehabt zu haben scheint, wollte er weiterreisen nach Paris, die Capitulation brechen, das Volk aufbieten, den Kampf aufs Aeußerste fortsetzen." Mit obscönen Worten beschuldigte er seinen Bruder Joseph der Feigheit, den Kriegs-

*) Ott a. a. O.

minister Clarke des Verraths; er betheuerte, daß man überall, wo er nicht persönlich anwesend sei, nur Dummheiten mache, und befahl den Truppen unverzüglich nach Paris umzukehren. Aber die Generale gingen mit ihm um, als ob er unzurechnungsfähig sei. Niemand gehorchte! Niemand hatte Lust, mit ihm nach Paris zurückzukehren. Laut und heftig stellte man ihm die Unmöglichkeit vor, die Stadt zu halten, nachdem die Höhen in den Händen des Feindes seien; die abgezogenen Truppen verweigerten es zum Theil geradezu, die Capitulation zu brechen. Seine Unterfeldherrn zwangen ihm ihren Willen auf. Er kehrte nach Fontainebleau zurück.*)

Die Idee, das Volk von Paris zur Erhebung aufzurufen, zeigt deutlich, wie wenig Napoleon es kannte. Die Vertheidigung der Hauptstadt war lediglich durch Marmont's und Mortier's Truppen geschehen, die (seltsamerweise) ganz gegen des Kaisers Willen und Befehl zur Stelle waren. Wäre es nach ihm, d. h. nach seinen Maßnahmen, gegangen, so hätte gar keine Vertheidigung stattfinden können. Von Seiten König Joseph's war ihm freilich wiederholt gemeldet, daß keine Waffen vorhanden, daß in ganz Paris nicht Tausend Freiwillige aufzutreiben seien, die Lust hätten, ins freie Feld zu ziehen; Napoleon hatte aber keine Abhülfe geschafft und hatte sie auch nicht schaffen können. Wol prahlten die Zeitungen mit den Rüstungen der Stadt, die eine ungeheuere Werkstätte geworden sei, mit der Gesinnung der Vorstädte, deren jede dem Feinde ein Heer kosten werde, mit der Macht der Nationalgarde; die wirkliche Sachlage war ganz anderer Art. Der Geist der Arbeiterquartiere, war nichts weniger als imperialistisch. Ueber die ewig wiederkehrenden Conscriptionen, über die verhaßten droits réunis zeigten sie sich nicht weniger empört als das ganze übrige Frankreich; was sich hier regte, waren die Erinnerungen und der Geist von 1793. Das wußten die Bonapartisten, zumal der Polizeiminister Savary, sehr wol, und darum erschracken sie vor dem Gedanken, den wilden Republikanern der Vorstädte Waffen zu geben — selbst wenn man deren gehabt hätte. — Was die Nationalgarde betraf, so war sie von Anfang an übel gelaunt. Der Argwohn, daß man es mit ihr auf eine Conscription abgesehen habe, war ihr nie ganz vergangen. Auch unter Marschall Moncey hatte sie sich kaum zu einer wahren Truppe gebildet; namentlich ist die Bewaffnung niemals ausreichend gewesen, und so haben denn in der Schlacht von Paris auch thatsächlich höchstens 6000 Mann Nationalgarde theils wirklich gefochten, theils wenigstens

*) v. Bernhardi a. a. O.

Stellung genommen auf den Höhen von Belleville*). Mehr der Mangel an Kampfslust als der Factionsgeist erklärt dies Verhalten. Der Waffenstillstand, die Capitulation wälzten den Parisern einen Stein vom Herzen, und jener notorisch unermeßliche Jubel der Hunderttausende, der die einziehenden Verbündeten empfing und der so warm, so herzlich war, als ob das eigene Heer aus dem volksthümlichsten Kriege siegreich heimkehrte, der zeigt die Stimmung der Pariser besser, als alle späteren Phrasen beschönigender bonapartistischer und republikanischer Geschichtsschreiber. Den Hochrufen auf die verbündeten Fürsten gesellten sich das: „à bas le tyran Bonaparte!" und der Versuch, das Standbild Napoleon's von der Vendomesäule herabzureißen: — die Commune von 1871 hat dies nur nachgeahmt.

Der Kaiser war entschlossen, den Kampf aufs Aeußerste fortzusetzen. Er stellte sein nach und nach eintreffendes Heer und die Trümmer des Corps von Mortier, welche in Folge der Kapitulation Paris verlassen, im Ganzen etwa 50,000 Mann, am Essonnebach auf. — Zwischen ihm und der vom Feinde besetzten Stadt stand Marmont. Napoleon's Absicht war, rechts Seine und Marne zu überschreiten und, Paris umgehend, die Höhen von Belleville anzugreifen. Es war das ein ganz hoffnungsloses Unternehmen, das lediglich zu des Imperators persönlicher Gloire ausgeführt werden sollte — und dabei mitzuwirken hatte Niemand mehr Lust. Zwar empfingen ihn die Corps wol noch mit dem Vive l'Empereur, und die alte Garde war vielleicht zum Aeußersten entschlossen, da zumal die Nachricht von der Annahme der weißen Fahne in Paris feindlichste Stimmungen bei ihr erweckte; aber bei den anderen Truppen wollte es trotz der persönlichen Anstrengungen Napoleon's zu keiner Aeußerung des Enthusiasmus kommen; ungeheuer war die Masse der Ueberläufer und Deserteurs; und als am 2. April bereits der Senat den Kaiser und sein Haus feierlich des Thrones verlustig erklärte, war die Sache entschieden. In der Reihe von Unthaten und Verfassungsbrüchen, welche der Senat dem „Korsen" vorwarf, figurirte die ganze Folge seiner Kriege, die er alle ohne die gesetzliche Zustimmung der Volksvertreter begonnen und geführt habe, sowie auch das Decret von Fismes, durch welches er unter Androhung von Todesstrafen den Volkskrieg entflammt habe, wozu er nicht berechtigt gewesen sei. Solche Anklagen im Munde dieses feilen Senates, durch den übrigens Talleyrand redete, sind natürlich ekelerregend und läppisch; aber sie verfehlten ihre Wirkung nicht, ebensowenig wie der Aufruf, den die provisorische Regierung an die Armee richtete, um sie des Eides zu entbinden. Sie wurde dabei an die Sorglosigkeit erinnert, mit der der Kaiser

*) Rühmlichen Eifer zeigten die polytechnischen Schüler, welche die Bedienung eines Theils der ungemein zahlreichen Geschütze übernahmen.

jeder Zeit seine Truppen vergeudet. Von jetzt an, hieß es, könnte die Fahne Napoleon's sie nur gegen ihr Vaterland führen, und dies bäte sie inständig, seinen Leiden ein Ende zu machen. Dieser Aufruf, schnell weithin verbreitet, mußte Erfolg haben, weil er mit den Wünschen und Interessen derer zusammentraf, an die er gerichtet war.

Die Marschälle sagten sich von Buonaparte los. Zuerst war es Marmont, an den die Einladung gerichtet wurde, „die Armee mit dem Volke zu versöhnen." Der älteste Waffengefährte, der Liebling des Kaisers trat mit Schwarzenberg in Unterhandlung, die schnell genug zu einem vorläufigen Abschlusse kam. Unabhängig hievon zwangen zu Fontainebleau die übrigen Marschälle unter des rohen Ney's tactlos polternder Führung den Kaiser zur Abdankung zu Gunsten des Königs von Rom. Coulaincourt, Ney und Macdonald eilten mit dem Document nach Paris; Marmont schloß sich ihnen an, nachdem er dem General Souham den Befehl seines Corps mit dem Verbote übertragen, vor seiner Rückkehr irgend eine Bewegung zu machen. Diesen Befehl befolgte Souham nicht; auf eigene Hand brach er nach Versailles auf — d. h. er räumte seine Stellung und ging zu den Verbündeten über; und Marmont, von Paris herbeieilend, den Aufruhr der von widerstreitenden Gefühlen auseinandergerissenen Soldaten mühsam stillend, hieß das Geschehene gut. Der Uebergang seines Corps aber, welcher bewies, daß auch der Rest der Armee nicht mehr mit Zuverlässigkeit an Buonaparte hing, wurde Anlaß zu der erneuten und nun aufrecht erhaltenen Forderung bedingungsloser Thronentsagung. — Unterdessen machte einer der Marschälle nach dem anderen hinter dem Rücken des Herrn seinen Frieden mit den Alliirten, seinen Pakt mit den neuen Mächten der Hauptstadt. Bald sollte Napoleon dessen inne werden. Als seine Bevollmächtigten zurrückkehrten von Paris, hatte er auf ihren Bericht noch das herausfordernde Wort: „Nun, wenn Frankreich aufgegeben werden muß, bietet nicht Italien noch eine Zuflucht, die meiner würdig ist? Will man mir dahin folgen? Wolauf zu den Alpen!" Aber alle Umstehenden verharrten in Schweigen. Da warf der Imperator, seiner innersten Natur gemäß, alle Schuld dieses furchtbaren Augenblicks auf seine Marschälle und weissagte ihnen in glühendem Zorne, daß sie statt der ersehnten Ruhe Leiden finden und die nächsten Jahre ihrer mehr hinraffen würden, als der grimmigste Krieg. Dann unterzeichnete er die Thronentsagung für sich und sein Haus. — Der Feldzug von 1814 war beendet.

Das schicksalvolle Halbjahr von der Leipziger Schlacht bis zur Schlacht von Paris ist für die Beurtheilung der Wehrverhältnisse Frankreichs in hohem Grade lehrreich. Die Ereignisse zeigen, wie dies große Land nach kriegerischen Leistungen, die kaum ihres Gleichen finden, erschöpft zusammenbricht. In zwanzig Jahren, voll von Triumphen, haben die Franzosen weder Zeit ge-

funden noch auch Neigung gezeigt, sich solche militärische Institutionen zu geben, welche die Theilnahme Aller am Kriegsdienst, wie sie sich factisch in den verhängnißvollen Momenten von 1793, 1809, 1813 und 1814 ergab, auch gesetzlich zu regeln. Stets war es nur die Gewalt des Herrschers, sei dieser nun ein vielköpfiger Convent oder ein kaiserlicher Despot, der die Franzosen vorübergehend zur allgemeinen Wehrpflicht zwang. — Man hat behauptet, Napoleon habe den Schlund der Revolution geschlossen. Das ist falsch. Er führte sie vielmehr, zumal in militärischer Beziehung, gerade dahin zurück, von wo sie ausgegangen ist. Das Jahr 1814 bietet das gleiche Schauspiel frevelhaften Verrathens und Verlassens der bestehenden Regierung wie das Jahr 1793, und es bringt Massenaushebungen, ja sogar eine levée en masse, wie eben jenes Jahr 93 — die levée freilich in anderem Sinne als damals. Denn 1793 war ihre „Idee" eine weltpolitische, so ungenügend sich auch die Ausführung erwies, so wenig auch die Faiseurs durchdrungen waren von jener Idee; 1814 aber trug sie den Charakter ganz localer Bewegungen auf dem von der Invasion heimgesuchten Gebiete, im Einzelnen dagegen war sie kräftiger. — Was Napoleon stürzte, das war, abgesehen von der entschlossenen Willenskraft der Preußen und der Feindschaft des empörten Europa, der Haß, den er in Frankreich gesät. Und dieser Haß concentrirte sich um die Kriegsleistungen, um die Wehrpflicht. Wie Frankreich in dieser Beziehung empfand, das sprach mit lauter Stimme Chateaubriand aus in der glühenden Flugschrift: „Von Buonaparte und den Bourbonen", die am 4. April 1814 erschien. Da heißt es: „Die Geschlechter Frankreichs waren in Schläge abgetheilt wie die Bäume eines Waldes: jedes Jahr wurden 80,000 junge Leute umgeschlagen. Doch das war nur der regelmäßige Schlag: oft wurde die Conscription verdoppelt oder durch außerordentliche Aushebungen verstärkt; oft fraß sie zum Voraus die künftigen Opfer wie ein Verschwender von seinen künftigen Einnahmen borgt: man nahm endlich, ohne zu zählen! — Das traurigste an dieser Conscription war aber, daß sie Europa der Barbarei entgegenführte. Ein Jüngling, der im achtzehnten Jahre sterben muß, widmet sich keinen Studien mehr; auch die anderen Völker, aus Nothwehr zu den gleichen Mitteln gezwungen, mußten die Civilisation verlassen. Sogar das Familienband löste sich auf: in den Volksklassen verwandten die Eltern keine Sorge auf Kinder, die sie ja doch verlieren mußten."

Wer diese Apostrophe aufmerksam liest, der erkennt darin nicht nur die Verurtheilung des napoleonischen Verfahrens, sondern auch einen entschiedenen Protest gegen die allgemeine Wehrpflicht.

Die Grabstätten der Ballenstädter.

von

O. Schwebel.

Das Volk der Mark Brandenburg hat die letzten zwei Jahrhunderte seiner Geschichte schnell und unter sich drängenden großen Ereignissen verlebt; vom großen Kurfürsten bis zum Jahre 1871 zieht sich fast ununterbrochen eine Kette gewaltiger Begebenheiten fort, und wie im Leben des Einzelnen eine Fülle von Erlebnissen die Erinnerung an die Vergangenheit abstumpft, so auch im Leben der Völker. Die Brandenburger haben ihre alte Geschichte vergessen, und wo wir vielleicht jetzt im Volke einem Gedanken an sie begegnen, da ist das ein künstlich geweckter. Mußten ja auch dem römischen Volke einst seine Anfänge durch die Dichtkunst wieder vorgeführt werden! Deren Rolle hat bei uns die Geschichtsschreibung übernommen, und wer unter ihrer Leitung in die Vergangenheit unseres Volkes sich versenkt, der hat einen reichlichen Gewinn, nicht allein in Hinsicht auf den Umfang des Wissens, sondern auch für Herz und Gemüth. Bereits die ersten Zeiten Brandenburgs zeigen eine Bedeutsamkeit, eine charaktervolle Eigenthümlichkeit, ein Leben und Streben, das nicht das Interesse einer wehmüthigen geschichtlichen Erinnerung für sich in Anspruch nimmt, sondern das eines Keims, der volle Frucht getragen hat. Die Gebildeten unseres Volkes sind die berufenen Träger der Einnerung an ein Fürstengeschlecht, dem wir verdanken, daß wir ein deutsches Volk wurden. Selten hat ein Geschlecht auf deutschem Boden geherrscht, das mit solcher Willenskraft und Treue an der ihm zugemessenen Aufgabe gearbeitet hat, wie die Ballenstädter an der Colonisation der Nordost-Marken des Reiches. Neben diesen Fürsten hatten sich zwar noch zwei andere Kräfte in den Dienst dieser hohen Aufgabe gestellt, jene Hunderte von schildgeborenen sächsischen Geschlechtern, die zum Theil noch heut den Kern des preußischen Adels bilden, und die Corporationen der mittelalterlichen Kirche, die Templer, die Johanniter, die Prämonstratenser und die Cisterzienser; — den Antrieb und die unausgesetzte Förderung dieses hochbedeutsamen Werkes aber haben wir den Ballenstädtern zuzuschreiben. Dieses große Fürstengeschlecht hat belebend und erhebend auf alle Kreise des Volkes eingewirkt.

Am Schluß des dreizehnten Jahrhunderts war die Colonisation der Marken vollendet. Wir glauben nicht, daß Fürsten wie die Ballenstädter jemals in träger Ruhe den Blick auf das, was sie geleistet hatten, zurückgeworfen haben, aber wenn diese Herren, die den größten Theil ihres Lebens auf dem Rosse zubrachten, durch ihre Lande ritten, dann boten ihnen blühende Städte, reiche Dörfer, umgürtet von grünen Saatfeldern, stattliche Klöster mit ernsten braunen Backsteinmauern ein freundliches Bild dar. Und wie sie das Land schufen, so schufen sie sich ihr Volk: einen Adel, stark und ritterlich wie

einer in Deutschlands Gebieten; eine Geistlichkeit, treu und hingebend in ihrem Beruf; ein Bürgerthum, gleich unternehmend und betriebsam, wie das in Ober-Deutschland und an der See.

Noch zwanzig kurze Jahre, — da war das hochgesinnte Geschlecht erloschen, abberufen wie ein Mann in der Blüthe der Jahre, der noch Vieles geleistet hätte, ehe sein Sinn stumpf und seine Kraft hinfällig geworden wäre. Wie von der Lieblingsstätte dieser Fürsten, dem Kloster Lehnin, galt's nun von der ganzen Mark:

„Quae te fundavit gens, haec te semper amavit,
Hac pereunte peris.“

Die Grabstätten der anhaltischen Markgrafen liegen durch die Mark zerstreut, — statten wir ihnen einmal einen Besuch ab. Bald führt unser Weg nach einer kleinen Stadt, bald nach einem Kloster, einem schattig kühlen Orte zwischen Wald und See. Der Charakter der märkischen Landschaft ist wohl noch derselbe, wie zu jenen Zeiten, als die Ballenstädter auf den Schultern ihrer treuesten Ministerialen zu ihren Ruhestätten gebracht wurden. Liebevoll umgiebt die ewig jugendliche Natur das zerfallende Menschenwerk mit ihrem Grün. Aufgerissen sind die stillen Gräber der Markgrafen, ihre Gebeine verschleudert, zerschlagen die schweren Grabsteinplatten. Der einsame Besucher hört seine Schritte von den hohen Kreuzgewölben wiederhallen und Wehmuth beschleicht ihn über die Vergänglichkeit menschlicher Größe und die Nichtachtung, mit welcher vergangene Jahrhunderte die Denkmale der Vorzeit behandeln konnten. Mögen dem gegenüber auch diese Zeilen ein Zeichen des besseren, neu erwachten Sinnes sein, in dem wir treu die Väter ehren und mit den großen Gestalten der Vergangenheit innig verwebt werden.

Alt-Brandenburg.

Der Ort, von dem wir Märker alle den Namen tragen, dürfte schon um deswegen das Interesse jedes Geschichtsfreundes in Anspruch nehmen; die Stadt Brandenburg aber hat außerdem Schicksale gehabt, die weit über den engen Rahmen einer Stadtgeschichte hinausgehen. Vom 9. bis 12. Jahrhundert hat einer der erbittertsten Völkerkämpfe um diese Stadt getobt. Heinrich der Sachse überschreitet mit einem gewaltigen Heere das Eis der Havel, erstürmt die Stadt, vertreibt ihren Fürsten und nimmt seine Erben Tugumir als Geißel mit sich, aber schon nach wenig Jahren zieht der verbannte Fürst siegreich wieder in seine Veste ein. Dann verräth Tugumir den Verwandten und spielt die Stadt in Markgraf Gero's Hände, aber kaum hat dieser den Rücken gewandt, da flattert das Panier der Empörung wieder hoch auf; Gero, vom Ungarnzuge zurückkehrend, muß den Sieg mit dem Verluste des einzigen Sohnes erkaufen. Später wagte Fürst Mistewoi noch einen gewal-

tigen Kampf für seines Volkes Freiheit, in den zerstörten Kirchen Brandenburg's richtete er aufs Neue den Dienst Triglaff's auf. Heldenmüthig ringend unterlag er, Kaiser Otto III. zieht in Brandenburg ein, auf den Straßen ertönt das Kyrie-Eleison der Sieger; — aber noch oft wurde Brandenburgs Boden von wendischem und deutschem Blute getränkt, ehe die Stadt einen festen Herrn erhielt.

Freie Semnonen, die edelsten der Sueven, waren in grauer Vorzeit von den Wenden über die Elbe zurückgedrängt worden und hatten sich im „Schwabengau“ am Harze seßhaft gemacht. Unter ihnen tritt im 11. Jahrhundert ein Geschlecht in den Vordergrund, das sich nach der Burg Anhalt im Selkethale nennt. Ein Sohn dieses Hauses gewinnt die Hand der letzten Tochter des Billungischen Herzogsgeschlechtes, der Eilika von Sachsen, und der Enkel dieses Paares wird Albrecht der Bär. Schon 1131 zum Markgrafen der Nordmark berufen, wirft er 1157 den Aufstand Jakzo's nieder und erobert die Brandenburg.

Auch nachdem die Stadt deutsch geworden, residirte neben ihr, auf dem berühmten Harlungerberge, ein wendisches Fürstengeschlecht, das aber die christliche Religion angenommen hatte. Ein merkwürdiges Verhältniß findet nun zwischen dem Eroberer und dem Besiegten statt. Der Haß der Völker hat sich in den eigenen Flammen verzehrt; müde der Feindschaft und des wechselvollen Kampfes leben die Fürsten friedlich bei einander. Pribislaw und Petrussa, das wendische Fürstenpaar, hebt den Erben Albrecht's aus der Taufe und wandelt den Triglafftempel auf dem Harlunger-Berge zu einer prächtigen, vierthürmigen Marienkirche um. Einst war es ein hochinteressanter Punkt, der jetzt kahle Gipfel des Berges. Alte Heldensagen, von dem kühnen Jarl Iron von Brandenburg, von seiner schönen, frühgestorbenen Gemahlin Isolte, seiner verbrecherischen, lodernden Leidenschaft zur Herzogin Bolfriana umschwebten ihn, — geheimnißvolle, düstre Klänge, in Schlachtenlärm ausgehend wie der Nibelunge Nôt. Die Grabsteine der Wendenherrscher Brumito, Meinfried, Hermann und Siegfried erhielten noch im 16. Jahrhundert das Andenken an den untergegangenen Fürstenstamm auf der Brandenburg. In dem schönen Gotteshause der Maria stiftete Friedrich der Eiserne 1443 den Schwanen-Orden, — aber 1722 erlag die älteste Kirche der Mark der Pietätlosigkeit der Zeit und der Sparsamkeit Friedrich Wilhelm's I.

Wie auf dem Harlunger-Berge bei Brandenburg der wendische Fürstenstamm, so hatte in Brandenburg selbst Albrecht der Bär sich die Ruhestätte bestimmt. In dem schönen Dome mit dem charaktervollen Thurme ruht der Vernichter der Wendenherrschaft. Eine andere Nachricht zwar läßt ihn in Ballenstädt begraben sein, aber ein unverdächtiger Schriftsteller des 16. Jahrhunderts will im Brandenburger Dom seinen Leichenstein gesehen haben und außerdem ist es wahrscheinlicher, daß er hier, wo er ein Collegiat-Stift Prä-

monstratenser-Ordens gründete, begraben liegt als in Ballenstädt. Außer ihm wurde hier auch die Markgräfin Judith, Gemahlin Otto's I., bestattet, — wie der Grabstein sie nennt, die gemma Polonorum.

Als Bauwerk ist der Brandenburger Dom, theils noch romanisch, theils in frühgothischem Stil, von hohem Interesse. Diese rundbogigen Arkaden, diese allegorischen Figuren des Westportals, der bekannte Fuchs, der in der Mönchskutte den Gänsen predigt, besonders aber die Krypta des Doms mit ihren Doppelsäulen und den phantastischen Menschen- und Thiergestalten, haben auch schon lange die verdiente Aufmerksamkeit gefunden. All' die vielfachen Denkmale der Kirche von weltlichen und geistlichen Größen aber verschwinden gegen die Bedeutung, welche der Dom als Grabeskirche des ersten Ballenstädters hat.

Vermuthlich in der schönen, geheimnißvoll düsteren Krypta, welche dem Dienst der Apostelfürsten Peter und Paul gewidmet war, haben wir Albrecht's Gruft zu suchen. Wir lehnen an einer dieser eiskalten Steinsäulen und vor unserm Blick steigt das 12. Jahrhundert herauf, da man diese altsächsische Rittergestalt und die Wendenfigur in das Capitäl einmeißelte. Der Kampf zwischen Waiblingern und Welfen durchtobt das Reich, — Albrecht nimmt Partei, aus Pflicht und Neigung und Nothwendigkeit zugleich auf kaiserlicher Seite. So gewaltig aber auch dieser Mann um das Herzogthum Sachsen rang, er mußte bei Mimirberg, Lüneburg und Bardeviek den Welfen weichen. Und doch, — welch' segensvolle Fügung der Vorsehung! In Sachsen hätte er sich vielleicht durch nichts vor seinen Standesgenossen ausgezeichnet, — in Brandenburg wurde er Gründer einer weltgeschichtlichen Macht. Seine Zeit, die in hohen Wogen ging, hat auch ihn fort und fort aus der Höhe in die Tiefe geschleudert; — einst, als sein Stammschloß Anhalt in den Flammen aufging, schien ihm nichts zu bleiben, als das elende Loos eines Verbannten, — aber in einem Muth, der durch das Unglück nur gestählt, nicht gebeugt werden konnte, war er seines Volkes Vorbild. Ein reichbewegtes Leben, — ein Leben, das aber nicht, wie manch' andre, tüchtige, gleichzeitige Kraft in der Unzahl Fehden, die er ausgefochten hat, aufging, sondern von höheren Zielen, der Treue gegen Kaiser und Reich und der Christianisirung des deutschen Ostens, beseelt war. Albrecht und der brandenburgische Adel haben nicht auf Kreuzzügen für die Ehre der Christenheit gestritten, — nur als Pilger betrat der Fürst 1158 die heiligen Stätten, — mit hellem, umsichtigem Blick fand er hier in nächster Nähe ein Ziel, das ebenfalls den höchsten Ideen der Zeit, den religiösen, nicht fremd war. Größer aber noch als in der Eroberung, zeigt sich Albrecht in der Organisirung seines Landes. Es waren mühevolle Kriegszüge, zu denen sein Heerruf erschallte, mit dem Schwert mußten sich die Sachsen den Weg durch Wald und Dickicht hauen, aber fröhlich er-

blühte an der Straße der Eroberung, auf all den Stätten, die so viel Blut getrunken, das friedliche Werk des deutschen Landmannes und des Cisterziensermönches. Da kamen die Ansiedler aus Brabant und Flandern, da blühten die ehrwürdigen Städte der Altmark in ungeahnter Weise auf, und der Kaufmann aus Stendal und Soltwedel führte seine Waaren weit ins Wendenland hinein: ein edler, rüstiger Wetteifer beseelte alle Stände der Gesellschaft.

Den Stifter dieses Werkes aber, den 1160 die Gruft im Brandenburger Dom empfing, haben seine Zeitgenossen den Schönen genannt; spätere Geschlechter haben dem allzeit kampfbereiten Helden im Gegensatz zu seinem löwenmuthigen Feind den Beinamen des Bären gegeben, der Brandenburger darf mit vollem Recht seinen ersten Markgrafen „Albrecht den Großen" nennen.

Lehnin und Himmelpforte.

Mitten im Ländchen Zauche liegt Kloster Lehnin, einer der ersten Stützpunkte deutscher Herrschaft in den Marken. Noch heute lebt in alter Sage die Gründungsgeschichte der ehemaligen, hochberühmten Abtei im Munde des Landvolkes. Die überall verbreitete Sage von dem verfolgten Hirsch mit dem goldenen Kreuz im Geweih; wo er dem Verfolger Markgrafen Otto I. sich zeigte, gründete der Fürst Kloster Lehnin.

Die Abtei Lehnin liegt außerordentlich schön. Die märkische Natur hat diesem Fleck Erde ihre anziehendsten Gaben verliehen: Seen mit blitzenden Wasserspiegeln, Wälder mit schlanken Fichten und prächtigen Eichen und Buchen. Einstmals war Lehnin ein stark befestigter Platz, Sümpfe umgaben rings das Kloster, nur ein Damm führte von der Klostermühle zu dem Hauptthore der starken Mauern; — wehe dem, der über die trügerische Rasendecke des Moores nahen wollte. Spuren alter Befestigungen sind heute noch sichtbar und von den Thürmen, die einst die Mauern schmückten, grüßt noch einer als hohe Warte hin über den See, freilich verfallen und der Zinnen beraubt. Das Alles legt Zeugniß ab von den Kämpfen, welche die Cisterzienser mit der heidnischen Bevölkerung noch zu bestehen hatten. Heut drückt das verfallene Kloster der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter von Wehmuth auf.

In Kloster Lehnin ruhen die Markgrafen Ballenstädtischen Stammes aus der Ottonischen Linie, Otto I., Otto II., Albrecht II. und seine Gemahlin, Mathilde von der Lausitz, Otto der Lange mit seinen Kindern Albrecht und Mathilde, Otto der Kleine, Hermann der Lange und sein Sohn Johann, mit welchem dieser Zweig des Fürstenhauses im Jahre 1317 ausstarb. Auch die beiden ersten Zollern, welche bis zu ihrem Tode in der Mark blieben,

Johannes Cicero und Joachim Nestor, wählten sich hier ihre Ruhestätte. Wie viel von großartigen Entwürfen, wie viel von hochfliegenden Plänen deckt diese Erde! Die Fürsten des Ballenstädtischen Hauses haben, soviel auch die Zeit an ihren Bildern verwischt hat, einen eigenthümlich scharf ausgeprägten Charakter. Die Familie gibt ein volles Bild von mittelalterlicher Individualität; — stets darin einig und einander sämmtlich gleich, wie sie ihr Fürstenamt ausübten, gehen sonst in Thaten und Denkweise die einzelnen Glieder des Hauses weit auseinander.

Das Bild des Stifters von Lehnin, des Markgrafen Otto I., ist fast ganz erblaßt. Von dem Inhalt einer 14jährigen Regierung wissen wir nicht mehr als einen Wendenzug in die Ruppiner Gegend, einen Krieg gegen Pommern, eine Eroberung von Demmin. Es bleibt die Stiftung unsres Klosters das einzige Ereigniß, das dem farblosen Bilde etwas Leben verleiht, zumal da durch die Gründung von Lehnin 1180 die Cisterzienser in die Mark gerufen wurden. Drüben über der Elbe lag Kloster Sittichenbach, 1140 gestiftet, — von dorther kam der Lehniner Convent, der dann wiederum die andern märkischen Klöster besetzte. Wenn aber je eine Gesellschaftsklasse bewiesen hat, wie segensreich ein liebevolles Eingehen in die nächstliegenden Verhältnisse des Lebens wirkt, so sind das die Cisterzienser. In kurzer Zeit hatten sie Sitte und Lebensweise des märkischen Landvolkes angenommen und belehrten dasselbe in unmittelbarster Weise durch ihre rastlose Thätigkeit. Mögen diese Mönche in der groben, schwarz-weißen Tracht, mit ihren von harter Arbeit und der Luft der Wildniß gebräunten Gesichtern immerhin die Hacke besser zu handhaben, als ihr Brevier zu lesen verstanden haben, — der Segen treuer Arbeit folgte ihren Fußspuren; ihr Beschützer Otto I. erwarb sich durch ihre Berufung ein nicht geringeres Verdienst um die Colonisation der Mark als sein Vater, der einst die Johanniter, die Templer, die Prämonstratenser ins Land gerufen.

In den beiden nächsten Ballenstädtern, in Otto II. und Albrecht II., die ebenfalls in Lehnin ruhen, zeigt sich zuerst jene vorhin berührte Verschiedenheit des Charakters; Otto II. war ein unwandelbar treuer Waiblinger, zu wiederholten Malen daher im Bann und in fortwährende Kriege mit Magdeburg verwickelt, die ihn auch hinderten, das Kreuz zu nehmen, sein Bruder Albrecht dagegen war ein unverzagter Anhänger König Otto's IV., dem Welfen nicht allein fest verbunden während seines kurzen Glückes, sondern auch in Noth und Gefahr. Brandenburger fochten neben dem braunschweigischen Banner gegen die Franzosen bei Bovines, Brandenburger geleiteten den verlassenen, gebannten Herrscher in seine Erblande. Otto war edelmüthig genug, den Freund, als er die welfische Sache verloren sah, seiner Bundespflicht zu entlassen; — Albrecht blieb auf seiner Seite. So nahm er in seine Gruft

zu Lehnin nicht allein den Ruhm hoher Tapferkeit mit, welche er gegen die Dänen und Pommern bewiesen hatte, sondern auch den ungebrochener Treue mitten in einer verbrecherisch selbstständigen Zeit.

Nach ihm fand 1304 Otto V. zu Lehnin sein Grab. Das Leben dieses Fürsten ist getragen von hartem, unerbittlichem Ernst und von manchem Schatten umdüstert. Durch enge Freundschaft mit König Ottokar von Böhmen verbunden, sehen wir ihn Preßburg stürmen, gegen Rudolf an der Seite des Böhmenkönigs auf dem Marchfeld kämpfen und nach dem Tode des Freundes die Regentschaft über Böhmen führen. Aber das Urtheil der Zeitgenossen lautete verschieden über ihn; — noch heut zu Tage klingen Sagen durch das böhmische Volk, der finstere Markgraf habe die Todtengrüfte auf dem Prager Schlosse durchwühlen und die gefundenen Schätze nach Brandenburg führen lassen, Sagen, die aber wohl nur dem Hasse gegen die Deutschen ihre Entstehung verdanken, denn auf der anderen Seite spricht laut für Otto, daß aus seiner Schule ein Böhmenfürst wie König Wenzlav der Minnesänger hervorgehen konnte, und daß deutsche Dichter von dem Markgrafen rühmen, seine gebende Hand erfreue wie Maienregen, — mit dem Blick des schnellen Falken begabt, sei er mild und hochherzig wie Saladin,

„An Zucht ein' Magd, wie König David treu,
„Der Ehren lautres Spiegelglas."

Neben Otto V. ruhen seine Kinder, der frühverstorbene Albrecht und die Markgräfin Mechthild. Fast noch ein Kind, wurde sie einem der bedeutendsten Zeitgenossen, dem auch als Dichter berühmten Fürsten Heinrich IV. von Breslau vermählt. Schon schien dem Paare die Königskrone Polens gesichert, da starb Herzog Heinrich an dem Gift, das ihm sein Leibarzt gereicht hatte. Dieser Schlag scheint den Geist der Fürstin gebrochen zu haben. Sie flüchtete zum Herzen des Vaters zurück und suchte Trost und Frieden bei der Kirche. Sie fand gar bald die Ruhe, denn noch in demselben Jahre schloß sich die Platte über ihrem Grabe zu Lehnin.

Ein dem ihrigen ähnlicher Charakter scheint ihr gleichfalls in Lehnin ruhender Oheim Otto VI., der Kleine, gewesen zu sein. Seine Laufbahn begann mit Glück und Glanz, als Gemahlin führte er Kaiser Rudolf's Tochter Hedwig nach der Mark, aber schon nach wenigen Jahren starb sie ihm. Von da ab nahm er keinen Theil mehr an der Regierung, er trat in den Orden der Templer und erkaufte sich den Eintritt durch Stiftung der reichen Priorei Zielenzig. Im Templer-Orden aber, der den Glanz des weltlichen Ritterthums an sich trug und dessen märkische Mitglieder gewiß nicht rigoroser waren als ihre Brüder in Frankreich und England, fand der Fürst nicht, was er suchte. Da pochte er an die Klosterpforte von Lehnin und trat als niedrer Mönch ein in den Convent; 1303 ist er als Akoluth im Kloster ver-

storben. Vom Fürsten zum geistlichen Ritter; vom Ritter zum Mönch, — diesem Zeitalter, dem oft plötzlich durch die welkenden Blumen der Haide, über welche der Kriegsmann zog, der Sinn für die stille Beschaulichkeit der Mönchszelle geweckt ward, lag so ein Wechsel nicht allzu fern. In der Nähe des Altars in Kloster Lehnin befindet sich der Grabstein dieses merkwürdigen Fürsten; er stellt den Markgrafen in lebensvoller Weise dar, die Rechte lehrend erhoben, mit der Linken das Evangelienbuch haltend, das Mönchsgewand mit den Adlerschilden Brandenburgs belegt.

Das also sind die Züge unserer ersten Markgrafen von Brandenburg. Welcher Unterschied aber, wenn wir das uns erhaltene Bildniß des Markgrafen Otto IV. gegen diesen Leichenstein halten! Hier friedliche Ruhe, stille Entsagung in dem tiefgefurchten Antlitz, dort ein Muth, der nach dem Höchsten auf Erden greift, eine Lebenslust, die jeden Augenblick des Daseins auszukaufen bereit scheint!

Nach dem Tode des Mönchs Otto hatte Lehnin nur noch zwei Leichen des Hauses Ballenstädt zu empfangen. Im Jahr 1308 wurde Markgraf Hermann der Lange hier beigesetzt, ein Fürst von großer, organisatorischer Befähigung, den wir überall in seines Landes Angelegenheiten ordnend, bessernd, neugestaltend eingreifen sehen. Sein letztes bedeutendes Werk war die Vereinigung der beiden Gemeinwesen Berlin und Cöln zu einer Stadt. Mitten im Bauen, unter den erstehenden Mauern seiner Veste Eldenburg, raffte ihn der Tod hinweg. Auf eben so plötzliche Weise ward auch sein Sohn Johann zu seinen Vätern versammelt; der Jüngling, der eben zu schönster Blüthe sich entfaltete, und auf den die Märker mit freudigem Stolze blickten, starb eines jähen Todes auf dem Schlosse zu Spandau, im Lande aber flüsterte man sich zu, Markgraf Woldemar, sein nächster Verwandter, habe ihn durch eine blutige That aus dem Wege geräumt.

Auch die ersten beiden Hohenzollern, die in der Mark starben, ließen sich aus schöner Pietät gegen das alte Fürstenhaus hier begraben. Deren Leichen aber ruhen nun in der Fürstengruft zu Cöln an der Spree; man entnahm sie dem Kloster, als die Reformation seine Räume veröden ließ. Von jener Pietät haben die nachfolgenden Geschlechter wenig gehabt; sonst würde uns von all den reichen Monumenten wohl mehr geblieben sein als die Grabesplatte des einen Lehniner Mönchs. Aber gerade dies Bild der Zerstörung, welches Lehnin zeigt, verleiht dem Kloster seinen eigenthümlichen Reiz. In den hohen, schönen Kirchenräumen, edel und rein, wie sie der Rundbogenstyl nur je hervorgebracht hat, vergessen wir doch unwillkürlich die Trümmer um uns her. Außer der Klosterkirche, deren westlicher, gothischer Theil augenscheinlich viel jünger ist als der östliche, romanische, haben sich zu Lehnin noch einzelne, werthvolle Reste der alten Kirchengebäude erhalten, so der schon er-

wähnte Wartthurm, dessen Erdgeschoß fest wie ein Burgverließ ist, so die Abtei und einzelne Kapellen, die aber durch ihre Verwendung zu wirthschaftlichen Zwecken fast unkenntlich gemacht worden sind. Nicht geschichtlichen Ereignissen, sondern zumeist öconomischen Rücksichten fielen die Lehniner Klostergebäude zum Opfer. König Friedrich I. baute sich in Lehnin ein Jagdschloß, — da riß man den Klosterthürmen ihre kupfernen Bekleidungen ab, die wie Gold über den See hinglänzten, da verwandelte man Kreuzgänge und Kapellen in Ställe und Scheunen. Dann kamen die Bauern aus Nahmitz und Dahmsdorf und benutzten die alten Mauern als Steinbrüche und die Grabsteine der Fürsten zu Schwellen für Haus und Stall.

Eine glänzende Geschichte wie die berühmten Klöster im Süden Deutschlands hat Lehnin nicht. Hier hat man nicht wie dort Geschichte geschrieben, — man hat Geschichte gemacht, indem man die Marken colonisirte. Nur ein großer Mann, der Erzbischof Dietrich Kagelwied von Magdeburg, ist aus dem Kloster hervorgegangen; nur einmal wird das Kloster als politisch thätig in der Territorialgeschichte erwähnt, als nämlich sein energischer Abt Heinrich von Stich mit gewaffneter Hand die Rechte des Klosters gegen die Quitzow'schen Brüder vertrat und dem Kurfürsten Friedrich I. die Mauern von Friesack brechen half. Als die Reformation durchgeführt ward, wurde aus der berühmten Abtei ein Jagdschloß, im Klostergarten hielten sich der Sage nach die Kurfürsten Hirsche mit goldenen Halsbändern. Da klang das Jägerhorn lustig durch die grünen Wälder, der Falke stieg in die Luft, um auf den Reiher zu stoßen, und wenn die Herren dann heimkehrten, scholl die Festesfreude durch die ehemaligen Mönchszellen. Dann wurde es auf ein Jahrhundert wieder still in Lehnin, das Kloster war vergessen, die Glocken kamen fort, Thurm und Dach zerfielen. Im Jahr 1704 begann König Friedrich I. hier einen Schloßbau. Auch der ist bis auf ein paar zopfige Säulen verschwunden. Durch das Revolutionsjahr 1848 kam Lehnin wieder aus der Vergessenheit, man wandte die urkundlich nachweisbar im 17. Jahrhundert erst entstandene Weissagung des angeblichen Mönchs Hermann zu Lehnin als ein Zeugniß wider das Haus Hohenzollern an. Gewiß werden niemals mehr die Schlußworte dieser Dichtung:

„Priscaque resurgent Lenin ac tecta Corini
„Nec plus jam nobili lupus insidiatur ovili."

in Erfüllung gehen, aber unvergänglich sind dennoch die Ehren von Kloster Lehnin, und gern sieht an dieser Stelle der Blick in die Vergangenheit zurück, als diese stolzen Giebel noch ungebrochen in die Luft ragten, als die Klosterpforte gastlich sich dem Reisenden erschloß und Hacke und Karst des Cisterziensers für die nachfolgenden Geschlechter die Saatfelder erschufen.

Wir haben uns noch nach andern Stätten zu den Gräbern der Ottoni-

schen Ballenstädter zu wenden. Markgraf Otto III., der Stifter der Linie, hatte das Kloster der Dominikaner zu Straußberg in der Mittelmark gegründet. Hier in einer Capelle, die er mit besonderer Pracht ausstattete, liegt der ritterliche Fürst, der an der Seite seines Schwagers Ottokar den Kreuzzug gegen die Preußen mitmachte, die heilige Eiche bei Romowe zerstören und Königsberg mitgründen half, mit seiner Gemahlin Beatrix von Böhmen begraben. Aber die Zeit hat jede Spur seiner Grabstätte verweht, erhalten aber ist der Ruheort seines Sohnes, des Markgrafen Albrecht des Frommen, im Kloster Himmelpfort in der Ukermark. Der letztgenannte Fürst hatte den Schmerz, innerhalb kurzer Zeit seine beiden Söhne, auf denen seine Linie stand, zu verlieren. Da zog er sich in die Einsamkeit seiner Burg zu Neustadt-Eberswalde zurück, legte statt des Harnisches das Gewand der Dominikaner an und lebte den Rest seines Lebens ausschließlich Werken der Frömmigkeit. Er ist der Stifter der Tempelherren-Commende Nemerow, des Domstifts zu Soldin, der Klöster Bernstein, Himmelsstädt und Himmelpfort. In letzterem wurde er 1300 begraben.

Himmelpfort liegt auf einer schmalen Landzunge zwischen zwei außerordentlich schönen Seen, dem Klosterhaussee und dem Stolpsee. Es war Tochterkloster von Lehnin. Von allen Gebäuden steht nur noch die Kirche, — beraubt der Bogen und Gewölbe, zur Hälfte Gotteshaus, zur Hälfte Scheunen. Mit Himmelspforter Steinen pflasterte man die Straßen Berlins; — so sank zuerst die Umfangsmauer; Conventsaal und Refectorium folgten nach. Wehmüthig lächelt der heitre Himmel auf die Trümmer des einst ungewöhnlich reich ausgestatteten Klosters herab. In der Kirche ist eine alte Holzschnitzerei, eine verstaubte Einsetzung des Abendmahls, vorhanden, an der Wand hängt ein Ritterhelm, Wappen und Handschuhe. Es sind die Reliquien des berühmten Geschlechts von Trotte, dem Himmelpfort nach der Reformation zufiel; sie erhalten das Andenken des kaiserlichen und brandenburgischen Feldmarschalls Adam von Trotte, eines tapferen Türkenkämpen aus dem 16. Jahrhundert, zugleich eines Bruders der berühmten Eva von Trott, der Geliebten Herzogs Heinrich von Braunschweig. Der Altar der Kirche ist nach ländlicher Weise mit künstlichen Blumen geschmückt, — die verblichenen Blätter verstärken den elegischen Eindruck des Ortes. Langsam zerfallen die gluthrothen Rosen, die weißen Lilien und die blauen Sternblumen in Asche, wie in Asche zerfallen unten in der Erde das Gebein eines lebensmüden Sohnes des Hauses Anhalt ruht.

Pariser Briefe.

Die Hinrichtungen der Communisten in der Ebene von Satory dauern noch fort. Die Repression des Aufstandes ist eben so zäh und widerwärtig wie der Aufstand selbst gewesen. Und was hat man gethan um die Wiederholung eines solchen zu beschwören und um die gegründeten Beschwerden des französischen Volkes, vornehmlich der Pariser Bevölkerung zu berücksichtigen? — Gar nichts! Hr. Pereira, der sich unter dem Kaiserthum die größten Schwindeleien hat zu Schulden kommen lassen, welche die kaiserlichen Richter nur als „schwere Fehler" gemißbilligt haben, fährt nach wie vor in seinem Coupé réservé auf der Ost-Bahn, und trägt nach wie vor den Orden eines Officiers der Ehrenlegion im Knopfloche. Und die armen Schlucker die seinetwegen um ihr Geld gekommen sind, haben nur das Recht, ihn und seinen Bruder so wie den seligen Mirès zu verfluchen; aber ein französisches Sprichwort sagt, daß man nur eine Viertelstunde Zeit hat um seinen Richtern zu fluchen. Die Börsenspiele sind wieder da, ja so flott und colossal wie jemals, und tragen jetzt sogar die edle Maske des Patriotismus wie bei der französischen Milliardenanleihe. Und die Gerichte und die Untersuchungscommissionen belehren uns alle Tage, daß die republikanischen Minister und Beamten nicht besser wie die kaiserlichen mit den Staatsgeldern umgegangen sind. Dagegen harren die Krankenhäuser (ein jedes Bett im Hôtel Dieu soll der Stadt jährlich 3000 Franken kosten (?)) und die gemeinschaftliche Gruft der unbemittelten Kranken und der armen Todten.

Sogar in der Kirche muß man für seinen Stuhl zahlen und in einem fort die Hand in der Börse haben. Denn auch in Frankreich hat die Kirche den besten Magen. Contributionen unter verschiedenen Benennungen nehmen jährlich zu. Napoleon I. hat gesagt, daß der Handel ein organisirter Diebstahl ist, und den Handel seiner Tage, das rohe Schutzzollsystem, bezeichnet das Wort nicht übel. Und gerade dahin steuert die Politik des Herrn Thiers. Schon jetzt werden dem Kranken die Arzneimittel 200% zu theuer verkauft, und wenn man so glücklich ist reinen, wenn auch „verschnittenen" Wein zu erhalten, so kann man dagegen darauf zählen, daß die Milch mindestens zur Hälfte mit Wasser, Kalk oder Mehl vermischt ist. Und wie bald wird sich die Besteuerung der Rohstoffe in noch größerer Verderbniß und Verschlechterung aller Lebensbedürfnisse äußern. Wie bald wird uns, nach Beseitigung der Freihandelsverträge das schutzzöllnerische Monopol unserer Industriellen brandschatzen, und uns statt der trefflichen Erzeugnisse Englands, Deutschlands, Belgiens und der Schweiz die elenden Shoddy-Surrogate unsrer braven Landsleute zu enormen Preisen aufnöthigen.

Auch in Betreff der Volksschule ist der „moralische" Zwang des Schul-

besuchs Alles, was dem Volke seit dem 4. September von der Republik geboten worden ist. Die Unentgeldlichkeit des Unterrichts, die Befreiung der Schule von der Kirche!, hat die Republik so wenig durchgesetzt, wie irgend eine der früheren monarchischen Regierungen. Der Franzose könnte nachgerade eingesehen haben, daß an den Revolutionen wenig gewonnen wird. Die Männer am Ruder wechseln, aber die Verhältnisse bleiben immer dieselben.

In den letzten zehn Jahren hat sich die Summe der vorhandenen Arbeit in Paris ungeheuer vermehrt, und dennoch die Zahl der Arbeiter sich vermindert, und zwar nicht blos in den vielen Beschäftigungen die mit der Verfertigung von Kleidern in Verbindung stehen, und in denen die Nähmaschine die menschliche Arbeitskraft verdrängt hat.

Hr. Fribourg weist sogar in einem so eben erschienen Buche über den „Pariser Pauperismus" nach, daß die unentbehrlichen Ausgaben einer Handwerkerfamilie durch den Lohn zwar aufgebracht werden, daß dieser aber nicht die Mittel gewährt, zwei Kinder in die Schule zu schicken oder gar für den eigenen Bedarf Bücher oder Zeitungen zu kaufen. In der That nimmt der Arbeitslohn kaum in dem Verhältniß der Preise für die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu. Mit der Frauenarbeit ist es nun vollends gar zu schlimm beschaffen.

Die Gleichstellung der Frauen in ihren Rechten mit dem Mann ist überhaupt, seit die Sain-Simonisten vor vierzig Jahren dieses Banner aufpflanzten, in Frankreich nur wenig fortgeschritten, noch lange nicht soweit wie in Deutschland, geschweige denn etwa zu dem Niveau der Vereinigten-Staaten. Selbst in Rußland ist die Ehefrau Herrin ihres Vermögens, was in Frankreich weder mit dem régime dotal noch régime communal der Fall ist; der Mann ist in allen Fällen Chéf de la Communauté. Wir brauchen darüber nur auf das Buch Jüles Simon's „L'Ouvrière" zu verweisen. Und der Minister für Volksaufklärung ist gegen jeden Verdacht der Zuneigung zum Socialismus erhaben. — Ja, komischer Weise hat der Chef der Aufklärung in Frankreich zur Progressivität der Menschheit überhaupt wenig Zutrauen.

Napoleon III. hatte bekanntlich mehr Neigung zum Socialismus als die meisten republikanischen Staatslenker der Gegenwart. Er kann als Vater der Associationen gelten, die heute in Frankreich bestehen, und die überall recht gut gedeihen, wo sie ihren natürlichen Zweck, das heißt den gegenseitigen Beistand unter gegenseitiger Haftung bezwecken. Auch die Sparkassen blühen. Dagegen sind die Cités ouvrières oder Handwerkerhäuser minder gelungen, und aus Paris sieht sich der Arbeiter und Handwerker durch die hohen Miethzinsen systematisch verdrängt.

Was die Internationale anlangt, so steht ihre Propaganda stets genau im Verhältniß mit ihren Geldmitteln. Kein Geld, kein Internationaler! Das Gesetz, welches die Mitglieder dieser Verbindung mit dem Verluste der französischen Ehren- und Bürgerrechte bestraft, erreicht sie nicht, denn an bürgerlichen Ehrenrechten, welche die „Bourgeoisie" mit ihnen theilt, ist ihnen nichts gelegen, und im übrigen wollen sie Weltbürger sein. Auch die letzten Unruhen in den Kohlengruben der nördlichen Departements sind offenbar das Werk der Internationale, welche sich nicht scheut die ungeheueren Kosten, welche Creusot ihr verursachte noch einmal zu tragen. Cavallerie und Infanterie sind gegen die Ruhestörer in Bewegung gesetzt worden und man hat sie obendrein als schlechte Patrioten erklärt, weil es sich gerade um die große Anleihe handelte, d. h. um ein Börsenmanöver, welches in Frankreich allein dem Staate ein Viertheil des ganzen Geld- und Silberbestandes der ganzen Erde zur Verfügung stellte — natürlich blos auf dem Papier.

Das „Volk von Belleville" aber hält die Zeichnungen für baare Münze und fragt wol nicht mit Unrecht, wie es da noch eine sociale Frage in Frankreich geben könne? Oder wenn es an die Bestimmung der gezeichneten Milliarden denkt: ob eine weisere Regierung den Krieg und die Kriegscontribution nicht erspart hätte? Indessen auch in dieser Hinsicht hat die Republik keine Sünde weniger auf dem Gewissen, als das Kaiserreich. Auch Gambetta hat 75,000 Franken für Kanonen gezahlt, die nur 31,500 werth waren. Nur so viel ist sicher, daß solche Dinge in wohlorganisirten Staaten nicht zu geschehen pflegen. Als eine Hauptursache der traurigen socialen Verhältnisse der Hauptstadt und des Landes im Allgemeinen dürfen wir wol die mangelhafte Betriebs- und Gewerbefreiheit erachten. Auch diesem Mangel steuert die Republik nicht. Buchhändler kann nicht ein jeder werden, wie in Amerika oder in England, Buchdrucker auch nicht, ebenso wenig Handelscourtier oder Commissionär, selbst der Packträger muß sich eine Marke lösen! Der Lohnkutscher muß ein Examen bestehen in Betreff der Straßen von Paris, dagegen werden Minister und Präfecten bei uns Gott sei Dank ohne jede Prüfung angestellt. ω.

In einem englischen Trappistenkloster.

„Jefferson and Son, Bruton-street, orate pro nobis!"

Leser, Katholik oder nicht, entbrenne nicht in Zorn über Deinen Knecht.

Er hat nicht den Ehrgeiz, eine neue Litanei zu machen oder eine alte auszuflicken. Sondern, sowahr Deine Seele lebt, die obigen räthselhaften Worte starren in diesem Augenblicke wirklich und wahrhaftig den Wanderer vom Zifferblatt einer großen Wanduhr an, welche sich im Hauptzimmer des Sanct Bernhards-Klosters in Leicestershire befindet.

Vor acht Tagen etwa begab sich's, daß ich in der Stadt Leicester war und ein paar freie Tage hatte. Der Oberkellner in meinem Gasthofe, der mir wie ein Mensch aussah, welcher seit zwanzig Jahren von jedem Gast im Kaffeezimmer seinen Beitrag von Weisheit empfangen hat, wurde von mir um Rath angegangen, ob es hier in der Nachbarschaft wohl einen Ort gäbe, zu welchem ein Herr von soliden Sitten eine Abendwallfahrt unternehmen könnte. Er schlug eine Tour nach dem Mount Saint Bernard vor. Mir gefiel der Name. Er klang alpenhaft und rief Kindervorstellungen von fabelhaften großen Hunden zurück. Ich fahre also nach dem Sanct Bernhards-Berge und finde, daß der Ort ein Mönchskloster ist. Ich gestehe, mich verdroß das ein wenig. Indeß, war ich einmal so weit gekommen, so mußte ich auch sehen, was es zu sehen gab. Ich meldete mich um Einlaß in das Haus, ein Gebäude von gothischem Stil und sehr massivem Gefüge. Er wurde sofort gewährt, und ich war noch nicht fünf Minuten drinnen, als ich die an der Spitze dieser Mittheilung stehende gedruckte Bitte an Jefferson und Sohn erblickte.

„Jefferson und Sohn, bittet für uns!"

„Ei der Tausend, was haben wir da für neue Heilige oder Götter?" sagte ich zu meinem Führer, einem recht angenehmen Mann, der erstens in eine ungeheure blaue Brille, zweitens in eine Trappistenkutte gekleidet war.

„Nun", erwiderte er lächelnd, „wir gehören zu einer neuen Secte, die mühsam emporkommt und sich römisch-katholische nennt. Morgen trifft sich's, daß wir einen von unsern großen Festtagen feiern. Sie würden wohlthun, heute bei uns zu bleiben und eine Probe von unsern Gottesdiensten zu sehen. In der That", setzte er laut auflachend hinzu, „noch Niemand hat herausgekriegt, daß wir Jefferson und Sohn zu Göttern gemacht haben. Ich bin gewiß, der Superior wird Sie dafür belohnen, indem er Ihnen ausnahmsweise Einsicht in unsere Geheimnisse gestattet. Versprechen Sie mir zu bleiben, und ich verbürge mich, daß Sie uns ohne Tadel wegen Annahme neuer Götter verlassen werden."

Dem konnte ich nicht widerstehen. Ich gab das gewünschte Versprechen, und so geschah's denn, daß ich mich diese Nacht vom Zufall in ein Trappistenkloster verschlagen und gebettet sah, was ich mir vierundzwanzig Stunden vorher nicht hätte träumen lassen.

Nachdem die Unterhaltung über den heiligen Jefferson zu Ende, fuhr

mein freundlicher Cicerone in seinen Führerobliegenheiten fort. Ich sah die Capelle, das Capitelzimmer, den Kreuzgang, die Büchersammlung, das Museum, das Gemach der Schneider, die Schusterwerkstatt, das Brauhaus, die Backstube, die Schmiede und die Küche. Aber am Meisten interessirten mich das Refectorium und der Schlafsaal. Diese prüfte ich mit jenem kritischen Scharfblick, welcher nur durch langjährige Verehrung der großen Dreieinigkeit Ceres, Bachus und Morpheus erworben wird. Ich werde versuchen, die Oertlichkeiten zu schildern.

Das Refectorium befindet sich im Erdgeschosse und ist ein hochgewölbter, guterleuchteter Saal von etwa siebzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite. Ungefähr in der Mitte der inneren Langseite steht eine Kanzel, von welcher während der Mahlzeiten ein Mitglied der Gemeinschaft vorzulesen pflegt. Jeder Mönch hat seinen bestimmten Platz an einer bestimmten Tafel, den er niemals wechselt, und alle Tafeln (ohne Tischtuch, aber sorgfältig rein gehalten) sind genau in derselben Weise mit Geräth und Gefäß versehen. An dem Platze eines Jeden liegen ein einfaches Messer, ein Holzlöffel, eine hölzerne Gabel, ein Trinkgefäß und ein kleines Wischtuch. Auf letzterem befindet sich ein Brötchen mit dem Namen des Bruders, welcher hier speist. Jeder Mönch sitzt am Tische auf einem kleinen viereckigen Holzblock.

Im Sommer nehmen die Brüder täglich zwei Mahlzeiten ein, die eine Vormittags halb zwölf, die andere Abends um sechs Uhr. Die erste Mahlzeit besteht gewöhnlich aus etwas gekochtem Reis, drei oder vier Kartoffeln, ungefähr einer Unze Käse, einer unaussprechlichen Trappistensuppe aus Kräutern, zu der glücklicher Weise nur der Orden das Recept besitzt, und einem einzigen Glase, oder vielmehr einem braunen Töpfchen, vom dünnsten Bier. Das zweite Mahl gleicht dem ersten, indem es sich von diesem nur dadurch unterscheidet, daß die Kräutersuppe wegbleibt und statt des Bieres Milch gereicht wird. Kein Fleisch, kein Fisch, keine Butter, keine Eier, weder Wein noch Cognac noch Whiskey, nicht ein Wörtlein Unterhaltung das ganze Jahr lang — nichts als das Erwähnte glättet dem Trappisten den Pfad zum Paradiese. Doch halt, ich bitte um Verzeihung: es giebt ein paar Ausnahmen. Die Trappisten haben einige große Ordensfeste, und diese feiern sie auch in culinarischer Richtung. Sie steigen an denselben zwei Stunden eher als sonst aus dem Bette und essen bei Tische jeder einen Apfel, sechs Stachelbeeren und acht Haselnüsse außer dem Gewöhnlichen.

Sanct Ignatius Tag ist nicht das größte Fest bei den Jesuiten, obwohl das Gedächtniß des großen Loyola dabei in vortrefflichem Wein getrunken wird. Der Namenstag des heiligen Dominicus will nicht allzuviel bedeuten unter den Predigermönchen, die ihn als Stifter verehren, aber sie meditiren über

sein Leben über ausgezeichnetem Whiskey-Toddy. Nun halte man einmal daran so ein Trappistengelage!

Der Schlafsaal liegt unmittelbar über dem Refectorium und hat dieselben Dimensionen, ist aber durchaus kein angenehmer Ort. Die Schlafstellen sind schmal wie Pferdeständе und mit Vorhängen den Blicken entzogen, und die beiden Reihen derselben, die auf jeder Wandseite von der einen schmalen Seite bis zur andern laufen, füllen das Gemach so sehr, daß der Mittelgang zwischen ihnen sehr eng ist.

„Sie müssen's hier im Sommer furchtbar heiß haben", bemerkte ich meinem Führer.

„Vielleicht ist's so", erwiederte er. „Aber mag sein; wir haben kaum Zeit, an die Temperatur zu denken, wenn wir hierher kommen. Dann sind auch unsere Betten so eingerichtet, daß sie uns kühl halten", setzte er hinzu. „Fühlen Sie nur mal eins an — gleichviel, welches; denn sie sind alle gleich."

Er zog einen der Vorhänge bei Seite, ich trat vor und fühlte — bald hätte ich gesagt, das Bett an; aber ich will den Namen des lieben guten Hausgeräthes lieber nicht entweihen. Der Gegenstand, auf welchem ein Trappist sein Bischen Schlaf abmacht, mag eine Matratze und von Menschenhand angefertigt sein, aber er hat nicht viel mehr Weiche und Elasticität, als ob er aus dem Herzen ewiger Berge gehauen wäre. Und das Kopfkissen war, glaub' ich, noch schlimmer als die Matratze; denn diese war zwar hart, aber doch glatt, jenes aber war hart und überdieß voll Buckel und Vertiefungen.

„Wie können Sie das nur aushalten?" fragte ich verwundert.

Er sagte, zuerst wäre es ihm ein wenig seltsam vorgekommen, aber die Gewöhnung daran hätte den Unterschied zwischen diesen und andern Betten vergessen lassen. Uebrigens möchte ich doch bedenken, daß jemand, wenn er Tag für Tag und Jahr auf Jahr von vierundzwanzig Stunden täglich nur sechs zum Ausschlafen hätte, und wenn er überdieß die übrigbleibenden achtzehn auf anstrengende körperliche Arbeit oder auf geistliche Uebungen verwenden müßte, welche sein leiblich Theil ganz ebenso mitnehmen, sehr wenig an die Beschaffenheit der Stelle dächte, wo er schliefe. Das Einzige, worauf er sein Augenmerk richtete, wäre das Signal, welches ihm erlaubte, die Augen zu schließen. Und mein biederer Begleiter sah sehr traurig, aber auch sehr ergeben aus.

Auch bei mir wurde, wie ich glaube, einige Trauer sichtbar, als ich jetzt in mehr oder weniger unbeholfener Weise anfing, mich von meiner Zusage, die Nacht hier zu bleiben, wegschlängeln zu wollen. „Warten Sie einen Augenblick", sagte er mich unterbrechend, „wir sind jetzt im eigentlichen Kloster,

und Sie wollen sich erinnern, daß wir da nicht sprechen. Gestatten Sie, daß ich Sie in die Gastzimmer führe."

In zwei Minuten hatten wir einen Corridor durchschritten, waren quer über einen Hof gegangen und traten nun in ein bescheidenes Wohngemach. Bruder Blaubrille — Trappisten lesen nur, was heilige Männer geschrieben haben, und so kann mein frommer Freund im Bernhardskloster von Leicestershire nie in den Fall kommen, sich dadurch, daß er sich mit diesem Beinamen gedruckt sieht, verletzt zu fühlen — Bruder Blaubrille also schob mir einen Stuhl hin, bat mich, niederzusitzen und bemerkte dann lächelnd, daß wir jetzt sprechen könnten. Ich bat um Verzeihung, die Stille des Klosters gestört zu haben, und fuhr dann fort, meine Betrübniß zu äußern, daß ich seine Gastfreundschaft für heute Nacht nicht annehmen könne. Ich hätte mich seit meinem Versprechen, zu bleiben, auf eine Verpflichtung besonnen, in Folge deren ich morgen mit dem ersten Zuge von Leicester nach London zurückfahren müßte. Sonst würde ich mit Freuden bleiben, aber mein Geschäft wäre sogar dringender als mein Bedürfniß, über Jefferson und Sohn aufgeklärt zu werden, und was dergleichen mir von der Angst vor den Speise- und Schlafgelegenheiten dieses Hauses eingegebene Nothlügen mehr waren.

„Ich fürchte", sagte der Nachfolger des gestrengen Sanct Bernhard, „die Armuth unseres Hauses hat Sie erschreckt. Seien Sie mal aufrichtig jetzt, fürchten Sie sich nicht, es eine Nacht mit uns zu versuchen?"

„Na denn", erwiederte ich, „die Einrichtung ihres Refectoriums ist ohne Zweifel ganz vortrefflich. Indeß bin ich ein Weltkind und wünsche, daß mein Diner nicht gerade ganz aller Fleischeslust baar ist. Ihre Betten ferner, werther Freund, sind gewiß äußerst fest und solid, aber es sind Betten, in denen heilige Leute sich des Daseins freuen, und ich — Jefferson und Sohn, helft mir! — bin ein sündiger Mensch."

Der Mönch lächelte.

„Fürchten Sie nichts der Art, liebster Herr", sagte er, nachdem er seine ernste Miene wiedergewonnen hatte. „Haben Sie deßhalb keine Sorge; Sie sind das Opfer eines kleinen Mißverständnisses."

Er setzte mir sodann auseinander, daß sich neben dem Kloster ein kleines Haus für Gäste befände, in welchem man Fremde verköstige und beherberge, nicht wie die armen Mönche verköstigt und beherbergt würden, sondern in einer Weise, die wenigstens eine Ahnung verriethe, daß wir im neunzehnten Jahrhundert stünden.

„Die Gastfreundschaft", fuhr er fort, „ist eine unserer ersten Pflichten und wir versuchen, diese Pflicht in einer Weise zu erfüllen, die wenigstens annähernd der Stellung derer entspricht, die uns besuchen. Auch fragen wir niemals, welchem Volke oder welcher Religion der Betreffende angehört. Es ist nur

wenig, was wir in dieser Beziehung thun können; denn unsere Mittel sind beschränkt. Aber das Wenige, was wir zu thun versuchen, thun wir nicht als Diener einer Secte, sondern als Glieder der Menschenfamilie."

Das Ergebniß dieser seiner Rede war, wie man sich leicht vorstellen kann, daß ich das Anerbieten des Mönchs nun endgültig annahm, und obwol selbst die Gastzimmer sehr einfach ausgestattet sind, so habe ich doch nur wenige angenehmere Abende verlebt, als den, welchen ich auf dem Monut Saint Bernard verbrachte.

Die religiösen Ceremonien des nächsten Tages waren von keinem besonderen Interesse. Ich machte mir nur insofern etwas daraus, ihnen beizuwohnen, als sie mir Gelegenheit gaben, die Mönche gehörig zu betrachten. Am Abend vorher hatte ich allerlei von eigenthümlichen Brüdern gehört, und ich war ungemein neugierig, einige von diesen zu sehen. Bemerke man einmal jenen langaufgeschossenen, mageren, schlotterigen Mönch, der seinen Kopf in seine Schultern zurückzieht, so daß sein Hals ganz verschwindet, und der ein Gesicht macht, als ob ihm eine Auszählung nicht gerade unlieb sein würde. Das ist ein ehemaliger Anhänger des Herrn Pusey (des Führers der krypto-katholischen und später zum Theil zum Katholicismus übergetretenen Richtung in der anglicanischen Geistlichkeit, die sich vor etwa anderthalb Jahrzehnten zuerst bemerklich machte) und der Bruder eines vielgenannten Parlamentsmitgliedes. Und wer ist jenes große, hübsche, klug ausschauende Gesicht mit dem untersetzten, zwiebelartig gebauten Körper, auf dem es sitzt? Gesicht und Körper gehören einem Klosterbruder, den die Welt einst als vielversprechenden Maler kannte, und der selbst jetzt noch, in seiner Zurückgezogenheit, seiner Kunst ergeben ist. Ich sehe einen Franzosen, stramm und straff, in dessen kurzem stämmigem Leichnam die Lebenskraft von drei größeren Leuten zu sitzen scheint, einen französischen Kanadier, französisch von Farbe und Gesichtszügen, englisch nach seinem Körperbau, aber ohne die wunderliche Haltung des Sachsen und ohne das fahrige Wesen des Galliers; viele Engländer von der bekannten und gewöhnlichen Sorte sind da, viele Irländer desgleichen, ohne Kenntniß und in ihrer heiteren Würde völlig ungestört von dem tollen Treiben des Stifters Knogh mit ihren Glaubensverwandten auf der Smaragdinsel, und alle diese Leute, so verschieden nach Namen, Manieren und Bestrebungen, haben ein feierliches Gelübde abgelegt, von Kräutersuppe zu leben, auf der nackten Diele zu sterben und ohne Sarg in Klostergräbern zu schlafen.

Mittlerweile war mir auch das Geheimniß von Jefferson und Sohn erklärt worden. Es war einfach Folgendes: Jefferson und Sohn, die Verfertiger der Uhr im großen Zimmer des Klosters, hatten dieselbe der Ordens-

gemeinde zum Geschenk gemacht, und da sie den Wunsch hegten, daß ihnen die Gebete der Mönche zu Gute kommen möchten, so hatten sie ihrer gewöhnlichen Firmaangabe auf dem Zifferblatt hinzugefügt: Orate pro nobis!

Der König der Scilly-Inseln.

London, 6. August.

Verschiedene seltsame kleine Könige sind in den letzten Monaten durch die Presse gegangen: Mynheer Claus, der „König der Raucher", den ein Leichengefolge mit qualmenden Thonpfeifen zu Grabe geleitete, Aurelio der Erste „König von Araucanien", der seinen Nachfolger auf dem Throne als ruchlosen Usurpator feierlich zu einem im Bois de Boulogne auszufechtenden Duell auf Lassos herausforderte, der König der menschenfressenden Fidschi-Inseln, welcher seinem Volke eine neue Aera unter constitutionellen Einrichtungen eröffnen wollte, u. s. w. Da lesen wir in diesen Tagen auch von einem „König der Scilly-Inseln", von denen wir bisher nur zu wissen glaubten, daß sie unter dem Scepter einer Königin, nämlich Ihrer Majestät der Königin Victoria stünden. Die Notiz enthielt nichts weiter, als daß der gedachte Potentat Augustus Smith geheißen, und daß er mit Tode abgegangen. Aus der „Pall Mall Gazette" aber erfahren wir jetzt, daß er in der That ein merkwürdiger Charakter gewesen ist, dessen mit einigen Seiten zu gedenken auch für ein nicht englisches Blatt am Orte sein mag.

Herr Augustus Smith oder „König Augustus", wie man ihn scherzhaft nannte, war also der Besitzer oder richtiger der Erbpächter der zum Herzogthum Cornwall gehörigen Scilly-Inseln, jener Gruppe von Eilanden, die im östlichen Theil des atlantischen Oceans gelegen, keine näheren Nachbarn haben als auf der einen Seite Lands End und auf der andern Neufoundland. Vor einigen Jahren wurde mehr als in der letzten Zeit von ihm gesprochen; denn er war da Mitglied des Parlaments und machte wiederholt durch gewisse etwas wunderliche Gesetzänderungen, die sich in seinem Gehirn festgesetzt, und durch die Beharrlichkeit, mit der er sie in verschiedenen Sessionen aufs Tapet brachte, Aufsehen. Aber eine undankbare Wählerschaft auf dem anstoßenden Festlande versagte ihm schließlich ihr Votum, und so zog er sich ruhig vom öffentlichen Leben zurück und widmete sich mehr und mehr den Angelegenheiten des kleinen Archipels, welchen er regierte und liebte.

„Wer ihn persönlich kannte", sagt das citirte englische Blatt, „wird nicht leicht sein freundliches, gastfreies, anspruchsloses Wesen, wenn er in seiner Einsamkeit Besuch bekam, vergessen, nicht leicht das Vergnügen, das er empfand,

sich von Freunden umgeben zu sehen, seine herzliche Begrüßung, wenn sie nach einer beschwerlichen Fahrt von vierzig Meilen über den stürmischsten Winkel im Osten des atlantischen Meeres ans Land stiegen, oder das Behagen, welches seine Besucher, deren Erscheinen ihm um so willkommner war, je länger ihr Bleiben zu sein versprach, unter dem Schatten seiner königlichen Würde genossen."

Wir überlassen aber mit unserer englischen Quelle diese Seite seines Charakters Andern zu schildern und halten uns mehr an die, welche ihn zum Gegenstande öffentlichen Interesses machte, so winzig auch der Schauplatz seiner Thätigkeit war.

König Augustus führte auf seinen Inseln ein patriarchalisches Regiment, er war ihnen der väterlich gebietende, aber auch der väterlich sorgende Gutsherr. Er wurde dabei von Umständen unterstützt, die Wenigen innerhalb des Kreises englischer Gesittung in gleichem Maße zu Gute kamen. Er war zunächst ein sehr reicher Mann, der Hülfsquellen besaß, die weit über das hinausgingen, was seine Eilande ihm zu leisten vermochten, und er blieb sein ganzes Leben lang unvermählt, so daß er nach dieser Richtung hin keine Veranlassung hatte, auf Zusammenhalt und Vermehrung seines Vermögens bedacht zu sein. Endlich aber lag es auch nicht in seiner Art, sich groß über ein Anwachsen seines Reichthums zu freuen. Er sah sich also in keiner Weise versucht, seine Inseldomäne in pecuniärer Hinsicht auszubeuten, und es leidet keinen Zweifel, daß seine Einnahmen von derselben von seinen Ausgaben für dieselbe reichlich aufgewogen wurden. Aber während es ihm auf diese Weise durchaus fern lag die Schraube zu seinem Nutzen anzusetzen, war er andrerseits auch durchaus keiner von den bequem zu handhabenden Gutsherrn, welche aus Furchtsamkeit oder dem Streben nach Beliebtheit beim Volke jedem Verlangen nachgeben. Im Gegentheil, seine Nachbarn — wenigstens die, welche über seine wirkliche wohlwollende Denkart und die gesunde Tüchtigkeit seiner volkswirthschaftlichen Grundsätze noch keine Erfahrung hatten — hielten ihn für einen gestrengen Herrn. Er konnte im Allgemeinen seinen Anordnungen durch die einfache Weisung, daß der Widerspenstige seine Pachtstelle zu räumen habe, Gehorsam verschaffen. Selbst das Gesetz war — obwohl wir von keinem Fall vernommen haben, wo er es gemißbraucht hätte — in seiner Gewalt, denn er konnte als Erbpächter des Herzogthums den Gerichtshof von zwölf Einwohnern, welcher über kleinere Fragen des Civilrechts entschied, nach Belieben zusammenrufen und dessen Mitglieder wählen. Und diesen Anordnungen erzwang er unbedingten Gehorsam, selbst wo sie — wie in einem bestimmten Falle — die Entvölkerung einer ganzen Insel und deren Verwandlung in einen Park für Rehe einschlossen. Er trug reichlich Sorge, daß keine Härte vorkam, und daß die wenigen aus ihren Hütten entfernten Leute sich durch

die Veränderung besser gestellt fanden als vorher. Aber er war nicht der Mann, sich Widerstand gefallen zu lassen, wo er die Ueberzeugung hatte, Recht zu haben. Es ist in Aller Gedächtniß, wie er wenige Jahre vor seinem Tode sich mit Energie der Sache einiger seiner Gemeindegenossen in einer Grafschaft von Hertfordshire annahm. Ein benachbarter Lord hatte da sein Recht auf ein Stück Land, welches nach Smith's Ansicht jenen Bauern gehörte, durch Errichtung eines Zauns wahren zu sollen geglaubt. In aller Stille trieb König Augustus ein paar Dutzend Bummler in London auf, schickte sie an Ort und Stelle und ließ den Zaun des gnädigen Herrn niederreißen. Als man ihn dann fragte, weshalb er eine kleine Armee verwendet, um einen gesetzlichen Anspruch durchzusetzen, war seine einzige Antwort: „Ich fürchtete, es möchte Opposition geben, und so sorgte ich, daß die Sache in Frieden abgethan wurde."

Bei einer solchen Denkart ist es unnöthig zu bemerken, daß er keineswegs in jeder Beziehung Beranger's König von Yvetot spielte, mit dem man ihn verglichen hat. Indeß hatte er in seiner Gutgelauntheit, seiner natürlichen Weise, sich zu halten und zu geben, in seiner Gewohnheit, sein Reich auf dem Rücken eines Pony, des einzigen seiner Art daselbst, zu durchstreifen und in einer gewissen nicht übermäßigen Hingabe an die guten Dinge, die sein Reich erzeugte und die der Spirituosenhändler dort einführte, immerhin einige Aehnlichkeit mit diesem heitern Potentaten. Aber es ist mehr unsre Absicht, ein Bild von seinem politischen Verhalten zu seinem Völkchen zu liefern, als uns über seinen Charakter lustig zu machen, und so lassen wir unsere Quelle nach dieser Richtung weiter berichten.

„Wenn die See sich siebzehnhundert Fuß über die Küsten von Devonshire erhöbe und von dieser muthigen Grafschaft nichts über Wasser bliebe als die abgerundeten Granitkuppen einiger besonders hoch aufragenden Berge bei Dartmoor, die mit ihrer felsigen Decke von zackigen Brocken und Geröll gekrönt sind, so würde das eine ziemlich genaue Wiederholung der landschaftlichen Züge geben, welche die Scilly Inseln zeigen. Umgeben von einer tiefen See, sind sie von seichten Meerbusen und Lagunen getrennt, so daß in gewissen Perioden der Ebbe Furthen von einem Eiland zum andern hinüber existiren. Die Oberflächen sind abgerundet, die Abhänge sanft, aber der überall auftretende Granit bricht allenthalben in prächtigen Massen zu Tage. Die Felswände von Penamis kommen an Großartigkeit allem, was der Lands End-District von Cornwall in dieser Beziehung aufzuweisen hat, allermindestens gleich. Aber der verwitterte Granit trägt ganz leidliche Ernten von Feldfrüchten und vortreffliche Gemüsesorten, während der Blumenflor, vorzüglich in der Umgebung des alten Klosters von Tresco, wo der selige König Augustus Hof hielt, vielleicht alles überbietet, was Großbritannien zum Ver-

gleich liefern kann. Möglicherweise findet sich auf der Westküste von Irland eine ähnliche Pracht, aber sonst hat dieser Blumenreichthum nördlich von der Bucht von Biscaya gewiß nirgends seinesgleichen.

Die Eingebornen sind nicht von der alten celtischen Race wie die der Hebriden. Sie bilden vielmehr ein Gemisch von Menschen verschiedener Abstammung. Die Scilly-Inseln scheinen geraume Zeit fast ganz unbewohnt gewesen zu sein, aus Furcht vor den Seeräuberschiffen, welche die Barbaresken Nordafrikas früher bis in diese Breiten heraufschickten. Erst als die Königin Elisabeth hier eine Festung anlegen ließ, zogen Handelsleute und Lootsen vom Festlande hierher, und diese Bevölkerung hat sich bis jetzt bis zu zweitausend Seelen vermehrt. Vielleicht war es dieser fragmentarische Charakter der kleinen Gemeinde in der Einsamkeit des Oceans, welcher Herrn Smith in den Stand gesetzt hat, in Betreff der öffentlichen Angelegenheiten leichter mit ihr das, was er für dienlich hielt, durchzusetzen, als ihm dieß mit Leuten gelungen sein würde, die fester mit dem Boden verwachsen und clanartig organisirt sind.

Ihrem Beruf nach bestehen die Bewohner der Scilly-Inseln aus kleinen Bauern, Fischern, Lootsen, einigen Kaufleuten und einer Anzahl Seeleuten, die sich in der einzigen kleinen Stadt der Eilande zur Ruhe gesetzt haben. Andere Nachbarn hatte die verewigte Majestät nicht. Als dieselbe sich nun vor einigen vierzig Jahren hier niederließ, waren die Einwohner ein träges Volk, und trotz der Fortschritte, die seitdem gemacht worden sind, kann man noch heute nicht gerade sagen, daß sie besonders rührig und unternehmend sind und daß sie Neigung haben, sich die Vortheile, die ihnen ihr Boden und ihr Klima bieten, so sehr zu Nutze zu machen, als sie könnten. In jener Zeit hatte keinerlei Oberaufsicht stattgefunden, und die kleinen Gütchen waren bis ins Unendliche zertheilt worden. Nicht nur waren die Landstellen immer kleiner geworden, sondern man hatte sie geradezu, wie in manchen Strichen Frankreichs, in wahre Atome zersplittert. Der Bebauer von einem Dutzend Acres hatte seine winzigen Felder zerstreut von einem Ende seiner Insel bis zum andern, und dazwischen lagen Sümpfe und Schichten beweglichen Flugsandes. Es kostete Herrn Smith endlose Bemühungen sowol durch gütliches Zureden als durch Anwendung von Zwang, bevor er die Leute dahin brachte, auf dem Wege von Austausch oder andern Arrangements ihren kleinen Besitz zu arrondiren und innerhalb bestimmter Zaungrenzen zusammen zu legen, ein Verfahren, durch welches unendliche Arbeit erspart wurde. Nachdem dieß geordnet war, entfernte er die wenigen Familien, welche einige der unfruchtbarsten und entferntesten Inseln innehatten, ganz von ihren Landstellen und wies ihnen Niederlassungen mit besserem Boden an. Einige dieser zerstreuten und weitabgelegenen Haushaltungen, die außer dem Eiland, das ihnen zur Wohnstätte diente, durchaus keine Verbindung unterhielten, sollen sich in einem Zustande befunden haben, in welchem ihre Mitglieder fast den Eindruck von Blödsinnigen machten.

Einer wirthschaftlich derartig gestalteten Bevölkerung nun verkündigte der König Augustus sein Landrecht. In Betreff des Pachtgeldes konnte er nachsichtig sein. In Betreff derjenigen Regeln und Bedingungen aber, die er für vortheilhaft für das allgemeine Wohl hielt, gab er niemals nach. Schmuggel und Strandraub wurden mit sofortiger Austreibung geahndet. Wiederverpachtung, selbst die Aufnahme von Aftermiethern in Wohnungen wurde streng untersagt, ein Punkt des Gesetzbuchs, welcher natürlich den meisten Widerstand hervorrief. Die Verordnung aber, welche König Augustus mit der größten

Unerbittlichkeit zur Ausführung brachte, war diejenige, welche die Insulaner anhielt, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Unablässig sorgte er dafür, daß die Erziehung allgemein und daß sie gut war. Und er fand sich bei diesem Streben belohnt. Er pflegte zu sagen: „Ich kenne persönlich vierzig Capitäne von Handelsschiffen, Eingeborne dieser kleinen Gruppe von Eilanden, und ihre Lebensgeschichte ist fast immer dieselbe. Ein Junge von den Scilly-Inseln, der auf ein Kauffahrteischiff ging, war, wenn er sich nüchtern hielt, gewiß, emporzukommen, da er sich in Folge der guten Erziehung, die er genossen, bald nützlich machen konnte.“ Und wie die Schulangelegenheiten, so nahm Augustus auch die geistlichen Sachen in seine königlichen Hände, indem er einen kleinen Stab von ansässigen Pastoren auswählte und bezahlte. Doch ließ er wenigstens in diesem Betracht jeden seiner Unterthanen seine Meinung und seinen Willen. Nur die Honoratioren und ein paar Andere gingen zur Kirche. Die respectable Gesellschaft hielt sich zu den Methodisten, die ärmere Klasse gehörte, wie der Aufsatz der „Pall Mall Gazette“ glaubt, zur Secte der Bryaniten; aber Sectenstreitigkeiten waren im Reiche des Königs Augustus unbekannt.“

Das war die Monarchie Augustus des Ersten, der vermuthlich zugleich Augustus der Letzte sein wird, da, gleichviel wer seine Erben sein werden, kaum zu erwarten ist, daß ein Zweiter sich finden wird, der die Selbstverbannung so gerne hat, um sich in jenes einsame Schloß von Tresko einzuschließen, kein Zweiter, der dem Boden der Scilly-Inseln und seinen Bewohnern so anhängt, daß er es zu seiner Lebensaufgabe macht, unter ihnen zu leben und sich ihren Angelegenheiten zu widmen, kein Zweiter, der eine solche Festigkeit der Grundsätze und eine solche unbeugsame Willensstärke besitzt.

König Augustus wird in England das letzte Exemplar eines wohlthätigen Selbstherrschers nach dem Herzen Carlyles gewesen sein — ein kleiner Friedrich der Große friedlichen Stiles, der die Leute glücklich und wohlhabend zu machen strebt, aber nach seinem, nicht nach ihrem Willen, eine Verkörperung des Princips des aufgeklärten Despotismus: „Alles für, nichts durch das Volk.“

Vielleicht gibt es Leute, welche das Verschwinden seiner gestrengen Hand als eine Art Befreiung empfinden. Aber auf die Dauer wird er ohne Zweifel vermißt und als Wohlthäter gefeiert werden.

Wir können mit dem citirten englischen Blatte nur hoffen, daß seine Reform der landwirthschaftlichen Verhältnisse und der Schulzustände ihn lange überleben werden. Ein Regierungssystem wie das seine aber hat sich überlebt. Die Beziehung des Gutsherrn zum Pächter wird in England allenthalben täglich mehr Sache des pecuniären Vertrags, und im Ganzen ist es gut so. Das Gute, was ein Augustus Smith thun kann, wird bei Weitem überwogen durch das Ueble, was ein rücksichtsloser oder pecuniär in Verlegenheit verwickelter „Laird“ durch eine langjährige Herrschaft auf ausgedehnten Gütern anrichten kann. Und von allen Fragen individuellen Charakters abgesehen, die moderne Welt wird immer weniger geeignet zu einem Theater für Stücke, deren Personen in patriarchalischen Gutsherren und glücklichen Hintersassen bestehen.

— o —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Wichtig für Fabrikanten und andere Gesellschaftskreise.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** ist erschienen:

Zur Geschichte der Internationale

von

M. B.

Preis 1 Thlr. 25 Ngr.

Aus sehr guten, bisher meist unbenutzten Quellen geschöpft, enthält das Buch besonders viel Neues über die Entstehung der Internationale aus dem Communistenbunde sowie über die Organisation und Verbreitung derselben, über die das Buch von Testut die ärgsten Uebertreibungen bringt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wilh. Jordan's Nibelunge, **vierte Auflage.** 2 Thlr.

Angelegt für die Rhapsodie, ausgeformt nach ihren Erfahrungen und im Dienste der mit ihr erneuerten Kunst erprobt so weit die deutsche Zunge klingt, in 125 Städten von St. Petersburg bis San Francisco, darf sich diese Dichtung auf einen Erfolg berufen, der seit Homer ohne Beispiel ist. Nicht minder als im öffentlichen Vortrag bewährt sie sich als Lieblingsbuch zu jahrelang wiederholtem Vorlesen im Familienkreise.

Wilh. Jordan, **Strophen und Stäbe,** kleinere Dichtungen. 2 Thlr.

Wilh. Jordan, **Durch's Ohr,** Lustspiel in 3 Acten. 2. Auflage. 18 Sgr.

Wilh. Jordan, **Das Kunstgesetz Homers** und die Rhapsodik. 18 Sgr.

Wilh. Jordan, **Der epische Vers** der Germanen und sein **Stabreim.** 15 Sgr.

Frankfurt a/M. W. Jordan's Selbstverlag. (Leipzig, F. Volckmar.)

Bei **Friedr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Europa und der deutsch-französische Krieg
1870 und 1871

von

W. F. Carl Schmeidler.

1. Band. **Bis zur Capitulation von Sedan und Proclamation der Republik in Paris.**
2. Band. **Bis zum Frieden von Versailles.**

Preis 3 Thlr.

Dieses Werk schildert neben den Grossthaten der deutschen Armeen und dem Untergange des französischen Kaiserreichs die Situation in allen Ländern Europas, die politischen und diplomatischen Verhältnisse zu den kriegführenden Mächten, die Neutralität der verschiedenen Staaten, die nationalen Wandelungen und Erfolge im Süden Deutschlands. Es ist mithin eine Geschichte Europas im Jahre 1870/71, wie sie in keinem der bis jetzt erschienenen Werke über den Krieg und dessen Ursachen und Entwickelung zu finden ist.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen.

Von **W. Roßmann.** 8. broch. Preis 2 Thlr.

Die Kritik spendete dem Werke außergewöhnliches Lob und nennt es für den Reisenden nach dem Süden Italiens geradezu unentbehrlich. Heimgekehrten wird es eine angenehme Rückerinnerung bieten.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 3 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.



XXXI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 37.

Ausgegeben am 6. September 1872.

Inhalt:

Leipzig, 1872.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)





Frankreich und die allgemeine Wehrpflicht

von

Max Jähns.

VII.

Schon im Jahre 1806 begab es sich, daß Napoleon in offener Sitzung des Staatsrathes laut ausrief: „Wenn ich falle, so wird auf der Fahne derer, die mich verdrängen, geschrieben stehn: „Keine Conscription mehr!"*) Ein prophetisches Wort; es geschah genau wie er vorausgesagt. Schon der Graf von Artois, welcher 1814 als Generalstatthalter dem Könige vorauseilte, verkündete überall: nun nehme das Kriegführen ein Ende, die Conscription höre auf! Es ist unberechenbar, wieviel diese tausendfach wiederholte Verheißung dazu beitrug, den Bourbonen den Weg zum Thron, ja zum Herzen Frankreichs zu ebnen. — Trotz dieses friedlichen Programms mußte sich jedoch naturgemäß gleich die erste Thätigkeit der neuen Regierung dem Heere zuwenden. Die erste Verordnung, welche sie traf, war der Befehl, die weiße Kokarde aufzustecken. Zugleich richtete sie eine Ansprache an die Armee in demselben Sinne, in welchem Artois zu den ihn begrüßenden Marschällen gesprochen: Frankreichs Heer habe den französischen Namen verherrlicht; darum mache der König auf jede ihrer Heldenthaten Anspruch. Endlich wurde angekündigt, daß ausgedehnte Beurlaubungen stattfinden würden, von welcher Gunst aber alle Ausreißer ausgeschlossen seien, die sich nicht in kurzer Frist gestellt hätten. Die Desertion hatte nämlich ganz außerordentlichen Umfang angenommen und mußte mit ernsten Zwangsmaßregeln bedroht werden.**)

Am 30. Mai schloß man den Frieden von Paris und zehn Tage später verlieh Louis XVIII. bei Eröffnung der Kammern jene Charte, deren für das Heerwesen wichtigster Satz lautet: „La conscription est abolie, l'armée se recrute par des engagements volontaires." — Vorläufig handelte es sich jedoch nicht um Recrutirung, sondern um Reorganisation der starken vorhandenen Armee.

---

*) Boutirac: Institutions militaires de la France.

**) Ott: Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's.

Die provisorische Regierung hatte einen der leidenschaftlichsten Gegner Napoleon's, den General Dupont, den Mann der Capitulation von Baylen, zum Kriegsminister ernannt. Er, der in der napoleonischen Armee für bescholten galt, konnte diese Stellung den Bourbonen gegenüber nur durch unbedingtes Eingehen in die Absichten der royalistischen Partei behaupten. Die allgemeinen Maßnahmen, welche die königlichen Ordonnanzen vom 12. Mai 1814 vorschrieben, muß man als practisch anerkennen. Die bisherigen Regimenter wurden nicht aufgelöst, aber unter neuen Nummern sorgfältig reformirt: die Infanterie in 107 Regimentern zu drei Bataillonen*), die Reiterei in 61**), die Artillerie in 12***), das Genie in 3 Regimentern†). Unter Einrechnung der Dispositionsurlauber (semestriers) zählte man darauf, ein Heer von 150,000 Mann Infanterie, 32,000 Pferden und 16,000 Artilleristen aufstellen zu können. — Thatsächlich disponirte die Regierung am 1. Jan. 1815 über 155,000 Mann marschbereiter, vortrefflich ausgerüsteter Truppen, ferner über 50,000 Mann in den Depots, 10,000 Veteranen in 120 Compagnien und 14,000 Gendarmen zu Roß und zu Fuß. Es war das in der That eine Achtung gebietende Macht.

Die Neuorganisation der Regimenter hatte aber eine Seite, welche tiefe Mißstimmung in der Armee verbreitete. Man ging nämlich gleichzeitig darauf aus, alle entschiedenen Buonapartisten zu beseitigen und Raum zu schaffen für solche Anhänger der königlichen Sache, denen man Belohnung oder Entschädigung schuldig zu sein glaubte. So wurde denn eine große Anzahl von Officieren in das Heer eingereiht, welche ihre Dienste in der Emigranten-Armee des Prinzen von Condé und in den verschiedenen Aufständen der Vendée geleistet, oder geleistet zu haben behaupteten. Da nun mit diesen Neuanstellungen eine doch beträchtliche Reducirung der Armee Hand in Hand ging, so wurden 15 bis 16,000 napoleonische Officiere auf Wartegeld entlassen. Man kann sich denken, wie das wirkte! Dazu kam aber noch ein zweites, tiefe Unzufriedenheit erregendes Moment: die Neueinrichtung

*) Nur die 2 aus der alten Garde errichteten Regimenter hatten 4 Bataillone. à la suite jedes Regiments befand sich der Cadre von Officieren für noch ein Bataillon. Jedes Bataillon hatte 6 Compagnien. — Man zählte 90 Linien- und 25 leichte Regimenter, dazu 2 Corps royaux.

**) Es waren 12 Kürassier-, 2 Carabiner-, 15 Dragoner-, 6 Lanziers-, 15 Chasseurs- und 7 Husaren-Regimenter; dazu 4 Corps royaux. Jedes Regiment hatte vier Escadrons und den Officier-Cadre zu einer fünften.

***) Es waren 8 Regimenter Fuß-Artillerie zu je 21 Compagnien, 4 Regimenter reitende Artillerie zu je 6 Compagnien. — Dazu kamen ein Bataillon Pontonniere, 4 Train-Escadrons, 12 Compagnien Artillerie-Arbeiter.

†) Zu je 12 Compagnien. — Dazu: 2 Bataillons d'Equipages militaires, 1 Compagnie Train du génie und 1 Arbeiter-Compagnie. (Nach Charras.)

der Garde. Zwar behielt man die Alte Garde bei; zwei Compagnien derselben hatten sogar Louis XVIII. bei seinem Einzuge in Paris das Ehrengeleit gegeben, und seitdem waren aus den Trümmern der Garde zwei Infanterie- und vier Cavallerie-Regimenter unter dem Ehrennamen: „Corps royaux de France" errichtet; aber man hatte diese Garde Napoleon's wie alle andern Truppen in verschiedene Garnisonen vertheilt, und an ihrer Statt war für den Dienst am Hofe die alte Maison du Roi hergestellt worden. Zu den Gardes du Corps und Chevauxlegers, die schon Napoleon wieder erweckt, gesellten sich nun die längst vergessenen grauen, rothen und schwarzen Musquetaires, die Hundertschweizer, die Hellebardierer, welche, sammt dem entsprechenden Ceremoniell aus der historischen Rumpelkammer hervorgeholt, binnen wenigen Tagen vollzählig waren, da sich schon seit dem 1. April Tausende von Adeligen in die königliche Garde hatten einschreiben lassen. Den alten Edelleuten, die schon vor der Revolution darin gedient, wurde diejenige Zeit, die sie seither im Auslande zugebracht, als Dienstjahre angerechnet; neben ihnen wurden lauter junge Herrn aufgenommen, von denen jeder das Recht hatte, mit Officiersrang in die Linie überzutreten, so daß den Officieren der letzteren auch hiedurch die Beförderung in der empfindlichsten Weise verkümmert wurde. Diese grobe Stilwidrigkeit im Neubau der Armee hat außerordentlichen Schaden gethan. Die Bevorzugung jener neuerrichteten Corps, in deren prahlerischer Uniform bartlose Knaben, welche nie ein Gewehr abgefeuert, hochmüthig auf die Veteranen der Republik und des Kaiserreichs herabsahen, die Regungen des Neides, welche der Lieutenantsrang und Lieutenantssold der gemeinen Musketiere, Hellebardiere u. s. w. in den unteren Reihen des Heeres hervorrufen mußten, erzeugten täglich eine Menge von Reibereien und ein immer tiefer fressendes Mißvergnügen. Bedenklicher aber war es noch, daß die vielen Tausende der entlassenen Officiere, zum großen Theil Männer, die von der Pike auf gedient hatten und dem Bauer und Kleinbürger durch ihren Ursprung nahe verwandt waren, bei der Rückkehr in die Heimath ihren Mißmuth, ihren gekränkten Ehrgeiz, ihren Haß in alle Provinzen trugen und jedem Landstädtchen, ja fast jedem Dorfe einen von persönlicher Leidenschaft getriebenen Vertreter des Geistes politischer Unzufriedenheit lieferten. Und wenn so die Regierung eine Fülle berechtigten Stolzes kränkte und vergiftete, so that sie auf der andern Seite den Royalisten noch lange nicht genug. Der Zudrang derer, welche von dem ehemaligen Befehlshaber der bewaffneten Emigration Dienstzeugnisse verlangten, war so groß, daß der Prinz von Condé sagte: „Ich glaubte, nur einige Regimenter gehabt zu haben; jetzt aber finde ich, daß es eine ganze Armee war." Dieser Spott verhinderte den Prinzen indessen nicht, jedes gewünschte Zeugniß auszufertigen; ein Condé'sches Dienstattest aber begründete in den Augen des Inhabers vollgültiges Anrecht auf ein Officiers-

patent, deren auch wirklich so viele ausgegeben wurden, daß Frankreich bei einem Heerbestande von 200,000 Mann bald mehr Generale zählte, als erforderlich gewesen wären, um eine Million Soldaten zu befehligen*). — So schnell kehrte man zu den Mißbräuchen der vorrevolutionären Zeit zurück. Das auf die Bourbonen gerichtete Wort: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen!“ trifft in militärischer Beziehung unläugbar zu. Selbst die billigste Art der Abspeisung royalistischer Ansprüche: die Aufnahme in die Ehrenlegion mußte das Heer beleidigen. Man berechnete, daß Louis XVIII. binnen weniger Monate eine größere Zahl von Rittern, Officieren und Großkreuzen ernannt habe, als Napoleon während seiner ganzen Regierung, und erinnerte sich dieser maßlosen Verschwendung gegenüber manches ergreifenden Zuges, wie kaiserliche Krieger das ihnen verliehene Kreuz abgelehnt hätten, weil sie selbst sich dessen noch nicht werth gehalten.

Dies war die Nahrung der Unzufriedenheit in der Armee und im Lande. Schon in den ersten Monaten des Jahres 1815 bildeten sich Verschwörungen mit Generalen und Staatsmännern an der Spitze, die auf den Sturz der Bourbonen hinarbeiteten. Einige dachten damals bereits, sie durch Orleans**) zu ersetzen, die meisten Verschwörer aber waren Buonapartisten. Zu Elba fand beständiger Verkehr entlassener kaiserlicher Officiere statt und gern ließ sich Napoleon von ihnen berichten, wie die französischen Soldaten mehr als je an ihm hingen, wie sie den Sold der Bourbonen auf seine Gesundheit vertränken und dem abgenöthigten: „Vive le Roi!“ leise ein „de Rome“ hinzuzufügen pflegten. — Mürrisch lagen die Corps in ihren Garnisonen; auch jetzt war die Alte Garde das musterhafteste; keine einzige Strafe war in ihren Reihen seit dem Abschied von Fontainebleau ertheilt worden. Aber auch sie wurde, wie die übrigen Corps mit ungewohnten Uebungen und Musterungen geplagt, von denen man zu wissen glaubte, daß es die Lehrstunden ihrer Neulinge von Befehlshabern seien. Verhaßt war den Truppen die weiße Kokarde, unmöglich schien es ihnen, dem Könige die Abtretung Belgiens zu vergeben. Bald führte der Bürger in den Umgebungen der Soldaten dieselbe Sprache. Seit die Angst vor der Conscription verschwunden war, strahlte das Bild des Kaisers, der die Franzosen zur „grande nation“ gemacht, in märchenhaftem Glanze; ja wie das Urtheil der gedanken- und ideallosen Masse sich stets in Extremen bewegt, so fing man plötzlich an zu überlegen, daß die beiden verhaßtesten Ein-

---

*) v. Rochau: Geschichte Frankreichs vom Sturze Napoleon's bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums. (1814—1852.) Leipzig, 1858.

**) In der Armee hatte der Herzog noch von seinen Feldzügen her einige Verbindungen; kräftiger aber war die Unterstützung, welche sein Name von der alten republikanischen Partei Moreau's empfing, die um keinen Preis des Kaisers Rückkehr wollte. — Eine kleine Partei nannte auch Eugen Beauharnais als Throncandidaten.

richtungen des Kaiserthums doch auch ihr Gutes gehabt: dem Taglöhner und Handwerker hatte die Conscription, dem Fabrikanten das Continentalsystem den Vortheil geringer Concurrenz verschafft.

Wol bemerkte der Hof die wachsende Unzufriedenheit. Es galt Vorsorge zu treffen gegen das Uebelwollen der Armee. Weder neue Auszeichnungen der Marschälle, noch die 10,000 Mann starke Hausgarde gaben ausreichende Garantien. Da aber die Nationalgarde bei Ankunft der Bourbonen willige Dienste geleistet, so beschäftigte man sich mit ihrer Reorganisation: man setzte sie möglichst aus den Mittelklassen zusammen und entzog sie dem Zusammenhange mit der Armee, indem man sie den Civilbehörden unterstellte. Das Wichtigste aber war eine kräftigere Besetzung des Kriegsministeriums. Dupont's Unfähigkeit lag am Tage, er hatte nicht einmal die Hauptstadt von den vielen trotzigen Officieren, die zu ihren Corps gehörten, befreien können. So ernannte man denn Soult zum Kriegminister, der in der Bretagne als ein Royalist reinsten Wassers aufgetreten war und der in der That mit großer Energie an seine Aufgabe ging*). Aber bei seinem scharfen Vorgehen erlitt er bald eine empfindliche Niederlage. Er hatte den tapferen General Excelmans wegen einer Correspondenz mit Murat auf Halbsold gesetzt und aus Paris verwiesen. Excelmans und mit ihm hunderte von Officieren, die in gleicher Lage waren, behauptete, einem auf Halbsold gesetzten Officier könne kein bestimmter Aufenthaltsort angewiesen werden. Es entstand ein großer Lärm; die Sache wurde einem Kriegsgerichte überwiesen und dies entschied zu Gunsten Excelmans'.

Ein so empfindlicher Schlag gegen die Regierung fachte die Gluth der bonapartistischen Verschwörung mächtig an. Die Generale Lefebvre, Dernouettes, die beiden Lallement und namentlich der feurige junge Oberst Labedoyère waren zu jedem Wagniß für den Kaiser bereit; sie eröffneten sich dem Herzoge von Bassano und überlegten, wie sie Napoleon den Weg bereiten könnten. In mancher Garnison redeten die Soldaten den ganzen Winter vom kleinen Corporal und behaupteten gut gelaunt, er werde mit den Veilchen kommen. Ohne daß sie um irgend ein Vorhaben gewußt hätten, thaten sie, als ob sie wieder dem Kaiser angehörten.

Indessen wurde angesichts der Unruhen in Italien ein Beobachtungscorps von 30,000 Mann zwischen Lyon und Grenoble zusammengezogen. „Wie gemahnte die Truppen ihr Auszug an den Kaiser! Auf dieselbe Weise traten sie den Marsch an, wie in alle seine großen Kriege. Auch in diese waren sie erst allein ausgerückt, ohne das Ziel zu kennen. Wenn sie dann im Felde standen, kam der Kaiser nachgereist; sie erriethen allmählich etwas von seinen

*) Ott, a. a. O.

Plänen und gewannen ihm bald den ersten Sieg. Jetzt waren sie abermals unterwegs: was, sollte der Kaiser nicht auch diesmal kommen?" *) — Und er kam. Er sah, wie ihm seine große Armee entgegengeführt, grade auf dem Wege nach seiner Hauptstadt echelonirt wurde. Mit 1100 Mann schiffte er sich auf Elba ein und an Bord diktirte er die berühmten Proclamationen an das französische Volk und die französische Armee. In der ersteren wurde das ganze Unglück des Feldzuges von 1814 dem „Abfall und Verrath" Augereau's und Marmont's zugeschrieben, und die andere begann mit den Worten: „Soldaten! wir sind nicht besiegt worden. Zwei, die aus unsern Reihen getreten, haben Verrath begangen an unsern Lorbeern, an ihrem Lande, ihrem Fürsten, ihrem Wohlthäter." Es war das typische, bei jedem Unglücke Frankreichs so widerwärtig laut erklingende Verrathsgeschrei; aber es wirkte. Man weiß, in welcher unerhörten Weise die Truppen, welche Napoleon auf seinem Wege antraf, widerstandslos zu seinen Füßen sanken. Dazu kam, daß von dem Augenblicke an, wo der Kaiser den französischen Boden betreten, er sich als ein Mann darstellte, der durch das Unglück, durch die Betrachtungen des Exils aufgeklärt sei. Seine Proclamationen, seine Ansprachen athmeten die Liebe zum Frieden und die Achtung vor der Demokratie, vor der Freiheit. — Leicht sind die Massen dem Vertrauen zugänglich, der Täuschung. Sie ließen sich hinreißen von dieser neuen Sprache und glaubten an die Dauer des Friedens unter der Regierung Napoleon's. **) Binnen wenigen Tagen residirte der Kaiser zu Lyon und erließ jene Decrete, durch welche er den alten Adel abschaffte, alle Generale und Officiere, die seit dem 1. April 1814 in die Armee gekommen und die entweder emigrirt oder zur Zeit der ersten Coalition aus dem Dienst getreten waren, ihrer Stellen enthob und an ihren Wohnort verwies und endlich die kaiserliche Garde aus lauter Soldaten von zwölf Dienstjahren neu errichtete.

Gegenüber diesen Maßregeln verordnete der König die Einberufung aller auf halben Sold gesetzten Officiere und der alten Soldaten, wodurch die Armee bis zum 1. April um 20,000 kriegsgewohnte Soldaten vermehrt wurde. Außerdem wurde eine allgemeine Organisation der Nationalgarden des Königreichs befohlen, theils zum Wachtdienst, theils zu Freischaaren. Der König bat diese, die Charte als ihr Vereinigungszeichen zu betrachten, und richtete eine Ansprache an das Heer, in welcher er abermals von seinem Stolz auf dessen Siege redete und versprach, aus der Elite der treuen Soldaten selbst fortan Officiere zu wählen. — Nicht ganz ohne Erfolg war der Aufruf an die Nationalgarden. Zumal in Paris drängten sich die Royalisten zum Eintritt in die Reihen der

---

*) Ott, a. a. O.

**) Charras: Histoire de la campagne de 1815.

„Freiwilligen des Königs": in erster Linie die Studenten mit ihren Professoren. Sie haßten den Kaiser der Conscription wegen und dachten es auf diese Art den Universitäten Deutschlands gleich zu thun. Auch vom östlichen Frankreich aus, wo sonst gerade die buonapartistischen Sympathien sehr lebendig waren, wurde der König gebeten, die Bildung von Freischaaren unter dem Namen der „Jäger Henri's IV." zu genehmigen.*)

Alles das aber war Strohfeuer und in der Armee verhallte des Königs Ruf ganz wirkungslos. Zwar die Marschälle, die Generale, die Officiere höherer Grade sahen im Allgemeinen die Rückkehr Napoleon's mit ungünstigen Augen an. Sie waren müde und wollten genießen, und ihrer Viele hatten sich so undankbar und schonungslos von ihrem ehemaligen Herrn und Meister losgesagt, daß sie nicht ohne tiefe Scham vor ihn hintreten konnten. Aber die unteren Chargen dachten anders, und sie entschieden die Sache durch die Macht der Masse.

Als von Dijon, wo damals viele Officiere auf Halbsold wohnten, die Garnison gegen Lyon ausrücken sollte, empörte sie sich unter Führung der Bonapartisten und unter den Augen des Marschalls Ney, welcher nicht dagegen einschritt. — Ney war nach des Kaisers Landung sogleich von seinem Landsitze nach Paris geeilt und hatte dem Könige erklärt: Napoleon müsse verrückt geworden sein; er gehöre nach Charenton ins Irrenhaus; er selbst wolle ihn in einem Käfige dorthin bringen. Ney trat dann die Führung des bedeutendsten, dem Kaiser gegenüberstehenden Heerkörpers an; aber als er die Abneigung der Soldaten für die Lilien zu fechten, erkannte, als er von Bertrand schmeichelhafte Aufforderungen und Zusicherungen des Kaisers empfing, da riß ihn der Augenblick hin und er vereinigte sich mit Napoleon bei Auxerre. So treulos und schamlos handelte der „Bravste der Braven".*) Er war der einzige Marschall, welcher sich vor dem Einzuge des Kaisers in Paris für dessen Sache entschied. Im Uebrigen waren es (wie Napoleon selbst bei jeder Gelegenheit wiederholte) die gemeinen Soldaten, die Unterofficiere, die Unterlieutenants, die ihn auf den Thron zurückführten. Die Wiederherstellung

---

*) La Panache de Henry IV. ou Phalanges royales en 1815.

**) Die Entschuldigung, ja Verherrlichung welche Ney's Verhalten in späterer Zeit leider sogar in Deutschland gefunden, wäre 1815 schwer begriffen worden. Sehr treffend ist ein Epigramm, das damals in der Spener'schen Zeitung erschien: Abrechnung des Marschalls Ney mit Napoleon:

> Es ist einerlei,
> Sagt nun Marschall Ney,
> Dein Eid
> Ist Meineid;
> Und mein Eid?
> Ist — Dein Eid.

des Kaiserthums ward durch eine Militairrevolution bewirkt, der sich die Mehrheit der Nation mit kleinmüthiger Ergebung fügte, während ihr eine Minderheit mit aufrichtiger Begeisterung zujauchzte, eine andere Minderheit offenen Widerstand leistete.*)

Marmont, den Napoleon jetzt mit seinem grimmigsten Haß beehrte, rieth dem Könige, sich mit vielem Geschütz, zuverlässiger Besatzung und Vorräthen in den Tuilerien zu verschanzen. Er war überzeugt, daß es Napoleon auf eine Belagerung mitten in Paris nicht ankommen lassen werde; aber Louis XVIII. ging nicht darauf ein; er reiste in der Nacht ab. Tags darauf, am 19. März, traten die Haustruppen den Marsch nach Norden an, und am Abend des 20., dem Geburtstage des Königs von Rom, bezog Napoleon die Tuilerien.

Es galt nun eine abermalige Heeresreorganisation. Das Portefeuille des Krieges empfing Davoust, das des Innern Carnot. Von der Grenze Frankreichs aus hatte der König die Armee für aufgelöst erklärt; sie war jedoch natürlich intakt und beisammen geblieben. Seit sie den Kaiser wieder in Paris wußten, hatten fast alle Marschälle ihre Corps die dreifarbige Kokarde nehmen lassen, ohne in die frühere Unterwürfigkeit zurücktreten zu wollen. Nur Victor und Marmont folgten dem Könige, Berthier war nach Deutschland gegangen, Macdonald blieb als Privatmann in Paris; die andern, auch Soult, traten wieder in den Dienst des Kaisers.

Die Armee, welche Napoleon vorfand, war zwar sehr viel schwächer, aber wesentlich besser als diejenige, von der er geschieden war. Sie verdankte diese qualitative Steigerung der Rückkehr jener kriegsgewohnten alten Garnisonen aus den deutschen Festungen und der großen Menge entlassener Kriegsgefangener. Unter Einrechnung der von Elba mitgebrachten Truppen verfügte der Kaiser über 223,972 Mann aller Waffen bei den Fahnen,**) 19,300 Mann in begrenztem, 30,646 Mann in unbegrenztem Urlaub. Ungeheuer aber waren die Hilfsquellen an Menschen, welche ihm außer dieser vom Königthume übernommenen Armee zu Gebote standen.

Im April 1814 wiesen die französischen Armeen von Paris, Lyon, Toulouse und Italien, die Festungsgarnisonen in Frankreich und Belgien, am Rhein, in Deutschland ꝛc. und die Depots zusammen eine Truppenstärke von 450,000 Mann nach. Der Friede gab Frankreich 150,000 kriegsgefangene Soldaten zurück. Es disponirte also am 1. April 1815 außer der 280,000 Mann starken activen Armee über 366,000 kriegserfahrene Soldaten, aus denen es seine Heerschaaren zusammensetzen konnte. Ohne Zweifel waren durch Verwundung, Krankheit, Tod, „Verheirathung" ꝛc. diese Zahlen ver-

*) v. Rochau a. a. O.

**) Abgesehen von 8000 Mann in den Lazarethen.

ringert worden: auf 250,000 sehr diensttauglicher Leute war aber ohne Frage zu zählen. — Dazu kam nun die Conscription von 1815, dieselbe, welche Napoleon bereits durch Dekret vom 9. October 1812 einberufen, von der damals aber nur etwa 45,000 Mann in die Depots gelangt waren, um gleich wieder entlassen zu werden. Diese, ursprünglich auf 160,000 Mann geschätzte Aushebung mußte wenigstens 110,000 Mann ergeben. Ein einfaches Dekret konnte also zur vorhandenen Armee noch 360,000 Mann unter Waffen rufen, von denen 250,000 Soldaten waren, die den Krieg kannten. — 100,000 verabschiedete Militairs konnten außerdem 25—30,000 Mann zur Besetzung der Festungen liefern und auch die Matrosen der vernichteten Flotte waren zu ähnlichen Zwecken heranzuziehen. — Hinter alle dem aber stand noch die Nationalgarde, welche die Reserve des Heeres bilden konnte.

Napoleon griff auf alle diese Hilfskräfte zurück, aber zögernd, langsam, fast timide. In seinen Dictaten von St. Helena hat er sich der „Wunder von Energie" gerühmt, die vom 20. März bis zum 15. Juni 1815 vollbracht worden seien und ein glänzendes Bild davon entworfen, und doch hat es grade an Energie und Thätigkeit, die zu der vorhandenen Gefahr im Verhältniß gestanden hätten, entschieden gefehlt: überall, auch bei dem Kaiser selbst. Drei Wochen lang befand er sich bereits in den Tuilerien, bevor er die ersten nothwendigen Maßregeln traf, um die Militärkräfte des Reiches zu erhöhen.*)

Es ist bezeichnend, daß zu den ersten Maßregeln des neuen „liberalen" Regimes der Appell an die Nationalgarde gehörte, deren Aufstellung Carnot mit großem Eifer betrieb. Dieser alte Republikaner verfolgte bei seinen Bestrebungen zur Hebung der Bürgerwehr zugleich den Zweck, die Herrschaft der Armee, auf welche sich der cäsarische Despotismus stützte, zu beschränken. Die Nationalgarden, welche unter dem Königthume so beträchtlich entwickelt und im ersten Elan des 20. März fast überall zusammengetreten waren, sollten dergestalt ausgebildet werden, daß sie im Stande seien, die Landesvertheidigung zum größeren Theil zu übernehmen; aber durch geringere Strenge in Disciplin und Uniformität und namentlich durch die jährliche Wahl ihrer Offiziere sollte ihnen der bürgerliche Charakter erhalten bleiben. Gegen den letzten Punkt wehrte sich jedoch Napoleon mit großem Recht und mit aller Energie. Am 9. April erließ er zwei Decrete, welche die Nationalgarde organisirten. Wie früher blieben ihr, in 3131 Bataillone vertheilte alle Männer vom 20. bis 60. Lebensjahr d. h. 2¼ Million Menschen verpflichtet; aus den Männern zwischen 20 und 40 Jahren sollten Grenadier- und Jägerbataillone errichtet werden, die der Kaiser mobil machen konnt,

*) Charras a. a. O.

und deren höhere Offiziere zu ernennen, ihm selbst zustand. Für die Besetzung der übrigen Offizierstellen wurde ein zusammengesetzter Modus vorgeschrieben. 204 Bataillone der östlichen und nördlichen Departements wurden sofort dem Kriegsminister zur Verfügung gestellt, um zum Grenzdienst und in den Festungen verwendet zu werden. Später wurden alle Provinzen zur Gestellung solcher Bataillone aufgefordert, deren Zahl dadurch auf 417 stieg; aber obgleich außerordentliche Commissäre, über deren Willkür laute Klagen erschollen, mit Ausführung dieser Decrete beauftragt wurden, sind doch statt der verlangten 300,000 Mann höchstens 150,000 in diese Mobilgarde eingereiht worden.*)

Gleichzeitig mit den Verfügungen über die Nationalgarde erfolgten auch die ersten Maßnahmen für Reorganisation und Completirung der Armee. Alle alten Unterofficiere und Soldaten, welche, gleichgültig ob auf Zeit oder unbegrenzt, beurlaubt im Lande lebten, wurden zu den Fahnen gerufen (mit dem Versprechen, „sobald der gegenwärtige Frieden sich consolidirt haben werde", sofort wieder zur Entlassung zu gelangen). Aus dem so einkommenden Menschenmaterial sollte die alte Garde completirt, 16 Regimenter junger Garde aufgestellt und der Bestand der Armee augmentirt werden. Letzteres geschah in der Weise, daß die Regimenter die Cadres ihrer vierten Bataillone, resp. fünften Schwadronen füllten und neue Officier-Cadres für fünfte Bataillone und sechste Schwadronen aufstellten. — Wenige Tage später gab Napoleon den Regimentern die Nummern zurück, welche sie in 25 ruhmreichen Kriegsjahren getragen hatten. — Am 13. April wurden alle verabschiedeten Militärs zur Gestellung aufgefordert, vier Reservebataillone (Fußgendarmes) errichtet und die Trains bedeutend verstärkt. Dann wurden die Kanoniercompagnien der Küstenwächter wieder hergestellt und die Organisation von 20 Matrosenregimentern begonnen. — Endlich, Ende Mai, erging der Befehl zur Rekrutenaushebung; der 15. Juni wurde als Schlußtermin für das Revisionsgeschäft bezeichnet.

Cadres aufzustellen und ihnen Officiere zu geben, war leicht; denn letztere waren in Masse vorhanden von allen Waffen, allen Graden. Aber die Cadres zu füllen, das war schwer, und daran scheiterte Napoleon wegen der ungenügenden Thätigkeit, der fehlenden patriotischen Begeisterung der Nation und des Mangels durchgreifender Verwaltungsorgane. — Der Aufruf an die alten Soldaten, von dem man erwartet hatte, daß er 250,000 Mann ergeben werde, brachte, einschließlich der 20,000 Mann, die schon dem früheren königlichen

*) Diese Mannschaft gehörte fast ausschließlich dem germanischen Osten an und war binnen Monatsfrist fertig zur Stelle, während andere Departements, wie z. B. Nord, Seine-Inferieure, Gironde, Dordogne bei weitem nicht die Hälfte der verlangten Bataillone, andere, wie die Rhone-Mündungen, Tarn und Garonne, Finistère u. s. w. nicht ein einziges stellten. Für viele war dabei allerdings die politische Parteistellung maßgebend.

Befehl gefolgt, nicht mehr als 60,000 Mann. Diese kamen fast alle aus Elsaß und Lothringen, aus der Champagne, der Franche-Comté und dem Dauphiné, aus Burgund und aus Paris — der Süden, der Westen, der Norden lieferten fast nichts*). Es half wenig, daß man da, wo die Behörden mächtig genug waren, das alte Mittel der mobilen Colonne anwendete, um die Deserteurs und unsicheren Heerespflichtigen aufzugreifen. Ueberall stand ihnen die Bevölkerung bei und glaubte sich zum Theil auch legal dazu berechtigt, da der König die Armee ja für aufgelöst erklärt hatte**).

Im Gegensatz zu diesem geringen Erfolge der befohlenen Aufgebote stehen einige freiwillige Leistungen. So ergab der Aufruf an die verabschiedeten Militairs die stattliche Summe von 25,000 Mann. Aus anderen Meldungen ergaben sich für die Armee 10,000 Mann. In einigen Städten aber gestalteten sich jene Leistungen in einer ganz neuen, fast befremdenden Form. Zuerst waren es die Bürger der bretagnischen Städte, welche eine „patriotische Föderation“ bildeten; sie waren durch die Furcht vor den royalistischen Chouans dazu gedrängt. Ihrem Beispiel aber folgten die „Patrioten“ von Burgund, Lyon und Straßburg; eine besonders wunderbare Erscheinung aber waren die Föderationen in Paris. — Der Kaiser hatte nämlich den Plan einer Befestigung der Hauptstadt entworfen, um sie dadurch zum Mittelpunkte einer großen Defensiv-Kriegführung zu befähigen, wie sie Carnot von Hause aus befürwortete, Napoleon allerdings nur für den Fall unglücklicher Offensivschläge in zweiter Reihe dachte. Bei den fortificatorischen Ausführungsarbeiten, sowie bei Herstellung von Waffen in improvisirten Fabriken, waren nun große Massen von Vorstadtsarbeitern beschäftigt, unter denen der Wunsch entstand, sich zu föderiren. Der Kaiser begriff, daß er diesen Wunsch unterstützen müsse, da er, bei etwaiger Vertheidigung der Stadt, weit mehr als auf die besitzenden Klassen jetzt auf jene Bevölkerung zu rechnen habe. Er zeigte sich in den Faubourgs und versicherte, man werde im entscheidenden Augenblicke nicht wie 1814 die Waffen verweigern, sondern 40,000 Flinten und 1000 Linienofficiere zur Stelle haben. Darauf hin föderirten sich die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau und stellten sich zur Vertheidigung von Paris unter die Chefs der Nationalgarde. Napoleon befahl, aus ihnen 80 Bataillone Tirailleurs zu bilden. Am nächsten Sonntag defilirten sie in den Tuilerien. Vom Bastilleplatz, wo die Züge beider Vorstädte zusammen gestoßen waren, kamen sie, wilde Freiheitslieder singend, an 15,000 Mann stark, die Boulevards heraufgerückt — Gestalten darunter, wie sie seit der

*) Die Rhonemündungen z. B., welche 3283 Mann stellen sollten, lieferten 137, Vaucluse statt 2500 nur 485, die unterwegs zum größten Theile desertirten, Tarn und Garonne statt 1000 nur 100.

**) Charras a. a. O.

Schreckenszeit die innere Stadt nicht mehr gesehen. Auf dem Carousselplatz trat ihnen Napoleon entgegen. In finsteren republikanischen Wendungen sprach ihn ihr Wortführer um Waffen an; aber er schloß: „Ist dann der Sieg erfochten durch unsern Muth und Ihr Genie, so kehren wir freudig an unsere Arbeit zurück.“ Der Kaiser antwortete mit einigen Gemeinplätzen, war jedoch tief verstimmt und äußerte dem Grafen Molé: „Wenn ich gewußt, daß ich so tief steigen müßte, ich wäre auf Elba geblieben!“ Die versprochenen Waffen wurden den Vorstädten nicht geliefert — vielleicht aus Mangel daran; vielleicht aus Mißtrauen. Die Truppen, welche außerhalb des Hofes aufgestellt gewesen, waren ergrimmt darüber, daß man sie für eine Ehrenwache dieses Pöbels habe ansehen können; in allen royalistischen Kreisen jubelte man: nun habe sich der Kaiser gemein gemacht, und für die alten Jakobiner, die der Consul einst zu Paaren getrieben, war es ein Triumph, jetzt den Tuilerien als Helfer in der Noth zu erscheinen*). — Was wir schon früher gesagt, bestätigt sich auch hier: Napoleon hat die Revolution, auch in militärischer Beziehung, keineswegs abgeschlossen. Sein Weg führt genau zu seinem Ausgangspunkt zurück. Der Appel an die rohe Kraft des Pariser Pöbels — dem „Empereur par la Grâce de Dieu“ stand er sonderbar zu Gesicht, und es mag dahin gestellt bleiben, ob die Feier des Maifeldes sich besser für ihn eignete. Im Theaterkostüm eines altorientalischen Königs erschien er auf dem Marsfelde, um den Eid auf die Verfassung abzulegen**), die Fahnen der Nationalgarde zu weihen und den Truppen ihre Adler zurück zu geben. Eine Menge von Schwüren wurden hin und her gewechselt; aber die Feierlichkeit ließ das versammelte Volk kalt und nur bei den hinzugezogenen Truppen rief Napoleon durch wolangebrachte Worte einige Begeisterung hervor. „Nüchterne Beobachter wurden durch die Ausbrüche des militärischen Enthusiasmus an den Abschiedsgruß erinnert, welchen die Gladiatoren dem Kaiser Claudius zuriefen: Caesar, morituri te salutant!“***)

Der Kaiser rechnete darauf, bis zum October die 800,000 Mann aufstellen zu können, welche aufzustellen allerdings möglich gewesen wäre und welche er zur Bekämpfung der Verbündeten für nothwendig erachtete. Diese jedoch handelten schneller, als er irgend vorausgesetzt, und er benutzte, wie schon angedeutet, die drei Monate, welche ihm thatsächlich als Frist blieben, keineswegs mit der seiner Lage entsprechenden Energie. — Wir haben gesehen, daß die von der Restauration zurückgelassene Armee aus 223,972 Mann bestand.

---

*) Ott a. a. O.

**) Die Verfassung war „von der Nation“ votirt. Es lagen vor 1,288,357 bejahende, 4207 verneinende Stimmen von Bürgern, von der Armee 222,000 Ja, 320 Nein, von der Marine 22,000 Ja, 275 Nein.

***) v. Rochau a. a. O.

von denen 155,000 kriegsbereit waren; am 1. Juni betrug der Stand der napoleonischen Feldarmee 276,982 Mann, von denen 198,130 kriegsbereit waren. Der Kaiser hatte also den schlagfertigen Stand seiner Feldarmee (armée de ligne) in dritthalb Monaten um nur 43,000 Mann vermehrt. Um die Etatsstärke der Truppen zu erreichen, fehlten ihm noch 104,893 Mann und über 20,000 Pferde.*) — Dies kann allerdings nicht als eine außerordentliche Leitung betrachtet werden. — Hiezu kam nun die Hilfsarmee (armée extraordinaire). Sie bestand um Mitte Juni aus 150,000 Mann mobiler Nationalgarde, 45,000 alten Matrosen und Verabschiedeten, 10,000 Küsten- und Grenzwächtern. Die Hälfte dieser Hilfsarmee war nicht uniformirt, wenigstens ein Drittel nicht bewaffnet.

Während des April und Mai hatte der Kaiser nach und nach aus den disponiblen Truppen formirt: 1 Corps Kaisergarde, 7 Linien-Armeecorps, 4 Cavallerie-Corps 4 Observations-Corps (Jura, Var, Ost- und West-Pyrenäen) und eine Armee gegen die empörte Vendée. — Das V. Corps unter Rapp stand im Elsaß, das VII. unter Suchet in Savoyen, die Hauptmasse (Garde, I., II., III., IV., VI. Corps und die vier Reitercorps) bildeten die große Armee, welche am 10. Juni 158,000 Mann und 344 Geschütze stark, von Napoleon geführt, in Belgien einmarschirte.

Dies Heer hatte in seiner Erscheinung und Befehlsführung ungemein viel Imponirendes. Fast durchweg bestand es aus Soldaten, die den Krieg bereits kannten**). Vittoria und Leipzig, Kulm und Paris hatten sie vergessen; nur die Ruhmestage lebten in ihrem Gedächtnisse und es erfüllte sie ein fanatischer Wunsch, das Unglück zu rächen, welches nur durch die Verbindung ungeheuerer Ueberzahl mit dem unerläßlichen Verrath über das Frankreich des großen Napoleon gekommen sei. Und die Feldherrn? „Wer konnte sich einen trefflicheren Generalstabschef denken als den Marschall Soult? Wer konnte ein starkes Infanterie-Corps besser führen als Gérard, Lobau oder Reille? Was konnte man nicht von einer Reiterei erwarten, welche Pajol, Kellermann, Excelmans, Milhaud zu Führern hatte? Und, um alle Welt fortzureißen, befand sich der „Bravste der Braven“ an der Seite des Kaisers“.***) — Aber Thiers hat Recht, wenn er bemerkt, daß dieser sonst so ausgezeichneten Armee Schweigen und Einigkeit fehlten. Die Stimmung sämmtlicher Chefs entsprach keineswegs dem Eifer der Soldaten; Generale und Officiere sahen sich entweder zum erstenmal, oder fanden sich nach langer Trennung

---

*) Charras a. a. O.

**) Die größte Masse der Soldaten datirte vom Frühjahr 1813, die andern hatten von 3 bis zu 10 und 12 Jahren Dienstzeit.

***) M. le duc d'Aumale a. a. O.

wieder, während welcher sie weniger noch durch die Entfernung, als durch die Gefühle, die Lebensgewohnheiten geschieden waren, denen sich ein Jeder unter dem Einfluß des wechselnden Kriegslebens in oft so verschiedenen Ländern hingegeben hatte. Mit unbegrenztem Zutrauen kam der Soldat Napoleon entgegen, keineswegs aber seinen andern Führern. Nicht umsonst hatte ihnen der Kaiser in seinen Proklamationen gesagt, daß sie 1814 von ihren Marschällen verrathen worden seien. Konnte das nicht wieder geschehen? Wußte man nicht, wie ungern viele dieser Generale von ihren behaglichen Schlössern zu neuen Kämpfen aufgebrochen waren? Hatte man nicht diese Glücksritter in einem Zeitraume von kaum einem Jahre mit gleichem Enthusiasmus vom Kaiser zu den Bourbonen, von den Bourbonen zum Kaiser übergehn sehn? Hatte man sie nicht in unzähligen Tagesbefehlen den Herrn von gestern beschimpfen, den Herrn von heut vergöttern hören? Große Verräthereien schienen in der Luft zu liegen und tiefes Mißtrauen erfüllte jedes Soldatenherz. Man beobachtete, man verdächtigte sich. — Dieser Mangel an Harmonie, an innerem Zusammenhang läßt sich in allen Momenten der so kurzen Operationen in Belgien erkennen und prägt dem Feldzuge von 1815 einen besonderen Stempel auf.

Britische und deutsche Tapferkeit und Ausdauer gewannen die Schlacht von Belle-Alliance. Wie einst nach dem Fehlschlagen des Kriegszugs im Orient und wie auf dem Rückzuge aus Rußland, so ließ Napoleon auch jetzt sein zu Grunde gerichtetes Heer im Stich. Mochte es doch verbluten; wenn er nur sich, wenn er seinen Thron nur retten konnte. Er kam nach Paris mit der Absicht, sich die Diktatur übertragen zu lassen und jede kriegerische Faser des französischen Volks zur Vertheidigung des Vaterlandes anzuspannen. Aber wie er sein Heer verlassen, so verließ ihn die Nation. Ein Wort Lafayette's wurde die Losung. „Seit mehr als zehn Jahren," so rief er, „sind drei Millionen Franzosen für einen Mann gestorben, der heute noch den Kampf mit ganz Europa bestehen will! Wir haben genug für ihn gethan; es ist jetzt unsere Pflicht, das Vaterland zu retten." So richtete sich denn zu Paris eine provisorische Regierung ein, welche die Abdankung des Kaisers erzwang. — Ohne Napoleon war eine Fortsetzung des Krieges allerdings undenkbar und Frankreich den Verbündeten auf Gnade und Ungnade Preis gegeben. Aber in unglaublicher und feiger Selbstverblendung trösteten sich die Wortführer der Kammern mit der früheren Erklärung der Alliirten, daß diese Napoleon als ihren einzigen Feind betrachteten. Vollständig vergaßen sie, daß sie sich durch ihre unbedingte Hingabe an ihn, durch den Kriegszug mit ihm zu seinen Mitschuldigen gemacht, daß seine Schuld nun ihre Schuld sei — sie traten damals genau so auf wie 1870 nach Sedan. Auch in Napoleon's Abdankung hieß es: „Ich

opfere mich dem Hasse der Feinde Frankreichs. Möge ihre Erklärung, daß sie es nur auf meine Person abgesehen haben, aufrichtig gemeint gewesen sein." Vergaß Napoleon selbst, daß er ein Princip vertrat?

Seiner Gewohnheit nach suchte der Imperator die Schuld an dem Unglück von Waterloo wieder auf fremde Schultern zu wälzen; diesmal war es der Marschall Grouchy, welcher zum „Verräther" gestempelt wurde. Längst ist nachgewiesen, daß der Marquis diesen Namen in keiner Weise verdient. Im Gegentheil: durch sein kräftiges Eingreifen nach der Niederlage brachte er die Heerestrümmer zum Stehen, wurde deßhalb von der provisorischen Regierung zum Oberbefehlshaber ernannt und führte auf des Kriegsministers Davoust Befehl das Heer in Stärke von 50,000 Mann unter die Mauern von Paris. Er that das, was Napoleon hätte thun sollen. Ein Zuzug von der Loire verstärkte das Heer bei Paris auf 60 bis 80,000 Mann. Davoust übernahm den Oberbefehl. Beim Durchzuge durch die Stadt riefen aber die Truppen zum Schreck der provisorischen Regierung beständig ihr Vive l'Empereur! Man rieth der Kammer, Repräsentanten bei der Armee zu wählen, und eifrig folgte sie diesem Beispiele des alten Convents. Ihre Abgesandten fanden bei allen Corps Feuer und Ungeduld, sahen sich selbst jedoch mit tiefem Mißtrauen empfangen; sie erkannten, daß die Armee noch durchaus buonapartistisch sei. — Blücher, welcher dem englischen Heere um zwei Tagemärsche voraus war, hatte kaum 60,000 Mann zur Stelle; aber er war entschlossen, Paris zu nehmen. Als er den kühnen Zug um die Stadt machte, um diese von der schwächeren Südseite angreifen zu können, bot Napoleon, begierig, diese Verwegenheit zu strafen, noch einmal seine Dienste an; er wurde abgewiesen. Ein Kriegsrath in Paris erwog die Chancen des Widerstandes. Soult und Massena erklärten, daß sie es nicht übernehmen würden, die Stadt zu halten, worüber der alte Kellermann tiefes Befremden aussprach; Carnot schlug der Regierung einen Volksaufstand der nächsten Departements zur Unterstützung der Armee vor; Ney und Oudinot jedoch schlossen sich dem Urtheile Soult's an. Am 3. Juli wurde zu St. Cloud die Capitulation abgeschlossen, welche Paris in die Gewalt der Verbündeten gab, indem sie die französischen Truppen verpflichtete, die Hauptstadt zu räumen und sich hinter die Loire zurückzuziehen. Von den Kammern und der besitzenden Bevölkerung wurde dies Abkommen freudig begrüßt, unter den Truppen und dem Proletariat erregte es den heftigsten Unwillen. Wüthende Anklagen auf „Verrath" wurden gegen Davoust geschleudert; die Truppen drohten die Stadt zu plündern, und die Föderirten der Vorstädte bemächtigten sich der Höhen und begannen aus den Batterien zu feuern. Indeß blieb es bei einzelnen Schüssen; die Nationalgarde schritt mit ungewöhnlicher Energie ein; einflußreiche Generale, namentlich Drouot, beschwichtigten die Truppen, und so konnte die Uebergabe

der Stadt regelmäßig durchgeführt werden, nachdem die von vielen Regimentern ungestüm geforderte Zahlung des rückständigen Soldes durch einen Vorschuß von 2 Millionen ermöglicht worden war, den der Bankier Lafitte der Regierung leistete.

Die Stimmung der Truppen gegenüber den Bourbons zeigte sich übrigens so unversöhnlich, daß der Kriegsminister Davoust sogar, der schon tagelang eifrig mit den Agenten Louis' XVIII. verhandelte, es gerathen fand, sich einer leidenschaftlichen Protestation anzuschließen, die im Namen des Heeres gegen die Wiederherstellung der Bourbonen gerichtet ward. — Am 8. Juli hielt indessen der König seinen Wiedereinzug in Paris und ernannte sein Ministerium. Gouvion Saint-Cyr übernahm das des Krieges. Die Armee behauptete demgegenüber jenseits der Loire eine selbstständige Stellung. Davoust bot ihre Unterwerfung endlich unter der Bedingung an, daß der König jeder politischen Verfolgung entsage und das Heer bis zum Abmarsch der Fremden beibehalte. Die Antwort war ein Haftbefehl gegen Ney, Labedoyere und siebzehn weitere Gehülfen bei Napoleon's Zug nach Paris; achtunddreißig andere wurden unter Polizeiaufsicht gestellt. Davoust zeigte sich empört darüber, er erklärte: viele jener Männer hätten auf seinen Befehl gehandelt; man solle seinen Namen statt ihrer auf die Liste setzen. Er wurde in Folge dessen im Commando von Macdonald abgelöst. Als dieser mit der weißen Cocarde erschien, wollten die Truppen freilich nichts von ihm wissen. Unaufhaltsam aber ging doch der Zersetzungsproceß in der Armee vor sich; man mißtraute sich untereinander mehr als je, und in fortschreitender Zerrüttung verloren die Regimenter jegliche Widerstandskraft. Die Auflösung des Loireheeres war die erste Friedensbedingung der Alliirten; man konnte sie jetzt wagen und sie erfolgte sogar durch einfache Vorzeigung jener Ordonnanz, durch welche der König bereits im März, als er Frankreich verließ, die Armee für aufgelöst erklärt hatte. — An der Loire und an den meisten andern Orten ging das Heer ruhig auseinander; nur in Straßburg kam es zu einem bedeutenderen Soldatenaufstande, der jedoch keinen politischen Charakter hatte. Als Rapp, der hier commandirte, Befehl erhielt, seine Truppen zu verabschieden, weigerten sich diese nämlich, vor Empfang ihres rückständigen Soldes auseinander zu gehn. Mit merkwürdiger Geschicklichkeit und Schnelligkeit bemächtigte sich ihr Rädelsführer, der Sergeant-Major Dalhousie, der sich „General Garnison" nannte, des Zeughauses, der Thore, des Telegraphen und der Sturmglocken; er consignirte die Offiziere und schloß Rapp in seinem Palaste ein, sorgte aber für gute Mannszucht. Darauf berief er den Municipalrath und forderte, daß die Stadt die zu voller Befriedigung der Truppen noch fehlenden 700,000 Francs vorstrecke. Als die Bürger diese Summe durch freiwillige Anleihe zusammengebracht, war die Meuterei zu Ende und

Dalhousie überlieferte sich Rapp, der seine Begnadigung erwirkte.*) — Dieser Soldatenaufstand mahnt durchaus an die Landsknechtszeiten, wo solche Meutereien um Sold ja an der Tagesordnung waren, und wenn man dies Straßburger Ereigniß in Beziehung setzt zu den Auftritten in Paris, welche Lafittes Geld stillte, so fällt leider auch auf den einzigen versöhnenden Zug in der französischen Armee-Geschichte des Jahres 1815, auf die ausdauernde Anhänglichkeit des Heeres an die Person Napoleons, ein zweifelerregender häßlicher Schatten. Immerhin bleibt aber noch viel Glut und Licht davon übrig, und wenn das auch nicht ausreicht, um diese Kette schwerer Thaten, in der sich Treubruch an Treubruch reiht, zu vergolden, so liegt doch eine goldene Lehre darin. Es ist die, daß der Fürst eines Volkes auch dessen Kriegsherr sein muß, und zwar nicht nur der Verfassung, sondern der That und der Wahrheit nach. Das haben die Bourbonen versäumt von Louis XV. an, und darum hatten die Franzosen verlernt, in dem höchsten Vertreter des Staats auch den geborenen Vorfechter ihrer Waffenehre zu sehn. Napoleon war ihnen beides in großartigster Weise geworden, und darum fesselte er das Heer fester an sich als irgend einer der französischen Herrscher nach ihm und vor ihm seit Louis XIV. Aber er war ein Fremdling und ein Neuling; es fehlte ihm der historische Hintergrund, es fehlte ihm jener geheimnißvolle verwandtschaftliche Bezug, der zwischen Fürsten und Völkern zwischen Kriegsherrn und Heeren wirkt, die mit einander jahrhundertelang gewachsen und groß geworden sind. Napoleon konnte blenden, bezaubern, fortreißen; aber sein kometengleicher Lauf ließ einen sternenleeren Himmel zurück und Heer und Volk der Franzosen waren arm geworden an dem besten Schatze der Nationen — an der Treue.

Die Grabstätten der Ballenstädter.

von

O. Schwebel.

(Schluß.)

Der Dom zu Havelberg.

Wir fahren auf einer der alltäglichsten Kunststraßen der Mark Brandenburg, — schnurgerade Pappelreihen, grau-weißer Staub, der sich rechts und links weithin über die junge grüne Saat deckt, ab und zu eine Gruppe ver-

*) Heitz: Strassbourg pendant ses deux blocus et les cent jours.

kümmerter Fichten, — die Gegend gibt nichts zu sehen, nichts zu denken. Da steigt vor uns ein Gebäude von mächtigem Umfang auf, welches den höchsten Punkt der Gegend einnehmend, das Flachland rings umher beherrscht, es ist der uralte Havelberger Dom.

Durch eine mit blühenden Gärten und mit freundlichen, bescheidenen Landhäusern geschmückte Straße steigen wir auf zu dem ehrwürdigen Kirchengebäude. Diese hohe Kathedrale ohne Thurmesschmuck, die uns ihr breites feldsteinernes Glockenhaus entgegenstreckt, weist auf ferne, kriegerische Zeiten zurück. Um diese Mauern ist auch in der That oft genug Kampfruf und Schwerteschlag erklungen; manch blühendes deutsches und slavisches Heldenleben ist hier oben auf der Höhe, nach heißem Streite niedergesunken und in den Staub.

Ein überraschendes Bild eröffnet sich uns, wenn wir in den Süden des Kirchengebäudes treten. Fast senkrecht fällt der Domberg in die Havelbucht nieder, blühendes Gesträuch klettert von unten bis an den Scheitel der Anhöhe herauf und der schimmernde Schmuck blühender Obstbäume deckt unten die Berggärten. Vor uns liegt auf einer Havelinsel die Stadt; weithin spannt sich zwischen ihr und dem Domberg die Brücke über den prächtigen Strom. Liegt die volle Morgensonne über der Landschaft, so erglänzt der breite Wasserspiegel wie flüssiges Gold, die grell beschienenen Segel blitzen weithin durch den Morgenduft wie Silberfische in krystallener Fluth. Hellgrüne Flußwiesen und, durch die licht bestandenen Waldungen hindurchschimmernd, die Wasserflächen der Elbarme grüßen uns von drüben her. Unten aber in der Stadt geht's gar rührig zu, sie ersteht ja wieder aus der Brandasche jener Februarnacht von 1870! Es waren Stunden von furchtbarer Größe, als damals die Thurmglocken hüben vom Dom und drüben von St. Lorenz dumpf in die stille Nacht hinausschallten, die unbezähmbaren Flammen lodernd aufwallten und auf dem spiegelglatten Eise ihren blutrothen Widerschein fanden. Um die Kirche in der Mitte aber erheben sich jetzt schon wieder die Häuser, schmucker und freundlicher als zuvor.

Es war nicht das erste Mal, daß sich hier eine so schreckliche Katastrophe abspielte, — die alten Zeiten wissen viel derartiges zu erzählen. Nicht gar weit ist die Wahlstatt Prizlawa, auf welcher blutige Wendenschlachten geschlagen worden sind. Oft haben die Slaven die Brandfackel in das hölzerne Kirchengebäude geworfen; oft haben deutsche Könige, Konrad der Rheinfranke und Heinrich der Schwarze, das Schwert hier wüthen lassen unter den Anhängern Triglaff's und Gerowit's. Treten wir denn ein durch das mit der segnenden Gestalt des Erlösers geschmückte Domportal in die Kathedrale, die von neun bewegten Jahrhunderten zu uns spricht und auch den Staub von Ballenstädtern enthält.

Der Adel der deutschen Baukunst ist uns in keiner Kirche der Mark in solcher Reinheit entgegen getreten wie im Dom zu Havelberg. In blendendes Weiß gekleidet, steigen die Säulen des Mittelschiffes zu bedeutender Höhe auf, die Seitenschiffe fast um das dreifache Maaß überragend. Elegant geformte Fenster und zierliche Galerien unter ihnen fügen sich in die weiten Flächen der Wandung ein, und, gegen das energische Licht im Mittelschiffe halb verschleiert, schließen sich Seitenschiffe und Grabkapellen an, in denen noch die dunkle Farbenpracht ächter, alter Glasmalerei prangt. Künstlerisch sehr werthvolle Schranken, ein sogenannter Lettner, trennen, wie einst in allen bischöflichen Kathedralen das Allerheiligste der Kirche, den hohen Chor, von dem Langschiffe, und hinter ihnen erglänzt der Chorraum und der reiche Hochaltar in goldigem Scheine, den die gelbgemusterten Fenster des abschließenden Polygons höchst wirksam auf Gewölbefüllungen und Bildwerke hineinwerfen.

Der Dom ist jetzt noch außerordentlich reich an Grabsteinen und Erinnerungszeichen aus alter Zeit, er hat deren einst solche Fülle gehabt, daß in seiner ganzen Umgebung Leichensteine mit schönster, altgothischer Schrift zersägt zur Pflasterung gebraucht worden sind. An einem Pfeiler des nördlichen Seitenschiffs begegnen wir zunächst einer nicht ohne Verdienst gemeißelten weiblichen Figur, — der rothe Schein eines Heiligengewandes aus den gemalten Fenstern fällt grade auf den Rosenstrauß, den die jung verstorbene Ritterdame zwischen den Händen hält. Um die Wappen von Geschlechtern, deren Namen jetzt schon lange verklungen sind, um die ritterliche Wehr der Weden, Behren, Pladies und Samptleben zittern die wechselnden Reflexe des blauen Teppichgrundes aus den Glasgemälden. Von ähnlichen Steinen sind die Grabkapellen des Doms überfüllt, aber der Fuß der Kirchenbesucher hat Wappen, Namen, Gewandung und Züge aus dem Bas-Relief abgeschliffen, kaum ist noch eine Jahreszahl, ein Amen lesbar. Nur im südlichen Chore sind die Grabsteine etwas besser erhalten, da treffen wir die wohlbekannten Wappenzeichen der Bredow, Badendieck, Moltke, Malzahn, die Namen Schönhausen, Möllendorf, Quitzow. Es begegnen uns auf den Grabsteinen fast nur Domherren oder Bischöfe. Sämmtlich tragen sie ihr Mönchskleid, den Prämonstratenser-Habit, die Dompröpste darüber die ihnen eigenthümliche Pelzkleidung. Manche dieser Gestalten mit dem friedlich gesenkten Haupte, dem Priesterkelche und einem Palmenzweige, prägt sich fest dem Gedächtniß ein als ein Denkmal froh ergebenen Todes und stiller Grabesruhe. Außerordentlich werthvolle Grabsteine erhalten die Gestalten von Bischöfen aus den Geschlechtern Bardeleben, Putlitz, Königsmark und Schlabrendorf. Unter gothischen Baldachinen oder reichen Laubgewinden ruhen die Herren im geistlichen Ornate vor uns. Ein Kleinod unter diesen Grabsteinen ist das Denkmal Burchard's von Barde-

leben. In dem schönen, noch sehr jugendlichen Kopfe sind die reinen Züge mit vollendetem Adel und tiefem Verständniß wiedergegeben; der Künstler hat die Locken des unter der Mitra hervorquellenden Haares und den Faltenwurf der reichen Kleidung untadelhaft in wenigen, genialen Meißelstrichen ausgeführt. Die geharnischte Gestalt eines Christoph v. d. Schulenburg daneben führt uns die ganze verschwenderische Pracht des verlöschenden Ritterthums vor Augen.

Den höchsten Schatz des Domes bildet sein vorher erwähnter Lettner. Ein kunstsinniger Bischof des 15. Jahrhunderts, Johann Wöpelitz, hat diese hohen sandsteinernen Schranken, welche in der Mitte quadratisch vorspringend, ein erhöhtes Kanzelpult, den Amben bilden, erbauen lassen, sie zeigen in ihren Reliefen die Leidens- und Verherrlichungsgeschichte des Erlösers. Reiches, spätgothisches Maßwerk krönt sie. Zierlich und schön sind die an den Abtheilungspfeilern unter prächtig verzierten Baldachinen postirten Heiligenfiguren; — eine Himmelskönigin mit schmalem, von langem Haar umwalltem Jungfrauenhaupte, nach deren Lilienscepter der Weltenheiland in kindlicher Begehrlichkeit greift, ist von einer Zartheit, daß man sich in eine Kirche Nürnbergs versetzt glaubt.

Durch die Gitterthür des Lettners sind wir in den Chorraum des Domes getreten. Reiche Schnitzwerke vergangener Jahrhunderte, Chorstühle mit ungeheuerlichen Drachengestalten, zierlichen Laubgewinden und mittelalterlich naiv behandelten biblischen Figuren, bezeichnen die einstigen Sitze der Prämonstratenser Domherren. Den hohen in reicher Vergoldung strahlenden Altar schmücken die Wappen der Donatoren, die Rosen der Alvensleben und die Lilie der Estorff. Auf den zu ihm führenden Stufen hat Bischof Wöplitz drei mächtige Steinleuchter aufstellen lassen, von denen zwei den stereotypen Humor mittelalterlicher Steinmetzen zeigen, da die höchst drastischen Figuren von Koch und Kellermeister zu Haltern der Kerzengefäße dienen.

Auf dem Boden des Chors befinden sich außer den Leichensteinen der Bischöfe Reiner und Heinrich und dem Hochgrab des Bischofs Johannes Wöpelitz die Denkmale zweier Markgrafen von Brandenburg, des Bischofs Hermann, † 1291 und des Bischofs Johann † 1292. Die geistlichen Herren tragen das in charactervollen Linien bezeichnete bischöfliche Gewand, doch statt der Mitra den Fürstenhut von Brandenburg; die Köpfe, beide von langem Haar umwallt, ähneln sich sehr. Markgraf Johann hat den Hirtenstab noch nicht, weil er vor der Inauguration gestorben ist. Nach den Wappenschildern auf den Grabsteinen ist Markgraf Hermann ein Sohn Johann's I. und der Herzogin Jutta von Sachsen, Johann ein Sohn Johanns II., des Bruders von Bischof Hermann und der Fürstin Hedwig von Werle. Diese beiden Grabsteine sind die letzten Zeugen von geschichtlich höchst beachtenswerthen

Plänen des Hauses Anhalt. Otto IV. ließ sich es so viel Mühe kosten, Prinzen seines Hauses auf die Bischofsstühle des Landes zu bringen, weil er die Sonderstellung der geistlichen Territorien innerhalb seiner Lande aufheben wollte. Beide Bischöfe starben zu früh für die Ausführung dieser Pläne.

Eine Eigenthümlichkeit, welche sich die Havelberger Kathedrale aus alter Zeit bewahrt hat, sind ihre vielen Seitenaltäre, die zum Theil noch eine Heiligenfigur oder eine Darstellung aus der biblischen Geschichte tragen. Höheres Interesse bietet der Kreuzgang der Domkirche. Er umschließt den mit hohem Gras bewachsenen Kirchhof, Moose und Flechten aber haben auf seinen Leichensteinen längst jede Spur der Inschriften verwischt. Eine dunkle Tanne, der einzige Baum auf ihm, ragt aus der leichengedüngten Erde hoch bis zum Dach der Kirche empor. In langen Reihen stehen unter den gedrungenen Gewölben des Kreuzganges die Denksteine der Prioren und Domherren, zwischen ihnen geharnischte Edelleute, tiefverhüllte Frauen und blumenbekränzte Kinder.

Zwei der Steine gehören einem der bedeutendsten Vasallengeschlechter der Ballenstädter an, den Buch's. Als Berather ihrer Fürsten und als Kriegsmänner haben dessen Glieder sich gleichen Ruhm erworben, stets wehte dem markgräflichen Panier zur Seite die Fahne der Buch's mit dem rothen Querbalken. Der hochverdiente Glossator des Sachsenspiegels, ferner der von der Sage zum Retter Markgraf Otto's IV. gestempelte Johann von Buch, endlich der treulose Freund Woldemar's, Nikolaus von Buch, dessen Verrath 1308 dem Hause Anhalt die Kaiserkrone kostete und der dafür mit dem Hungertode büßte, gehören diesem Geschlechte an.

Ein anderer Stein, eine fast verlöschte weibliche Figur von großer Zierlichkeit zeigend, nennt uns in der Legende eine „eddele to potlist“, ein anderer neben ihm trägt die Inschrift: „Na cristi bord M° CCCC° LXV° iare am ersten mandaghe in der vasten Starff der wolghe-boren ghans here to potlist, des sele rouwe in dem frede godes. Amen. Ein Ritter in der knappen Waffentracht des 15. Jahrhunderts, mit Sturmhaube und Stechhelm, Tartsche und Brustplattenharnisch, steht vor uns, — es ist Caspar Gans, der Landeshauptmann der Priegnitz und der Altmark, der tüchtigste und ehrenhafteste Widersacher Friedrich's I. von Hohenzollern. Der Lauf der Geschichte ging über den hochstrebenden Ritter hinweg, im Burgverließ zu Ziesar, gefangen von dem brandenburgischen Stiftshauptmann von Redern, mußte er unthätig zuschauen, wie die Burgen des märkischen Adels sanken. Aber er fand sich in die neue Ordnung und wurde ein treuer Diener seines Fürsten, — die Größe seines Hauses lernte er verschmerzen.

Den kühlen Kreuzgang verlassend, wenden wir uns wieder dem Rande des Domberges zu. In freundliche Säle verwandelt, liegt dort das alte Re-

fectorium. Die Weinrebe, welche die Prämonstratenser einst auf diese Höhe pflanzten, windet sich auch heut noch um das morsche Spalier an den Klostermauern. Aus den früheren Behausungen des Propstes und des Dechanten steigt einladend der Rauch auf. Die freundliche Landschaft zu unsern Füßen stimmt wohl zusammen mit dem Ergebniß einer fast tausendjährigen Geschichte; — ist dieses Ergebniß doch die freilich langsame aber ihres Ziels nimmer verfehlende Entwicklung zum Besseren! Deutsche Kaiser, sächsische Kämpfer in blankem Stahlhemd, süddeutsche Mönche steigen zu uns den Domberg hinauf, sie senken den Grundstein der Kathedrale in den geweihten Boden, aber die gewaltige Hand des Wenden Mistewoi reißt ihn nur zu bald wieder heraus. „Einem wendischen Hunde nie und nimmer eine Herzogin!“ das war der Bescheid des sächsischen Herzogs Bernhard auf die Brautwerbung des Wenden um seine Schwester. Der Haß des Beleidigten ward reich in Christenblute gesättigt. Nach Mistewoi's frühem Ende waltet hier mild der Wendenkönig Gottschalk. Fürst und Priester zugleich stürzt er den Altar des Kriegsgottes Gerowit um, — aber bald trifft auch ihn am Altare von Lenzen der tödtliche Stoß.

Reich bewegte Bilder führte das 12. Jahrhundert an diesen Stätten vorüber. Die ersten Fürsten des Ballenstädtischen Hauses steigen herauf, mit ihnen unter prächtigen Kirchenfahnen der Bischof Otto von Bamberg, der von hier aus seinen Weg zur Müritz antrat, und Norbert von Magdeburg, der wunderthätige Stifter der Prämonstratenser; — oben empfängt sie Anselm von Havelberg, der berühmte in den Wissenschaften wie in den kaiserlichen Gesandtschaften gleich bewährte Freund Friedrich Rothbart's. Von fern her strömten die Wenden, mit ihnen die Pommernfürsten, damals nach dieser Stätte, um hier die Taufe zu empfangen.

Wie an dem Glanze der mittelalterlichen Hierarchie nahm das Havelberger Gotteshaus auch an ihren Gebrechen Theil. Von hier aus wurde der Wilsnacker Ablaß verbreitet, der das Bisthum mit frommen Gaben überschüttete; ganz verweltlicht kamen die Domherren, den Falken auf der Faust und den Jagdhund zur Seite, in stutzerhafter Kleidung zum Hochamt, und das ehrwürdige Gotteshaus öffnete Maskeraden und Fastnachtsscherzen seine Thore.

Nachdem der Mark das Licht des Evangeliums aufgegangen, waren die Stunden des Havelberger Bisthums gezählt, — aber es ging nicht unter, ohne in dem Bischof Busso II. von Alvensleben noch einen erbitterten Widerstand zu leisten. Erst nach dessen Tode 1549 erhielten die Stiftsunterthanen den Kelch des Abendmahles. Dann wurden märkische Prinzen zu Bischöfen postulirt; und in die Präbenden, in denen sonst die geistlichen Herren residirt, zogen nun gealterte, verdiente Staatsbeamte aus den stiftsfähigen Fa-

milien des märkischen Adels ein, bis endlich die Schule und die Oeconomie von den alten klösterlichen Gebäuden Besitz nahm.

In Havelberg hat die Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt, die Entfernung von den großen Verkehrsstraßen schützend für Kunst und Alterthum gewirkt. Hier oben diese Fülle von Baulichkeiten und Denkmalen, diese Heiligenbilder, die über Stall und Scheune eingemauert sind, dort unten die seltsame, achteckige Wallfahrtscapelle am Schwedenberge, die Stadtkirche zu St. Lorenz mit den Grabsteinen von Bürgermeistern und Rathsherren, die zum h. Grabe gewallfahrtet sind, ja selbst die Häuser mit ihren frommen Inschriften aus der Vorzeit, — man empfindet hier wirklich noch etwas von dem Eindrucke einer Bischofsstadt.

Chorin.

So rasch, rüstig und lebensfrisch das Leben in der Mark pulsirt, sie hat doch genug der Ueberreste alter Architectur, um welche die Klänge großer historischer Poesie schweben. Die Perle aber all dieser Ruinen ist Kloster Chorin.

Der südliche Theil der Ukermark ist geschichtlich geweihter Boden. Hier liegen die Jagdgründe der anhaltinischen Fürsten, die prächtigen Forsten um den Grimnitz- und Werbellin-See. Diese schlanken Fichten, diese alten Buchen gewinnen ein eigenthümliches Interesse, wenn wir sie mit den großen Gestalten der Vorzeit beleben. Unter lustigen Waidmannsklängen zog damals eine Jägerschaar dahin, — auf dem langen Ritterkleide, das der vorderste Reiter trug, prangten die rothen Adler von Brandenburg, — der Fürst will der Regierungssorgen vergessen, er hatte das Schlachtschwert mit dem Jägerspieß vertauscht, und Truchseß und Mundschenk, Notar und Hofcaplan waren dem Fürsten mit Freuden in die Waldeinsamkeit gefolgt. Sie zogen zum Ufer des Werbellin, bald glänzten ihnen die bethürmten Zinnen des Jagdschlosses Breden entgegen, das damals an ihm stand. Lange schon ist der Sitz alter Fröhlichkeit, aus welchem oft die Festesfreude hinausstrahlte in den dunklen Wald, zerfallen, die Bäume wiegen ihr Haupt über den wenigen Ziegeltrümmern, die Wellen des unruhigen Waldsees schlagen eintönig gegen das Ufer. Tief im Gestrüpp, an einer schaurig wilden Stelle des Forstes liegen Feldsteine im Kreise umher, 's ist wohl ein alter wendischer Kirchhof, aber das Landvolk nennt den Platz Bärenskirchhof und erzählt die uralte Sage von dem Hackelberend.

Nach Osten zu liegt die Grabstätte der Fürsten, die hier den Hirsch gestellt und mit dem Bären gerungen, die Cisterzienser-Abtei Chorin. Die Gründungsgeschichte des Klosters geht tief zurück in die Urzeit des Landes. Wir hören den Schlachtruf des dreizehnten Jahrhunderts. Albrecht II. von

Brandenburg hat sein Banner gegen die Pommern entrollt, an der Finow und der Oder werden die Entscheidungsschlachten geschlagen. Aus dem Blute aber, das den Boden düngt, sprießt eine Saat namenlosen Elends auf, und der fromme Fürst beschließt, in dem wendischen Flecken Barsdin, der sich unter seiner neuerrichteten Burg Oderberg erhebt, ein Kriegerhospital anzulegen. Prämonstratenser aus Gramzow kommen herüber und gründen neben dem Hospital 1231 ein Kloster mit dem schönen Namen Gottesstadt, aber die Stürme der Zeit vernichten gar bald die neue Stiftung, von dem Oderberger Kloster ist jede Spur verschwunden. Da tauchen zwei andere Fürstengestalten vor uns auf, weniger von dem blutigen Schein des Krieges, als von dem milden Licht des Friedens umgeben, das Bruderpaar Otto III. und Johann I. Sie stehen am Schlusse eines reichbewegten, reichgesegneten Lebens, das Schwert der Mark hat reiche Ehren auf den Steppen Ungarns und in den heiligen Wäldern der Preußen gewonnen, weithin ist ihre Herrschaft gewachsen und unter dem Schutze der Fürsten ist das Land erblüht, sind Zucht und Gesittung eingekehrt in die Burgen und in die Städte, in aller Freudigkeit rüstigen Schaffens rühren sich alle Stände ihres Volkes. Zum Dank für diese Erfolge beschließen die Fürsten, das eingegangene Kloster Gottesstadt zu erneuern; nördlich von Oderberg, auf einer Insel des Parsteinsees, dem Pälizwerder, wird 1264 die Cistercienser-Abtei Mariensee gegründet.

Auch dort ist die Stiftung nicht für die Dauer geblieben. Noch sieht man an einer Stelle des Sees unter dem Wasser Steinhaufen und Trümmer, welche zu der Sage Veranlassung gegeben haben, hier sei einst eine Stadt versunken, — noch klingen in der Johannisnacht die Glocken aus der Tiefe herauf. Es ist der letzte Nachklang von dem einst hier bestandenen Kloster Mariensee. Wegen seiner ungünstigen Lage wurde es nämlich schon 1270 an die heutige Stelle, die Südspitze des Sees Chorin, verlegt. Gefördert von fürstlicher Huld, unterstützt von allen schildgeborenen Geschlechtern der Umgegend, den Edlen von Schneitlingen, von Steglitz und Oderberg, den Herren von Alim und von Tornow, besonders von der aus slavischem Fürstengeschlechte abstammenden Familie Greif von Greifenberg, wurde der Bau von Kloster Chorin mit großer Schnelligkeit und in seltener Schönheit vollendet. Die innere Einrichtung übernahm der Convent von Lehnin; bald wurde unter der fleißigen Hand der Mönche die öde Haide ringsum urbar und schon nach einem Jahrhundert war das Kloster an mehr als fünfzig Ortschaften begütert. Zwanzig Seen machten seinen Hauptreichthum aus und die bedeutendsten Geschlechter der Ukermark gingen bei unserer lieben Frau von Chorin zu Lehn.

Unter der Stiftskirche sind die Gräber der anhaltinischen Markgrafen johanneischer Linie, sie sämmtlich ließen sich im Ordenskleid des heiligen Robert

hier bestatten, um der Verdienste des Ordens theilhaftig zu werden. Aber kein Stein kündet mehr den Ort, wo man den großen, friedliebenden Johann I., ohne Zweifel den bedeutendsten Fürsten des Geschlechts, einsenkte. Er führte die Ringmauern der Städte auf, die jetzt die wichtigsten in der Mark sind, die Mauern von Berlin und Frankfurt, er setzte den Roland, das Merkzeichen deutschen Rechts, auf ihre Märkte, er theilte ihnen mit freigebiger Hand aus dem Schatze der eignen Machtvollkommenheit die Grundbedingungen einer lebenskräftigen Entwickelung großmüthig mit.

Unser Blick ruht auf dem Boden, als suche er die einstmaligen Fugen der Grabesplatten. Draußen hat sich das Wetter geklärt, ein warmer Strahl der Abendsonne fällt durch das hohe Fenster der Giebelseite. Welch glänzenden Fürsten hat man hier zur Ruhe geläutet! Neben Johann I. schlafen seine Söhne Johann, Otto, Conrad, Heinrich und Albrecht. Das lebendigste Bild unter ihnen ist uns von Markgraf Otto mit dem Pfeile aufbewahrt geblieben. Oft hat der mächtige Fürst hier gebetet, — nie hat er drüben in Werbellin geweilt, ohne das Kloster zum Seelenheile seiner Vorfahren zu bedenken. Im vollsten Sinne ist Otto ein Mann „von hohem Muth", wie es damals hieß, rasch und feurig zu Kampf und Streit, unverzagt im Unglück. Von seinem großen geschichtlichen Blick zeugen seine Bestrebungen, Magdeburg vor Allem aufs Engste mit der Mark zu verknüpfen. Da erblicken wir ihn in der blutigen Schlacht bei Frohse, wie er als vorderster Kämpfer mit blitzendem Schwerte sich Bahn machen will zu der Moritzfahne des Erzstifts; — schon greift die eisenbeschuhte Hand nach dem heiligen Panier, da stürzt sein Pferd, und die Zünfte der Bischofsstadt haben den Stolz, einen Markgrafen gefangen in ihre Mauern einzubringen. Aber nicht umsonst hatte der Markgraf einst von der Liebe Treu' gesungen; sie hält auch jetzt über ihm die heilige Wacht. Nach unendlicher Müh' und Beschwerniß löste Markgräfin Hedwig ihren gefangenen Eheherrn. Endlich hatte Otto doch die Freude, seinen Bruder Erich auf dem Stuhl des Hochstifts zu sehen, aber auch dieser ausgezeichnete Kirchenfürst starb sehr früh.

Markgraf Otto's Stimme tönt noch heute zu uns. Bis an den Fuß der Alpen, bis an die Ufer der Limmat hatten seine Lieder die deutschen Lande durchwandert; der Zürcher Rathmann Ritter Rüdiger von Manesse ließ auch „Markgreue otte mit dem pfile" seiner Minnesängersammlung einverleiben. In den zwei erhaltenen Liedern Otto's finden wir alle dichterischen Motive unserer ersten klassischen Periode wieder. Da ruft er in der Freude des Frühlings aus:

„Uns aber kommt ein lichter Mai,
Der macht so manches Herze froh.
Er bringt der Blumen mancherlei,

Wer sah je schön're Blüthe wohl?
Der Vöglein Stimm' klingt mannichfalt,
In dichtem Laube steht der Wald,
Deß wird manch traurig Herze froh!"

Aber nach der Freude des Lenzes und der Liebe kommt der trübe Herbst. Da ziehen wehmüthige Gedanken in das Herz des Dichters ein, Gedanken über die Vergänglichkeit der schönen Natur, Gedanken an die ferne Geliebte, die ihn mit ihrem „durchlauchtig rothen Mund" bis auf den Tod verwundet hat.

„Ich bin verwund't von zweier Hande Leide;
Rathet, ob das Freude mir vertreibe,
Es falben lichte Blumen auf der Haide,
So leid' ich Noth von einem reinen Weibe."

Auch der religiöse Grundton seiner Zeit verläugnet sich bei ihm nicht, er stellt seine Liebe in Gottes Hand und singt:

„Ja Herr Gott, durch Deine Güte
Wollst Du der Minniglichen pflegen.
Mit steter Treue sie behüte
Und send' ihr Deinen reichen Segen!"

So ist Markgraf Otto durch sein Dichterwort über Jahrhunderte hinaus noch verbunden mit unserem Gemüth.

Noch ein Leichengepränge wie das Otto's mit dem Pfeile sollte in den Mauern des Klosters stattfinden, eh' sich die Choriner Fürstengruft für immer schloß. Noch eine Gestalt rufen wir aus den Grüften, prächtig wie Otto und hochstrebend wie er, aber bald dahin geschwunden wie der Schein der Wintersonne, den Markgrafen Woldemar. Es war bezeichnend für den Geistesflug des Jünglings, daß er die erste Stadt, die er gründete, Arnscrone nannte. Er ist ein ächtes Kind seiner Zeit, tapfer bis zur Verwegenheit, demüthig fromm, vor allen Dingen begabt mit dem weiten Blick und dem Unternehmungsgeiste seines Hauses, daneben prunkend eitel, rücksichtslos ehrgeizig, sinnlich und selbst grausam. Sein Leben war unstätt und flüchtig, — wir sehen ihn auf seinem abenteuerlichen Turnier vor Rostock, sehen ihn dann den ritterlichen Hülfezug für die bedrängte Hansastadt Stralsund unternehmen, dann bei Gransee gegen Heinrich den Löwen von Mecklenburg kämpfen, — er stürzt schwer verwundet vom Roß, aus wär' es mit dem Herrscherhaus von Brandenburg, hätten nicht die treuen Grafen von Mannsfeld und von Regenstein mit Schild und Leib den Herrn gedeckt. Wie seine Vorfahren, versuchte auch Woldemar die höchste Würde der Christenheit seinem Hause zu verschaffen, die Untreue des Nicolaus von Buch vereitelte seine Pläne.

Durch Woldemar's letzte Lebensjahre zieht sich fortlaufend eine wehmü-

thige Klage: Choriner Pergamente zumeist haben sie uns aufbehalten. Sooft er nämlich dem Kloster eine Schenkung machte, erwähnte er seiner Kinderlosigkeit und wünscht sich wehmüthig einen Nachkommen. Im August 1319 weilt er zu Bärwalde, da überfällt ihn ein hitziges Fieber, er fühlt die Nähe des Todes und beruft seine treuesten Räthe zu sich. „Noch bei vollem Bewußtsein, wie es ausdrücklich heißt, beschenkt er reich die Abtei, wo seine Vorfahren ruhen und wo er auch begraben sein will.“ Die gleichzeitigen Chronisten sprechen von dem großartigen Leichenzug nach Chorin und von den Thränen der Unterthanen, welche ihm folgten. Mit gleichem Schmerz muß der Fürst von einem Land geschieden sein, das wehrlos nun der Gier der Nachbarn preisgegeben war.

Fast ein Jahrhundert voll Unheil und Noth schließt sich an diese Stunde, der Schild Anhalts dort an der Säule ist vertauscht mit dem bairischen Löwen, der aber kann sich seiner Dränger kaum erwehren.

Von der geschichtlichen Bedeutsamkeit des Ortes ergriffen, schreiten wir leise durch die tiefe Stille der Grabeskirche. Wenn sie auch lange zerstreut sind, wir fühlen, daß wir über den Gebeinen der großen Männer der alten Zeit wandeln. Es lastet noch immer auf diesen Räumen ein Geheimniß, ein ungelöstes Räthsel. Ist's wirklich wahr, daß Woldemar hier ruht? War jener Wiedererstandene, aus Ketten und Banden des Morgenlandes Zurückkehrende wirklich ein Betrüger? So sehr sich das Gefühl auch sträubt, ein Verbrechen von solcher Größe zuzugeben, so stark sind die Gründe für die Unächtheit des Woldemar in Kaiser Karl's IV. Hand. Die Umstände von Woldemar's Tod ergeben sich urkundlich mit voller Bestimmtheit und Anschaulichkeit, und ein Fürst, der sein Land und den Glanz der Herrschaft so liebte, der konnte nicht zu dem Entschluß gelangen, so von seinem Eigen abzutreten, damit es ein Spielball der Herrschsucht und ein Schauplatz unsäglichen Elends werde. Die Mönche von Chorin, die vielleicht am Besten Aufschluß geben konnten, hat Kaiser Karl bei allen seinen Untersuchungen nicht befragt, ein Hinabsteigen in die Grüfte von Chorin hätte vielleicht alle seine Pläne durchkreuzt.

Im letzten Dämmerlicht nehmen wir Abschied von der Kirche. Schmerzlich wirkt wie in Lehnin so auch hier das Bild der Zerstörung. Männer, denen ein großes Land zu klein war, haben nicht einmal ein Denkzeichen für die Nachwelt erhalten. Wir blicken in die hohen, leeren Wölbungen; hier hingen einst über ihren Schilden die Fahnen, die man ihnen vortrug in Kampf und Streit, hier beteten sie, umgeben von allem Glanze ihrer ritterlichen Zeit. Alle Denkmale an sie sind dahin, — Todtenstille hat hier ihre Wohnung aufgeschlagen; nur das Zwitschern der Vögel, die müde ihre Nester in den gothischen Fensterrosen suchen, tönt zu uns, — ein sicheres Zeichen völliger Verödung.

Auch draußen auf dem Klosterhofe herrscht Abendruhe. Gern verweilt unser Blick noch auf dem Aeußern der Klosterruine. In reichem Schmuck von Lissenen erheben sich die Giebel des Querschiffes; elf schmale, fein geformte Fenster mit wohlerhaltenem Maßwerk längs des Hauptschiffes entsprechen den zwölf Pfeilern im Innern. Von den nur zur halben Höhe des Mittelgewölbes aufsteigenden Seitenschiffen fehlt das südliche ganz, hohe Bäume schmiegen sich traulich in die Ecken des Gebäudes.

An Kloster Chorin grenzt das heutige Amt Chorin. Wirthschaftliche Rücksichten haben auch hier die erste Zerstörung der Klostergebäude veranlaßt, erst Friedrich Wilhelm IV. hat als Kronprinz der Verwüstung Einhalt gethan. Die Geschichte des Klosters ist dieselbe wie die Lehnins. In den Kämpfen der Quitzow's tritt es handelnd und leidend auf, — noch wird auf der Feldmark eine Stelle gezeigt, wo der Abt und Dietrich Quitzow zusammenkamen, — dann erfolgte 1543 unter dem greisen Abt Brixius die Secularisation, die steinernen Heiligenbilder und Denkmäler wurden zerschlagen, die Kleinodien wanderten in's Domstift zu Berlin, der Altar kam nach dem Dorfe Chorinchen. Kurfürstliche Amtleute schlugen nun ihr Quartier in dem Abteigebäude auf, Mitglieder der Familien Köckeritz, Mörner, Arnim und Sparr. Gänzlich verödete das Amt im 30jährigen Kriege durch die Durchzüge kaiserlicher und schwedischer Soldaten. Im 18. Jahrhundert setzte man Invaliden in die Mönchszellen, die ehrwürdige Kirche wurde zum Theil abgerissen, ihre Kapellen wurden zu Viehställen benutzt. Die Gestalten und Thaten der Vergangenheit waren ja in dieser Zeit zu leeren Schatten verschwommen, unsere ganze ältere Geschichte war ein bei Seite geworfenes, vergessenes Buch. Das ist nun anders geworden; die alten Herrscher stehen uns wieder lebendiger vor Augen, aber zerstört trauern ihre Grabstätten über den Untergang des herrlichen Geschlechtes, das sie erbaute. Die Pracht dieser schlanken Säulen, diese kühn gespannten Gewölbe, diese Fenster mit dem prächtigen gothischen Ornament geben uns Kunde von dem Glanz der Ballenstädter, diese zerstörten Giebel, diese zertrümmerten Kreuzgänge erzählen aber auch von den Stürmen, welche an diesen stillen Stätten vorüberbrausten.

Pariser Briefe.

Die Deutschen in Paris seit dem Frieden.

Ist es ein Bayer oder ein Oesterreicher, der La tyrannie prussienne geschrieben hat? Herr Zeller im Moniteur universel ist über die Schrift ent-

zückt, weil sie vom Fürsten Bismarck schlecht redet und vom „Militarismus" für Deutschland nichts Gutes erwartet.

Aus den Briefen, die in den Tuilerien gefunden und der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, erhellt, daß viele Deutsche den gefallenen Kaiser um dies oder jenes gebeten haben. Aber ist denn das zu verwundern? Ein Bayer sagte mir im Anfange des Krieges: „Man muß ein Lump sein, um jetzt nicht für die deutsche Sache mitzuziehen." Dagegen scheint Herr Albert Wolf der einzige Preuße gewesen zu sein, der sich zum Franzosen hat naturalisiren lassen; aus Dankbarkeit sagt er, für die gastfreundliche Aufnahme, die ihm in der französischen Literatur zu Theil geworden ist; wenn er aber nie Deutsch geschrieben hat, so kann er sich über Deuschland auch nicht beklagen. Sein fanatischer Patriotismus ist lange Zeit im Figaro gefeiert worden, so daß er sich während des Krieges unbedenklich nach Belgien als „Neutraler" in Sicherheit bringen konnte. Nach seiner Rückkehr hat er „die beiden Kaiser" französisch herausgegeben. Er steht im Rufe ein Hermaphrodit zu sein, tanzt aber mit Damen gerne. In hohem Grade verwunderlich ist das Französischsprechen vieler Deutschen in Paris. Als ich nach dem Frieden einen Correspondenten einer süddeutschen Zeitung deutsch ansprach, antwortete er mir in gebrochenem Französisch: „Ich will nicht mehr deutsch sprechen. Die Deutschen haben sich zu schlecht benommen." Der Mann ist ein Oesterreicher, spricht französisch so gut er kann und fährt fort, Deutsch zu schreiben. Auch einen Schuhmacher habe ich gehabt, dessen Französisch gar nicht zu verstehen war, zum Deutschsprechen aber war er trotzdem nicht zu bewegen. — Nach 1866 haben sich einige Frankfurter Frankreich zum Vaterland gewählt, aber es sind meistentheils Juden, die wahrscheinlich in Paris ihren Handel besser zu treiben gehofft haben als daheim. Jetzt sind auch Elsasser in Menge nach Paris wie nach anderen Städten Frankreichs gekommen. Es sind viele Möbelhändler und Apotheker darunter. Man erkennt sie leicht an ihrem Accent, der sie als zum deutschen Stamm gehörige bezeichnet. Die französischen Patrioten sehen zu spät ein, daß je mehr Leute aus Elsaß-Lothringen auswandern, die französisch gesinnt sind, desto leichter die Germanisirung dieser Länder vor sich gehen wird.

Die Deutschen sind bekanntlich im Anfange des Krieges aus Paris ausgewiesen worden, haben eine Geldentschädigung dafür bekommen, sind aber nicht alle zurückgekommen. Die Straßenfeger sind nicht mehr angestellt worden und die Handelshäuser haben aus Patriotismus, Haß und Rachsucht ihre deutschen Beamten nicht wieder angenommen. Oesterreichische Unterthanen sind von allen diesen Maßregeln ausgenommen worden und diese Ausnahme haben sich viele zu nutze gemacht, die nicht an der Leitha geboren sind. Die zwei deutschen Buchhandelsfirmen, die seit so vielen Jahren in Paris existiren,

sind unbelästigt und machen sogar Geschäfte mit der französischen Regierung. Eine bayerische Schwefelhölzchenfabrik in Faubourg Poissourierè würde schon deswegen eingehen müssen, weil die Fabrikation der Zündhölzchen ein Monopol der Regierung geworden ist und nun derjenige mit Galeerenstrafe bedroht wird, der als Privatmann Schwefelhölzer fabricirt. Herr Thiers ist gerade kein Feind der Aufklärung, aber von der Steuer auf die Zündhölzchen hat er von Hause aus viel erwartet und die Dinger sind nun so theuer geworden, daß Leute, die viel rauchen, billiger davon kommen, wenn sie ein Licht brennen lassen.

Um Lehrer der deutschen Sprache in einer öffentlichen Anstalt zu sein, muß man jetzt ein geborener oder naturalisirter Franzose sein, so daß das Versprechen Jules Simon's, daß bald alle Schüler deutsch oder englisch reden werden, wol nicht in Erfüllung gehen wird. Die Officiere zeigen jedoch angeblich eine große Lust deutsch zu lernen, da sie im letzten Kriege den Nachtheil, diese Sprache nicht zu kennen, zu erfahren mehr wie eine Gelegenheit gehabt haben.

Mit der Beschuldigung, den Deutschen als Spion gedient zu haben, ist ein großer Mißbrauch getrieben worden. So steht eine gewisse Frau Meyer deshalb jetzt vor Gericht, und die Angelegenheit macht deswegen viel Lärm, weil Jules Favre sich ihrer Vertheidigung angenommen hatte, und die Geschwornen darauf erklärten, daß sie nicht sitzen und urtheilen würden, wenn der Mann, der sich so manches hat zu Schulden kommen lassen, das Wort als Vertheidiger führen sollte. Eine größere Beleidigung kann man dem gewesenen Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht anthun, aber der gewesene Chef der Opposition hat wenigstens seinen Landsleuten gegenüber eine eherne Stirne. —

Deutsche Zeitungen sind lange proscribirt gewesen. Herr Blanc, der Director der Casinos, d. h. Pächter der Spielhallen von Homburg und Monaco verbot in der letzteren Stadt alle deutschen Blätter. Jetzt läßt man nach, und preußische Zeitungen sind hier und da zu sehen, man trifft sie aber doch nicht im Grand Café oder im Café de la Paix.

Herr Holländer, der auf Kosten des Königs von Hannover eine französische Zeitung herausgegeben hat, ist gestorben, und sein Bruder ist der unterthänigste Diener Frankreichs. Was Herrn Oppenheim anbelangt, so ist er auch ungestört gelassen worden, denn er war naturalisirt und Hausbesitzer, obgleich ein Anverwandter des Cölnischen Banquiers, der für die deutsche Sache eine so reiche Gabe geschenkt hat. Man könnte in derselben Richtung Herrn Washburne den amerikanischen Gesandten, der den zurückgebliebenen Deutschen manche Gabe hat zufließen lassen, lobend erwähnen, aber seine Be-

richte an das Cabinet von Washington sind mit Eigenlob so angefüllt gewesen, daß wir ihm wol keinen Weihrauch weiter zu streuen brauchen.

Die „Deutsche Pariser Zeitung", die im Beginn des Krieges hat eingehen müssen, wird wol nicht sobald wieder auftauchen. Der Deutschenhaß ist zu rege und wird vorerst jede Gelegenheit ergreifen sich geltend zu machen. Die Wiener Bäckereien und Bierbrauereien haben zu blühen nicht aufgehört. Der „Wanderer" wird mit Begierde gelesen, da er antipreußisch ist, nicht so die Pressen, „die Alte und die Neue Freie", obgleich Herr Friedländer aus vielen Töpfen schmauste.

ω.

Rußland auf der Dreikaiserzusammenkunft.

Aus St. Petersburg.

Der Czar rüstet sich zur Reise nach Deutschland! Das ist das große Ereigniß, welches hier die Gemüther bewegt. Und mit dem Czaren ist Rußland, die Sympathieen des Landes sind bei seinem Herrscher und neigt er zu Deutschland, so neigt sich trotz aller Widerhaarigkeit gewisser Parteien auch ganz Rußland dorthin. Aber erkennt man Rußland in Deutschland auch recht? Beurtheilt man es nicht wiederholt falsch und wieder falsch, weiß man nicht besser Bescheid dort in irgend einem transatlantischen Lande als im Nachbarstaate? Das ist die fortdauernde Klage der national-russischen Presse, das ist die Klage in vielen Privatgesprächen und wir Deutschrussen müssen leider oft diesen Klagen recht geben: daß noch kein richtiges Verständniß Rußlands in Deutschland eingekehrt ist, ganz zu geschweigen von England, Frankreich oder andern Ländern, die wenig oder nichts von uns wissen.

Aber die Erkenntniß muß doch durchbrechen. Es geht freilich nur langsam, aber an der Hand der gesteigerten Verkehrsverhältnisse, Angesichts solcher Ereignisse wie des Besuchs der hervorragendsten deutschen Heeresführer am St. Georgsfeste hier oder unsres Czaren jetzt in Berlin, muß eine bessere Vorstellung im deutschen Volke Platz greifen. Das Scherzwort „Kratze den Russen und du findest den Tartaren" ist nicht mehr anwendbar. Rußland besitzt heute eine eigene Malerschule, seine Bildhauer meißeln den carrarischen Marmor so gut wie die Italiener und unsere Mosaikarbeiten stellen sich den florentinischen an die Seite. Rußlands Literatur entwickelt sich kräftig und wäre es nicht um der Lettern und der Sprache willen, sie würde in Deutschland beachtet werden, wie die französische oder englische Literatur. Die Zeit

kommt sicherlich heran, daß russisch als dritte Sprache neben jenen beiden in deutschen Schulen gelehrt wird, daß man in Deutschland Beachtung der Sprache schenkt, welche für 80 Millionen Slaven giltig ist.

Freilich wir geben zu, daß es schwer ist in dem Rußland Alexander's II. das Rußland Katharina's II. oder selbst das Nicolaus' I. zu erkennen. Wie lange besteht das Reich denn? Peter der Große taufte die Nation mit Blut, gab ihr einen Namen, eine Heimath. Er zeichnete mit rohen Linien erst die Grenzen des gewaltigen Reichs vor, nicht minder auch dessen künftige Aufgaben. Katharina II. machte ein halbes Jahrhundert später sich zur Vollzieherin der Vorschriften Peter's, sie verstand es seine Politik zu interpretiren und die Nachbarn im Osten wie im Westen zu zermalmen oder zu terrorisiren. Auch Nicolaus drängte in diesen Bahnen vorwärts, die seine großen Vorgänger auf dem Throne eingeschlagen hatten; er versuchte Rußlands Mission mit dem Schwerte zu vervollständigen, aber der Versuch kostete ihm das Leben.

Sein Sohn, Kaiser Alexander II., hat wohl auch die schließliche Aufgabe des Czarenreichs im Auge behalten, aber er hat den Beweis geliefert, was aus Rußland im Frieden und mit Enthaltsamkeit gemacht werden kann. Nicht jeder Souverän, und am wenigsten ein autokratischer Souverän, kann ruhig zuschauen, wenn Schlachten wie die bei Solferino, Sadowa und Sedan geschlagen werden; aber Alexander II. that es. Er verzichtete darauf, Oesterreichs Undankbarkeit im günstigen Momente zu bestrafen; er ließ es geschehen, daß ein Hohenzoller den rumänischen Thron bestieg: er bot den Polen die versöhnende Hand und ging erst hart vor, nachdem jene zurückgestoßen worden war. Heute ist es aber trotz alledem keine Frage mehr, daß der friedfertige Alexander einen großen Einfluß in Europa und Asien gewonnen hat, daß er am Bosporus mehr zu sagen hat, als sein Vater und Vorgänger.

Es ist nicht leicht für den Westeuropäer, der unter constitutioneller Herrschaft lebt oder für den Reisenden, der das weite Rußland vom Pontus bis an das Eismeer und von der preußischen Grenze bis zum Ural durchstreift, sich eine richtige Vorstellung von diesem absolut regierten Lande zu machen. Die Welt hat von der Bauernemancipation gehört, die eine absolut nothwendige Maßregel war und dem gegenwärtigen Czaren zum ewigen Ruhm gereichen muß, so sehr auch die Bevölkerung momentan darunter leidet, so viel Uebelstände auch mit der Uebergangsperiode verknüpft sind. Große Colonisationspläne für den sibirischen Osten berechnet, Eisenbahn und Kanalprojecte von erstaunlicher Kühnheit, Befreiung von den mannichfachsten Verkehrshindernissen sind Schlagwörter, die an das Ohr Europas dringen. Dann vernimmt es wieder stoßweise, unvermittelt, übertrieben oder entstellt die Gerüchte vom „unterirdischen Rußland“ von ganzen Gesellschaftsclassen, die in Sectenwesen verfallen, allen socialen Einrichtungen der Gegenwart Hohn sprechen, von den

Nihilisten, den Radicalsten aller Radicalen, von den Skopzen die sich selbst verstümmeln.

Das sind Gegensätze, die leicht sich durch Beispiele noch vermehren ließen und den nicht genau mit Rußland Vertrauten in Verwirrung bringen. Wie großartig aber der Fortschritt im ganzen gewesen, wollen wir nur durch ein Beispiel erhärten. Als 1772 Katharina II. das hundertjährige Jubiläum Peter's des Großen feierte, ließ sie ihrem großen Vorgänger jenes gewaltige Reiterstandbild von Bronze hier errichten, das auf einem colossalen Granitfelsen ruht. In diesem Jahre aber, als wir die zweite Wiederkehr dieses Jubiläums feierten, eröffnete in des Kaisers Namen Großfürst Constantin zu Moskau eine internationale Industrieausstellung! Freilich sagt man, daß die Cultur- und Civilisationssymptome, die in unseren großen Städten zu Tage treten kein maßgebendes Kriterium für das ganze weite Reich sein können, von dessen Bewohnern 50—60,000,000 Bauern sind und bis vor Kurzem noch leibeigene Menschen waren. Aber wir wissen hier wie schnell der Fortschritt auf dem Lande ist, wie, uns völlig in die Reihe der Culturnationen eintreten zu lassen, nur noch *eine* solche Friedensepoche wie unter Czar Alexander II. nothwendig ist. Wir sind unserm Souverän unendlich dankbar für den Frieden, den er uns erhalten hat, wir fühlen dessen Segen und jeder, der es aufrichtig wohl meint mit dem heiligen Rußland, wünscht eine Verlängerung der Friedensperiode auch für die Regierungszeit des Nachfolgers ihres gegenwärtigen Kaisers.

Aber gewaltiger noch als das Friedensbedürfniß, welches im russischen Volke lebt, ist dessen *Nationalgefühl* erwacht und dieses ist es, welches manche Schaumblasen aufwirft, nach außen hin aggressiv erscheint. Bis zum Jahre 1812, als die Franzosen nach Moskau zogen und auch lange nach dieser Zeit hatten wir kein russisches Nationalbewußtsein. Zwischen hoch und niedrig, zwischen dem adeligen Gutsherrn und seinen Leibeigenen gähnte eine tiefe Kluft, welche durch die *Fremden* ausgefüllt wurde. Da war vor allen der Jude, der unter den Slaven seine beste Rechnung findet, da war der deutsche Lehrer, Beamte und Techniker, da waren Engländer und Franzosen, die alle zusammen den Handel, die Industrie, die Intelligenz monopolisirten, die unentbehrlich schienen. Die russische Sprache erklang kaum in der guten Gesellschaft; hier hatte sie dem Französischen und dem Deutschen den Platz eingeräumt. Das Kaiserreich importirte Ideen en gros, genau so wie es ausländische Waaren importirte und zumal aus Deutschland. Aus Deutschland stammt die Dynastie, aus Deutschland holten sich unsere Herrscher der Reihe nach ihre Frauen, die wohl die griechische Religion annehmen mußten, aber im Wesen doch Deutsche blieben. Unter Alexander I. und Nicolaus waren nicht nur der Hof, sondern auch die Regierung, die Armee und die höhe-

ren Schulen germanisirt worden. Man ging darin so weit wie möglich und nahm Aeußerlichkeiten, wie die preußische Pickelhaube an, so daß man zeitweilig hier nicht an der Newa, sondern an der Spree zu sein glaubte. Das war aber unnatürlich und die Reaction mußte sich einstellen. Wäre sie nur nicht heftig, Hals über Kopf, das Kind mit dem Bade ausschüttend, undankbar und gehässig aufgetreten, wer hätte es ihr verdenken wollen, wenn sie das „Rußland für die Russen" zur Wahrheit machte? So aber glaubte die mächtig erwachende Nationalpartei, vor allem die Presse, in völliger Negation und Verachtung dessen, was bisher als gut gegolten, das Aeußerste leisten zu müssen. Wehe dem Finnen, der sich auf seine Sonderrechte berief und seine finnische Nationalität hochhielt, wehe dem Polen — hier war die Unterdrückung gleichsam selbstverständlich! — wehe dem Esthen, dem Letten, wehe vor allem dem Deutschen in den Ostseeprovinzen! Daß man mit den nichtrussischen Völkern im Osten, den verschiedenen asiatischen Racen, umsprang, wie man wollte, bedarf gar keiner Erwähnung. In dem weiten Reiche des Czaren vom Niemen bis an die Beringsstraße und vom Schwarzen Meer oder Altai bis ans Eismeer darf nur ein Volk, das russische wohnen. In wie weit man die übrigen Nationalitäten dulden wird, steht dahin.

Deutschland wird durch dieses Vorgehen nur in den Ostseeprovinzen berührt und so schmerzlich auch dem Deutschen die Unterdrückung und Benachtheiligung seiner Stammesgenossen in Liv-, Kur- und Esthland sein mag, wir glauben nicht, daß dadurch eine ernstere Verwicklung zwischen beiden Reichen entsteht. Der Deutsche in den baltischen Gegenden ist das Salz und Mark des Landes, er hat dort die Städte gegründet, hat den Handel und Wandel in der Hand, hat mit einem Worte die ganze Cultur vertreten und er vertritt sie noch auf lange Zeit. Wir begreifen völlig, wie der Russe gern den fetten Culturbissen verschluckt und ein Element incorporiren will, das ihn gewaltig stärken muß. Wird aber Deutschland um dessentwillen je mit gewaffneter Hand einschreiten, kann es die Absicht haben die Ostseeprovinzen zu erobern? Wir glauben nimmer, und würden dieses für die unglückseligste Wendung der deutschen Politik halten. Man halte doch stets fest: der Deutsche in den Ostseeprovinzen ist numerisch schwach, so sehr er geistig auch das Gepräge der Landschaft ausmacht; nur in den Städten bildet er Sprachinseln — die breite Masse des Volks, das ganze platte Land ist lettisch und esthnisch. Kann aber Deutschland, das jetzt schon durch Polen, Dänen und Franzosen gegen 4 Prozent fremde Nationalitäten in sich aufgenommen hat, wünschen, daß dieses Verhältniß noch vermehrt werde? Je reiner es sein Volksthum hält, desto stärker wird es sein. Was hat unser Rußland, was hat Oesterreich unter dem Hader der Nationalitäten zu leiden!

Anderseits aber fürchten wir auch nicht, daß Rußland über seine heutigen

Westgrenzen hinausgreifen wird. Wo sollte denn der casus belli liegen? Beide Reiche, Rußland und Deutschland, sind zu stark, um eines das andere verschlingen zu wollen und dazu ist die Zeit doch zu sehr vorgeschritten, als daß man für ein bloßes Turnier; für eine Erprobung der Kräfte ins Feld ziehen sollte — oder gar für eine Idee. Rußland muß es absolut aufgeben, im Westen weiter vordringen zu wollen, es kann an eine Unterjochung Preußens nicht denken und hat ohnehin in diesem Theile des Landes noch Polen zu assimiliren.

Anders freilich liegen die Dinge mit Oesterreich und der Türkei. Unser Czar und Kaiser Franz Joseph werden Freundschaftsbezeugungen in Berlin austauschen — wir hoffen und wünschen, daß sie dauernd und fest sind. Aber wir können uns nicht verhehlen, daß in den slavischen Völkern Oesterreichs der Keim und die Ursachen zu Kämpfen zwischen beiden Reichen liegt, daß die Ideen der Panslavisten sich in Bezug auf Oesterreich doch noch verwirklichen können. Ihr Schmerzenskind ist vor der Hand Galizien, wo 3 Millionen Kleinrussen von 2 Millionen Polen tyrannisirt werden. Aber schlagen wir hier das Buch zu — es ist nicht an der Zeit in dem Augenblicke, wo die Taube mit dem Oelblatt sich über den drei Kaisern an der Spree niederläßt, von zukünftigen feindlichen Affairen zu reden.

Die drei Reiche, die durch ihre Oberhäupter in Berlin repräsentirt werden, umfassen weit über die Hälfte Europas nach Größe ihrer Länder und Zahl ihrer Bewohner. Von den 181,700 Quadratmeilen und 296 Millionen Bewohnern unseres Erdtheils entfallen auf die drei Reiche 121,500 Quadratmeilen mit 147 Millionen Bewohnern! Sie können über 3 Millionen Soldaten ins Feld stellen und halten, wenn sie einig sind, den Weltfrieden in der Hand. Wenn auch nicht nach der Qualität, so steht doch in Bezug auf Quantität Rußland den beiden anderen Reichen weit voran. Schauen Sie auf eine Karte, wie der Koloß sich über halb Europa und über das ganze nördliche Asien hinlagert, nach allen Seiten sich reckend und dehnend, in Centralasien einen Brocken nach dem andern verschlingend! 381,000 Quadratmeilen umfaßt das Gesammtreich; 80,000,000 Menschen, wohl hundert Nationalitäten und Stämme wohnen in seinen Grenzen. Im Eismeer verloren, dem Pole sich zustreckend, ist der Norden, in der Krim reifen die Südfrüchte, in Turkestan gedeiht die Baumwolle und einzelne Strecken Südsibiriens weisen ein italienisches Klima auf. Von Ost nach West braucht ein Wanderer, der täglich unausgesetzt 8 Meilen zurücklegt, 233 Tage um Rußland zu durchschreiten, und würde man den Weg mit der Eisenbahn zurücklegen können, so müßte man bei einer Schnelligkeit von 4 Meilen per Stunde 20 Tage ununterbrochen fahren, um von der West- zur Ostgrenze Rußlands zu gelangen, während z. B. anderthalb Tage genügen um Deutschland von West nach Ost mit der

Bahn zu durchkreuzen! Von unserer palastreichen Czarenstadt an der Newa bis Petropawlowsk einer der fernsten Kosakenstädte im Osten, in Kamtschatka gelegen, braucht der kaiserliche Courier volle drei Monate um an Ort und Stelle zu gelangen. Rußland, das über zweimal so groß als ganz Europa ist, könnte eine Welt für sich bilden; hat es doch Gubernien, wie z. B. Archangelsk mit 14,000 Quadratmeilen, in denen ganz Deutschland bequem stecken könnte und dann noch ein Raum übrig bliebe um ein paar Königreiche Bayern daraus zu machen. Aber so imposant diese Zahlen auch aussehen, man darf sich durch dieselben nicht täuschen lassen, entfallen in dem weiten Reiche doch nur wenig mehr als 200 Seelen auf die Quadratmeile, während in Deutschland über 4000, in Großbritannien über 5000 auf dem gleich großen Raume wohnen. Daher kommt es auch, daß das Land nur vier Städte von mehr als 100,000 Einwohnern (Petersburg, Moskau, Warschau, Odessa) und im ganzen 15 Städte mit mehr als 50,000 Einwohnern zählt. Das vierzigmal kleinere Deutschland aber besitzt 10 Städte mit mehr als 100,000 Einwohnern und 30 Städte, die über 50,000 Seelen zählen! Zeigen diese wenigen Zahlen schon an, wie Rußland trotz aller Fortschritte doch immer noch vielfach anders ist, wie die west- und mitteleuropäischen Staaten, so wird dieses noch augenscheinlicher, wenn wir einige wesentliche Verhältnisse unsres Reichs betrachten. In keinem europäischen Staate z. B. hat die Statistik der einzelnen Stände eine solche Bedeutung wie in Rußland. Officiell werden zwar, wie überall in Europa nur vier Stände, der Adel, Klerus, Bürger- und Bauernstand angenommen, aber in jedem dieser Stände giebt es zahlreiche und scharf von einander getrennte Gruppen, welche, wie beim Priesterstande, von einer Art Kastengeist durchweht sind. Ueberdies muß noch bemerkt werden, daß gerade die zwei wichtigsten Elemente in Rußland, der nicht ursprünglich russische Bürger- und der Bauernstand, sich in einer Uebergangsperiode ihrer Entwicklung befinden. Hierzu tritt noch eine enorme und sociale Verschiedenheit aller vier Stände in den einzelnen größeren Theilen des Reichs, welche ehemals ein selbstständiges staatliches und nationales Leben führten; außerdem darf nicht übersehen werden, daß bei den zahlreichen Nomadenvölkern, welche Rußland beherbergt, die Ständeunterschiede noch gar nicht zur Entfaltung kamen und bei vielen nie sich entfalten werden. Nichts ergibt aber einen besseren Einblick in die Verschiedenheit Rußlands von den übrigen europäischen Ländern, als seine Ständestatistik. Der Adel jeden Grades steht da mit 1½ Procent der Bevölkerung an der Spitze; auf die Geistlichkeit entfällt beinahe 1 Procent; Bürger im allerweitesten Sinne haben wir nur 8½ Procent gegenüber den 40 und 50 Procent in West- und Mitteleuropa; die Bauern stehen als breite Masse mit 74 Procent da, ihnen schließen sich 5 Prozent

Nomaden an und endlich 9 Procent Militairpersonen, worunter die Kosaken mit ihren ganzen Familien eingerechnet sind.

Das sind nur einige Andeutungen zur Beherzigung. Es thut dringend Noth, daß man in Deutschland Rußland richtig erkenne und auffasse, daß man das ganze Volk und Reich nicht gleichstelle mit den bekannten panslavistischen Hetzern der Moskauer Presse. Die Wünsche des Kerns der Bevölkerung sind friedlicher und freundschaftlicher Natur und in diesem Sinne sehen wir auch unsern Czaren an der Spree erscheinen und aufgenommen werden.

Briefe aus Berlin.

Berlin, den 30. August 1872.

Seit Monaten beschäftigen sich die deutsche und die ausländische Presse mit der Dreikaiserzusammenkunft in Berlin. Die Festwoche liegt nun unmittelbar vor uns. Bald wird die Beschreibung der Festlichkeiten an die Stelle der politischen Conjecturen treten, aber freilich nur um einer desto reicheren Fluth von Conjecturen Platz zu machen, sobald die hohen Häupter sich getrennt haben werden. Man stritt bis jetzt, was mit der Zusammenkunft bezweckt werde. Man wird fortan streiten, was mit der Zusammenkunft erreicht worden. Das wird so lange dauern, bis andere augenfällige Ereignisse die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Indem die europäische Presse ab ovo begann, untersuchte sie zuerst die Frage nach dem Urheber der Zusammenkunft. Oestreichische Stimmen wollten diese Ehre dem Grafen Andrassy vindiciren. Das geht nicht mehr an, seitdem die Initiative in Preußen so gut wie officiell für den Kaiser Wilhelm reclamirt worden. Neuerdings haben französische Blätter den geistreichen Einfall ausgesendet, man habe preußischerseits es nur auf den Besuch des Kaisers Franz Joseph abgesehen gehabt; der Kaiser Alexander habe sich von selbst eingeladen, um die preußisch-östreichische Intimität sich nicht manifestiren zu lassen, oder dieselbe womöglich im Keime zu ersticken. Das sind Erzeugnisse französischer Einbildungskraft, gut für solche, die nicht die geringste Personal- und Sachkenntniß besitzen. Eins nur bezeugen diese Empfindungen: wie unausgesetzt und lebhaft das französische Verlangen auf eine enge Verbindung mit Rußland gerichtet ist. Man sucht sich um jeden Preis mit dem Gedanken zu schmeicheln, dem man deshalb auf jede Weise Haltbarkeit zu geben bemüht ist, daß eine wirkliche Intimität Rußlands mit Deutschland und Oestreich-

Ungarn gar nicht eintreten könne. Man ruft zu diesem Zweck in englischen Blättern franzosenfreundlicher Richtung sogar den Exkaiser Napoleon III. auf die Bühne. Er muß zum Orakel werden und das Dogma verkünden, in dem jetzt die ganze Aufrichtung französischer Herzen enthalten ist, das Dogma von der Unmöglichkeit wirklicher Eintracht zwischen Rußland und den deutschen Großmächten.

Hält dieses Dogma wohl eine ruhige Prüfung aus? Seit dem Jahre 1815 ist das Zusammengehen Preußens und Rußlands eines der einflußreichsten Momente der europäischen Politik gewesen. Es gab Zeiten, wo Rußland unter Nicolaus I. dem Aufstreben Preußens in herrischer Weise Halt gebot. Die russische Reichskanzlei wird von den Erfolgen Preußens seit 1864 auch nicht erbaut gewesen sein. Seit wann liebt es der Mächtige, daß ein kleiner Nachbar ihm ebenbürtig wird? Aber hat die russische Politik deshalb Ursache, in ruhiger Erwägung der Interessen ihres Reiches Frankreichs Verbündeter gegen Deutschland zu werden? Macchiavell sagt freilich: „sei deines Nachbarn Freund, vor allem aber Freund dem Nachbar deines Nachbars.“ Das wäre ja ein Recept, wie es die Franzosen der russischen Staatskunst ersehnen.

Man muß aber bei den Recepten die Natur des jedesmaligen Patienten beachten. Rußland hat viel, unermeßlich viel zu thun auf der asiatischen und südeuropäischen Linie seiner Aktionssphäre. Am meisten aber hat es im eignen Innern zu thun. Daß die westeuropäische Linie mit kaum nennenswerthen Unterbrechungen die ruhige, wenn man will die todte Seite seiner Aktion seit nahezu sechszig Jahren gebildet hat, daraus allein hat Rußland die Fähigkeit aller Erfolge auf denjenigen Operationslinien geschöpft, wo es dauernden Gewinn überhaupt nur erlangen kann. Die westeuropäische Linie zur Hauptaktionslinie machen, bedeutet für Rußland nicht nur ein hoffnungsloses Unternehmen, sondern den Sturz in unheilbare Schwäche und Zerrüttung durch Ueberanstrengung. Weit genauer wohl, als die französische Unbedachtsamkeit sich träumen lassen mag, wird diese Thatsache in Rußland von allen Persönlichkeiten geschätzt, deren Erfahrung und Urtheil heute und noch auf Menschenalter hinaus von Gewicht ist.

Wenn das Erscheinen des russischen Kaisers bei so feierlicher Gelegenheit ein neuer Beweis nach so vielen bereits vorausgegangenen Beweisen ist, mit wie aufrichtigem Beifall Alexander II. die persönlichen Erfolge seines Oheims und die Consolidation Deutschlands begleitet, so läßt sich mit weit größerem Schein freilich der Zweifel erheben, ob die Begegnung der Monarchen denn auch den Zwiespalt der orientalischen Interessen Oestreichs und Rußlands ausgleichen könne oder gar seine Ausgleichung zur Voraussetzung habe.

Die orientalische Politik ist lange Zeit fanatisch türkenfreundlich und conservativ gewesen. Metternich's allgemein conservative Neigung vereinigte

sich mit seinem Bestreben, das Anwachsen der russischen Macht zu hindern, bei dem Einschlagen dieser Bahn. Unter dem Einfluß des bekannten Freiherrn v. Prokesch-Osten, des langjährigen Botschafters Oestreichs in Constantinopel, ist dann diese Politik fortgesetzt worden. Als Graf Beust den entgegengesetzten Versuch machte, sich etwas freundlich zu den christlichen, insbesondere den slavischen Unterthanen der Pforte zu stellen, wurde er durch besagten v. Prokesch-Osten in der „Allg. Ztg." leidenschaftlich abgekanzelt. Gegenwärtig dürfte man in Wien den türkischen Verhältnissen gegenüber doch wohl auf dem Standpunkt des Abwartens stehen. Man wird einsehen, daß es gefährlich ist, den christlichen Unterthanen der Pforte nur im Lichte des Feindes zu erscheinen, daß das nichts Anderes heißt, als diese Bevölkerungen mit Gewalt in die Arme Rußlands treiben. Dennoch würden augenblicklich, wie mit entgegengesetzten Absichten immer, Rußland und Oestreich in ihrem Verhalten gegen die Türkei übereinstimmen. Nur daß Rußland ein wenig mehr die christlichen Bevölkerungen antreibt, während Oestreich ihre Hoffnungen nicht anfacht, aber auch nichts mehr thut, dieselben zu unterdrücken. Gelingt es den christlichen Bevölkerungen der europäischen Türkei, erfolgreiche Schritte auf der Bahn ihrer Selbstständigkeit zu thun, so ist die Frage, ob mit der schwindenden Furcht vor den Türken die Schutzherrlichkeit Rußlands nicht anfängt eines Tages ihnen bedenklich zu werden.

Die orientalische Frage ist also augenblicklich kein Hinderniß für die Herrscher Rußlands und Oestreichs, zu Gunsten des europäischen Friedens ihr mächtiges Wort nachdrücklich einzulegen.

Man sagt: dem Ernst dieses Friedensbedürfnisses werde die glückliche Lage der Polen in Galizien zum Opfer fallen müssen. Aber Rußland steht im Begriff, einen neuen Aussöhnungsversuch mit seinen polnischen Unterthanen zu machen. Das ist nicht der Moment, von der östreichisch-ungarischen Monarchie Maßregeln der Unterdrückung gegen die Polen zu heischen.

Was man in Frankreich von der Septemberzusammenkunft fürchtet, mit Ingrim fürchtet und mit Angst, das ist eine feierliche Bekräftigung der jetzigen Territorialeintheilung Europas, eine Besiegelung derjenigen Karte von Europa, welche an die Stelle der Karte des wiener Congresses getreten ist. Was sollte Frankreich gegenüber einer solchen Bekräftigung thun, auch wenn es nicht zur Theilnahme eingeladen würde? Sollte es seine Rechte auf die Revanche, auf den Krieg, den es vorbereitet, auf die Rheingrenze, die es mindestens zu erobern gedenkt, mit lauter Stimme geltend machen? Oder sollte es einen feierlichen Akt der meisten großen Nationen des europäischen Continents: Rußlands, Oestreich-Ungarns, Deutschlands, Italiens, schweigend hinnehmen?

Niemand vermag zu sagen, ob die geheimen Besorgnisse der französischen Politiker, welche sich in den verschiedenen Erfindungen von Congressen 2c. ausdrücken, begründet sind. Denn bis zur Stunde, wo diese Zeilen geschrieben werden, weiß Niemand, ob eine feierliche Bekräftigung der politischen Eintheilung Europas durch die in Berlin vereinigten Monarchen jemals beabsichtigt worden. Eine gewisse Bekräftigung liegt in der Zusammenkunft selbst. Das fühlen die Franzosen, und das erbittert sie. Ob die Frucht aber einen noch herberen Geschmack für das rachedürstende Frankreich annehmen wird, ist das Geheimniß der nächsten oder übernächsten Woche. So kurz vor dem Ereigniß wäre prophezeien am mißlichsten, aber angemerkt darf werden, daß gewiegte Beurtheiler keinerlei formale Kundgebungen erwarten.

Nachschrift.

Berlin, 1. September 1872.

In dem vorstehenden Brief ist die gemeinsame Connivenz Oestreichs wie Rußlands gegen die Emancipationsbestrebungen der christlichen Bevölkerungen der Türkei vorausgesetzt. Nun meldet ein gestriges, allerdings noch der Bestätigung bedürftiges Telegramm von einem Circularschreiben Andrassy's, welches die Uebereinstimmung Rußlands mit Oestreich in Bezug auf die Erhaltung der Türkei constatiren soll. Die Beweiskraft solcher diplomatischen Kundgebungen, die Echtheit der in Rede stehenden vorausgesetzt, ist selbstverständlich eine bedingte. Eine kühlere Haltung der östreichisch-ungarischen Regierung gegen Serbien, als den Hauptträger der christlichen Emancipationsbestrebungen auf der Balkanhalbinsel, war schon vor und bei der Thronbesteigung des jungen Fürsten Milan zu constatiren. Es liegt dennoch kein Grund zu der Annahme vor, daß Oestreich in die alte Politik unbedingter Erhaltung der Türkei gegenüber einlenken werde, wie bestimmt auch die desfallsigen Ausdrücke des Grafen Andrassy zu lauten scheinen. Die neuerliche Haltung Oestreich-Ungarns kann leicht nur darauf berechnet sein, den Südslaven bemerklich zu machen, daß es unklug ist, wenn sie ihre nationale Expansion gegen die Türkei und Oestreich zugleich richten. Officiöse Stimmen aus Oestreich heben denn auch hervor, daß die dortige Regierung bemüht sei, die vorsichtige, den Verhältnissen Rechnung tragende Regierung des Fürsten Milan zu stützen gegen die ultranationale Partei der Familie des Kara Georgiewitsch. Rußland andererseits hat nicht minder Ursache, die ultranationalen Parteien mit mißtrauischem Auge zu betrachten. Der Zukunftstraum eines großserbischen Reiches ist unverträglich mit dem Gedanken eines russischen Protektorates über die christlichen Bevölkerungen der Balkanhalbinsel, auf welches, abgesehen von dem Besitz Rumeliens mit Constantinopel, die russischen Absichten in Betreff der europäischen Türkei hinauszulaufen scheinen. So scheint jede sachliche Betrachtung der Verhältnisse in der europäischen Türkei darauf hinzuführen, daß die russische und die östreichische Politik, wie verschieden immer in ihren Endabsichten, vorläufig keinen Grund haben, sich auf dem dortigen Terrain und um desselben willen zu befehden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Tyndall, John. In den Alpen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von Gustav Wiedemann. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** ist erschienen:

Zur Geschichte der Internationale

von

M. B.

Preis 1 Thlr. 25 Ngr.

Aus sehr guten, bisher meist unbenutzten Quellen geschöpft, enthält das Buch besonders viel Neues über die Entstehung der Internationale aus dem Communistenbunde sowie über die Organisation und Verbreitung derselben, über die das Buch von Testut die ärgsten Uebertreibungen bringt.

Das September-Heft der **„Deutschen Blätter"**, herausgegeben von Dr. **G. Füllner**, Verlag von **Friedr. Andr. Perthes** in **Gotha**, bringt folgende Aufsätze:

- Die Arbeiterfrage. I. Von **Krummel.**
- Der Nationalcharakter der Franzosen und der Ultramontanismus. II. Ein Beitrag zur Völkerpsychologie von **Schröder.**
- Kirche, Schule und Deutsches Reich. Von **Reinhard.**
- Die Revision der schweizerischen Bundesverfassung. Von **Kind.**
- Kirchenpolitische Correspondenz aus Berlin. Von **F. F.**

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** erscheint:

Das Kapital.

Kritik der politischen Oekonomie

von

Carl Marx.

Zweite verbesserte Auflage

in 9 Lieferungen à 10 Sgr.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen an.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens von W. F. Carl Schmeidler.

Ein Band gr. 8⁰. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Das Buch enthält eine vollständige Darstellung des Eisenbahnwesens seit dem Entstehen der Eisenbahnen bis in das gegenwärtige Jahr, seine Fortschritte und Erfolge, seinen Einfluß auf Staat, Handel, Industrie, Geldmarkt, auf alle Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen, auf Krieg und Frieden.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

A. von Dommer, Handbuch der Musikgeschichte

von den ersten Anfängen bis zum Tode Beethovens in gemeinfasslicher Darstellung. 3 Thlr.

Das Werk hat den Zweck, der Kenntniss von den Thatsachen der Musikgeschichte eine weitere und allgemeinere Verbreitung zu geben und bestrebt sich hinsichts der Form, diesen Gegenstand sowohl dem gebildeten Musikfreunde zugänglich zu machen, als auch dem Fachmanne zu genügen.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 3 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

№ 38.

Ausgegeben am 13. September 1872.

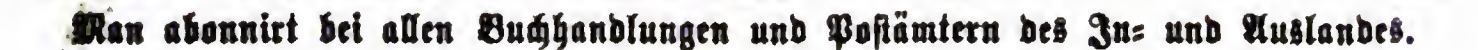
Inhalt:

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1872.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)



Frankreich und die allgemeine Wehrpflicht

von

Max Jähns.

VIII.

Die Herstellung der Armee erwies sich 1815 bedeutend schwieriger als im vorhergegangenen Jahre. Die Trennung zwischen Volk und Heer, die Tyrannis, welche das letztere schon so lange über Frankreich ausgeübt, war durch die Hundert Tage schärfer als jemals ausgeprägt. Nun wehten zwar wieder die weißen Fahnen über den Truppen; diese selbst aber waren unverändert; von den gleichen Neigungen und Instincten wie seit zehn Jahren erfüllt, sahen sie sich gedemüthigt und besiegt einer Regierung, ja einem Volke gegenüber, zu der sie kein Zutrauen fassen mochten, das sich von ihnen abwendete. Das Gefühl, von der Armee gewaltsam in jenes fürchterliche Abenteuer der Hundert Tage hineingerissen worden zu sein, welches Frankreich so viel Blut, Landabtretung und an anderthalb Milliarden Franken gekostet, trug viel zu dem widerwärtigen Schauspiel des „weißen Schreckens“ bei, dem ein Mann wie der Marschall Brune zum Opfer fiel. Es ist völlig verfehlt, mit den ruchlosen Gewaltsamkeiten toller Pöbelrotten die Verurtheilungen und Hinrichtungen auf eine Stufe zu stellen, welche so offenbare Verräther trafen, wie den Obersten Labedoyère, die Generale Mouton-Duvernet und Chartrand und namentlich den Marschall Ney. Einer Sühne bedurfte der schamlose Treubruch; wenn man die Häupter traf, um der Masse weithin sichtbare Lehren zu geben, so konnte man hoffen, eine heilsame Erschütterung des Gemüthes hervorzubringen und das Gewissen aller derer zu berühren, die jener Männer Mitschuldige gewesen. Aber so tief schon war die Begriffsverwirrung in der französischen Armee, daß dieser Zweck keineswegs, vielmehr sein Gegentheil erreicht ward. Man erblickte in Labedoyère nur den begeisterten Anhänger „des größten Mannes aller Zeiten“, in Ney immer nur den Bravsten der Braven, den Helden von Moskau, — und mit schlecht verhehlter Verachtung verglich man diesen Heroen die königlichen Prinzen, welche man jetzt in den höchsten Stellen der Armee fand. War es nicht ominös, daß Monsieur, der

Bruder des Königs, nicht nur an der Spitze der Nationalgarde, sondern auch an der der jesuitischen Congregation stand? Schien nicht der Herzog von Angoulême nur „der Mann seiner Frau“ Marie Therese, welche Napoleon nicht umsonst den einzigen Mann unter den Bourbonen genannt? War nicht der Herzog von Berry ein Paradesoldat, ein launenhafter Kleinigkeitskrämer und so voll von bourbonischem Stolze, daß er die napoleonischen Offiziere bis zur Unverschämtheit tactlos behandelte?

Die Neuformation der Armee war bei dieser Stimmung ein Werk, welches ebenso große diplomatische Klugheit als fachgemäße Kenntniß, einen ebenso unbescholtenen Namen als bewährte Energie verlangte. Der König traf eine glückliche Wahl, indem er den Marschall Gouvion Saint Cyr zum Kriegsminister wählte. Zugleich that man, um den feindlichen Geist der Armee zu paralysiren und um sich mit Sicherheit wenigstens auf die Mannschaft einiger Provinzen stützen zu können, einen Schritt, der in der neueren Heeresgeschichte Frankreichs einzig dasteht: man ging (freilich nur auf kurze Zeit) zum Territorialsystem über. Die Infanterie-Regimenter wurden aufgehoben und an ihrer Stelle 94 „Departementallegionen“ errichtet, die aus solchen jungen Leuten zusammengesetzt waren, welche aus ein und demselben Departement stammten. Diese Organisation gewährte zugleich ein ebenso einfaches als schnellwirkendes Mittel, um die durch die Entlassungen zerstreuten militärischen Elemente zu gruppiren; sie erleichterte die Wiederherstellung des Heeres. Natürlich konnten alle so getroffenen Maßregeln nur palliative sein; man mußte von vornherein daran denken, die binnen zwei Jahren durch definitive Verabschiedungen entstehenden Lücken auszufüllen, man mußte mit einem Wort die Art der Recrutirung gesetzlich feststellen. Diese Aufgabe war eine außerordentlich schwierige; der General Clarke, Herzog von Feltre, welcher in Folge politischer Conjuncturen St. Cyr abgelöst hatte, erwies sich derselben nicht gewachsen, und so ernannte denn Louis XVIII. im Juli 1817 aufs Neue St. Cyr und dieser unterzog sich der ihm gewordenen Aufgabe mit ebensoviel Hingabe wie Glück. — Die Vorurtheile der Parteimänner und die Instincte der großen Masse waren gegenüber der Frage der Heeresreorganisation gleich unklar. Viele Constitutionelle zeigten sich überhaupt der Wiederaufrichtung einer permanenten Armee feindlich gesinnt und betrachteten sie als eine Hemmung der öffentlichen Freiheit; die Masse der Nation aber verband auf eine höchst wunderliche Weise tiefe Abneigung gegen die Conscription mit schmerzlichem, anhänglichem Bedauern des „homme légendaire“, der mit der Conscription doch einen dem Lande so verhängnißvollen Mißbrauch getrieben hatte.

Es gehörte viel Muth dazu, um so verwickelten Verhältnissen gegenüber

mit Freiheit und Entschiedenheit die Bahnen vorzuzeichnen, welche einzuschlagen waren. Bis zu einem nicht geringen Grade besaß Gouvion Saint-Cyr diesen Muth. Streng zu allen Zeiten, unter dem Kaiserreich liberal und daher von Napoleon nicht eben gern gesehen, konnte er jetzt, ohne mit seiner Vergangenheit zu brechen, auf die constitutionellen Anschauungen eingehen und zugleich lebhafte Sympathie für seine alten Kampfgenossen bekunden. Gewöhnt, die Chancen eines Kampfes kaltblütig zu wägen, entfernte er die Hindernisse, von denen er sich umgeben sah, mit derselben stillen und scharfsichtigen Ruhe, die ihn auf dem Schlachtfelde beseelte, und bereitete so das Gesetz vom Jahre 1818 vor, von dem gesagt worden ist, „qu'on pourrait dire inspirée par le génie de la France, comme le fut par un Dieu, si l'on en croit Végèce, l'institution de la légion romaine."*) — Saint-Cyr gewann seinem Gesetz die Anerkennung des Königs und legte es den Kammern vor. „Spectacle unique dans l'histoire du monde, rief er bei dieser Gelegenheit pathetisch aus, que celui d'un gouvernement national et libre discutant sa force et son système militaire en presence des armées de l'Europe, qui résident encore sur son territoire!" — Seit den Heeres-Debatten der Versailler Nationalversammlung im Jahre 1872 ist dies Schauspiel allerdings nicht mehr unique; an Stelle der „Armeen Europas" wohnten freilich nur vier deutsche Divisionen jenen Berathungen bei.

Die Gesetzesvorlage Saint-Cyr's war ein vollständiges System. Sie bestimmte nicht nur die Art der Recrutirung, sondern auch die Heeresstärke, die Zusammensetzung der Reserve und die Regeln des Avancements.

Der erste Artikel war eine Art redactionelles Kunststück. Die allgemeine Stimme und die Versprechungen Louis' XVIII. verboten es, das Wort „conscription" auszusprechen. So wurde denn das freiwillige Engagement als Hauptelement der Recrutirung hingestellt, der „Appell" nur als Aushülfsmittel. Dieser Appell war aber ganz genau dasselbe wie die Conscription und unterschied sich nicht einmal quantitativ von derselben, wenn man nicht die ungeheueren Massenforderungen der letzten napoleonischen Zeit als Norm annehmen will. — Der Friedensstand, von der Regierung auf 150,000 Mann vorgeschlagen, wurde Seitens der Kammer auf 240,000 Mann festgestellt und sollte durch jährliche Aushebungen ergänzt werden, welche die Zahl von 40,000 Mann nicht überschreiten sollten. Dies Contingent wurde auf die Departements, Arrondissements und Cantons nach der Einwohnerzahl vertheilt und durch Losung unter den Zwanzigjährigen festgestellt. (Minimalgröße 1m 57.) Ausnahmen und Dispense waren bestimmt und ziemlich freigebig geregelt und zur Entscheidung einem Revisionshofe zugewiesen. Alle Enga-

*) Discours du général Ricard. 1824.

gements sollten freiwillig sein, Prämien (primes) waren verboten und auch das wiederholte Engagement, die Kapitulation gab nur Anrecht auf höheren Sold. — Die Stellvertretung war gestattet und zwar ohne Einmischung der Behörden, welche nur die Brauchbarkeit des Stellvertreters anzuerkennen hatten. Für den Fall der Desertion blieb der Vertreter ein Jahr lang haftbar. — Die Dauer des Dienstes war auf 6 Jahr festgesetzt. Je nach Umständen konnten die Ausgehobenen und Stellvertreter an den heimathlichen Heerd beurlaubt werden.

Das waren die Hauptbestimmungen der drei ersten Artikel des Gesetzes. Der Artikel IV errichtete die „Veteranen", unter welchem Namen sämmtliche entlassene Unterofficiere und Soldaten zusammengefaßt wurden. Ihnen wurde, bei voller persönlicher Freiheit, sich zu verheirathen und Geschäfte zu begründen, ein Territorialdienst auferlegt, der 6 Jahr dauerte, aber nur im Kriegsfall gefordert werden durfte. Selbst dann sollte es eines besonderen Gesetzes bedürfen, um sie zu verpflichten, auch nur den Bezirk ihrer Militärdivision zu verlassen. — Durch diese Einrichtung wollte sich Saint-Cyr eine Reserve von 240,000 ausgedienten Soldaten sichern, die in jener Zeit sogar kriegserfahrene Soldaten waren, zumal er bei ihrer ersten Formation bis zum Jahre 1807 zurückgriff. Die unklare Fassung des Artikels jedoch beeinträchtigte seinen Werth. Nicht ohne Absicht war wol unbestimmt gelassen, was unter „service territorial" eigentlich zu verstehen sei: ob die Veteranen unter die Kriegsartikel gestellt, ob sie in besonderen Corps formirt werden sollten oder ob sie in Regimenter eingereiht werden dürften — die Unbestimmtheit war jedoch schädlich.

Artikel V enthielt die Strafbestimmungen; Artikel VI bezog sich auf das Avancement. Die Restauration hatte sich nach der gewaltsamen Reaction der ersten Wochen im Allgemeinen gerecht und billig bei den militärischen Anstellungen gezeigt; aber die Schwierigkeiten waren außerordentlich groß. Die Massenbeförderungen von 1809 und 1813, die zurückgekehrten Emigranten, die Menge der Unterlieutenants, welche la maison du Roi von 1814 geliefert, waren unmöglich unterzubringen. Zudem hatten die hastigen und ausgedehnten Neuschöpfungen viele schlechte Elemente in die Officiercorps gebracht. Jetzt wurden nun alle diese Verhältnisse gesetzlich geordnet. Artikel VI stellte fest, daß Niemand Officier werden dürfe, der nicht ausreichende Zeit in den unteren Chargen gedient oder das Examen einer Militärschule bestanden habe. Ein Drittel der Souslieutenantsstellen blieb den Unterofficieren vorbehalten.

Die Opposition der Ultra-Royalisten concentrirte ihre Angriffe weniger gegen das Princip der „Appells", dessen Nothwendigkeit ziemlich allgemein zugegeben wurde, als gegen die Artikel IV und VI. Die Einrichtung der Ve-

teranen und die Vorschriften des Avancements erschienen ihr als eine Incarnation der Revolution in der Armee, als der Plan einer permanenten Verschwörung gegen den Thron. Indeß gelang es doch der ernsten Unterstützung, welche namentlich der König selbst dem Gesetzentwurf angedeihen ließ, ihn nach 21 tägiger Debatte mit 142 Stimmen gegen 92 fast unverändert zur Annahme zu bringen. — Im Heere wurde das Gesetz, welches die Grundlage aller späteren geblieben ist, überaus günstig aufgenommen. Die Neubildung der Armee ging nunmehr rasch voran und der Kriegsminister benutzte das neue Avancementsgesetz, um Tausende der verabschiedeten Officiere Napoleon's wieder anzustellen, während ebensoviele der durch die Gunst des Hofes oder auf die Fürsprache Condé's eingeschobene Herren die Stellen, denen sie nicht gewachsen waren, wieder verloren. Man kann sich das Murren der Ultras denken. Kurze Zeit darauf räumten indeß die Truppen der Verbündeten das Land, und die Leichtigkeit, mit welcher sich der Appell der ersten Contingente vollzog, legte der Kritik momentanes Stillschweigen auf. „La France délivrée avait retrouvé son armée, et l'armée avait sa charte.“ *)

Angesichts dieser Resultate mußte es doppelt überraschen, zu Ende des Jahres 1818 den Marschall Saint-Cyr aus dem Cabinet treten zu sehen, in welchem ihn, an Stelle des von aller Welt erwarteten Macdonald der alte Graf von Latour-Maubourg zu ersetzen berufen ward. Unter diesem Minister wurde das Territorialsystem wieder aufgegeben. Man fand, es habe Spaltungen in den Officiercorps, Kirchthurmpatriotismus u. s. w. hervorgerufen. Die Hauptsache aber war wol die, daß die Decentralisation den Neigungen aller französischen Behörden widerstrebte. Auch Saint-Cyr widersprach nicht, als man am 23. October 1820 wieder zu den alten regimentarischen Formen zurückkehrte.

In einem Puncte hatte Saint-Cyr gegen seine Ansichten nachgegeben; er hatte in die Herstellung der königlichen Garde willigen müssen, die indessen eine andere Gestalt erhielt als 1814. Sie zerfiel in die Hausgarden und die Feldgarden. Die ersteren, die Maison militaire du Roi bestand aus vier Compagnien Gardes du Corps, welche von vier Herzögen alten Adels (Havre, Noailles, Grammont, Luxemburg) als Hauptleuten befehligt wurden, aus den Hundert-Schweizern und der Leibgarde von Monsieur, dem Grafen von Artois. Die Feldgarden zerfielen in zwei Divisionen Infanterie und zwei Divisionen Cavallerie, deren Oberst der König, deren Majors (Divisionscommandeurs) vier Marschälle von Frankreich waren. Alle Officiere hatten in der Armee höheren Rang. — Die Infanterie bestand aus sechs

*) M. le duc d'Aumale: Les institutions militaires de la France.

französischen und zwei schweizerischen Regimentern. Das Artilleriecorps der Garde zählte drei Regimenter.

Die Linien-Infanterie wurde bis 1823 auf 64 Regimenter zu drei Bataillonen, die leichte Infanterie auf 20 Regimenter zu zwei Bataillonen gebracht. Außerdem bestanden vier Regimenter Schweizer zu drei Bataillonen und das Fremden-Regiment (Legion) Hohenlohe-Bartenstein. — Es fällt auf, daß die fremden Truppen in dieser Liste wieder eine gewisse Rolle spielen. Die Schweizer treten allerdings damit nur an den Platz, den sie seit fast zehn Jahrhunderten eingenommen und den ihre Treue während der Hundert Tage überdies neu verdient hatte. Eine mit der Eidgenossenschaft am 1. Juni 1816 abgeschlossene Capitulation hatte ihre Rechte und ihren Ersatz gesichert. — Was die Legion Hohenlohe anbetrifft, so setzte sich dieselbe aus fremden Mannschaften zusammen, welche aus den acht Regimentern fremder Truppen übergeblieben waren, die im Feldzuge von Waterloo noch unter Napoleon's Fahnen gefochten und die der schon als Emigrantenparteiführer bekannte Fürst v. Hohenlohe-Bartenstein in drei Bataillonen reorganisirt hatte. — Durchweg wurden die fremden Truppen an besonders wichtigen Stellen: am Hoflager oder in Seeplätzen dislocirt, wo sie zur unmittelbaren Vertheidigung der Krone oder zur Sicherung einer etwa nothwendig werdenden Expatriirung derselben verwendet werden konnten.

Die Reiterei bestand aus 1 Reg. Carabiniers, 6 Cürassier-, 10 Dragoner-, 24 Chasseur- und 10 Husaren-Regimentern, die Artillerie aus 8 Fuß- und 1 reitendem Regiment, 8 Train-Escadrons, 12 Handwerks- und mehreren Garnison-Compagnien. Die Truppen des Genie-Corps zählten 3 Regimenter. Die Stärke der Gendarmerie betrug 15,000 Mann. — Die ganze Armee zählte i. J. 1823 (einschließlich der 20,200 Mann Garde) 175,500 Mann.*)

In Folge der Ermordung des Herzogs von Berry gewann indeß die ultraroyalistische Partei im Rathe des Königs die Oberhand und der Kriegsminister ließ es sich angelegen sein, die Interessen derselben dadurch wahrzunehmen, daß er eine große Anzahl napoleonischer Officiere aus der Armee entließ und alte Royalisten in deren Stellen einschob. So wurde das Heer zum Spielball der Parteien, und die schroffen Gegensätze der letzteren machten sich auf Kosten der Mannszucht und Kameradschaft nur allzu bemerkbar. Reibungen zwischen den französischen und den Schweizer-Truppen, Befeindungen der Gardecorps durch die Linienregimenter, Duelle auf Leben und Tod unter den alten und den neuen Officieren, waren an der Tagesordnung. Zuweilen stellte jede der feindlichen Parteien acht oder zehn Duellanten auf

*) v. Zedlitz: Frankreich als Militärstaat unter Ludwig XVIII. Leipzig, 1825.

den nämlichen Kampfplatz, sodaß die Zweikämpfe zu förmlichen Gefechten ausarteten.*) Daneben gingen, von den Einwirkungen eines geheimen Comites geleitet, revolutionäre Verschwörungen ihren lichtscheuen Weg und fanden, namentlich bei den Officieren niederer Grade und den Unterofficieren, schnellen Eingang, weil die Reaction das Avancementgesetz Gouvion-St. Cyr's und damit die Laufbahn derjenigen, die von der Pike auf gedient, offen bedrohte. — Es war die Zeit der italienischen und spanischen Militäraufstände und die Gemüther waren durch den Tod Napoleon's in besonders tiefe Erregung versetzt. Ueberall erzählte man, wie die letzten Worte des Kaisers tête und armée gelautet hätten, überall trat in der Einbildung der Menschen ein verklärter, vom Adler zur Sonne emporgehobener Napoleon an die Stelle des brutalen Eroberers, unter dessen eherner Faust sie so lange geseufzt. Die Conspirationen in der Armee trugen daher vorzugsweise die napoleonische Farbe und richteten dann ihr Augenmerk auf den König von Rom. Liberale dachten indessen auch damals wieder an den Herzog von Orleans, andere, Radicalere an die Republik. — Capitaine Nantil und Major Bérard waren die Rädelsführer der ersten wichtigen Verschwörung, der indessen auch mehrere Generale und Obersten Vorschub leisteten. Man wollte sich des Forts von Vincennes bemächtigen und von hier aus die Vorstädte von St. Antoine und St. Marceau insurgiren, um mit Hülfe des Proletariats die Bourbonen zu stürzen. Nur ein Zufall, das Springen eines Pulverthurms, verhinderte die Ausführung.

Bald wurden neue Pläne gefaßt. Zwei geheime Gesellschaften, die „Ritter der Freiheit", deren Mittelpunkt Saumur war, und die „Carbonari" zu Paris, in deren „oberster Venta" die Generale Lafayette, Thiard und Tarayre saßen, vereinigten sich zu einem gemeinsamen Unternehmen. Man wollte sich im Decbr. 1821 der Festung Belfort bemächtigen, hier eine provisorische Regierung einsetzen, sich dann auf Straßburg werfen und von dort den Aufstand in ganz Ost-Frankreich organisiren. Zu gleicher Zeit sollte die Bewegung von Saumur aus im Westen beginnen. Wieder verhinderte indessen ein Zufall, die arglose Meldung eines nicht eingeweihten Unterofficiers, die den Commandanten von Belfort aufmerksam machte, das Gelingen des Plans. Die Verschwörung kam zur gerichtlichen Untersuchung, und an diese letztere knüpft sich eine Affaire der ekelhaftesten Art, welche ein schreckliches Licht auf die Demoralisation in der Arme wirft. Ein abgedankter Oberstlieutenant Caron versuchte, einige Unterofficiere der Besatzung von Colmar für die Befreiung der Gefangenen zu gewinnen, welche wegen Theilnahme an der Verschwörung von Belfort in Untersuchung saßen. Jene Unterofficiere gingen scheinbar

*) v. Rochau: Geschichte Frankreichs von 1814 bis 1852.

auf den Vorschlag ein, setzten aber ihre Vorgesetzten davon in Kenntniß und wurden angewiesen, die begonnene Rolle fortzuspielen. Durch Lug und Trug wurde Caron verleitet, seinen Befreiungsplan zu einem Aufruhrplan zu erweitern. Achtzig reitende Jäger, von jenen Unterofficieren und einem verkleideten Officier geführt, stellten sich als angebliche Deserteurs Caron zur Verfügung, und dieser trat an ihre Spitze und versuchte die benachbarten Besatzungen zum Aufstande zu bringen. Als dies nicht gelang und sich herausstellte, daß Caron keine Mitschuldigen habe, warfen die angeblichen Empörer die Maske ab und führten Caron nach Colmar zurück. Hier wurde er sofort erschossen; die Unterofficiere aber, die ihn ins Verderben gelockt, erhielten in feierlicher Parade vor der Front ihrer Regimenter, Jeder ein Officierpatent — und einen Sack mit Fünffrankenthalern.*) — In ganz ähnlicher Weise verlief der vom General Berton versuchte Aufstand der „Ritter der Freiheit“ im Loiregebiet. Auch hier Eidbruch, Verrath und Hinterlist in tödtlicher Verschlingung. Welch ein Pfuhl von Gemeinheit!!

Im December 1821 wurde Marschall Victor, Herzog von Belluno, zum Kriegsminister ernannt, welcher eine Hauptstütze der Kriegspartei gegen Spanien war. Das legitime Königsthum wie das Heer bedürfe der Thaten und des Ruhms, und es läßt sich nicht läugnen, daß gegen den fressenden Krebsschaden, unter dem die Armee litt, kein besseres Mittel verordnet werden konnte, als ein Krieg, welcher das Selbstgefühl der Truppen wiederherstellen und den in den Niederlagen 1812 bis 1815 dunkel angelaufenen Schild der französischen Waffenehre wieder reinigen konnte.

Das Heer sah dem Kriege in Spanien indeß eben so ungern entgegen, wie das Volk. Die Erinnerungen an die dortigen Feldzüge des Kaiserreichs hatten nichts Ermuthigendes und der Gedanke, für Pfaffen und Mönche gegen die Freiheit zu marschiren, rief tiefe Verstimmung hervor. Die Furcht, man wolle den Kern der Armee über die Pyrenäen führen, um im Osten Coalitionsheeren den Weg zu öffnen, die den Constitutionalismus Frankreichs zu stürzen kämen, war weit verbreitet und verstärkte den Einfluß des Pariser Revolutionsausschusses, der das Heer für einen neuen Aufstandsplan bearbeitete. Ein von Béranger gedichtetes Soldatenlied mit dem Rundreim: „links um!“ war in alle Casernen gedrungen und hatte die Soldaten mit dem Gedanken vertraut gemacht, an der Grenze kehrt und gegen Paris Front zu machen**). Mehrere commandirende Generale und andere Officiere hohen Ranges waren im Einverständniß, selbst der dem Oberfeldherrn, Herzog von Angoulême, als Chef des Generalstabs beigegebene General Guilleminot wurde bei der Entdeckung

*) v. Rochau a. a. O.

**) Ebenda.

des Plans derart compromittirt, daß man ihn absetzte und der Kriegsminister, Marschall Victor, selbst seinen Posten übernahm. So weitgreifend erwiesen sich jedoch die Fäden der Verschwörung, daß die Regierung, eben so hochherzig als klug, endlich beschloß, die ganze Verschwörung auf sich beruhen zu lassen und den Betheiligten Gelegenheit zu geben, ihre Schuld vor ihrem eigenen Gewissen im Angesicht des Feindes gut zu machen. Diese Anschauung entschied zugleich den Krieg.

Ueber Disciplin und Geist der französischen Armee zu der Zeit, als sie sich zum Feldzuge rüstete, spricht sich ein kundiger Beobachter folgendermaßen aus: „Das Aeußere der Armee ist nichts weniger als imponirend. Der militärische Geist, das feste Vertrauen zu ihren Anführern und zu sich selbst sind verschwunden. Bei Weitem der größte Theil der bekannten Marschälle, Divisions- und Brigade-Generale ist außer Thätigkeit. Die jungen Officiere sind übermüthig und dünkelhaft, von den älteren gehaßt, von den Unterofficieren und Soldaten ohne Vertrauen angesehn, aber von den meist ebenfalls jungen Regimentschefs protegirt. Krieger sind fast nur die Unterofficiere, die älteren Premier-Lieutenants, die Hauptleute und Bataillonschefs; jene Seconde-Lieutenants und Regimentschefs dagegen sind mehr aus politischen als militärischen Rücksichten in ihre Stellungen gebracht; es sind fast alle Männer von altadeliger Familie, deren Anhänglichkeit für die regierende Dynastie man sich versichert hält. — Von Zeit zu Zeit, wie z. B. jetzt bei der nach Spanien marschirenden Armee, werden bisher inactive Officiere, die mit Auszeichnung gedient, wieder angestellt; zu großem Nutzen; denn jene alten Officiere sind allein noch Schildhalter der Disciplin und bewahren nach Möglichkeit militärischen Geist im Heere. — Reiterei und Artillerie haben mehr alte Soldaten und bessere Haltung als die Infanterie. — Die jetzigen französischen Truppen werden sich tapfer und mit Ehren, aber ohne Begeisterung schlagen; gegen geübte krieggewohnte Heere möchte das französische Fußvolk in einer Feldschlacht nicht siegreich sein." *)

Es war somit günstig und sachgemäß, daß das französische Heer nicht etwa Deutschen oder Engländern, sondern den Spaniern entgegengeführt wurde. Hier machte es seine Sache ganz gut. — Binnen Kurzem befand sich Catalonien, bald nachher Cadix, der Sitz des Aufstandes, und ganz Spanien in den Händen der Franzosen. Der Kampf vor den Linien von Trocadero brachte dem französischen Prinzen den Titel eines Duc de Trocadero, und wenn auch der allgemein-politische Gewinn des reactionären Feldzugs nur darin bestand, daß man für 200 Millionen Franken und mehrere Tausend Soldaten Haß, Mißtrauen und Undank eintauschte, so kehrte das

*) Militär-Wochenblatt 21. Juni 1828.

Heer doch in einer immerhin günstigeren Stimmung zurück. Der Sieg versöhnte die Truppen einigermaßen mit der neuen Fahne, und die Verschwörung hörte wenigstens auf, acut zu sein. Daß sie latent weiter lebte, bewies die Juli-Revolution.

Wenn sich die Armee während des spanischen Feldzugs brauchbar gezeigt, so galt dies nicht von den Reserven. Die Institution der Veteranen hatte nicht gehalten, was man sich von ihr versprach. Einberufen waren nur die von der Classe 1816; viele aber waren ausgeblieben und die, welche kamen, zeigten große Unzufriedenheit. — Es scheint sehr schwierig zu sein, den Franzosen überhaupt den Unterschied zwischen provisorischem und definitivem Urlaub klar zu machen, und damals hatten die Veteranen allerdings nicht nur einen Urlaubspaß, sondern eine libération in der Hand, welche das Gesetz von 1818 erst nachträglich rückgängig gemacht. Außerdem war der Krieg gegen Spanien unpopulär und galt für unbedeutend, sodaß die Veteranen sich wunderten, wegen einer solchen Kleinigkeit einberufen zu sein. Durch eine einigermaßen willkürliche Auslegung des Gesetzes waren dann die Veteranen in die Regimenter eingestellt, gleichzeitig aber, aus Rücksicht auf eben jenes Gesetz in den Depots zurückbehalten worden, was denn wieder einen neuen Grund des Mißvergnügens abgab. — Statt sich nun zu sagen, daß dieser erste Versuch vorzugsweise in Folge der halben Maßregeln so schlecht ausgefallen und jedenfalls nicht maßgebend sein könne, verlor die Regierung alles Zutrauen zu den Veteranen und legte der Kammer einen Gesetzentwurf zur Abänderung des Artikels IV des Heergesetzes von 1818 vor. — Saint-Cyr und die Linke traten zwar auf der Tribüne für die Beibehaltung der Reserve ein; aber der Umstand, daß die Veteranen jetzt keine kriegsgewohnten „Vieux" mehr waren, ließ nur lau für sie Partei ergreifen und so wurde der Gesetzentwurf votirt. Ihm zufolge wurden die Veteranen aufgehoben und dafür das Jahrescontingent auf 60,000 Mann, die Dienstzeit auf 8 Jahr erhöht. Mit diesen Mitteln machte sich der Minister anheischig, ein Armee-Effectiv von 400,000 Mann aufzustellen, welches er und alle militärischen Autoritäten als genügend anerkannten.*)

Für die Vermehrung des Contingents war als Grund auch angeführt worden, daß die Zahl der Dienstuntauglichen sich sehr viel größer erwiese, als man angenommen habe; in noch höherem Grade jedoch als die Untauglichkeit erwies sich die Unlust zum Dienst dem Heere schädlich. Schon jetzt zeigte sich wieder die Verderbniß des Stellvertretersystems. Der bereits citirte deutsche Sachkundige von 1823**) bemerkt hierüber: „Sehr

*) M. le duc d'Aumale a. a. O.

**) Militär-Wochenblatt a. a. O.

nachtheilig auf die Recrutirung, den Geist des Heeres und die Moralität des Volkes wirkt die Einrichtung der Stellvertretung. Es haben sich Speculanten, zum Theil gewesene Militairs, zusammengethan, die ein förmliches Geschäft aus dem Menschenkaufe machen und junge Leute durch allerlei verabscheuungswürdige Mittel zu gewinnen wissen, gegen geringe Summen sich ihnen als Vertreter zu verschreiben, welche sie dann für reiche Conscribirte, die ihnen 4 — 6000 Francs zahlen müssen, in das Heer stellen. Solche Gesellschaften oder Einzelunternehmer haben in fast allen Departements ihre Bureaus, Agenten und Correspondenten und stehen mit den Beamten und Militärchefs in genauer Verbindung. — Besonders stark wird dieser Menschenhandel in Elsaß und Lothringen betrieben." Angesichts dieses Treibens war es denn auch, daß das Haupt der liberalen Partei, der General Foy, zum erstenmale das Wort „Blutsteuer" (impôt du sang) und zwar in üblem Sinne ausgesprochen hat. Es ist falsch, eine moralische Verpflichtung zu materialisiren, falsch die Dienstleistung wie eine Contribution anzusehen und den unsicheren Heerespflichtigen lediglich wie einen schlechten Steuerzahler, den Deserteur wie einen Bankerottierer zu behandeln. Das Verkennen des ethischen Momentes in der Leistung des Waffendienstes stellt sich aber da, wo die allgemeine Wehrpflicht nicht besteht, nur allzu leicht ein, und in der von General Foy angeregten Debatte spuken schon die Vorboten der exoneration des zweiten Kaiserreichs. — Foy starb bald darauf und sein Leichenbegängniß wurde gegenüber der Krönung Charles' X. von der liberalen Partei zu einer Musterung ihrer Anhänger benutzt — ein bedenkliches Zeichen für die Verbindungen der Opposition mit den leitenden Kreisen der Armee.

In der That war die Mißstimmung des Heeres wieder im Wachsen, wozu der Einfluß der Jesuiten auf die Verwaltung nicht wenig beitrug. „Frömmigkeit", oder in deren Ermangelung die Heuchelei, gaben einen gültigeren Anspruch auf Beförderung als militärische Tüchtigkeit, und viele Officiere fanden sich, durch unverdiente Zurücksetzung hinter die Günstlinge der Congregation, veranlaßt, abzudanken.*) Noch vor seiner Krönung hatte König Charles 167 hohe Officiere des Kaiserreiches in den Ruhestand versetzt. Dazu kam nun die Ernennung des Grafen Bourmont zum Kriegsminister im Ministerium Polignac, eines Mannes, auf dessen Namen seine Desertion am Vorabende von Waterloo als unauslöschlicher Flecken haftete. Allgemein begann es zu wieder zu gähren im Heer, die Nationalgarde aber zeigte bei einer Revue im April 27 eine so feindliche Haltung, daß der König ihre Auflösung befahl.

*) v. Rochau a. a. O.

Was Louis' XVIII. gelungen war, das wollte nun auch Charles X. versuchen: die Ableitung inneren Zündstoffes nach Außen. Am 7. Februar 1830 wurde auf Andringen Bourmont's und Marmont's, welche beide auf den Oberbefehl rechneten, der Krieg gegen Algier beschlossen. Bourmont erhielt das Commando, während der Herzog von Ragusa sich mit einer runden Summe aus der Kriegscasse für die Vortheile abfinden lassen mußte, die er von dem Commando in Afrika für sich und seine unzähligen Gläubiger erhofft hatte.*) — Eine Flotte, wie sie Frankreich seit Buonaparte's Zug nach Egypten nicht mehr gesehen, ging mit 30.000 Mann Landungstruppen nach Afrika unter Segel. — Am 9. Juli brachte der Telegraph die Nachricht von der Eroberung Algiers nach Paris, und unter dem Eindruck dieses Erfolges wagte man die Verkündigung der berühmten Juli-Ordonnanzen.

General Bourmont hatte seinen ministeriellen Collegen beim Abgange nach Afrika dringend ans Herz gelegt, keinen entscheidenden Schritt vor seiner Rückkehr zu thun. Fürst Polignac jedoch, welcher das Kriegsministerium interimistisch mit übernommen, glaubte sich hinreichend gerüstet. Aber er täuschte sich. Allerdings belief sich der Nominalstand des Heeres auf 240,000 Mann. Davon waren indeß einige dreißigtausend in Algier, vierzig- bis funfzigtausend aus Ersparnißrücksichten beurlaubt; 10,000 Mann standen als Kriegsreserve in Toulon, 14,000 Mann in den Uebungslagern bei St. Omer und Luneville; nicht mehr als 130,000 Mann blieben in den Garnisonen zu unmittelbarem polizeilichem Eingreifen verfügbar und von diesen befanden sich in Paris und Umgegend nur 15 bis 16 Tausend. Auf diese aber glaubte man rechnen zu können, da sie erst seit anderthalb Monaten in der Hauptstadt lagen und wol noch nicht Zeit gehabt hatten, mit der Bevölkerung zu fraternisiren, und daher versäumte man es, die Truppen der Uebungslager heranzuziehen, von denen doch namentlich die bei St. Omer bequem genug zu erreiche gewesen wären. — Dies war die militärische Lage beim Ausbruche der Juli-Revolution. Verschlimmert wurde dieselbe durch die sorglose und nachlässige Haltung der Regierung gegenüber der Pariser Garnison in den ersten Stadien des Aufstandes und durch das laue Wesen Marmont's, der mit dem Commando betraut war. Statt Artillerie aus Vincennes und was von Truppen sonst noch aufzutreiben war, heranzuziehen, that der verdrossene Herzog von Ragusa nichts, obgleich alle Anzeichen auf einen Schlachttag deuteten. Die Linien-Regimenter kehrten von Anfang an mit sichtbarem Widerstreben ihre Waffen gegen die Pariser, die Garden hielten sich besser und die Schweizer untadelig; auf alle Truppen aber machte es einen peinlichen Eindruck, daß die Bourbons auch in diesem verhängnißvollen Augenblick ver-

*) v. Rochau a. a. O. — Gewiß ein Zeichen der Zeit von befremdender Naivetät!

säumten, an ihrer Spitze den Degen zu ziehen. Am Abend des 28. Juli hatten die Regimenter zwar nicht mehr als 400 Kampfunfähige, doch ihr Muth und ihre Kampflust waren völlig dahin. Selbst Officiere der Garde weigerten sich, ferner zu fechten und nahmen ihre Entlassung. Marmont gab bereits alles verloren; er wollte aus Paris „kein zweites Saragossa" machen und schickte einen Adjutanten nach St. Cloud an den König mit einem Schreiben, das in dringender Weise zur Nachgiebigkeit rieth. Indessen ging der Kampf fort und die Zuverlässigkeit der Truppen sank von Stunde zu Stunde. Endlich wurden zwei auf dem Vendomeplatz stehende Linienregimenter zum Abfall gebracht; von unermeßlichem Volksjubel begrüßt, stellten sie sich unter die Befehle des liberalen Generals Gérard. Marmont, bestrebt, die dadurch entstandene Lücke seiner Stellung zu decken, zog aus einem Theil des Louvre die Schweizer in den Hof; sofort drangen Menschenmassen in den Palast, und bald darauf räumte Marmont die Stadt und der Kampf endete. Auf beiden Seiten zählte man an 1000 Todte und 5000 Verwundete. — Der Hof von St. Cloud begann zu unterhandeln. Noch immer an der Spitze von mehr als 10,000 Mann bot der König die Zurücknahme seiner Ordonnanzen, die Wiederherstellung der seit drei Jahren aufgelösten Nationalgarde und die Ernennung eines liberalen Cabinets mit Gérard als Kriegsminister vergeblich an. Seine Macht zerbröckelte. Regiment auf Regiment löste die Desertion auf; die Garde selbst begann zu wanken; zwischen seinem Sohne und Marmont kam es zu Thätlichkeiten. — Nach Rambouillet gewichen, wo er die herbeigerufenen Verstärkungen aus den Uebungslagern von St. Omer und Luneville zu erwarten dachte, sah der König unter seinen Augen ganze Regimenter das Lager verlassen, während auf Befehl des rebellischen Herzogs von Orleans ein „Pariser Heer", d. h. 20,000 Bummler ohne Spur soldatischer Haltung, zum Theil in Miethwagen und Karren gegen ihn herangezogen kamen: nach Lafayette's Ausdruck „die seltsamste und interessanteste Armee." General Vincent war bereit, dies ganze wilde Heer mit einigen Kanonenschüssen und einem entschlossenen Angriff auf Paris zurückzuwerfen. Auf sein Ehrenwort aber gab Marschall Maison Charles X. jenes Heer auf 60,000 Mann an und hiernach verzichtete der König auf jeglichen Widerstand, entließ den Rest seiner Truppen und schiffte sich zu Cherbourg ein. — Welch ein kläglicher Ausgang! Welch eine Verkettung von Verrath, Untreue und Kleinmuth! — Leichter noch als zu Paris wichen die Truppen in den Provinzialstädten der Revolution. In Algier wurde von Flotte und Heer die dreifarbige Fahne ohne Zögern aufgepflanzt und der zum Marschall ernannte commandirende General Bourmont mußte die Flucht ergreifen. Nur zu Nantes, wo die royalistisch gesinnte untere Volksklasse gemeinsame Sache machte mit den Schweizertruppen

gegen die liberale Garde nationale, kam es zu einem blutigen Gefecht. Die zahlreiche Bürgerwehr behielt die Oberhand.

Wie die Regierung Louis Philipp's von Orleans, des „Bürgerkönigs“ ihre Entstehung ganz vorzugsweise der in der Nationalgarde vertretenen Bourgeoisie verdankte, so schien sie sich vorzugsweise auch auf sie stützen zu wollen. Ihrer Reorganisation widmete sie sofort den größten Eifer und noch vor Ende August konnte der König eine Musterung der 12 Pariser Legionen halten, welche überaus glänzend ausfiel. Nicht nur um der Eitelkeit der Bürgerwehr zu schmeicheln, und zu verhüllen, was ihr an Haltung und Uebung abging, sondern mit bewußter Absicht hatte man die Uniform so glänzend und kostspielig als möglich gewählt: das schloß die ärmeren Classen aus und legte alle Waffen in die Hände der Besitzenden. Wie bei dieser Revue durch ihre Erscheinung, so imponirte an dem verhängnißvollen 21. December, als die Pairskammer das Urtheil über Charles' X. Minister sprach, die Nationalgarde durch ihre feste Haltung dem Blut verlangenden Pariser Pöbel. Solche Dienste ließen es wünschenswerth erscheinen, die Verfassung der Bürgerwehr, wie sie sich herausgebildet, gesetzlich festzustellen, und so machte denn ein Gesetz vom 22. März 1831 den bisherigen Gebrauch der Gardisten, sich selbst zu equipiren, obligatorisch. Außerdem aber ist jenes Gesetz dadurch wichtig, daß es die Schöpfung von „Corps détachés de la garde nationale“ vorsieht. Zu diesen Corps, welche in Sold, Leistungen und Disciplin den Linientruppen gleichgestellt werden sollten, waren, und zwar jedesmal durch besonderes Gesetz, alle Bürger von 20 bis 30 Jahren zu berufen: zuerst die Junggesellen und kinderlosen Wittwer, dann die Wittwer mit Kindern und die Familienväter. Die Berufung sollte immer nur auf ein Jahr gelten; nirgends aber war verboten, die Corps auch im Auslande zu verwenden. Unterofficiere und Lieutenants sollten durch die Wahl der Mannschaft, höhere Officiere durch die des Königs ernannt werden.*) Der Urheber dieser Schöpfung war Graf Mathieu Dumas, der seit 1792 an allen militär-organisatorischen Fragen betheiligt gewesen und im Jahre 1815 bereits die Aufstellung der mobilen Nationalgarden übernommen hatte. Was er in diesen corps détachés schaffen wollte, war in der That wieder eine mobile Nationalgarde, hervorgegangen aus dem tief empfundenen Bedürfnisse nach einer Heeresreserve, die man jedoch, der Zeitströmung gemäß, nicht aus der Armee, sondern aus der Nationalgarde zu entwickeln dachte. Thatsächlich ist

*) M. le duc d'Aumale a. a. O.

sie niemals angewendet worden, und offenbar war es den Kammern schon bei ihrer Schöpfung ziemlich unheimlich zu Muthe. Sie umgaben die Neu-Einrichtung mit einer Menge von Vorsichtsmaßregeln gegen willkürliche Einberufung und stellten außerdem als Gegengewicht fest, daß der Regierung niemals eine zweite Conscription in Einem Jahre zur Verfügung gestellt werden dürfe.

Uebrigens wendete die Juli-Regierung nicht nur der Reorganisation der Nationalgarde, sondern auch der der Armee große Sorgfalt zu. Ihr erster Schritt war die Auflösung der so unpopulären Garde, deren Mannschaften theils abgedankt, theils in andere Truppentheile eingestellt wurden. Die Schweizer wurden entlassen. — Schon in den letzten Monaten des Jahres 1830 trat dann eine Commission zur Untersuchung der Wehrpflichtsverhältnisse zusammen, welcher Jourdan, der Sieger von Fleurus präsidirte, derselbe Mann, der bereits Berichterstatter für das erste Conscriptionsgesetz (vom Jahre VI) gewesen war. An große principielle Aenderungen war nicht zu denken. Victor Cousin freilich, der von der Regierung nach Berlin geschickt worden war, um die preußischen Verhältnisse zu studiren, stellte neben der allgemeinen Schulpflicht die allgemeine Wehrpflicht als Hauptmoment der Staatsmacht hin; in jener sah er das geistige Rüstzeug, in dieser eine kriegerisch erziehende Kraft von gewaltiger Bedeutung.*) Und der Herzog von Orleans äußerte einem preußischen Stabsofficier gegenüber, welcher jenerzeit der französischen Armee einen officiellen Besuch abstattete: „Ihnen kommt Ihre Organisation zu Hilfe, vous faites tout marcher militairement, rondement et voilà ce qu'il faut pour réussir dans notre état . . . die Armee ist nur die Avantgarde des Volkes, c'est précisement ce qu'il faut, et j'espère, que nous y parviendrons!"**) Wie aber hätte der König der Bourgeoisie die allgemeine Wehrpflicht einführen dürfen, selbst wenn er es gewollt hätte! — „Votre organisation est parfaite", bemerkte jenem preußischen Officier der General Blancard, „aber wir können niemals zu einer solchen gelangen, denn dazu gehört eine förmliche Umänderung in unsern Sitten, Gebräuchen und Gesetzen, et puis les ambitieux, les malveillants et les chambres!" ein Wort von großer Wahrheit, dessen sich in der Gegenwart wieder zu erinnern, wol von Nutzen ist.

Im August 1831 machte der Kriegsminister Marschall Soult den Kammern seine Vorlage. Das Gesetz von 1818 bildete das Fundament derselben; dabei proponirte die Regierung 5 Jahr Dienstzeit und 2 Jahr Reserve für

*) V. Cousin: De l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne et particuliérement en Prusse.

**) Aus dem Leben des Generals der Infanterie Dr. v. Brandt.

das ganze Contingent, welches jährlich zu votiren, als Recht der Kammern ausdrücklich anerkannt wurde. Als Knoten der lebhaften Debatte erschienen Dienstzeit und Formation der Reserven: Schwaches Contingent und langer Dienst, starkes Contingent und kurzer Dienst, feste oder wechselnde Reserve, besondere Cadres für die Reserve oder Einreihung derselben in das Heer. Theil nahmen an der Discussion von Generalen der Republik: Moncey und Jourdan, von Heerführern Napoleon's: Soult, Macdonald, Mortier, Oudinot, Molitor, Gérard, Maison und Lobau, von andern Kennern Mathieu Dumas, d'Ambrugeac u. A. — Mit besonderem Nachdruck trat General d'Ambrugeac auf als Organ einer Anzahl der hervorragendsten Militairs. Er forderte ein festes Contingent von 60,000 Mann, die sämmtlich fünf Jahr Dienst bei der Fahne thäten, dann fünf Jahr als Regimentsreserve beurlaubt und nach Verlauf dieser zehn Jahre definitiv entlassen würden. Man warf diesem Plan vor, daß er der nöthigen „Elasticität" entbehre, und vor allen Dingen dem gesetzgebenden Körper eins seiner wichtigsten Rechte raube: die jährliche Contingentsbewilligung. Indessen waren die Vorstellungen der Vertreter der Armee doch kräftig genug, um die Kammer in wesentlichen Punkten über die Vorlage der Regierung hinaus zu führen. Man machte geltend, daß von der Dienstzeit 18 Monat verloren gingen durch die Losung, die Revision, die Formation und den Marsch der Detachements, die Einreihung, die Equipirung und die erste Recrutenausbildung; erst das „passer au bataillon" sei als wirklicher Dienstanfang zu betrachten. Auf den Antrag eines M. Passy wurde daher die Dienstzeit auf 7 Jahre festgesetzt und beschlossen, daß sämmtliche durch das Gesetz zum Jahrescontingent berufene Leute auch wirklich „einzureihen" seien, d. h. fictiv; factisch sollte der größere Theil zu Hause gelassen oder „provisorisch beurlaubt" werden und die „Reserve" bilden, welche einzuberufen eine königliche Ordonnanz genüge und welche der Kriegsminister versammeln und üben lassen dürfe.

So entstand das berühmte Rekrutirungsgesetz vom 21. März 1832. Man freute sich der großen Elasticität seiner Bestimmungen, welche die ganze Jugend zur Disposition des Staates stellte, ohne doch das „Land zu discipliniren" und den Schatz zu überbürden, und scheint keinen Werth auf den bedenklichen Umstand gelegt zu haben, daß die sogenannte „Reserve" doch nur aus Rekruten bestand. — Man dachte 1832 mit dieser Legislation durch Aushebungen von 80,000 Mann und freiwillige Engagements eine Kriegsstärke von 500,000 Mann erreichen zu können; die Probe auf das Exempel ist jedoch nicht erfolgt. Wahrscheinlich wäre sie schlecht bestanden worden. — Die Bestimmungen über das Avancement, wenig von denen d. J. 1818 unterschieden, wurden in einem besonderen Gesetz vom 14. April 1832 zusammengestellt. — Um den Geist des Heeres der neuen

Ordnung der Dinge vollends zu versöhnen, war übrigens schon früher den Officieren der Besitz ihrer Stellen gegen willkürliche Absetzung oder Pensionirung gesetzlich gesichert.

Was die Formation der Armee betrifft, so bestanden dem Annuaire von 1832 zufolge an

Infanterie.

67 Linien-Infanterie-Regimenter zu 4 Bataillonen.
21 leichte " " " 3 "
1 Fremden-Legion *) und 2 Batllns. Zuaven in Afrika. **)
86 Veteranen-Compagnien.
30 Garnison-Compagnien (sédentaires).

Eine spätere Schöpfung der Juli-Regierung waren die Chasseurs à pied, welche nach dem Muster der preußischen Jäger errichtet wurden und zuerst Chasseurs d'Orleans, später Chasseurs de Vincennes hießen. Sie wurden aus den Gebirgsgegenden recrutirt, mit Sorgfalt für die Büchse ausgebildet und allmählich auf 10 Bataillone gebracht.

Cavallerie.

2 Regimenter Carabiniers, 6 Regimenter Lanciers.
10 " Cuirassiers, 14 " Chasseurs.
12 " Dragoner, 6 " Husaren.

Artillerie.

11 Regimenter zu je 16 Batter., 13 Comp. Garnison-Artillerie.
1 Bataillon Pontonniere, 6 Escadrons Train.
12 Handwerks-Compagnien, 3 Genie-Regimenter.

Wenn man diese Armee, wie sie von Gouvion Saint-Cyr und Soult reformirt war, ins Auge faßt, so muß man zugestehen, daß sie noch ganz und gar auf napoleonischer Grundlage beruhte. Heinrich v. Treitschke hat Recht, wenn er bemerkt, ***) daß diese Organisation durchaus auf eine schlagfertige Offensive berechnet war. „Die mächtigen Erinnerungen der Kaiserzeit, das aus Gebildeten und Ungebildeten bunt gemischte Officiercorps, der

*) Das Fremdenregiment Hohenlohe-Bartenstein war nach der Juli-Revolution aufgelöst worden und der größte Theil der Officiere und Mannschaften nach vorhergegangener Naturalisirung als Franzosen zum 21. leichten Infanterie-Regiment formirt worden. Durch Gesetz vom 9. März 31 war dann aber die Neubildung einer légion d'étrangers angeordnet worden, welche außerhalb des französischen Festlandes Dienste leisten sollte. Den Stamm derselben bildeten die Leute des Regts. Hohenlohe, welche nicht mehr im 21. leichten Platz gefunden, sowie ein Theil der entlassenen Schweizer. Die Legion ward stark 6000 Mann in 7 Bataillonen, deren 3 erste aus Deutschen, das 4. aus Spaniern, das 5. aus Italienern, das 6. aus Niederländern, das 7. aus Polen gebildet war. — 1835 wurde eine zweite Fremdenlegion, doch nur 1 Bat. stark errichtet. (Fieffé a. a. O.)

**) Ueber diese Truppen wird bei Besprechung der afrikanischen Truppen Näheres mitgetheilt werden.

***) Der Bonapartismus. (Preußische Jahrbücher. 20. Band.)

unstete demokratische Sinn der Zeit nährten den ausgreifenden kriegerischen Ehrgeiz. Das große Räthsel, wie das friedliche parlamentarische System mit einem starken stehenden Heere sich vertragen solle, erschien hier schwieriger als anderswo." — Nicht zu läugnen ist übrigens, daß zu dieser Schwierigkeit nicht weniger, ja vielleicht mehr als die Armee das Drängen und Treiben der Parteien, der unruhige gallische Sinn der Literatur beitrugen. Die Kämpfe gegen die algierischen Barbaren, das doch nur laue Eintreten in den Befreiungskampf der Hellenen, das trotz der Besetzung Anconas abwartende Verhalten gegen Oesterreich genügte diesen von der Legende Napoleon's erfüllten Menschen nicht, und aus der zögernden Behandlung der belgischen Angelegenheiten wurde der Regierung ein immer wiederholter lauter Vorwurf gemacht, den selbst das Bombardement von Antwerpen nicht übertönte. Daß der Löwe von Waterloo nicht zerstört worden sei, bildete den beständigen Refrain der Klagen, und der Fall Warschaus regte alle Leidenschaften gegen die Regierung auf, welche trotz ihrer Versprechungen den bittenden und hoffenden Polen keine Hilfe leistete. — Beim Durchblättern der Feuilletons aus den dreißiger und vierziger Jahren begegnet man fast in jeder Nummer den souvenirs de l'empire. Von allen Bühnen der Boulevards wurden die alten Uniformen der Kaisergarde aufgekauft, die Maske Napoleon's mit dem kleinen Hute ward ein Bravourstück jedes Charakterspielers. Vom Kaiser singen und sagen all' diese liberalen Epiker und Lyriker: Edgar Quinet, Lamartine und Victor Hugo, und durch Alles, was sie dichten, geht ein Zug des Unbefriedigtseins mit dem neuen Frankreich, welches ihnen verarmt schien an dem höchsten Gute der Franzosen, an der kriegerischen Gloire.*)

Unter diesen Umständen verstand es sich so zu sagen von selbst, daß die bürgerlichen Unruhen, an denen ja mitthätig oder sie bekämpfend stets auch die Armee Antheil hatte, kein Ende nahmen. Lyon fiel schon im Nov. 1831 socialistischen Empörern in die Hände, denen gegenüber sich die 15,000 Mann starke Nationalgarde so erbärmlich unthätig zeigte, daß nach dem ersten Kampftage nur noch 100 Mann von ihr unter Waffen waren, und der

---

*) Welch ein Zeichen der Zeit ist es, wenn ein Dichter wie Edgar Quinet, der sich später als Vorkämpfer der internationalen Friedensliga hervorgethan, in seinem „Ahasvèrus" an die Franzosen seiner Jugend folgende kriegsschnaubende Apostrophe richtet: „Et véritablement rien ne m'agrée tout a fait parmi vous hors vos chevaux de bataille. Quand on les touche de la main, ces vieux coursiers, qui se rappellent quelle herbe sanglante ils ont rongée, crient encore: — Menez-moi paître un champ de gloire! Mais vous sans rien dire, vous les conduisez par la bride dans un chemin où croît une moisson de honte, dont ils ne veulent ni le chaume ni l'épi. Hommes de Lodi, de Castiglione, de Marengo, où êtes-vous? Sortez de terre! vous vous êtes couchés une heure trop tôt! . . . . Holà! ces bourgeois de la ville, est — ce vraiment le peuple, qui hier vendangeait dans sa cuve son sang à Rivoli et qui fit vingt pas sans trembler sur le pont d'Arcole?! . . . .

Marschall Soult, der vierzehn Tage später mit 20,000 Mann einzog, sehr recht hatte, sie aufzulösen. Zu Paris war im Febr. 1832 eine legitimistische Verschwörung, in welcher Mannschaften der abgedankten königlichen Garde eine hervorragende Rolle spielten, im Augenblick des Ausbruchs entdeckt und bewältigt worden; aber die Untersuchung hatte dargethan, daß Officiere des höchsten Ranges, ja Marschälle, wie Bourmont und Victor, hinter den Verschworenen standen, und Bourmont trat dann auch in der That an die Spitze der legitimistischen „Chouannerie", welche im Westen die weiße Fahne erhob und welcher besonders die Abneigung der Bretagner und Vendéer gegen den regelmäßigen Militärdienst eine Menge junger tüchtiger Mannschaft zuführte. Das bedeutendste Ereigniß war aber die republikanische Erhebung, welche im Juni 1832 zu Paris stattgehabt und an das Leichenbegängniß des liberalen Generals Lamarque angeknüpft hatte. Die Republikaner meinten dabei auf mehrere Officiere der höchsten Grade rechnen zu können, zumal auf den Marschall Clauzel, welcher infolge seiner Abberufung vom Posten des Statthalters in Algier mit der Regierung tief verfeindet war, und den man der verwegensten Entschlüsse fähig glaubte. Clauzel machte seine Mitwirkung davon abhängig, daß wenigstens ein Regiment sich dem Aufstande anschlösse; Marschall Lobau aber, der seine militärischen Anordnungen mit Umsicht und Kaltblütigkeit getroffen hatte, hielt seine Truppen fest in der Hand, und als es zum Kampfe kam, der namentlich in den nordöstlichen Stadttheilen einen sehr ernstlichen Charakter trug, zeigten sich die Truppen durchaus zuverlässig und auch die Nationalgarde bewahrte ihre Haltung. Nur die Artillerie derselben begünstigte den Aufstand und wurde in Folge dessen ebenso wie die polytechnische Schule aufgelöst. Die Niederwerfung dieses Aufstandes schien von großer Wichtigkeit und lang nachwirkender Kraft. Daß die Regierung selbst die Tragweite ihres Sieges sehr hoch schätzte ging daraus hervor, daß sie zu Anfang d. J. 1833 den Bestand des Landheeres um 20,000 M. verringerte und auf 400,000 M. feststellte, zu deren Unterhalt das Budget 305 Millionen auswarf. Aber noch war der Dämon der Revolte nicht gebannt. Schon im Februar 34 erhob zu Lyon wieder die socialdemokratische Emeute ihr Gorgonenhaupt. In schwerem viertägigem Kampfe, wobei die Truppen ihre Stärke von 10,000 Mann und die Unterstützung der in den letzten Monaten angelegten Festungswerke sehr wohl brauchen konnten, wurden die Aufrührer gewaltsam niedergeworfen, und als trotz dieses Erfolges der Regierung die Gesinnungsgenossen der Lyoner zu Paris die Fahne erhoben, bedurfte es ebenfalls eines zwar nur kurzen, aber heftigen Kampfes, um ihre Macht zu brechen. Ueberall waren die Truppen mit Erbitterung gegen den Pöbel eingeschritten, mit Muth hatten sie die Befehle ihrer Führer befolgt, ja überboten; mehrfach waren sie mit einer Grausamkeit zu Werke gegangen, welche

an die schlimmsten Tage der Schreckenszeit erinnerte. Aber wenn sich auch zu Lyon und Paris die Hoffnung der Empörer auf geheime Sympathien bei den Soldaten als nichtig erwiesen, so hätte die Regierung doch sehr unrecht gehabt, wenn sie die ganze Armee als ihr ergeben betrachtete. Daß sie das keineswegs sei, bewies gleich darauf eine republikanische Verschwörung der drei in Luneville liegenden Cürassier-Regimenter, die zwar im Augenblick des Ausbruchs vereitelt wurde, immerhin aber ein Gardez la couronne! war. Erst das abscheuliche Attentat Fieschi's besiegelte auf längere Zeit den Verfall der republikanischen Partei. Louis Philipp's Revue vom 28. Juli schien der Ausgangspunkt ruhigerer Tage werden zu sollen. Es mußte von glücklicher Vorbedeutung sein, daß der Zuruf der Truppen und Nationalgarden, der zu Anfang der Parade lau und geschäftsmäßig geklungen, nach dem Abbrennen der Höllenmaschine in wahrhaft donnernden Jubel umschlug. Heer und Bürger schienen dem Könige dauernd gewonnen.

Mexiko.

Aus New-York.

Im Jahre 1865 lernte ich den Gesandten der Republik Mexiko, Romero, in Washington kennen. Der Mann hatte damals eine schwierige Stellung. So sehr auch Präsident Johnson für ihn eingenommen war und so sehr man den belligerent Prince Maximilian verabscheute, bis zu einem bewaffneten Eingreifen für die Republik Mexiko ließ man es von Seiten der Union nicht kommen. „Was hilft all dieses moralische Gewicht, welches in die Wagschale geworfen wird?“ pflegte mir Romero zu sagen, der gern Beziehungen zu den Vertretern der Presse unterhielt. „Ein halbes Dutzend Kriegsschiffe der Amerikaner vor Vera-Cruz oder Tampico wären uns lieber, als alle diese moralische Unterstützung.“ Der mexikanische „Diplomat“ ging sehr offen mit seiner Sprache heraus; er hatte keine hohe diplomatische Schule durchgemacht, war einfacher Advokat gewesen und die gelben Fingernägel, die straffen schwarzen Haare, das wilde Feuer in den Augen bewiesen nur, daß der Mann Indianerblut in seinen Adern habe. Es ging ihm wie seinem Freunde und ehemaligen Collegen Juarez. Was Romero mir damals über diesen sagte, mag heute erzählt werden, denn Juarez wird stets eine hohe Stelle in der mexikanischen Geschichte einnehmen, wenn er auch selbst kein großer Mann war.

Juarez, sagte Romero, Juarez ist nichts — Don Sebastian Lerdo de Tejada ist alles. Jener ist der Figurant, dieser der eigentliche Herr und

wenn er selbst nicht hervortritt, so geschieht dieses nur, weil er so weniger Verantwortlichkeit hat. Don Romero ist seit langem nach Mexiko zurückgekehrt und hat dort an einem halben Dutzend Revolutionen Theil genommen, aber ich habe noch oft an seine Aussprüche gedacht und gefunden, daß er recht hatte.

Juarez war wirklich kein bedeutender Mensch, aber er hatte, was in Mexiko sehr viel ist, den Vorzug persönlicher Integrität. Ehrgeizig und hoch hinausstrebend war er wohl, aber Bestechlichkeit und Eingriffe in das Staatseigenthum, wie seine Vorgänger Miramon und Santa Ana sie liebten, ließ er sich nicht zu Schulden kommen. Er war liberal wie man in der sogenannten mexikanischen Republik liberal sein kann, d. h. er stand im Gegensatze zur klerikalen Partei. Seine persönliche Popularität hat er den Erfolgen gegen Frankreich und Kaiser Maximilian zu verdanken und hieran war er sicher ganz unschuldig. Man weiß ja wie die Vereinigten Staaten den Ausgang der ganzen Affaire bestimmten. Daß Juarez nicht schon längst die Flinte ins Korn warf und zur Zeit der größten Kraftentwicklung der Franzosen und Maximilian's in einem kleinen Städtchen im äußersten Norden Mexikos die Fahne der Republik noch aufrecht erhielt — freilich mit einem Fuße bereits in den Vereinigten Staaten stehend! — ist allein der zähen Ausdauer Lerdo de Tejada's zuzuschreiben, der seinen Juarez keinen Augenblick aus den Händen ließ. Auf Juarez Rechnung, respective auf sein indianisches Blut, seine indianische Grausamkeit, kommt die Erschießung Maximilian's. Wie lächerlich die Entschuldigung war: „Die Erschießung müsse geschehen, damit keine Revolutionen im Namen Maximilian's mehr stattfinden könnten," beweisen die 27 größeren und kleineren Pronunciamentos, welche seit dem Tode des romantischen Kaisers Mexiko beglückten und auch gegenwärtig steht trotz aller Amnestie des neuen Präsidenten ein großer Theil der Republik in Waffen.

Nach der mexikanischen Constitution wird im Todesfalle des Präsidenten der Republik der Präsident des obersten Gerichtshofes, der zugleich Vicepräsident der Republik ist, dessen Nachfolger. In diesem Falle nun war es bei dem unerwarteten Hinscheiden des alten Juarez Sebastian Lerdo de Tejada, geboren am 25. April 1825 zu Jalapa im Staate Vera Cruz. Der Mann ist von rein weißem Blute, wollte Theologie studiren, fand aber ein Haar in der Gottesgelahrtheit und wandte sich der Jurisprudenz zu. Ehrgeizig, begabt, ein tüchtiger Redner betrat er zur Zeit als Comonfort Präsident war, die politische Laufbahn mit Erfolg, von der er sich nur zurückzog, als unter Miramon die Klerikalen ans Ruder gelangten. Sobald aber Juarez auf den Präsidentenstuhl gelangte, war Lerdo de Tejada wieder am Platze. Zur Zeit der französischen Invasion wurde er Minister des Aus-

wärtigen und, wie wir oben angedeutet, die Seele des Widerstandes. Er beherrschte Juarez vollständig, übersah ihn in allen Stücken und wird gewiß seine besten Kräfte daran setzen um Mexiko zu heben und aus der chronischen Anarchie herauszureißen.

Wird dies möglich sein? Wir hier sehen die Zustände in unserer Nachbarrepublik mit Kopfschütteln und gerechtem Bedenken an, wir haben keinen Glauben an die glückliche Zukunft Mexikos, so lange es nicht eine andere Bevölkerung hat oder die gegenwärtige mit anderem Blute gekreuzt worden ist. Das spanische Blut existirt in Mexiko nur noch in homöopathischer Verdünnung und die Indianerrace dominirt ganz entschieden. Darin liegt der Grund zu der fortgesetzten Anarchie, denn der Indianer will und kann nicht sich ganz in unsere Cultur- und Civilisationsverhältnisse hineinfinden.

Kaltblütig haben früher unsere Blätter die Frage der Annectirung Mexikos durch die Union erwogen und diese Frage wird auch jetzt wieder ventilirt. Aber, so sagt man, eine Eroberung Mexikos oder nur einiger Provinzen desselben, z. B. des silberreichen Sonora, würde den immer noch unzufriedenen Elementen des Südens einen Zuwachs gewähren. Darum abwarten. Die Mexikaner aber, wie sie nun wirklich sind, haben durch die Anarchie, welche länger als ein halbes Jahrhundert ihr Land zerrüttet, sonnenklar bewiesen, daß sie zur Selbstregierung nicht befähigt sind, daß eine Republik bei ihnen eigentlich ein unmögliches Ding ist. Es geht ihnen wie den meisten anderen südamerikanischen Republiken, die auch fortwährend in anarchischen Wirren umhertummeln, aus einen Bürgerkrieg in den anderen verfallen und wo ein Mann des Säbels oder ein von außen octroyirter Monarch die höchste Gewalt an sich reißt.

In Mexiko nun hätte die Monarchie Maximilian's sich wohl behaupten können, wenn wir sie nicht angegriffen und untergraben hätten. Wir hatten die Monroedoctrin und dieser zu Gefallen mußte der Habsburger untergehen; was aus Mexiko vor der Hand wurde, war uns gleichgiltig. Es lebe die Monroedoctrin riefen wir — und Maximilian fiel. Wann Mexiko unsere Beute wird, ist nur eine Frage der Zeit; wir werden dort das herrschende Volk, aber wir treffen dort nicht auf dahinsterbende Prärie- und Waldindianer, wie hier im Gebiete der Union, sondern auf ackerbautreibende, zäh aushaltende und sich vermehrende Indianer, dazu Creolen und Mischlinge. Es werden neue Racengegensätze geschaffen und wir haben noch an dem alten mit den Negern genug zu verdauen. Wo das hinaus soll?

„Die einstige Eroberung Mexikos," so sagte mir dieser Tage ein Mann, welcher in der gegenwärtigen Wahlcampagne eine hervorragende Rolle als Agitator spielt, „bringt uns dem Tage näher an dem die Union in verschiedene Theile zerfallen muß." Es ist richtig, Weltreiche will die Natur nicht; der

Ausdehnung aller Großstaaten ist von jeher eine Grenze gesteckt gewesen und ein Staatenbund, wie unsere Union, welche einen so ungeheuren Umfang gewonnen hat, so verschiedene Klimate und so verschiedene Regionen und Völkerbestandtheile in sich schließt, legt sich von selbst einmal auseinander. Wird sich San Francisco, die Weltstadt der Zukunft, die vielleicht einmal London übertreffen wird, von Washington gouverniren lassen? Das liegt alles im Gange der geschichtlichen Entwicklung, die für uns keine Ausnahme machen wird."

Vor der Hand hat es damit gute Wege, tritt aber der Zug gegen Mexiko ein, dann kann der Zerfall sich vorbereiten. Wir haben ja nur Maximilian aus Eifersucht gestürzt, damit er nicht die Frucht einheimse, welche wir als unsere Ernte betrachteten. Nun müssen wir aber auch etwas thun und es liegt sogar eine Art moralischer Verpflichtung vor, in Mexiko einzugreifen. Die Geschichte hat ihre Analogien für die Mexikaner, wie für uns. An der Schwelle der zerrütteten Creolen-Indianerrepublik stehen wir expansionslustigen Menschen mit immerhin vorwiegend germanischem Blute in den Adern. Einst auch klopften germanische Krieger an die Pforten des römischen Kaiserreichs und verlangten Einlaß. Die Heerfürsten, Flibustier ihrer Zeit, kamen mit ihren Gefolgeschaften und eröffneten den Kampf gegen Rom in sehr mannigfaltiger Weise. Faßt man das Flibustierwesen geschichtlich auf, so ist nicht zu verkennen, daß es seinen Anlaß in einem zutreffenden Instinkte von Abenteurern hat, die gleichsam als Schneeflocken einer weltgeschichtlichen Lavine voran fliegen. Mexiko bietet einige Aehnlichkeit mit den letzten Zeiten des römischen Kaiserreichs dar. Hier waren, in Folge der Mischung von Morgenland und Abendland, die alten Volksthümlichkeiten, Sitten, Anschauungen und Glaubensmeinungen theils verloren oder abgeschwächt, das Ganze ein wüstes Durcheinander geworden und dem Menschen die individuelle wie nationale Kraft abhanden gekommen. Aus der chaotischen Masse tauchten allerdings einige tüchtige Männer auf und arbeiteten gegen den Strom, aber ihr Abmühen erschien vergeblich. Es war im römischen Cäsarenreich dahin gekommen, daß bald ein Räuberhauptmann aus Arabien, bald ein pannonischer Hirt sich den Kaisermantel um die Schultern warf und von den Legionen auf den Schild gehoben wurde. Aehnlich in Mexiko, wo oft genug Abenteurer regierten, wo zeitweilig ein halbes Dutzend Häuptlinge, Generäle und Indianerchefs in den verschiedenen Provinzen Präsident spielte. Dieses ganze Wesen gemahnt uns an die Zeiten der triginta tyranni als Gallienus Imperator war. Damals schon war das römische Reich zur Ernte reif und bald nachher kamen germanische Leute um es abzumähen. Noch immer hat die Anarchie Staaten zu Grunde gerichtet. Das Kaiserexperiment in Mexiko wurde vereitelt, die Republik hat sich nicht geändert,

sie bleibt in der chronischen Anarchie auch unter Sebastian Lerdo de Tejada. Sie kann sich nicht behaupten, die Yankees werden kommen und das Land muß — später oder früher — unsere Beute werden. Tertium non datur.

a.

Pariser Briefe.

Das Studium der Geographie in Frankreich.

Schon Goethe hat zu Napoleon I. in Weimar gesagt: „Was die Franzosen am meisten characterisirt, ist ihre Ignoranz in der Geographie." Und wie sollte es anders sein, da Goethe selbst vom Kaiser der Franzosen Monsieur Goethe genannt wurde. Rußland ist sechs Mal so groß wie Europa, und dennoch können die Franzosen keinen russischen Namen aussprechen, sogar auf Ural setzen sie einen falschen Accent. Ein gefangener französischer Officier in Deutschland versicherte, daß die französische Flotte nach Berlin kommen werde, da er eben so lebhaft überzeugt war, daß Berlin an der See liege, als seine übrigen Landsleute in dem Glauben standen, daß Hamburg deswegen nicht angegriffen werden könne, weil es an der Ostsee liege, die im Winter gefroren sei. — Haben Sie eine gute Karte Deutschlands? frug man einen französischen General, der in den letzten Krieg zog und er antwortete stolz: mein Degen ist meine Karte. Sogar die Umgegend von Paris war den französischen Stabsofficieren unbekannt, die Paris zu vertheidigen hatten, und bei Sedan sagte Graf Moltke zu Wimpfen: Sie haben den Krieg begonnen, ohne Karten von Deutschland zu haben. *)

Haben doch die Franzosen einen Maltebrun und einen Balbi gehabt, einen Lapeyrouse und andere Entdecker gezählt. Geht ihnen das Talent für Geographie, das Ortsgedächtniß ab? Kaum. Sie waren nur bis jetzt überzeugt, daß sie in anderen Ländern nichts zu lernen hätten, da alle Fremden nach Paris kamen. Nun soll es anders werden. Aber wie? Die Mädchenschulen (Sacré Cœur oder wie sie heißen mögen) werden noch lange unter der Leitung der Priester bleiben und in den Lyceen wird Geographie nur ein Mal die Woche gelehrt, was offenbar nicht hinreichend ist.

Jules Simon hat damit begonnen, daß er eine Commission zur Beförderung der geographischen Studien zusammengerufen hat. Darunter waren

*) Wir entnehmen die meisten dieser Angaben dem Buche „Frankreichs Verfall", welches so eben in Leipzig bei P. Frohberg erschienen ist.

viele Militärs und kein Mitglied wußte den Unterschied zwischen einem Kosaken und einem Russen anzugeben. Schüler, die Prämien bekommen hatten, sollten in Geographie unter sich concurriren, aber kein einziger unter ihnen wußte den größten Strom anzugeben, denn bei Gautier, dessen Lehrbuch allgemein befolgt wird, stehen mehrere als solche angegeben. Da werden die Franzosen denn ewig die Böhmen mit den Zigeunern verwechseln. Und selbst das historisch-geographische Lexikon von Bailly wimmelt von Fehlern. Die Vandalen gelten dort für Slaven.

Seit Chaptal und Moreau de Jonnès haben die Franzosen keine Statistiker. Die Regierung sammelt und gibt allein die nöthigen Materialien über Frankreichs Statistik aus, so daß sie allein gegenwärtig die Frage beantworten könnte, wie viel die Bifurcation in den Schulen genützt und wie viel sie Handelsleute und Fabrikanten gebildet hat; weiter: wie groß die Zahl der jungen Leute war, die ihre Zeit verloren haben, Classiker zu lernen; wie viel Advocaten und Aerzte ohne Praxis es gibt?

Wie soll aber ohne Kenntniß der Geographie an eine vergleichende Statistik gedacht werden? Und doch wäre es gerade jetzt gut zu wissen, wie viel Geld in den verschiedenen Staaten im Umlauf ist und wie viel eigentlich sein sollte! Vier Milliarden hätte Frankreich zahlen können, aber fünf Milliarden wird es kaum im Stande sein zu liefern.

Wie soll weiter das Staatsrecht gelehrt werden in einem Lande, wo man die Grenzen der Staaten nicht kennt. Ist es von den Professoren dieses Faches nicht verlorene Mühe, einen Vortrag vor jungen Leuten zu halten, die dazu nicht vorbereitet sind. Nicht einmal auf die Universität hätte man Studenten aufnehmen sollen, die nicht die Geographie kennen. Aber diese Universitäten sind in Frankreich erst noch zu schaffen. Die Geistlichkeit scheint dem obligatorischen Unterricht entgegen zu sein und will nicht einsehen, daß unter den Leuten, die nicht schreiben und lesen können, in Paris wie in Toulon und Brest, die meisten sind, die nicht an Gott glauben.

Die Kaiserin Eugenie hatte der geographischen Gesellschaft in Paris eine jährliche Hilfe von zehntausend Francs zugesagt. Diese Unterstützung ist mit dem Falle des Kaiserthums eingegangen. Der Vice-Präsident der Gesellschaft H. Vivien de Saint-Martin, gibt jährlich L'Année géographique bei Hachette heraus, bei dem L'année scientifique von Figuier und L'année historique von Zeller gleichfalls herauskommt. Dies ist ein sehr annehmbarer Beitrag zu Uebersichten dieser Art. — H. Levasseur, Mitglied der politisch-sittlichen Akademie, ist von Jules Simon zum Professor der Geschichte der Oekonomie im Collége de France ernannt worden. Er wäre aber gerade der Mann gewesen, um ein Katheder der Geographie auszufüllen: das Fach, über welches er vorzutragen hat, wäre in einer Handelsschule eben so gut an der Stelle.

Um Fourier, Auguste Comte oder Saint-Simon zu widerlegen, muß man eher Philosoph als National-Oekonom sein.

Die Geographische Gesellschaft von Paris, die einzige dieser Art in Frankreich existirt seit fünfzig Jahren und wird vom Marq. Chasseloup-Laubert präsidirt. Sie gibt monatlich ein Heft von 5 bis 6 Bogen unter dem Titel von Bulletins heraus. — H. Charton gibt Le Tour du Monde, journal des voyages und H. Malte-Brun die Annales des voyages und das Marine-Ministerium die Revue maritime et coloniale heraus. Am Ende scheint das Localgedächtniß den Franzosen doch abzugehen, denn sonst würden sie für Geographie mehr Neigung zeigen. — Thiers hat erklärt, daß er sein ganzes Leben Militair-Geographie studirt hat, aber die Geschichte der Geographie wird meines Wissens in Frankreich nirgends vorgetragen und die Geographie der Geschichte eben so wenig.

Die Feldzüge von Mexiko und von China haben natürlicher Weise die Kenntnisse der Franzosen, die sie mitgemacht haben, erweitert. Die Erwerbung von Cochinchina hat eine große Wichtigkeit für den Handel und einige französische Handelsleute haben das Licht über diesen Welttheil unter ihren Landsleuten verbreitet. Ueber Neu-Kaledonien hat H. Garnier ein nicht uninteressantes Buch herausgegeben und blos gelehrt, daß die Einheimischen die Spinnen auf eine eigene Art zu bereiten verstehen und gierig verzehren. Der zu schuldige Delecluze, der für die Commune sein Leben nicht hingegeben aber verloren hat, hat auch ein Jahr in diesem Verbannungslande zugebracht und einen Bericht darüber herausgegeben.

Guyenne, dieses „heiße Sibirien" ist ebenfalls von Verbannten beleuchtet worden. Auf diese practische Weise wird aber im Volke selbst wenig Licht verbreitet. Nur einige ausgewählte Leute haben nach dem Canal von Suez wandern können. H. About hat von da „Le Fellah" zurückgebracht. General Faidherbe hat die Kenntniß von Senegambien erweitert, aber nur wenige französische Damen wissen, daß Aegypten in Afrika liegt. Algier ist natürlicher Weise den Franzosen bekannt gemacht worden, und wir haben H. Villot ein schätzbares Buch über dieses Land zu verdanken. ω.

Der letzte Staupenschlag in Preußen.

Jetzt, wo ein auf der Höhe der modernen Zeit stehendes humanes Strafgesetzbuch im ganzen deutschen Reich ins Leben getreten ist, drängen sich wohl von selbst Rückblicke auf in die bisherige Gegenwart und in die Vergangen-

heit, in Zustände, die wir nur zu sehr in frühere Jahrhunderte zurückzuverweisen geneigt sind, die aber in Wahrheit noch manche der jetzt Lebenden mit erlebt haben. Nur so ist eine vollkommen richtige Würdigung der vorwärtsschreitenden tüchtigen Schaffenskraft unserer Tage möglich.

Ein alter, noch jetzt lebender preußischer Strafrichter erzählt uns folgende Historie:

In der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts wurde die Umgegend von Breslau durch zahlreiche Brandstiftungen in die äußerste Aufregung versetzt. Eine Masse einzelner Gehöfte, und über dreißig ganze Dörfer wurden in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit vollständig in Asche gelegt. Die Brandlegung erfolgte stets während der Nacht; die Löschanstalten waren damals noch sehr mangelhaft; viele Menschen und ganze Herden von Vieh kamen in den Flammen um. Die Criminalpolizei war in voller Bewegung, ohne Erfolg. Sie ermittelte nur so viel, daß muthmaßlich ein und dieselbe Person all diese schweren Verbrechen verübt habe, alle in gleich roher und brutaler Mißachtung von Hab, Gut, Glück und Leben ihrer Mitbürger. Ueberall erzählten Bauernmägde der niedergebrannten Dörfer und Höfe, es habe in der Brandnacht ein fremder Mann ans Fenster geklopft und Einlaß begehrt, und als dieser selbstverständlich verweigert ward, habe der Fremde eine wüste Lache aufgeschlagen, und gedroht: „Ich werde Dich schon heraustreiben." Gleich darauf sei denn das Gehöfte, das Dorf in hellen Flammen gestanden. Einige der Mädchen wollten den Fremden auch gesehen haben; sie beschrieben ihn übereinstimmend als einen gefährlich aussehenden, bärtigen Vagabunden von hervorragender Größe und Stärke. Diese Beschreibung paßte genau auf einen jüngst nach langjähriger Kettenstrafe entlassenen Verbrecher. Zwei bis drei der Mägde endlich hatten sogar die Ausführung der Drohung gesehen.

Endlich, nachdem 35 Ortschaften in Asche gesunken waren, und die ganze Landbevölkerung um Breslau sich gegen diesen gemeinsamen Feind verbündet hatte, gelang es, den Verbrecher auf frischer That zu ertappen und gefangen in Breslau einzuliefern. Ich hatte die Ehre als Inquirent des Bösewichts eingesetzt zu werden. Die Untersuchung dauerte des massenhaften Materials wegen und in den schwerfälligen, schriftlichen Beweisformen des alten geheimen Verfahrens mehrere Jahre, obwohl der Mensch alles, was man ihm beimaß, bereitwilligst eingestand. Lange vor dem Ende der Untersuchung wurde ich als Referendar an eine Mittelinstanz versetzt. Auch hier war ich bereits geraume Zeit angestellt, als mir eines Tages der Chef mit besonders feierlicher Miene „eine große Capitalsache" einhändigte, aus welcher ich dem hochweisen Spruchcollegio, an dessen Sitzungen ich als ganz kleines Licht stillschweigend theilnehmen durfte, Bericht erstatten sollte. Diese „Capitalsache"

bestand aus ungefähr sechs sehr dicken Aktenbänden, von denen mir die ersten schon äußerlich sehr bekannt vorkamen. Ein Blick auf das Aktenrubrum des Umschlages bestätigte mir, daß ich „meinen" Brandstifter jetzt in zweiter Instanz aburtheilen sollte, den ich vor Jahren als wirklicher geheimer Inquisitionsrichter vorgehabt hatte. Die erste Instanz hatte ihn zum Tode verurtheilt, wie nach Landrecht auch geschehen mußte, da durch seine Brandstiftungen, wie gesagt, viele Menschen umgekommen waren. Indessen, nachdem ich die Acten genauer studirt hatte, gelangte ich zu dem Ergebniß, daß das Erkenntniß erster Instanz wegen mehrfacher Formfehler zu cassiren sei. Das Spruchcollegium, in dem ich nur eine Ansicht, aber keine Stimme hatte, pflichtete diesem Antrage seines bescheidenen Referendars bei und cassirte das Urtheil. Mein Brandstifter wurde nun zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt und — wie das Gesetz vorschrieb — zu „Staupenschlag". Der Criminalsenat des Kammergerichts zu Berlin bestätigte dieses Erkenntniß, einschließlich des Staupenschlags, und auch die königliche Bestätigung blieb nicht aus.

Von diesen letzten Entscheidungen und Stadien dieses Processes habe ich indessen auch erst später erfahren. Ich war nämlich inzwischen als selbständiger Richter an das Gericht in Breslau, bei dem ich meine glorreiche Laufbahn begonnen hatte, wieder zurückversetzt worden, und erblickte unter den mit meiner Amtsführung übernommenen Gefangenen richtig meinen Brandstifter, gegen den ich vor ungefähr sechs Jahren den feierlichen, alten Inquisitionsproceß begonnen hatte. Die verbrannten Dörfer waren inzwischen alle wieder erstanden, über den Gräbern der armen Opfer lag jetzt im Winter 1831 auf 1832 eine dichte Schneedecke. Die Erinnerung an die Unthaten waren im Volk längst zu einer Art von Sage geworden. Nur die Justiz hatte nicht vergeben und vergessen; noch immer harrte der Verbrecher des letzten Spruches.

In den ersten Tagen des Jahres 1832 kam dieser Spruch. Ich hatte ihn zu vollstrecken. Ich verkündete ihn dem Verurtheilten: „Lebenslängliches Zuchthaus und Staupenschlag." Das erstere schien ihm vollständig angemessen, aber beim „Staupenschlag" stutzte er. „Herr Referendar," sagte er — in seinen Augen hatte ich noch keine Carriere gemacht — „Staupenschlag? was ist denn das?" — „Das wirst Du schon sehen," erwiderte ich sehr gelassen, denn ich dachte mir weiter nichts darunter, als eine besondere Art Hiebe, über die sich in allen Strafrechtsbüchern und gelehrten Werken die ausführlichste Beschreibung würde finden lassen. Und zudem mußte ja diese Strafe, obwohl ich in meiner Praxis niemals sie hatte appliciren sehen, jedenfalls dem Profoßen des Gefängnisses und schlimmsten Falls dem Scharfrichter äußerst bekannt sein; denn sonst würden doch die hohen Gerichte, welche dieses Straf-

erkenntniß gefällt hatten, irgend etwas darüber gesagt haben, wie der Staupenschlag ins Werk zu setzen sei. Ich ließ also sofort den Profoßen kommen, und theilte ihm mit, daß der Brandstifter außer lebenslänglichem Zuchthaus zu Staupenschlag verurtheilt sei; er möge daher alles bereit halten, daß die Strafe morgen in der Frühe vollstreckt werden könne. „Zu Befehl", erwiederte er und ging.

Schon nach einer Stunde erschien indessen der Mann wieder und pflanzte sich vor mir in meldender Haltung auf.

„Herr Rath," sagte er bestimmt, „das geht nicht."

„Was geht nicht?"

„Das mit dem Taubenschlag."

„Was mit dem Taubenschlag?" erwiderte ich halb verwundert, halb ärgerlich, in eine andere Arbeit vertieft.

„In den Taubenschlag können wir den Brandstifter nicht setzen, da kommt er schöne raus, wenn er nicht in der ersten Nacht erfriert."

„Wer hat denn was vom Taubenschlag gesagt?" rief ich, mühsam das Lachen unterdrückend. „Staupenschlag," sagte ich, „gestäupt" soll der Brandstifter werden. Potz tausend, Profoß, Sie müssen doch wissen, was „Staupenschlag ist, und „stäupen" — das steht ja schon in der Bibel."

„Nee, Herr Rath, das is mich in meinem Leben noch nicht vorgekommen. „Das wird man ooch blos so 'ne Neuerung sind, Herr Rath, von meine jeliebte Vaterstadt Berlin, womit sie den Spitzbuben nicht mehr ordentlich weh thun." Sein Gemüth schien sichtlich bekümmert. — „Na, holen Sie mal den Scharfrichter," sagte ich. „Was, so eklig ist der Staubenschlag!" sagte er und ging.

Der Scharfrichter kam. „Sie werden morgen früh an einem Verurtheilten den Staupenschlag zu vollziehen haben," sagte ich, „halten Sie sich bereit." — „Wie wird denn das gemacht?" fragte er. „Ja, das müssen Sie doch wissen, Scharfrichter, dafür sind Sie ja da; das können Sie doch nicht vom Richter verlangen?"

„Das weiß ich nicht," sagte er bestimmt, „das steht nicht in unsrer Lade, Herr Rath. Rädern kann ich einen, Herr Rath, von oben und unten, hängen und köpfen zu allseitiger Zufriedenheit — aber Staupschlagen, das nehmen Sie mir nicht übel, Herr Rath, das verschimpfirt das Handwerk, das verstehe ich nicht, das hat Vater und Großvater auch nicht gethan."

„Nun wissen Sie, Herr Scharfrichter," erwiderte ich, um zu Ehren des preußischen Staates unter allen Umständen meine Amtswürde zu wahren, „der Staupenschlag ist eine uralte Strafe, die wir schon von den alten Römern überkommen haben, und die überall im deutschen Reiche in ganz besonderem Ansehen steht; deswegen wird sie auch so selten geübt, und fast überall anders.

Ich dachte, Sie hätten hier eine feierliche altherkömmliche Form dafür; da das aber nicht der Fall zu sein scheint, so will ich Ihnen in einigen Tagen sagen, ob und in welcher Weise Sie dabei nöthig sind." Der Scharfrichter ging, im vollen Bewußtsein, seine Zunftehre gegen ein höchst unziemliches Attentat geschützt zu haben. Mit meiner Zunftehre stand es aber dafür um so schlimmer, denn ich hatte mich inzwischen überzeugt, daß alle die Rechtsquellen, in denen ich eine Begriffsbestimmung des Staupenschlags zu finden hoffte, darüber schwiegen, wie das Grab. Alle behandelten diese Art von körperlicher Züchtigung, von der Carolina bis zum preußischen Landrecht, als etwas so allgemein Bekanntes wie das tägliche Brot; aber in unsrer Zeit wußte nicht einmal der Scharfrichter mehr etwas davon. Auch alle Handbücher über die Rechtsquellen, welche den Staupenschlag erwähnten, hüllten sich in tiefstes vornehmstes Stillschweigen darüber, wie diese Strafe vollstreckt werde. Ueber diesen Nachforschungen vergingen nicht blos Tage, sondern Wochen. Die äußerste Frist, binnen welcher ich die zuerkannte Strafe zu vollstrecken hatte, war verstrichen, und ich so rathlos wie zuvor. Ich dachte und träumte von nichts als von Staupenschlag. Jede amtliche Zusendung öffnete ich mit Zittern und Zagen, weil sie eine Nase enthalten konnte, die bis ans Ende meiner Tage reichte. Mein Zustand begann in ein gelindes Fieber überzugehen. Da sandte mir der Himmel einen Retter in der Noth.

Auf der Universitäts- oder Stadtbibliothek zu Breslau, die ich seit Wochen vergebens nach „Staupenschlag" um und um durchsucht hatte, befand sich damals als Bibliothekar ein junger katholischer Theologe, der durch geistvolle kühne Schriften wider die römische Curie und durch seine gediegene Gelehrsamkeit eine vornehme Säule des deutschen Katholicismus war, und der heute — eine sehr hohe und einflußreiche Stelle im Vatican selbst bekleidet. Sein Name ist gleichgültig. Ich war mit ihm auf der Schule und Universität gewesen. Er war im Mittelalter vortrefflich zu Hause, und belesen wie keiner. In einer geheimen Nische der ehrwürdigen Räume der Bibliothek schüttete ich ihm mein Herz aus. Er begriff meinen Kummer mit der ganzen fachwissenschaftlichen Theilnahme, deren mein Kummer würdig war. Es begann nun eine vereinte Parforcejagd auf Staupenschlag in der ehrwürdigen Bibliothek; die uraltesten Schmöker auf den obersten und hintersten Bücherbrettern wurden aus mehrhundertjährigem Schlaf gestört und verfinsterten mit ihrem Staub die Luft. Alles ohne Erfolg. Das ganze canonische Reich, das echte und unechte, das ganze deutsche Strafrecht mit allen Commentatoren, Glossatoren und Professoren, deren Werke hier der Unsterblichkeit entgegenschimmelten, schwiegen um die Wette über „Staupenschlag". Mein canonischer Freund war nun schon so aufgeregt, wie ich. Er fühlte, daß am „Staupenschlag" der ganze Ruhm seiner Belesenheit zu Schanden werden könne. Aber seine

Blicke glitten, wie die meinen jetzt nur noch instinctiv über die Rückentitel der alten schweinsledernen Folianten hin, die hier in unscheinbarer Außenhülle uns weise entgegenschwiegen. Auf einmal rief mein Freund: „Hier, das ist vielleicht was; Churbrandenburgische Halsgerichtsordnung von Anno 1600 und so und so viel.“ — „Zeig her!“ rief ich in fieberhafter Erregung. Wir setzten uns an den nächsten Tisch; das unförmige Buch wurde aufgeklappt; er suchte von vorn nach hinten, ich in umgekehrter Richtung nach „Staupenschlag“. Wir prallten in der Mitte mit einer Wuth aneinander, wie zwei Eisenbahnschnellzüge, die das Unglück gegen einander führt. „Staupenschlag!“ rief's wie aus einem Munde. Hier stand wirklich und wahrhaftig geschrieben, wie er vollzogen wurde. Wir wischten uns den Schweiß von der Stirn; dann wurden die theuren Buchstaben langsam und mit dem freudigen Stolz eingesogen, der einer so schwierigen und wichtigen wissenschaftlichen Entdeckung geziemte. In das heutige Deutsch übersetzt, lautete diese Gesetzesstelle über „Staupenschlag“ etwa so: Allmonatlich solle des Verbrechers Oberkörper entkleidet, und er gefesselt auf offenem Markt von dem Scharfrichter und dessen Knechten geführt, ihm hier das Urtheil verlesen werden, und er dann an allen vier Himmelsrichtungen des Marktes mit Ruthen dreißig weniger einen Streich von den Scharfrichterknechten erhalten. Wir lasen die Stelle so oft, bis wir sie auswendig konnten. Wir wußten nun ganz genau, daß unser Brandstifter auf dem Ring zu Breslau und zwar im Süden und Norden, Osten und Westen je 29 Ruthenhiebe zu gewärtigen hatte. Ich nahm mir den köstlichen Band mit nach Hause und lachte stillvergnügt vor mich hin. Wie mich meine Freunde mit dem großen rothbroschirten schweinsledernen Folianten unter dem Arm und den Scharfrichter und die Knechte hinter mir, den „Ring“ zu Breslau feierlich und vergnügt begehen sahen, um die Punkte für die Execution herauszusuchen, zweifelten sie an meinem Verstand, und sehr nachtheilige Gerüchte über mich wurden in Umlauf gesetzt. Ganz Breslau raunte sich zu, daß der „neue Richter“ irgend eine tückische heimliche Procedur gegen einen armen Teufel von Delinquenten vor habe. Ich hatte meinen Profoßen und meinen Bibliothekar stark im Verdacht, daß sie der Verbreitung dieses Gerüchtes nicht entgegen wirkten, und ich sah mich demgemäß vor.

Etwa Mitte Februar 1832 setzte sich vom Gerichtsgefängniß zu Breslau aus, nach dem „Ring“ zu, der streng nach der Vorschrift der churfürstlich brandenburgischen peinlichen Halsgerichtsordnung zusammengesetzte Zug in Bewegung, um an meinem Brandstifter den „Staupenschlag“ zu vollziehen. Voran ritt ein Detachement Dragoner, dann kam der Scharfrichter in seinem schauerlichen Amtscostüm, die Nase bei der ungewöhnlich heftigen Kälte so roth wie sein Mantelfutter gefroren. Dann folgten zu Seiten des Delinquenten je drei Scharfrichterknechte mit ellenlangen Ruthen unter dem linken

Arm, durch die Kälte gleichfalls zum größten Mitleid mit sich und dem armen Opfer gestimmt, das zwischen ihnen mit blitzblauem entkleidetem Oberkörper kettenklirrend einherwankte. Dann folgte ich, oder richtiger meine Wenigkeit, denn ich war damals zwar so hoch wie jetzt, aber erheblich magerer, und ich fühlte, wie mein bischen Fleisch in dem leichten schwarzen Tuchanzug, der mich umschlotterte, bis an den Knochen zusammenschnurrte. Ich nahm dann und wann feierlich eine Prise, wie ich jetzt noch zu thun pflege. Hinter mir trug der Profoß das Urtheil mit dem großen Insiegel, und die Mutter dieses ganzen Aufzugs, die schweinslederne Halsgerichtsordnung. Ein Zug Dragoner beschloß den Zug.

Wir hatten noch nicht zweihundert Schritte gethan, so hatte sich schon die Volksmenge zu beiden Seiten unseres Wegs zu einem lebendigen Spalier verdichtet, das stets enger sich aneinanderschloß. Die Menge schritt neben uns her nach dem Ring. Als ich vor dem Rathhause, wo der alte Staupenpfahl mit dem Halseisen stand und vor dem Rathhausbalcon, wo dereinst das Blutgericht an langer Tafel Recht gesprochen hatte, halten ließ, war die Menge viele hundert Köpfe stark, doch hielt sie streng das von den Dragonern abgesteckte Carré inne. Ich las mit meiner weit vernehmlichen Stimme das Urtheil vor. Die Menge drängte von allen Seiten heran, vielleicht um noch besser zu hören oder das seltsame Schauspiel besser zu sehen, oder aus Entrüstung über den Delinquenten — kurz die Dragoner konnten die Linien des Carrés nicht mehr halten und wichen schrittweise langsam zurück nach uns zu. Ich gebot nun dem Scharfrichter mit einer Stimme, die sicherlich in den weitesten Ecken des „Ringes" vernehmlich war, den Staupenschlag zu vollziehen. Die sechs Knechte nahmen den Brandstifter in die Mitte und erhoben die Ruthen. Aber in dem Moment, wo der erste Schlag erfolgte, verging mir Hören und Sehen. Dragoner, Scharfrichter, Delinquent, Profoß und Knechte wurden meinen Blicken mit einer zauberhaften Schnelligkeit entrückt. Ich fand mich wenige Secunden später zwei Straßen vom Marktplatze entfernt. Bis dahin hatte mich ein stets wechselnder, um mich kreisender Volksknäuel förmlich getragen. Wie das geschah, kann ich heute noch nicht sagen; ich hatte nur bemerkt, wie ein dichter Volkshaufe sich zwischen mich und den Delinquenten schob; das übrige war mir bei der haarsträubenden Schnelligkeit meiner Vorwärtswimmelung entgangen. Ich suchte pflichtgemäß natürlich nun zuerst wieder den Ring auf. Er war absolut menschenleer. Ich eilte nach dem Gerichtsgebäude. Hier fand ich meinen ganzen Zug wohlbehalten wieder; es fehlte nicht ein theures Haupt. Sämmtliche Mitglieder des Zugs waren mit derselben Schnelligkeit von der Menge nach dieser Richtung befördert worden, wie ich nach der entgegengesetzten. Ich begnügte mich mit dieser Erfahrung. Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts hatte in der kräftigsten

aber taktvollsten Weise sich empört gegen den Geist des siebzehnten; mir lag ferne, ihn noch einmal zu beschwören.

So erzählte unser Gewährsmann. Es war der letzte „Staupenschlag", der in Preußen vollzogen wurde, wenn auch erst das Jahr 1848 ihn gesetzlich beseitigte.

Briefe aus Berlin.

Berlin, 8. September 1872.

Wir sind mitten in den Festlichkeiten. Der Glanz derselben beschäftigt, hier am Orte wenigstens, die Sinne genug, um den Conjecturen Einhalt zu thun. Aber dieselben umschwirren uns mit immer noch steigender Production von Außen. Ob nun von dieser Monarchenzusammenkunft diplomatische Acte ausgehen, was die unterrichteten Personen nach wie vor in Abrede stellen — der Eindruck derselben wird ein imponirender, unvergeßlicher bleiben. Wenn bei der gestrigen Galatafel der Kaiser Franz Joseph das Glas auf den deutschen Kaiser erhebt, und der Kaiser Alexander auf das Wohl der preußischen Armee, so ist der Lapidarstyl dieser Toaste sprechender als jemals eine Circularnote sein kann. Denn die abgeneigte Presse wird sich und Anderen vergebens einreden, daß solche Trinksprüche nichtssagende Höflichkeiten seien. Der Kaiser Alexander hätte wohl noch einen anderen Gegenstand für seinen Toast gefunden, und der Kaiser Franz Joseph wäre nicht nach Berlin gekommen, wenn ihm die Anerkennung und Begrüßung des deutschen Reiches mit höchst eigenem Munde irgendwie widerstrebt hätte.

Auch der Einwand der Mißgünstigen hat wenig auf sich, daß wenn im Momente des Handelns die Interessen sprechen oder die Leidenschaften, die Höflichkeiten aus der Vergangenheit vergessen sind. Eine Zusammenkunft, wie die jetzt gefeierte, muß bei den hohen Theilnehmern einen tiefen Eindruck zurücklassen, weil sie in ihrem Verlauf offenbart, daß sie nicht das Ergebniß der Laune oder des Zufalls, sondern einer geschichtlichen Lage ist.

Unter den mächtigen Herrschern des Continents fühlt der Kaiser Franz Joseph sich wieder als ein Mächtiger: ein Gefühl, was ihm der Gegensatz gegen Deutschland und Rußland, was ihm die Stütze auf den abenteuerlichen Westen bei der inneren Lage seines in einem folgenreichen und nicht leicht zu vollziehenden Uebergang begriffenen Reiches verkümmern mußte. Der Kaiser betritt in Berlin wieder den Boden, der seinem Hause so ehrwürdigen und seinem Character so tief sympathischen monarchischen Tradition. Die drei

Herrscher des europäischen Osten stehen wieder innig verbunden neben einander zur Abwehr gegen Anarchie und phantastische Verirrungen der keltischen Abenteuerlichkeit; aber mit dem tiefgreifenden Unterschiede gegen früher, daß sie in ihre innere Regierungspolitik allseitig die Förderung der natürlichen Entwicklung der Völker, anstatt der kurzsichtigen Niederhaltung derselben, wie einstens, aufgenommen haben.

Die ausländische Presse bringt vergebens Gründe für den Zerfall der neuen ostmächtlichen Allianz herbei, die in der freien Sympathie der Herrscher beruht und in den jetzigen Festlichkeiten zu Berlin einen so imposanten Ausdruck erhält. Immer wieder wird der Zwiespalt der russischen und österreichischen Interessen in der orientalischen Frage hervorgesucht. Neuerdings eignet sogar die „Times" sich dieses Thema an, was zu erklären ist aus der in England theilweis herrschenden Furcht, Oesterreich möchte dazu gebracht werden, den englischen Bemühungen für die Aufrechthaltung der Türkei nicht ferner wie bisher zu secundiren. Es bedarf dazu jedoch keiner besonderen Mittel. Wenn sich im Innern des türkischen Reiches Kräfte erheben, stark genug, das morsche, aber immer noch wuchtige Gebäude aus den Angeln zu heben, so wird keine der Ostmächte den Wunsch haben, wie noch bei dem griechischen Aufstand der zwanziger Jahre, solche Kräfte niederzudrücken. Aber es werden auch keine Versuche gemacht werden, das Schicksal der Türkei im Voraus zu bestimmen.

Noch weit kleinlicher wie der Verdacht, es handle sich um eine Verschwörung gegen die Türkei, ist die neuerdings von dem „Journal des débats" auf Grund polnischer Quellen vertretene Muthmaßung, Deutschland und Rußland wollten sich in das Regierungssystem Oesterreichs, in Bezug auf Galizien mischen. Für einen solchen Zweck setzt man keinen solchen Apparat in Scene. Oesterreich besitzt in Galizien viel mehr eine Schwierigkeit als eine Waffe. Und der Gebrauch der Waffe wäre doch nur im Fall der Nothwehr geboten. Oder glaubt Jemand, Oesterreich denke auf seiner russischen Grenze an Aggression und Eroberung? Die deutsche und die russische Regierung, dessen darf man wohl sicher sein, werden dem Kaiser von Oesterreich die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche ihm der polnische Theil seines Reiches bei des letzteren Gesammtlage bereitet, lediglich zur eigenen Lösung überlassen. Das „Journal des débats" hätte weiterhin klug gethan, sich nicht mit der komischen Befürchtung zu beschäftigen, als wollte der deutsche Kaiser durch seine mächtigen Freunde sich den Besitz Elsaß-Lothringens garantiren lassen. Es genügt vollkommen, wenn Deutschland bei seiner einstigen Vertheidigung gegen den französischen Rachekrieg der sympathischen Neutralität seiner mächtigen Nachbarn gewiß ist. Mehr sucht es nicht und mehr bedarf es nicht. Selbst eine solche Neutralität aber ist keine Sache, die man sich auf eine unbestimmte Zeit ver-

tragsmäßig zusichern läßt. Es genügt, wenn die Herrscher großer Nationen, deren Entwicklung von einem auf dauerhaften, weil natürlichen Grundlagen beruhenden Frieden Europas bedingt ist, sich von dem Bewußtsein vor der ganzen Welt durchdrungen zeigen, daß die natürliche Grundlage eines dauerhaften europäischen Friedens jetzt vorhanden ist, die nur durch frevelhaften Muthwillen und willkürliche Ansprüche unberechtigter Anmaßung gestört werden kann.

Die feierlich imposante Anerkennung einer naturgemäßen Lage, die zugleich im höchsten Grade beruhigend und hoffnungsreich an segensvollem Gedeihen ist, durch die höchsten Vertreter der mächtigsten Gemeinwesen des festländischen Europa: das ist die Sprache, welche die Festlichkeiten, deren Zeuge wir sind, zu den Zuschauern reden, die von nah und fern herbeiströmen.

In der genauen Beschreibung der Festlichkeiten wetteifern die Tagesblätter. Ich will nur den Eindruck des großen Zapfenstreiches schildern, mit welchem gestern, der erste Hauptfesttag, schloß. Der Gedanke, den Lustgarten, diesen jedem Deutschen wohlbekannten, durch seine architectonischen Umgebungen so imposanten Raum, durch electrische Lichter vom Dach des Schlosses zu erleuchten, konnte unbehindert vom Regen zur Ausführung kommen, dessen starker Erguß zwischen sieben und neun Uhr nur bestimmt gewesen schien, die Luft und den Boden zu erfrischen. Feenhaft war der Eindruck, als die ersten Lichtstrahlen auf die Schloßbrücke und auf die Gebäude fielen, die sich von dieser Brücke auf der Seite der Linden nach dem Werderschen Markt hinziehen. Dagegen wollte es nicht gelingen, Lichtstrahlen auf die Gebäude des Lustgartens und namentlich auf das dem Schloß gegenüberliegende Museum zu concentriren. Der Anblick des Platzes war nichtsdestoweniger ein zauberhafter, als zu den zahlreichen Gasflambeaux und den Lampenguirlanden, die vom Schloß bis zur Statue Fridrich Wilhelm's III., einen Theil des Lustgartens umschlossen, die Fackeln der elfhundert Musiker traten, welche den Zapfenstreich ausführten. Bei den Musikstücken war die Bemerkung zu machen, wie unsere Zeit auf falschem Wege ist, wenn sie in der Anhäufung materieller Mittel, im Monströsen die Größe sucht. Man konnte die Präcision und Einheit der Klangwirkung bewundern, wenn man an die Zahl der Ausführenden dachte. Aber der Eindruck war kein imponirender. Weit wirkungsvoller traten die Musikstücke hervor, welche von den Musikern der Cavallerieregimenter allein ausgeführt wurden. Weit insinuanter der Ton, weit reiner und sicherer die Klangwirkung. So bestätigt sich in unserer Zeit überall die alte Mähr vom Thurm zu Babel. Aber zum Auseinanderfallen kam es bei diesen braven Musikern nicht, deren sichere Dirigenten die Fackel als Taktstock durch das grell und glänzend unterbrochene, aber doch nicht auszutilgende Dunkel des Abends schwangen. Am ergreifendsten wirkte der preußische Zapfenstreich, in

dem die religiös kriegerische Stimmung einen so wunderbaren Ausdruck erhält. Wie aus dem Feldlager einer fernen Himmelsgegend klang der von allen Trommlern in erstaunlicher Gleichmäßigkeit des Tempo geschlagene Wirbel, gedämpft und massenhaft zugleich, als ob man im Traum einer großen Schlacht auf irgend einem Wolkenthron beiwohnte.

Gegen Ende des Zapfenstreichs erleuchteten rothe bengalische Flammen die Vorhalle des Museums und die Säulen desselben. Die unnachahmlich edlen Verhältnisse des Schinkelschen Baues erschienen in herrlichster Wirkung. Ihren Berichterstatter aber durchzuckte folgender Gedanke. Was ist unser selbstzufriedenes neunzehntes Jahrhundert, wenn der schönste Moment seiner stolzesten Feste, für den gebildeten Theilnehmer wenigstens, in dem wiederbelebten Eindruck eines schwachen Abglanzes der zweitausendjährigen Vergangenheit des griechischen Alterthums liegt?

Möchte es unserm deutschen Reich, dessen Aufnahme in das europäische Staatensystem in diesen Septembertagen gewissermaßen feierlich begangen worden, beschieden sein, eine Geisteskultur hervorzurufen, von so selbstständiger Innerlichkeit, von solchem Adel der Erscheinung, von so einer Verschmelzung des Inneren und Aeußeren wie einst die hellenische.

Aus dem Haag.

Wie Sie wissen, bin ich hierher gereist, um Ihnen Bericht von dem Congreß der Internationale zu erstatten. Aber selten ist eine höfliche Aufmerksamkeit schlechter gelohnt worden. Die öffentlichen Sitzungen der rothen Feindin der jetzigen Gesellschaftsordnung der ganzen gesitteten Welt, bot kaum mehr als die landläufigen Phrasen, die namentlich Ihrem Blatte längst vertraut sind, und — die persönliche Bekanntschaft mit einer Reihe ehemaliger Pariser Communards, welche auch hier Vorsicht als den besten Theil der Tapferkeit proclamirten, indem sie unter falschen Namen sich an den Debatten betheiligten. Die geheimen Sitzungen dagegen bereiteten nur jene Spaltung vor, welche auf die Dauer auch vor den „Bourgeois“ der Tribünen nicht mehr verborgen werden konnte: London oder New-York, Generalrathsunfehlbarkeit oder mehr föderative Organisation und Selbstbestimmung der Glieder des Bundes, rein sociale oder politisch-persönliche Zwecke. Auch die öffentlichen Debatten waren erfüllt von dem bittersten persönlichen Haß der einzelnen Parteiungen im Bunde wider-

einander. Und während kaum zu sagen war, wem nach den gefaßten Beschlüssen der Sieg sich zuneigte; und während noch im Verhandlungssaal die wildesten Anklagen der Verschworenen widereinander hagelten, brauste durch den Saal aus dem Munde der Zuhörer der alte kräftige Ruf Oranje boven! mit dem einst die Kämpfer der niederländischen Unabhängigkeit zu Sieg und Tod stürzten. Es war eine seltsame nationale Demonstration gegenüber der internationalen Zerfahrenheit und Auflösung.

Meine Gedanken kehrten unwillkührlich zu dem Staate zurück, den ich eben verlassen hatte, der durch die hier vertretenen Grundsätze durch manche dieser rothen Redner vor kaum Jahresfrist an den Rand des Verderbens gebracht worden war. Bieten die heutigen Lenker der französischen Republik die Garantie, daß diese Gefahr sich nicht erneuere?

Das Oberhaupt des Staates hat gewechselt, aber das persönliche Regiment besteht nach wie vor. Nur haben wir anstatt des „providentiellen" Mannes den „nothwendigen" (nécessaire); anstatt der Geburt haben wir das Verdienst an der Spitze des Reiches, aber die Franzosen sind so wenig Republikaner, daß jetzt, wo Thiers in Trouville sich aufhält, die öffentlichen Blätter angefüllt sind mit den lächerlichsten Einzelnheiten über seine Person: der Präsident ist spazieren gewesen, hat Revue gehalten, ist beim Concert zugegen gewesen und seine Damen haben sich bei Herrn Cordier Früchte ausgelesen, um Eingemachtes zu bereiten.

Auf demselben Wege erfahren wir, daß der Retter des Vaterlands über den König von Italien gesagt hat, daß er viel schlauer sei als man gewöhnlich glaubt, daß der deutsche Kaiser das seltene Verdienst hat, die schlechte Laune der ihm nützlichen Leute zu ertragen und daß der Kaiser von Rußland ihm versichert habe, daß er keine Eroberungen wünsche, kein Land mehr brauche und in den Fehler Napoleon's III. nicht verfallen wolle.

Das alter ego des Herrn Thiers ist Herr Barthelmy Saint-Hilaire, Mitglied der Akademie, Deputirter und Secretär der Präsidentschaft, ein alter Freund von Thiers, von dem dieser gesagt haben soll, daß seine Gedanken die durch den Kopf von Saint-Hilaire gegangen sind, eine sichere Probe bestanden haben. Leute, die ihrer Fahne nicht treu bleiben, heißt man hier gewöhnlich Girouetten, aber von Herrn Thiers wird es für patriotische Selbstaufopferung gehalten, daß er aus einem alten Monarchisten zu einem jungen Democraten geworden ist. Man setzt hinzu, daß, wenn er noch fünf Jahre lebt, die Republik in Frankreich consolidirt sein werde und die Linke unterstützt deswegen den Präsidenten nach besten Kräften.

Jules Simon ist Orleanist gewesen, hat sich zum Radicalen aufgeworfen, um das Kaiserthum desto besser zu bekämpfen, und hat sich in der Internationale die Nummer 606 geholt. Bei Thiers hat er sich so eingeschmeichelt, daß dieser von ihm gesagt hat, er erkenne alle Tage seinen Nutzen mehr und mehr. Seit den drei Jahren, wo er Minister ist, hat er 150,000 Franken Gage bekommen. Feinde hat er sich noch mehr gemacht als Franken eingenommen und kann deshalb dem Cabinet weder Stärke noch Popularität verschaffen. Es wäre zu viel von uns verlangt, daß wir die Widersprüche aufdecken, von denen seine Werke wimmeln. Mit Gott will er auch im Frieden leben, d. h. die Priester sich nicht zu Feinden machen: er überläßt ihnen die Aufsicht über die weltlichen Schulen. Er schmückt sich gern mit fremden Federn. Alle seine Untergebenen müssen mit ihm correspondiren; er verspricht allen Belohnungen, hält aber nie sein Wort. Von der Kunst versteht er gar nichts und ist nichts destoweniger oder ebendeshalb ist er Minister der schönen

Künste und als Minister der Volksaufklärung beehrt er die Austheilungen von Preisen mit seiner Gegenwart und beschenkt die Welt mit Reden die seine Unwissenheit im pädagogischen Fache klar genug an den Tag legen. Auber hat von ihm gesagt, daß ein Mann, der seine Reden so falsch betont nur falsch denken kann; da hat sich Jules Simon noch an dem Todten gerächt und dem Rufe des Componisten im Conservatorium der Musik eine Rüge versetzt, die alle ehrlichen Leute gegen Seine Excellenz empört hat. Er hat einen Sohn, der Charles heißt, eine Frau, die bei allen Feierlichkeiten zugegen ist, voilà tout.

Herr Dufaure hat sich zur Republik schon 1848 bekehrt und war Minister des Innern unter General Cavaignac, und ist stets ein Gegner Napoleon's III. geblieben.

Der greise Herr von Remusat macht das halbe Jahrtausend, welches die Minister zusammen in ihrem Alter überschreiten, mehr als voll. Er ist Orientalist und Akademiker. Ein anderer Jugend- und Busenfreund von Thiers Herr Mignet ist nicht ins Cabinet gezogen worden, sondern hat sich mit dem Stern der Ehrenlegion begnügt, während General Changarnier den guten oder schlechten Geschmack gehabt hat, das Band dieses Ordens auszuschlagen.

Der Marschall Mac-Mahon wird von Vielen als der Nachfolger Herrn Thiers bezeichnet. Der Kriegsminister wie der des Innern haben keine accentuirte Farbe, aber die Linke glänzt durch ihre Abwesenheit in den Geschäften und erwartet Gambetta's Widerkehr um sich geltend zu machen. H. Grevy, der Präsident der Assemblée, ist ein rechtschaffener Republikaner und ein guter Advokat. Seine Ernennung zum Vice-Präsidenten der Republik könnte diese nur noch stärken, aber Herr Thiers denkt besonders daran eine conservative Kammer zu bilden, die von den Conseils généraux ernannt würde. Gambetta hat sich schon lange gegen das Zweikammersystem ausgesprochen.

Das orleanistische Element ist am stärksten in dem Cabinet vertreten, aber alle diese Herrn haben Ehrgeiz genug, um Politik auf eigene Faust und Rechnung zu treiben, und unbedingte Ergebung an Herrn Thiers ist die conditio sine qua non für die Theilnahme an den Geschäften. Herr Guizot verhält sich freundlich zu der Regierung, wäre aber viel besser an der Stelle Jules Simon's. Die Prinzen haben jede Gelegenheit sich der Macht zu bemächtigen, vorübergehen lassen, wenn überhaupt eine Gelegenheit dazu gewesen ist und die Chancen des Kaiserthums nehmen mit jedem Tage ab. Von Sedan wird sich wohl weder Napoleon III. noch sein Sohn erholen.

In einem Anfalle von Bescheidenheit hat Herr Thiers einst gesagt, daß er auf den Namen eines Staatsmannes keinen Anspruch machen darf. Indessen wenn man ihm diesen auch nicht abstreiten kann, so sehen wir doch außer ihm Niemanden in Frankreich, der diesen Namen verdiente, und wie eine Schwalbe keinen Frühling macht, so ein Staatsmann keinen Staat, obgleich Individualitäten niemals in höherem Grade zur Geltung gekommen sind als in unseren Tagen. Insofern Herr Thiers allein Frankreich retten konnte, ist er nothwendig und providentiell. Er hatte eben so wenig seinen Rath versagt wie Guizot einst Napoleon, aber der Prinz, den er den Eigensinnigen (Le Têtu) genannt, hat ihm geantwortet: „Erlauben Sie mir, ich selbst zu bleiben.“ Freilich war Herr Thiers kein bequemer Rathgeber und Louis Philipp hat von ihm gesagt: „Ich mag mein Bett machen wie ich will, ich bin überzeugt, den kleinen Mann jedes Mal darin ausgestreckt zu finden.“ Der Mann der Zukunft ist er aber dennoch keineswegs.

Seine Recepte sind alle veraltet, sie sind diesmal von Erfolg begleitet gewesen, aber wie oft hat er nicht schon früher seinen Patienten geliefert? Er hat neuerdings gesagt: „Ich habe mich zuweilen geirrt, ich habe aber jedes Mal meine Irrthümer anerkannt." Seine Fehlgriffe im volkswirthschaftlichen Fache ahnt er nicht einmal. Sein Buch über das Eigenthum ist schwach, sogar sehr schwach. Von seinen militärischen Fähigkeiten hat er auch eine sehr hohe Meinung, aber sicher eine übertriebene. Er rühmt sich, aus Paris mit 10,000 Mann herausgegangen und mit 50,000 zurück gekommen zu sein. Wie konnte es aber anders sein? Er hat Glück für die Anleihe gehabt, aber um welchen Preis?

Vom Rechte der Gnade, hat der französische Washington keinen Mißbrauch gemacht. Die Todesstrafe wird von der Republik auch für politische Vergehen aufrecht erhalten. Ein Hauptmann der Mobilen, ein reicher Mann, hat den Preußen während des Krieges ein Paar Besuche gemacht und ist dafür vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden. Die Begnadigungs-Commission hat diese Strafe in Zwangsarbeit verwandelt, aber die militärische Entehrung ist ihm nicht erlassen worden. Die Majorität hat Herr Thiers meisterhaft im Zaume gehalten und bei einer solchen Gelegenheit ausgerufen: „Ich bin nie der Diener der Könige gewesen und werde auch nicht der der Republik sein." Nach demokratischen Grundsätzen sollte freilich der Präsident der erste Diener des Staates sein.

Kein Mensch und keine Art von Institutionen können Frankreich retten, sagte mir neulich ein hiesiger Bürgersmann, der gar keine Ursache hat, ein Franzosenfresser zu sein. Thiers, fuhr er fort, hat nur für eine kurze Zeit seinem Lande aus der Noth geholfen; von seiner Fäulniß wird es sich nicht heben." Der Engländer hat gesunden Menschenverstand, der Franzose hat Geist, der glänzt, aber nicht Alles ist Gold, was glänzt. Er ist immer aufgeregt. Die Veränderlichkeit des Klimas, das Weintrinken, die kalkigte Beschaffenheit des Bodens, auf welchen Dr. Carus in seiner „Reise nach Frankreich" schon 1836 hingedeutet hat, Alles verschwört sich, um den Franzosen zu keiner Ruhe kommen zu lassen. Frankreich ist ein Paradies, das von Affen bewohnt ist. Schon Danton sagte: „Schwätzer-Volk, wenn du zu handeln verstündest!" Als Pioniere haben sie wol in manchem Zweige des menschlichen Wissens geglänzt, aber als Kolonisten sind sie vor der anglosächsischen Race überall gewichen. Die Engländer haben Bürgerkriege gehabt, die sie schwer geprüft und dennoch fest gestärkt haben; alle Revolutionen der Franzosen haben sie nur als Intriganten zurückgelassen.

Die römische Herrschaft hat Gallien civilisirt, die fränkische Eroberung hat frisches Blut in die Adern der Einwohner eingegossen, aber seitdem ist die französische Nationalität zu exclusiv gewesen. Handwerker oder Handelsleute lassen sich schon naturalisiren, nicht aber politische Charaktere.

Ob aus der römischen Civilisation Nichts mehr zu machen ist, ist eine Frage, die ich noch nicht als entschieden betrachte. Sie hat ihre guten Seiten, welche die germanische sich noch nicht angeeignet hat, aber auch die Höflichkeit ist in Frankreich in einem bedeutenden Abnehmen begriffen. Stein war der Stein, auf dem Preußen seine Macht gegründet hat. Der allgemeine Militairdienst und die obligatorische Erziehung sind zwei Bedingungen der jetzigen Staaten-Entwicklung, die Frankreich eigensinnig von sich abstößt, während es die entnervende Priesterherrschaft aufrecht erhält. Die classische Bildung der Franzosen hat mehr schlechte Romane als plastische Werke geschaffen.

Es gibt in Frankreich Partei-Männer, Partisanen, aber keine Patrioten: vier oder fünf politische Parteien aber keinen Patriotismus. Während also Deutschland einig wird, wird Frankreich vom Parteizwist zerrissen. Im letzten Kriege hat der französische Adel sich fürs Vaterland aufgeopfert, aber die Socialisten haben nicht kämpfen wollen: sie sind ja Anhänger des Friedens.

Reich ist Frankreich, aber war nicht Reichthum Zeitgenosse des Verfalls aller Staaten. Dieser Fall aber hat überall längere Zeit verlangt und ist nicht das Werk eines Jahres gewesen. So hat Frankreich im letzten Kriege nur zwei Provinzen verloren und wer sagt uns, daß es im nächsten nicht eben so viel oder mehr verlieren wird? War es doch die zerstörende Wirkung der Mitrailleusen, welche Napoleon III. dazu bewog, den Krieg an Deutschland zu erklären und Thiers hat in Trouville Versuche mit Kanonen angestellt, mit denen er sehr zufrieden war. Bei dem allgemeinen Geschrei nach Revanche gehört sehr wenig dazu, Frankreich wieder in einen sehr verhängnißvollen Krieg zu stürzen.

Ein Bürgerkrieg ist noch leichter möglich. Weil man die Internationale zur Thüre hinausgewiesen hat, liegt noch kein Grund vor, daß sie durchs Fenster nicht zurückkomme und zwischen ihr und der französischen jetzigen Regierung ist kein Compromiß möglich. Mit dem Degen kann man den socialistischen Knoten auch nicht durchschneiden. Wol ist die Zahl von 22 Millionen Grundbesitzern in Frankreich beruhigend. Das individuelle Landeigenthum wird das collective nicht so bald aufkommen lassen. Aber alle diese Fragen ragen über die Köpfe der französischen Staatsleute ellenhoch empor. Die 742 Mitglieder der Versailler Volksversammlung haben Verstand für Viere und thun auch nur die Arbeit von Vieren. Denn während der Deutsche Reichstag eine große Anzahl wichtiger Beschlüsse und Gesetze von allgemeinem Interesse beschlossen hat, hat das Versailler Haus deren vier oder fünfe zu Stande gebracht. Die übrige Zeit ist in Partei-Streitigkeiten verloren worden. Nun handelt es sich aber wie gesagt ernstlich darum, eine andere Kammer, ein Oberhaus zu stiften, damit es conservativ wirke, und zwar soll es von den Generalräthen gewählt werden.

Alte Kleider und Galons freilich, wenn auch aufgefrischt, dauern nur kurze Zeit und helfen gar nichts. Panaceen sind keine gesunden Arzeneien, aber französische Staatsmänner sind Salbenhändler, wenn sie nicht Seiltänzer sind. Wie hart auch der Name „westliches China“ ist, kann man ihn doch Frankreich geben, denn es ist und bleibt das Land der Routine; gleichviel wer an die Regierung kommt, er macht es stets wie seine Vorgänger und alle französischen Beamten sind weder leicht zu sehen noch leicht zu sprechen; der Zutritt zu ihnen ist schwer. Sie vergessen, daß die amerikanische wie die französische Revolution wegen des langen Wartens in den Vorzimmern zum Ausbruch kam. In Boston hieß es to dance attendance und in Paris faire antichambre.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXXI. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 39.

Ausgegeben am 20. September 1872.

Inhalt:

Leipzig, 1872.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)


Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.



Schleiermacher's Kritik der Verfassungssysteme in der evangelischen Kirche.

Von

Professor H. Jacoby.

Die Urtheile eines Mannes wie Schleiermacher über kirchliche und theologische Fragen fordern auch gegenwärtig noch ernste Beachtung und Erwägung, zumal die Ausgestaltung der Verfassung der evangelischen Kirche eine der brennendsten Fragen ist, welche von der Gegenwart eine befriedigende Lösung erwarten. Hierbei wollen wir nicht ein Bild der Thätigkeit geben, durch welche Schleiermacher in die Arbeiten zur Herstellung einer Verfassung der evangelischen Kirche Preußens eingegriffen hat, so anziehend dieser Gegenstand auch sein müßte. Würde er doch einen Blick zulassen in die allmähliche Bildung der gegenwärtig giltigen kirchlichen Ordnung, würde er uns doch gestatten, von neuem die Größe des Mannes zu bewundern, der sich nicht darauf beschränkte, für die Erkenntniß des christlichen Glaubensgehaltes neue Bahnen zu eröffnen, sondern der zugleich mit warmem Herzen, mit männlicher Entschiedenheit seine Kraft einsetzte, für die Kirche seines Vaterlandes die würdigsten und heilbringendsten Zustände zu schaffen. Aber dennoch verzichte ich gegenwärtig auf diese Darstellung, weil sie verhindern würde, ein geschlossenes Bild der Gedanken Schleiermacher's über unseren Gegenstand zu zeichnen. Wir sind in sehr ungünstiger Lage, wenn wir die Quellen aufsuchen, aus denen wir unsere Kenntniß zu schöpfen haben. Denn außer einigen werthvollen, aber zerstreuten und vereinzelten Bemerkungen in kleineren Gelegenheitsschriften Schleiermacher's, welche die einzelnen Stadien der damaligen kirchlichen Neubildung ihm abdrangen, besitzen wir in der von Frerichs 1850 aus seinem Nachlasse und seinen Vorlesungen herausgegebenen praktischen Theologie eine zusammenhängende Entwicklung seiner Gedanken über unser Thema.*) Diese werde ich zu Grunde legen, durch Rücksicht auf jene kleineren Schriften ergänzen und schließlich durch den Entwurf einer Kirchen-

*) S. 521—555. 664—678. 699—704.

verfassung beleuchten, den Schleiermacher 1808 dem Ministerium eingereicht und Richter im 1sten Bande der Dove'schen Zeitschrift für Kirchenrecht veröffentlicht hat.

Schleiermacher wirft zuerst die Frage auf, aus welchen Bedürfnissen das Kirchenregiment erwachse, welchen Sinn, welche Bedeutung es darstelle, und beantwortet sie, indem er den Gegensatz der einzelnen Gemeinde und der gesammten Kirche vergegenwärtigt. „Eine einzelne Gemeinde hat noch nicht persönlich den heiligen Geist, noch spricht sich in ihr nicht das ganze christliche Princip aus, sondern der göttliche Geist ist das Princip der Einheit der Kirche im höchsten Sinne." — Daher ist „der vermittelte Zusammenhang des einzelnen mit der Einheit der Kirche die eigentliche Idee des Kirchenregimentes". Dem entspricht auch die geschichtliche Entwicklung, denn wenn auch das Christenthum in der Form einzelner Gemeinden erschienen ist, so sehen wir doch von vorn herein die Centralgemeinde in Jerusalem darauf bedacht, diese Gemeinden mit sich in Verbindung zu bringen. Diese geschichtliche Entwicklung, wie sie sich dem Wesen des christlichen Princips entsprechend gestaltet hat, scheint nur von der Theorie der Independenten verkannt zu werden, und da letztere sich einmal in der evangelischen Kirche gebildet hat, hält sich Schleiermacher für verpflichtet, sich mit ihr aus einander zu setzen. Diese Auseinandersetzung ist um so anziehender, als Schleiermacher eigentlich sehr starke Sympathien für den Independentismus hegt, den er daher nicht sowohl principiell bekämpft, als vielmehr in seiner praktischen Consequenz beschränkt. Noch einmal blickt er auf den Zusammenhang der Gemeinden im apostolischen Zeitalter, und das Bild, das sich ihm zeigt, scheint aus zwei Gruppen zusammengesetzt zu sein. Er nimmt einmal einen Zusammenhang wahr, der sich von jedem relativen Centralpunkt in seiner Peripherie entwickelt, durch den Einfluß einer Metropolis auf die umliegenden Gemeinden bedingt, dann aber ein Streben von allen Punkten aus einen Centralpunkt zu bilden, in Folge des Bedürfnisses allgemein gültige Maßregeln zu treffen, eine Gemeinschaft zwischen allen christlichen Gemeinden herzustellen. Der Independentismus braucht diese Thatsachen aber nicht zu läugnen, denn jene Abhängigkeit von den Metropolen erklärt er daraus, daß die abhängigen Gemeinden eben erst im Werden begriffen seien und noch nicht zu vollkommner Selbstständigkeit gelangt, den Zusammenschluß selbstständiger Gemeinden aber betrachtet er als eine Reihe freier und einzelner Handlungen der Gemeinden, die besonderen Bedürfnissen genügen und keine Verpflichtung für die Folge in sich schließen. Wann mußten nun die Gemeinden ihre Selbstständigkeit einbüßen? In der apostolischen Zeit war eine Gemeinde der andern gleich, jede besaß eine evangelische Ueberlieferung, welche durch die Verkündigung der Apostel oder ihrer Gehilfen entstanden war. Und auch nach dem Tode der Apostel konnte keine

innere Ungleichheit unter den Gemeinden entstehen, da sich eine jede im Besitze neutestamentlicher Schriften befand. Erst als eine Wissenschaft nothwendig wurde, das Verständniß des Neuen Testaments und des kirchlichen Lebens zu erschließen, mußten mehrere Gemeinden zusammentreten, um Bildungsanstalten für die Geistlichen zu gründen. Sagt nun der Independentismus, ohne die Freiheit der einzelnen Gemeinden zu beschränken, könnten ja durch freiwillige Geldbeiträge solche wissenschaftliche Institute geschaffen und erhalten werden, so erwidert Schleiermacher, daß ohne ein Kirchenregiment die Maßregeln zur Erhaltung der Wissenschaftlichkeit nicht zu Stande kommen würden, weil in Einigen die Ueberzeugung sehr schwach sei, so daß sie keine Art von Aufopferung sich gefallen ließen zur Gründung und Pflege theologischer Akademien. Würden also, so müssen wir sagen, die Gemeinden eine größere, eine allgemeine Opferwilligkeit zeigen, so würde dieser Grund zur Errichtung eines Kirchenregiments hinfällig. Es bleibt aber ein innerer, tiefer liegender übrig. Denken wir uns die Gemeinde isolirt, daß der Gemeingeist keinen andern Gegenstand hätte als die einzelne Gemeinde, wo wäre das Princip in einer Gemeinde stark genug, um den Einfluß der christlichen Religion auf das einzelne und allgemeine Leben ungeschwächt zu erhalten? Aber selbst hier, müssen wir sagen, ist der Independentismus nicht principiell überwunden, denn läßt sich nicht denken, daß die einzelnen freien Gemeinden im lebendigen Austausch ihrer geistigen und sittlichen Güter ein festes Band unter einander knüpften? Daher denn Schleiermacher auf die Frage, weshalb die Reformatoren nicht auf independentischer Grundlage die Kirche errichtet haben, antwortet, sie hatten kein Zutrauen zu den Gemeinden, und daher diese Erörterung mit den Worten schließt: Die evangelische Kirche könnte also bestehen ohne Kirchenregiment, aber bei einer weit mehr vorgeschrittenen Bildung der Masse und bei größerem Gemeingeist, die solche Bildungsanstalten stifteten und unterhielten. So lange aber dies nicht der Fall ist, so ist wenigstens das Kirchenregiment ein nothwendiges Uebel, auch von independentischem Standpunkte aus. So geht denn auch Schleiermacher, indem er sich zur Betrachtung der in der evangelischen Kirche bestehenden Regierungsformen wendet, von der vorläufigen Voraussetzung aus, daß die Verbindung zwischen mehreren christlichen Gemeinden ursprünglich auf dem Princip der Gleichheit beruhe.

Es drängt sich ihm nun zuerst die Thatsache auf, daß es keine kirchliche Gestaltung des evangelischen Protestantismus giebt, welche die Grenzen eines einzelnen Staates überschreitet. Der Grund liegt in den Anfängen der evangelischen Kirche. Wurden nämlich die Landesherren protestantisch, so übertrug man ihnen die Leitung der Kirche, vertraute ihnen das Amt, welches bis dahin die Bischöfe verwaltet hatten, nicht vermöge eines gesetzlichen Aktes, sondern in formloser Weise, aber doch in Folge des Impulses der öffentlichen

Stimme. So wollte in Sachsen der Kurfürst nicht selbst einschreiten, und folgte nur der Bitte der Reformatoren, die aber, da sie keine legitimen Vertreter der Gemeinden waren, genau genommen damit einen revolutionären Weg beschritten. Wurde dagegen der Landesherr nicht Protestant, so entstand ein Kirchenregiment in der Form des Zusammentretens von Gemeinden, und wieder waren es Einzelne, welche diese beriefen, die wir aber ebenfalls als Repräsentanten der öffentlichen Stimmung betrachten müssen. So bildeten sich von vornherein zwei geschichtliche Formen des Kirchenregiments, das eine von unten auf errichtet, das andere durch Uebertragung an die bürgerlichen Behörden entstanden. Daß diese Kirchen sich nun auf ein Gebiet erstreckten und nicht die Gemeindecomplexe mehrerer Staaten umfaßten, dafür ist eine innere im Wesen der evangelischen Kirche begründete Ursache nicht vorhanden. Aber war durch die Reformatoren ein Regiment des Landesherrn begründet, so fiel bei consistorialer Verfassung dies mit dem Centrum des Staats zusammen, so war es bei episcopaler Organisation mit den staatlichen Ordnungen eng verbunden. Aber gesetzt auch, es hätte sich eine presbyterialsynodale Verfassung gebildet, würde eine katholische Regierung geduldet haben, daß ein Kirchenregiment aus einem evangelischen Lande in ihr Territorium hinübergriffe? Anders würde allerdings die Sachlage werden, wenn alle evangelischen Kirchen eine solche Verfassung besäßen und durch Männer sich vertreten ließen, die zugleich Mitglieder der höchsten Versammlungen des Staates wären! Denn in diesem Falle würden nur Beschlüsse gefaßt werden, welche den Gesetzen und Interessen der einzelnen Staaten nicht zuwider laufen könnten. Aber wäre ein solches Kirchenregiment etwas wünschenswerthes? Schleiermacher verneint diese Frage, da es ein schwerfälliges unbehülfliches Ding sein müßte. Jedoch will er keineswegs ein Zusammentreten der einzelnen Regierungen zum Behuf gemeinsamer Maßregeln ausgeschlossen wissen, obwohl er als das Werthvollste nur eine freiere Circulation der Güter betrachtet, die den einzelnen Kirchen zukommen. Darauf wird also die evangelische Kirche verzichten können, ein sie als Ganzes umfassendes Regiment zu errichten. Ihre Einheit ist eine geistige, die freilich nicht in der Anerkennung eines gemeinsamen Glaubensbekenntnisses zu suchen ist, denn hier sind ja auch in einzelnen Ländern Aenderungen möglich, sondern vielmehr in einem Princip, des Wiederanknüpfens an die ursprüngliche christliche Kirche. Das ist eine geistige Einheit mit lebendiger Wirksamkeit, die stärker ist als alle Formen. Ein römisch katholischer Christ würde freilich über diese Einheit lachen, indem er dies eben ein ewiges Durcheinander nennt, es würde ihm nur als Aggregat erscheinen. Aber wir könnten den Katholiken vorwerfen, daß das geistige Leben des Protestantismus eine Einheit sei, der Katholicismus aber nur ein mechanisches Fortwirken eines ehemals Gewesenen, Beschlüsse der Kirche voriger Lebens-

alter, aber jetzt würden keine mehr genommen, und die Lebenseinheit sei also nur noch eine krystallisirte. Dieser Einwurf, den Schleiermacher dem Protestantismus in den Mund legt, ist auch nicht durch die dogmatische Productivität des Katholicismus während der Regierung des gegenwärtigen Papstes widerlegt. Da ja nach katholischem Prinzip dogmatische Bestimmungen nicht den Werth neuer materieller Erkenntnisse in Anspruch nehmen, sondern nur längst vorhandene Bestandtheile der kirchlichen Ueberlieferung formell sanctioniren. Schleiermacher characterisirt nun die Eigenthümlichkeiten der Systeme, welche für die Regierung der evangelischen Kirche sich herausgebildet haben. Bei der Entstehung der Consistorialverfassung war die Voraussetzung immer, daß keine weltliche Macht eingemischt werde. Sollte nun das höchste staatliche Organ die Kirche nicht unmittelbar leiten, so mußten zwischen diesem und den kirchlichen Gemeinden eine Reihe mittlerer Behörden sich einschieben, welche selbst den Gegensatz höherer und niederer Funktionen in sich aufnehmen. Wurden die Träger derselben vom Fürsten ernannt, so mußte die Organisation die Analogie zum Staatsdienst an sich tragen.

Und dieser Parallelismus mußte dann auf das Bestimmteste hervortreten, wenn die höchsten Würdenträger des Staates und der Kirche aus bestimmten Gesellschaftsklassen gewählt wurden. Das consistoriale System erscheint nun Schleiermacher keineswegs unzulässig und dem Princip des Protestantismus widersprechend, aber er ist der Meinung, daß es einer Umbildung bedürfe, um segensreich zu werden. Es muß sich, sagt er, dem Zustande nähern, in dem es ist, wenn es von der Gemeinde ausgeht. Alle kirchlichen Ordnungen sollen der Sanction des Landesherrn unterbreitet werden, aber nicht von ihm ausgehen. Also das Kirchenregiment soll formell, aber nicht materiell in die Hände des Landesherrn gelegt werden. Die wesentliche Eigenthümlichkeit der Consistorialverfassung, ohne welche sie aufhören müßte, zu sein, was sie ist, findet er in dem Vorhandensein eines beständigen leitenden Organs, nämlich des Consistoriums. In welchem Falle kann nun dies Consistorium als eine Repräsentation der Kirche angesehen werden? Ein Consistorium besteht aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern, haben die ersteren nun in internis ein entscheidendes Votum oder Veto, welches den Landesherrn bindet, und werden die Geistlichen von den Gemeinden gewählt, so ist das Consistorium eine wirkliche Repräsentation der Kirche, es wird indirect von den Gemeinden gewählt. Die von den Gemeinden gewählten Geistlichen sind es, aus deren Mitte die Glieder des Consistoriums genommen werden. Wählt aber das Consistorium die Geistlichen, wird aber selbst durch Geistliche gebildet, die es selbst oder ein anderes Consistorium gewählt hat, ergänzt also eigentlich sich selbst, dann wäre es ein Staatsinstitut und keine Repräsentation der Kirche. Nun ist aber ein dritter Fall möglich, den Schleiermacher nicht in

Betracht zieht, obwohl er doch eigentlich den gegenwärtigen Zustand der Consistorien bezeichnet; nämlich die Gemeinden wählen die Geistlichen — denn wie beschränkt auch oft das Wahlrecht der Gemeinden ist, so haben sie doch immer das Recht der Ablehnung, wenn der Candidat gewissen Ansprüchen nicht genügt — aber das Consistorium hat kein den Landesherrn bindendes Votum, dann wäre nach Schleiermacher's Voraussetzungen das Consistorium wohl eine Repräsentation der Kirche, aber nur eine berathende. Sie übte einen moralischen aber keinen rechtlichen Einfluß. Und man dürfte dann sagen, das Staatsoberhaupt regiere die Kirche, lasse aber die kirchlichen Angelegenheiten vorher durch ein technisch dazu gebildetes Collegium berathen. Und so wäre eigentlich kein Unterschied zwischen der Stellung des Landesherrn zu kirchlichen und bürgerlichen Fragen. Die Kirche wäre nur eine Branche des allgemeinen öffentlichen Lebens, das der Staat umfaßt. Darin hat Schleiermacher gewiß Recht, daß, wenn durch die Consistorien eine Repräsentation der Kirche gegeben sein soll, dessen Beschlüssen eine bindende Kraft zukommen muß, nicht bloß nach unten, sondern auch nach oben, daß ihnen wenigstens das Recht eines entscheidenden Veto zustehen muß. — Wenn nun Schleiermacher den Werth der Consistorialverfassung bestimmt, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß er die letzten beiden Gestaltungen vor Augen hat, nicht aber die erste, die auch die Wirklichkeit seiner Zeit ihm nicht vor Augen stellen konnte, die meines Wissens überhaupt nie existirt hat, sondern nur die ideale Gestaltung dieser Regierungsform, eine mögliche Zukunftsordnung darstellt. Er hat also die gegenwärtige Consistorialverfassung vor Augen, die nach seinen Voraussetzungen keine Vertretung der Kirche bildet. Und gegen diese hegt er ernste Bedenken. Zuvörderst findet er, daß auf diese Weise die Kirche Schwankungen ausgesetzt ist, die nicht aus der inneren Entwicklung der Kirche selbst, sondern aus der individuell-persönlichen Ueberzeugung der einander folgenden Landesherren hervorgehen. Und der Gegensatz der Grundsätze, die Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. zu Ausgangspuncten der Kirchenregierung nahmen, ist ihm ein unwiderleglicher Beweis dafür. Andere Bedenken, die er hegt, beziehen sich auf Verhältnisse, die gegenwärtig in Preußen wenigstens nicht mehr bestehen, und die daher nicht mit dem Wesen der Consistorialverfassung nothwendig verbunden sind. Sie ruhen auf dem Princip territorialistischer Kirchenregierung und werden nur da, wo dieses besteht, allerdings immer noch ihre Gültigkeit behalten. Sie wurzeln in der gänzlichen Vermischung des kirchlichen und bürgerlichen Gebiets, in der Behandlung des ersten durch überwiegend weltliche Beamte, in der Werthschätzung der Geistlichen als Staatsdiener, so daß der Gegensatz von Clerus und Laien im Begriff des Unterthanen aufgehoben wird. Dann führt der Clerus aus, was ihm aufgetragen worden, und die Laien sind es, an denen er es ausführt. Aber wie gesagt, das

sind Fehler, die nicht im Wesen der Consistorialverfassung liegen, wenn sie sich auch leicht aus ihr entwickeln können. Wir gehen daher nicht näher auf sie ein. Aber wir können es begreifen, daß sich Schleiermacher's eine tiefe Verstimmung gegen die Consistorialverfassung bemächtigte, und daß, wenn er auch in den akademischen Vorlesungen über praktische Theologie in objectivster Weise sich über sie geäußert und sie einer idealen Umbildung für fähig erachtet hat, er bei Gelegenheiten, die ihm die Gefährlichkeit der Consistorial-Verfassung vor Augen zu stellen schienen, sie energisch bekämpft, ja gänzlich verworfen hat. So sagt er in der Schrift über das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten, die er unter dem Pseudonym Pacificus Sincerus 1827 herausgegeben hat: „Soviel ist zunächst gewiß, daß mit einer bloßen Reinigung und Verbesserung der Consistorialverfassung so gut als nichts zu gewinnen ist. Sie kann sich doch von der Aehnlichkeit mit den administrativen Staatsbehörden nicht los machen, und es ruht, wie die Erfahrung der ganzen Periode seit der Reformation sattsam beweiset, der Unsegen auf ihr, daß das ganze Kirchenregiment in die Formen der Staatsverwaltung gegen seine Natur gezwängt wird." Und er sieht in der Consistorialverfassung daher „nur einen Durchgangspunkt, auf welchem sich die evangelische Kirche in den mehrsten Ländern für ihr wahres Wohl schon allzulange verweilt hat."*) Und in dem Gespräch, das Schleiermacher 1827 veröffentlichte, ist ihm das Consistorialsystem so bedenklich erschienen, die Kämpfe über die Einführung der neuen Agende haben ihn so verstimmt, die Gewißheit, daß die in Aussicht gestellte synodale Verfassung der Kirche doch nicht verliehen werde, hat ihn mit einer solchen Hoffnungslosigkeit erfüllt, daß er den Gedanken eines Austritts aus der Landeskirche ernstlich erwägt und die Gründung evangelischer Freikirchen nach Analogie der Brüdergemeinde, auf dem Fundament der heiligen Schrift, des apostolischen Symbols und der Augsburgischen Confession, wenn er auch die verpflichtende Kraft dieser Bekenntnisse sehr beschränkt, in Aussicht nimmt.**) So wenig

---

*) W. 1. Abthlg. 51. Bd. S. 527—28.

**) a. a. O. S. 616: Was nun weiter das Bekenntniß der Lehre betrifft, so erklären wir zuerst und vor allem, daß wir mit der evangelischen Kirche die heilige Schrift für die einzige Richtschnur des Glaubens und der Lehre erklären, und daß unsere Täuflinge und Confirmanden auch das sogenannte apostolische Symbolum wiederholen sollen, mit Bezug auf den Unterricht, der ihnen darüber ertheilt ist. Ferner, daß wir der augsburgischen Confession, so weit auch unsere reformirten Mitglieder sie annehmen können, in allem dem beitreten, was sie gegen die damaligen Mißbräuche und Irrlehren der katholischen Kirche feststellt, ohne jedoch auch alle diejenigen Sätze anzunehmen, welche dort auf die Autorität der Kirchenversammlungen aufgestellt sind, dem späterhin die Reformatoren selbst, diesen in Glaubenssachen keine Autorität beigelegt haben, und das Forschen in der Schrift bei uns im Vertrauen auf das Wort Christi, daß seine Sänger durch seinen Geist in alle Wahrheit sollen geleitet werden, immer frei

sympathisch ist ihm die consistoriale Verfassung. Aber auch der episcopalen ist er nicht sehr günstig. Schon um ihrer Aehnlichkeit mit der consistorialen nicht. Denn eine Gestaltung der Episcopalverfassung wenigstens ist mit der Consistorialverfassung identisch, die in Dänemark bestehende. Der Landesherr setzt den Bischof ein, der keine andere Bedeutung hat, als bei uns der Superintendent. An diese Form hat offenbar Schleiermacher gedacht, wenn er von der Consistorialverfassung sagt, sie sei mit ihr identisch, ohne Episcopat sei sie nur eine abgestumpfte Pyramide, die Spitze latitire im Landesherrn. Anders erscheint ihm natürlich die bischöfliche Verfassung Schwedens. Hier wird der Bischof von der Geistlichkeit einer bestimmten Bezirksverbindung in Gemeinschaft mit dem Consistorium, welches dem Bischof untergeben ist, gewählt. Von drei Vorgeschlagenen wählt der König als das Oberhaupt der Kirche einen, und zwar gewöhnlich den, welchem die meisten Stimmen zu Theil geworden. Das ist eine wirkliche episcopale Verfassung, nur daß die Kirche auf den Umfang des einzelnen Staates beschränkt ist. Die zu fassenden Beschlüsse werden von den Bischöfen vorgelegt, vom Oberhaupt des Staats sanctionirt. Hier wird der Bischof auf rein kirchliche Weise eingesetzt. Noch ein anderes Bild gewährt die Episcopalverfassung Englands. Das Oberhaupt des Staats ist an Stelle der römischen Kurie getreten und ernennt die Bischöfe, die aber nun allein die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in die Hand genommen haben. Bei der Beurtheilung des Episcopalsystems sieht Schleiermacher natürlich von der Gestaltung desselben in Dänemark ab, da es unter das Urtheil zu stellen ist, das er über das consistoriale gefällt hat. Zwei Gefahren scheinen ihm dem Episcopalsystem zu drohen. Einmal, daß die Bischöfe in das aristokratische Element des Staatslebens hineingezogen und damit in unmittelbare Verbindung gesetzt werden; sodann, daß eine Spaltung zwischen der Geistlichkeit entsteht, in die Hand des einen Theils nur das Kirchenregiment, in die Hände des anderen nur der Kirchendienst gelegt wird. Bei den Gefahren ist die englische, der letzteren auch die schwedische Kirche nicht entgangen. Diese beurtheilt Schleiermacher überhaupt günstiger, weil sie ein rein kirchliches Verfahren in der Leitung der Kirche zur Geltung gebracht

---

bleiben müsse. Ich denke, das ist Bekenntniß genug, um zu beweisen, daß wir in allen wesentlichen Puncten mit der evangelischen Kirche halten und auf demselben Grunde des Glaubens stehen bleiben, zugleich aber auch, daß wir den würdigen Ernst haben uns selbst und unseren Lehrern keinen Schein vor zu machen von einer symbolischen Autorität, welche doch in der That nichts gelte." Diese Worte hat Schenkel (F. Schleiermacher S. 542) entstellt, indem er Schl. sagen läßt, die Täuflinge und Confirmanden sollten das sogenannte apostolische Symbolum lediglich mit Bezug auf den Unterricht, der ihnen darüber ertheilt worden, wiederholen. Dies Wort „lediglich" ist weder von Schleiermacher gebraucht noch im Sinne des Citats enthalten, giebt letzterem vielmehr eine von Schleiermacher hier nicht beabsichtigte tendenziöse Färbung.

hat. Wie er denn überhaupt die Episcopalverfassung, wenn sie ihm auch nicht sympathisch ist, doch unter gewissen Bedingungen für erträglich hält und der Consistorialverfassung vorzieht. So sagt er in dem schon einmal citirten Gespräch: „Wenn der Bischof auf die rechte Weise aus der Kirche hervorgeht, von den Geistlichen und den Notabeln seiner Provinz gewählt, und ein eben so entstandenes Collegium zur Seite hat, durch dessen Zustimmung alle seine Schritte bedingt sind, so könnte es ja nicht so übel sein."*) Aber freilich wahrhaft dem Wesen der evangelischen Kirche entspricht ihm nur die presbyterial-synodale Ordnung, schon deshalb, weil sie sich da gebildet hat, wo die evangelische Kirche sich selbst überlassen war und unter ihrem Schutz die Kirche Anfechtungen und Verfolgungen aller Art glücklich bestanden hat; vor allem aber, weil sie auf der Voraussetzung ruht, daß die Selbstständigkeit der Gemeinden gewahrt werden muß. Entsteht sie doch dadurch, daß ein Complex verbundener Gemeinden in die Hand gewählter Vertreter die Berathung seiner Angelegenheiten legt! Doch auch hier kann die Selbstständigkeit der Gemeinden in größerem oder geringerem Maße beschränkt werden. Sind die Beschlüsse der Gemeinde-Deputationen nur Gutachten, welche die einzelne Gemeinde also nicht durchaus binden, so nähert sich die Verfassung dem Independentismus; besitzen sie dagegen streng verpflichtende Kraft, so tritt das Kirchenregiment in größerer Selbstständigkeit hervor. Doch auch in diesem Falle ist die Giltigkeit der Verpflichtung keine dauernde, die nächste Synode kann sie, wenn keine Einwendungen vorliegen, stillschweigend bestätigen, aber auch aufheben, oder modificiren. Das Kirchenregiment hat hier also kein ständiges bleibendes, sondern nur ein vorübergehendes Dasein. An sich ließe sich ja denken, daß die Synoden perennirend wären, aber unter dieser Voraussetzung würde der Zusammenhang zwischen den Synoden und den Gemeinden gelockert werden, die presbyteriale Verfassung träte nicht mehr in ihrer reinen Form hervor, die eben die demokratische und nicht die aristokratische ist. Solche perennirenden Synoden würden, falls sie ein geistliches Oberhaupt hätten, den Uebergang zur episkopalen, wenn ein weltliches, zur consistorialen Regierung der Kirche bilden. Also dem reinen Wesen der Presbyterialverfassung würden nur zeitweise zusammentretende Synoden entsprechen. Erwägt man aber, daß in die Hand von Synoden allerlei Verwaltungsfunctionen gelegt werden, so wird ein häufiges Zusammentreten der Synoden erforderlich sein, wenn es nicht vorgezogen wird, was das natürlichste wäre, einen perennirenden verwaltenden Ausschuß zu ernennen, und die Gesetzgebung den periodischen Versammlungen anzuvertrauen. Aber wie sollen die Synoden zusammengesetzt werden, ausschließlich aus Geistlichen oder ausschließlich aus Weltlichen? Im ersten

*) a. a. O. S. 605.

Falle wäre die Voraussetzung, daß nur die Geistlichen die ausreichende Bildung besäßen. Je mehr diese sich aber verbreitet, desto weniger ist Grund vorhanden, hier eine Schranke zu ziehen, um so weniger als die Befähigung zum Lehramt noch keineswegs die Befähigung zum Kirchenregiment in sich schließt. Vielmehr da der Geistliche keine politische Vorbildung empfängt, während doch die Kirche politische Rechte besitzt, ist die Nothwendigkeit vorhanden, auch andere, Nichtgeistliche, als Mitglieder hinzu zu ziehen. Im anderen Falle dagegen würden zwei unrichtige Voraussetzungen gemacht werden, entweder Lehrgegenstände würden nicht dem Kirchenregiment zur Behandlung und Entscheidung vorliegen oder die technische Vorbildung zur Lehrthätigkeit sei in der ganzen Gemeinde verbreitet. Oder soll etwa die Zusammensetzung ganz frei sein? Das hieße sie dem Zufalle preisgeben. Hier bleibt nun in der Darstellung Schleiermacher's eine Unklarheit. Er sagt, wenn die einzelnen Stände scharf von einander gesondert seien, so sei es nöthig, bestimmt festzustellen, in welchem Maße jeder Stand sich betheiligen solle; habe sich dagegen der Gegensatz der Stände abgestumpft, so könne man das allgemeine Vertrauen walten lassen, es werde sich schon von selbst die Ausgleichung herstellen. Es bleibt nun fraglich, ob Schleiermacher in letzterem Falle, auch ob Geistliche gewählt werden oder nicht, der freien Wahl anheimgestellt wissen will, oder ob er diese Freiheit nur in Bezug auf die verschiedenen Stände, in welche die Nichtgeistlichen zerfallen, geltend macht. — Wird die Frage aufgeworfen, was nun das Wesentliche in dieser Verfassung sei, so beantwortet sie Schleiermacher so, daß er die Wahl der Geistlichen von den Gemeinden und die Theilnahme der Laien an den gesetzgebenden und berathenden Versammlungen hervorhebt, natürlich sowohl im Presbyterium, der Gemeindevertretung, als in den Synoden, den Vertretungen der Gemeindeverbände. Eine Eifersucht zwischen Geistlichen und Laien würde so vermieden werden, denn in inneren Angelegenheiten würden sich die Weltlichen auf die Geistlichen, in äußeren die Geistlichen auf die Weltlichen verlassen. Insofern könne freilich eine Spannung entstehen, als die Geistlichen auf Lebenszeit gewählt würden, die Laien dagegen leicht aus dem Presbyterium ausschieden, also die Geistlichen eine größere Autorität besitzen würden. Indessen fürchtet er nicht, daß dies Mißverhältniß von großen Folgen sein würde, da es sich doch nur auf den Gebieten zeigen könnte, die den Gegensatz zwischen Geistlichen und Laien selbst betreffen. Die Synoden, die Träger des Kirchenregiments, empfiehlt er, nicht auf eine kleine Zahl zu beschränken, damit nicht das Uebergewicht einer einzelnen Persönlichkeit sich geltend mache. Ist die Versammlung nun eine größere, so empfängt die Verfassung einen demokratischen Character. Damit hängen ihre Nachtheile und ihre Vorzüge zusammen. Zu jenen zählt er ein Zwiefaches: Die Neigung zum Tumultuarischen und das unverständige Festhalten des Beste-

henden. Die erstere hänge mit der Schwierigkeit zusammen, eine strenge Regelmäßigkeit in größeren Versammlungen herzustellen, das letztere gehe aus dem Bewußtsein der Weltlichen hervor, sich nicht als sachkundige Mitglieder zur Geltung bringen zu können. Doch scheinen ihm beide Schwierigkeiten nicht unüberwindlich. Je mehr die Geistlichen eine persönliche Autorität genießen, desto mehr, hofft er, würden sie dem Tumultuarischen vorbeugen können; und je mehr in der Gemeinde ein Verständniß der inneren Angelegenheiten sich bilde, desto leichter werde die Gesinnung zwischen Geistlichen und Laien sich lösen. Den großen Vorzug dieser Verfassung aber findet er darin, daß die kirchlichen Angelegenheiten hier auch im kirchlichen Interesse verwaltet würden; nur in Zeiten der politischen Gährung könnte die kirchliche Versammlung einen politischen Character annehmen.

Die Frage, welche Verfassung der evangelischen Kirche am heilsamsten sei, ist daher für Schleiermacher nach dem Vorhergehenden schon beantwortet. Diese Antwort bedarf aber noch besonderer Begründung. An sich läßt sich wohl sagen, daß die verschiednen Verfassungen in der evangelischen Kirche mit den Umständen zusammenhängen, unter welchen sich die Kirche gebildet hat, durch eine ursprüngliche, keiner Regel unterworfene Thätigkeit entstanden sind. Und so treten auch Wandelungen, Veränderungen ein, die den Character des Unwillkührlichen, Unbewußten an sich tragen, weil sie aus dem gleich der organischen Natur wirksamen Gemeingeist entspringen. Aber es treten auch Veränderungen ein, die mit Bewußtsein und nach gewissen Regeln geschehen. Und hier muß die Frage aufgeworfen werden, was kann man thun, um die Verfassung der Gestalt der besten allmählig näher zu bringen. Also noch einmal erhebt sich die Frage, welche Kirchenverfassung ist die beste. Schleiermacher beantwortet sie, indem er zuerst einen allgemeinen formalen Grundsatz, der durch Analogie der Natur gewonnen ist, aufstellt: Je freier von andern Naturoperationen und je ungestörter ein Gestaltungsproceß vor sich geht, desto vollkommener geht er vor sich. Aber dieser Grundsatz ist doch zu unbestimmt ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Es empfiehlt sich daher vom Wesen der evangelischen Kirche, ihrer Eigenthümlichkeit, ihrem Character auszugehen. Die evangelische Kirche steht im Gegensatz zur katholischen, daher wird jede Verfassung, die auf solche Weise der katholischen sich annähert, daß der Gegensatz zwischen beiden Kirchen dadurch abgestumpft wird, nicht zuträglich für die evangelische Kirche sein, bis daß wir annehmen können, daß der Gegensatz sein Maximum erreicht habe. Worin ist nun aber der principielle Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus begründet? In formaler Hinsicht in der absoluten Dignität der heiligen Schrift. Die christliche Wahrheit, sagt Schleiermacher, ist implicite in der Schrift enthalten, aber die Entwicklung derselben ist aus der Schrift, ist ein immer fortgehender Proceß, der

nicht vollkommen vollendet sein kann. In materieller Hinsicht, in der allgemeinen Berufung aller Christen zur priesterlichen Würde, sodaß der Gegensatz zwischen Priestern und Laien auf dem Unterschiede übertragner Functionen ruht. So kommt Schleiermacher zu den zwei concreten Grundsätzen: 1) Die Verfassung, die am meisten die freie Thätigkeit im Schriftverständniß befördert, wird die beste sein. 2) Jede Verfassung, die das am meisten zur Anschauung bringt, daß es keinen anderen Unterschied unter den evangelischen Christen giebt, als den der übertragenen Ausrichtung gewisser Functionen, ist die beste, weil in ihr keine Veranlassung liegen kann, den Gegenstand zwischen Clerus und Laien anders als es der evangelischen Kirche gemäß ist, zu fassen. Messen wir nun nach diesen Grundsätzen die verschiedenen Verfassungssysteme! In der Episcopalverfassung wird der Gegensatz zwischen Clerus und Laien gespannt, weil Cleriker, nämlich die Bischöfe, allein das Kirchenregiment führen. Auch wird hier die Entwicklung der Lehre wenig gefördert, weil das zu starke monarchische Princip gestattet, den Lehrtypus des Bischofs in seiner Diöcese zu fixiren, wenn nicht gar, bei größerer Analogie mit der katholischen Verfassung, die Bischöfe auch in bürgerlicher Hinsicht Aristokraten werden, die kein Interesse daran haben, die Wissenschaft selbstthätig zu pflegen. In der consistorialen Verfassung wird die Entwicklung der Lehre durch das Schriftverständniß von der Persönlichkeit des Staatsoberhauptes abhängig gemacht und unterliegt daher Schwankungen, die nicht aus dem Innern der Kirche selbst hervorgehen. Was aber den Gegensatz von Clerus und Laien anlangt, so wird er vernichtet, indem beide als Unterthanen angesehen werden. In der Presbyterialverfassung dagegen ist der Gegensatz von Clerus und Laien vorhanden, aber ohne jegliche Spannung, da die Laien am Kirchenregiment Theil nehmen. Und ebenso findet in der Entwicklung des Schriftverständnisses eine Ausgleichung statt. Je mehr sich im Lehrstand eine zu rasche Bewegung manifestirt, desto mehr pflegen die Weltlichen an dem alten fest zu halten; und wenn der Lehrstand in die Trägheit verfällt, äußern sich desto mehr Bewegungen in dem Weltlichen und kommen durch sie ins Kirchenregiment hinein. So gelangt Schleiermacher zu dem principiell und geschichtlich begründeten Resultat, daß die Presbyterialverfassung als die erscheint, die am meisten den Grund zu einer ruhigen Entwicklung und festen Existenz in sich trägt. —

Schon die bisherigen Erörterungen haben ein Licht auf die Beziehungen fallen lassen, in welche Schleiermacher die Kirche zum Staat gestellt wissen will; es wird aber nöthig sein, wie es auch Schleiermacher gethan hat, diesen Zusammenhang bestimmter zu erkennen. Ein Staat kann von drei Gesichtspuncten aus den Werth der Frömmigkeit bestimmen. Er kann sagen, es giebt so viele Motive, die wir in Bewegung setzen können, um das Volk zu dem,

was wir wollen, hinzutreiben, daß es uns, ob die Frömmigkeit auch ein Motiv dazu enthält, ziemlich gleichgültig sein kann. Er kann aber auch erklären: die Frömmigkeit ist jedenfalls eine Function der Intelligenz, sie dringt auf die Unterordnung der sinnlichen Motive und giebt den Menschen Kraft diesen zu widerstehen, und dieses ist auf jeden Fall ein Gut für den Staat. Je mehr aber der Staat auf dem Standpuncte des Eigenthums steht und nur eine Organisation der Selbstliebe ist, um desto mehr muß er grade seine Stärke in sinnliche Motive setzen, und da muß er allerdings sagen, daß in gewissen Fällen die Frömmigkeit ihm nachtheilig sei. Welche Maxime ist nun die richtige? Glaubt der Staat die Frömmigkeit entbehren zu können, weil er sich durch sinnliche Motive gesichert glaubt, so ist dies kein Zeichen von Vollkommenheit im Staat; glaubt er aber vollkommen gesichert zu sein durch die herrschende Kraft intellectueller Motive, bei welchen sich aber die Frömmigkeit entbehren läßt, so ist das auch der vollkommenste Zustand für den Staat. Er verläßt sich auf die Herrschaft der reinen Sittlichkeit in der Masse, auf den Gemeingeist. Aber die Erfahrung zeigt, daß auf diesem Wege die Gesittung langsam vorwärts geht, deshalb will der Staat den Gemeinsinn durch die Verbindung mit andern geistigen Elementen stärken. Das ist der Grund des Interesses, welches der Staat an der Kirche und Religion hat, und wirklich stärkt den Staat nichts so als die Religion. Daher das allgemeine Princip der Staaten: Es soll jeder, der im Staate leben will, zu irgend einer religiösen Gemeinschaft gehören. Dies ist ein Princip der Intoleranz und des Indifferentismus, denn es ist gleich, in welcher Religion einer sei. Sowie der Einzelne das Alter der freien Disposition erreicht, so muß er nachweisen in einer kirchlichen Gemeinschaft zu sein, und er muß sich also früh entscheiden. Also das ärgerliche Bedürfniß übereilt die religiöse Entwicklung und Entscheidung, oder es bleibt dem Einzelnen vieles im Staate verschlossen. Schon dieses Princip führt eine Dienstbarkeit der Kirche mit sich; freilich ist sie ehrenvoll, wegen des Vertrauens, aber sehr aufdrängend. Soll nun die Kirche dem Staat sagen: Du hast nicht nöthig dich auf die Religion zu verlassen? Vielmehr wird sie erklären: Auch ohne Zwang werde die Zahl derer, die zu keiner religiösen Gemeinschaft gehören, immer sehr klein sein. Um dies zu bewirken, müßten alle Kirchengemeinschaften durch Leben und Geist so anziehen, daß keiner zu finden wäre, der sich nicht einer anschlösse. Sieht der Staat dann, daß das religiöse Princip in ihm im Wachsen ist, so kann man ihm erst das Bewußtsein einflößen und das Vertrauen, daß alle zu einer Kirchengemeinschaft gehören werden, auch ohne Zwang. Als Ziel glaubt daher Schleiermacher die völlige Unabhängigkeit des Staates von der Kirche und der Kirche von dem Staate ansehen zu müssen, den Zustand, in welchem jeder Theil sicher ist, der Staat, daß die Kirche sich selbst regieren

könne, und die Kirche, daß der Staat ihrer nicht bedürfe und keine Eingriffe in ihre Angelegenheiten machen würde. Das veranlaßt ihn aber nicht, eine gewaltsame Lösung des Bandes zu befürworten, das gegenwärtig beide Ordnungen umfaßt. Im Gegentheil fordert er die größte Mäßigung und Besonnenheit. Schon deshalb, damit die Kirche nicht in den Zustand der Dürftigkeit gerathe. Denn der Protestantismus setzt ein gewisses Maß allgemeiner geistiger Entwicklung voraus, welches nur erreicht werden kann, wenn ein äußerer Wohlstand und eine Freiheit von Nahrungssorgen vorhanden ist. Deshalb bekennt er sich zu der Formel: daß die Kirche sich durchwinden muß zwischen der kraftlosen Unabhängigkeit und kraftgewährenden, aber in der Entwicklung hindernden Dienstbarkeit. Je mehr sie hinreichende Mittel besitzt, desto leichter wird sie die Form eines unabhängigen Kirchenregiments annehmen können; aber wo das nicht der Fall ist, da kann es leicht sein, daß es keine andere umsichtige Behandlung der Sache giebt, als daß die Kirche eine Zeit lang bei den Verhältnissen dieser Art durch die Abhängigkeit*) und Dienstbarkeit unter dem Staat hindurchgeht, bis sie auf eignen Füßen stehen kann. Natürlich will er auch bei der völligsten Unabhängigkeit der Kirche vom Staate diesem nicht das Aufsichtsrecht entzogen wissen, das ihm über alle Gemeinschaften innerhalb seiner Grenzen zusteht. Er sagt ausdrücklich**): das jus circa sacra kommt dem Fürsten als solchem zu, ist aber nur negativ und besteht darin, daß er alle Anordnungen verbieten kann, die ihm nachtheilig für den Staat erscheinen. Schleiermacher hat nicht immer eine völlige Loslösung des Bandes zwischen Staat und Kirche gefordert. Wir dürfen wohl annehmen, daß erst der Agendenstreit sie ihm nahe gelegt und wünschenswerth hat erscheinen lassen. Wenigstens in der Schrift: Ueber die Synodalverfassung von 1817***) erklärt er: Sagte sich der Staat ganz los von allem, was auf den Glauben und die Frömmigkeit Bezug hat: dann wäre der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt, und der in den Gemüthern der Gläubigen waltende Geist würde dann schon sich eine Form gestalten, wie er es in der Urzeit des Christenthums, wie er es immer, wo eine alte Form abgestorben und zerfallen war, gethan hat. Gott bewahre den Staat und die Kirche vor einem solchen Rückschritt; aber zweifelt jemand, daß wenn der Staat die von ihm beschützten und geleiteten protestantischen Christengemeinden in ihrem ganzen Zusammenhange auflöste, sie doch wieder entstehen und auch bald wieder zu einem größeren Ganzen zusammenwachsen würden? Wer das bezweifelt, der muß überhaupt nicht an den Geist des

*) Prakt. Theil S. 670 steht: Unabhängigkeit, offenbar ein Schreibfehler im Manuscript oder ein übersehener Druckfehler.

**) Ueber das liturgische Recht a. a. O. S.

***) a. a. O. S. 48.

Christenthums als an eine noch überall in der Kirche verbreitete und wirksame lebendige Kraft glauben? Wie sehr überhaupt Schleiermacher in früherer Zeit darauf bedacht war, nicht sowohl eine Lösung der Kirche vom Staate herzustellen als vielmehr ihre Selbstständigkeit im Staate zu sichern und wie weit er auf das in seiner Zeit Erreichbare sich beschränkte, dafür legt der Anfangs erwähnte Entwurf einer Kirchenverfassung vom Jahre 1808 Beweis ab. Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, die einzelnen Paragraphen dieses Entwurfs hier mitzutheilen, ich beschränke mich darauf, ihn mit den eigenen Worten des Verfassers zu charakterisiren und einzelne erläuternde Bestimmungen hervorzuheben. Schleiermacher sagt: „Das Wesentliche der neuen Verfassung würde dann darin bestehen, daß die gesammte Geistlichkeit zweckmäßig in eine Anzahl von Synoden getheilt würde, die sich zu bestimmten Zeiten versammeln müßten, um über die kirchlichen Angelegenheiten zu berathschlagen. Alle Synoden einer Provinz ständen unter einem Bischof und einigen ihm beigeordneten Theologen und von diesen hinge dann alles ab, was zur innern Kirchenzucht und Ordnung, zur Besetzung der Pfarrstellen und zur Verbesserung des Gottesdienstes in allen seinen Theilen gehört. Die Bischöfe selbst wieder unter ein allgemeines geistliches Oberhaupt zu vereinigen, würde ganz gegen den Geist des Protestantismus sein, wohl aber müßte wenigstens Aussicht offen erhalten sein, in dringenden Fällen unter der Autorität des Königs aus den Deputirten aller Bisthümer eine allgemeine Synode versammeln zu können. Die Oberaufsicht des Staats würde geführt durch einen hohen Beamten, welchem ein aus wenigen Mitgliedern bestehender Kirchenrath beigegeben wäre. Außerdem bestellte er in jedem Bisthum einen Provinzialcommissarius, dem wiederum in jeder Synode ein Bevollmächtigter untergeordnet wäre, um überall die Rechte des Staates wahr zu nehmen. Gehen wir nun auf das Einzelne ein. Die kirchliche Gemeinde im weiteren Sinne besteht aus den mündigen christlichen Staatsbürgern, hier also doch evangelischen Staatsbürgern, die, mögen sie sich zu einer christlichen Gemeinde halten oder nicht, doch im Interesse ihrer Angehörigen verpflichtet sind, an den kirchlichen Lasten Theil zu nehmen, wie denn auch jeder verpflichtet ist, seine Kinder taufen und den öffentlichen Religionsunterricht genießen zu lassen; im engeren Sinne ist sie zusammengesetzt aus denen, welche sich als Glieder der Gemeinde dadurch beweisen, daß sie zweimal jährlich in den Communicantenlisten der Gemeinden aufgezeichnet stehen. Wer sich so nicht legitimirt, wird angesehen als habe er sein Recht der Gesammtheit übertragen. An der Spitze der Gemeinde steht das Presbyterium aus den Predigern und Aeltesten gebildet, welche letzteren von den stimmfähigen männlichen Mitgliedern auf eine bestimmte Zeit gewählt werden. In der Hand des Presbyterium liegt die Verwaltung des Kirchenvermögens, die Aufsicht über die Elementar- und

Bürgerschulen der Parochie, die Anstellung der Lehrer an denselben sowie der niederen Kirchendiener. Es übt ferner Kirchenzucht, indem es Mitgliedern, die eines bürgerlichen Verbrechens überwiesen sind oder ein offenkundiges ärgerliches Leben führen, das Stimmrecht und den Zutritt zur Communion versagt, bis dieselben Kirchenbuße vor der Versammlung der Communicanten gethan haben, die in einem Bekenntniß des Pönitenten und einer an den Pönitenten gerichteten Ermahnung bestehen wird. Die Pfarrer werden von den Gemeinden aus drei Candidaten gewählt, welche die Synode oder der Ausschuß derselben vorschlägt. Die Synode ist nur Kreissynode und besteht aus den Predigern des Kreises, die sich jährlich einmal versammeln. Sitz und Stimme haben aber nur die Geistlichen, welche bereits drei Jahre tadellos ein Amt verwaltet haben. In der Zwischenzeit besorgt ein Ausschuß die laufenden Angelegenheiten zugleich mit dem Probst (Superintendenten). Die Aufsicht über die Candidaten, die Besprechung von Kirchen- und Schulberichten der Presbyterien, von Vorschlägen in Bezug auf Veränderungen in Agenden und Gesangbüchern, von Beschwerden über Geistliche, die Ordnung der finanziellen Fragen bilden die Thätigkeit dieser Synoden. Der Probst wird aus drei Candidaten, welche das Capitel vorschlägt, von der Synode gewählt. An der Spitze nämlich jeder Provinz steht ein aus sechs angesehenen Theologen zusammen gesetztes Capitel mit einem Bischof als Vorsteher an der Spitze, der ohne sein Capitel aber nichts thun kann. Capitel und Bischof als die ausgezeichnetsten der kirchlichen Corporation müssen eines gewissen äußern Ansehens und eines sehr anständigen Auskommens sich erfreuen. Sie werden theils aus Pfarrern theils aus akademischen Theologen gewählt, müssen aber sämmtlich Doctoren der Theologie sein. Die ersten Ernennungen wären so zu bewerkstelligen, daß in jeder zum Stift gehörigen Synode der Probst mit seinem engern Ausschuß vier qualificirte Subjecte vorschlägt. Aus diesen hätte der Minister mit Zuziehung seines Kirchenrathes zwei zu erwählen. Dagegen schlüge er ebenfalls vier vor, aus denen die Pröbste mit ihren Ausschüssen durch Stimmenmehrheit zweie zu erwählen hätten. Um den Bischof zu ernennen, schlägt das Capitel drei qualificirte Subjecte motivirt vor, von denen aber nur zwei aus seiner Mitte sein dürfen. Nach dem Bericht des Ministers ernennt dann der König aus diesen dreien den Bischof. Wenn in Zukunft ein Stiftsherr zu ernennen ist, so schlagen die sämmtlichen Pröbste mit ihren Ausschüssen ein Subject vor, die Stiftsherren selbst das zweite und der Bischof das dritte. Aus diesen dreien erwählt dann der Minister mit Zuziehung seines Kirchenraths. Hier ist offenbar eine Lücke im Entwurf, indem diese Wahlen doch Versammlungen der Pröbste und Synodalausschüsse der Provinzen, wenn auch nicht periodisch, so doch ad hoc nöthig machen, die Schleiermacher nicht erwähnt hat. Oder sollten diese Wahlen schriftlich

vollzogen werden? Das läßt sich schwer denken, weil es schwer auszuführen wäre. Visitationen, Theilnahme an denselben so wie an den Synodalversammlungen, Bestätigungen oder Ablehnungen bei Versetzungen von Pfarrern, Werthschätzung der Pfarrer, Vertheilung von Gehaltszulagen an dieselben, die Disciplin über sie, so daß eine Appellation von ihrem Spruche nicht möglich, sondern nur die Nullitätsklage vor dem höchsten Gerichtshofe zulässig erscheint, Aufsicht über ein Seminar für Elementarschullehrer, Beurtheilungen über die Synodalverhandlungen, auch Entscheidungen in Bezug auf einzelne Gegenstände derselben, der Erlaß von Hirtenbriefen, eine alle zehn Jahre sich wiederholende Revision des Kultus, genaue Aufsicht über die Candidaten, diese Gebiete zu bearbeiten, bildet die Aufgabe der Kapitel und Bischöfe. Und welche Thätigkeit ist dem Staate zuerkannt? Er führt die Oberaufsicht durch einen Minister, der sich die Mitglieder seines Kirchenraths wählt und die Provinzialcommissarien und Synodalbevollmächtigten ernennt. Dieser Kirchenrath hätte aus dreierlei Mitgliedern, Geistlichen, andern Gelehrten und Finanzbeamten zu bestehen. Der Minister hat den Bischöfen im Kapitel nicht unmittelbar zu befehlen, sondern sie nur zu erinnern. Macht sich ein Bischof wesentlicher Vergehungen in seinem Amte schuldig, so wird er vom König in seinem Staatsrathe gerichtet. Wird eine Repräsentation des Volks in zwei Häusern errichtet, so könnten die Bischöfe, vielleicht auch die Stiftsdechanten, ihre Vertreter, ihren Sitz im obern Hause haben.

Der erste Eindruck, den dieser Entwurf machen muß, ist gewiß eine Befremdung und Verwunderung darüber, daß der Mann, welcher so klar und deutlich die Gefahren der episkopalen Verfassung erkannt und ausgesprochen hat, sie hier dennoch befürwortet; daß der Feind jeglicher Hierarchie in die Hand des Clerus die höhere und höchste Leitung der Kirche legt; daß der Freund einer die mannichfachsten Gegensätze in sich schließenden Auffassung des Christenthums und Protestantismus an strenge kirchliche Bedingungen die Theilnahme an den kirchlichen Rechten knüpft. Ich will mich nicht darauf beziehen, daß der Unterschied der Zeiten hier in Betracht kommt, daß Schleiermacher früher anders als später geurtheilt hat. Obwohl dies richtig und zu berücksichtigen ist, dürfen wir doch nicht unterlassen, die Verbindung zwischen den früheren und späteren Urtheilen Schleiermacher's herzustellen. Es ist richtig, Schleiermacher hat auf dogmatischem Gebiet ein sehr großes Maß der Freiheit der individuellen Persönlichkeit eingeräumt, aber, wie er ein sehr scharfer und strenger Ethiker war, so hat er, der dankbare Zögling und immer warme Freund der Brüdergemeinde, die Bethätigung, die praktische Erweisung des kirchlichen Lebens sehr hoch geachtet. Es ist richtig, er hat keine große Sympathien für den Episkopatismus gehegt, und doch hat die schwedische Verfassung der Kirche ihm Theilnahme eingeflößt. Und sollte sie gerade

damals der preußischen Kirche geschenkt werden; erhielten ja in der That unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. die Generalsuperintendenten Bischofstitel, wurde doch sogar Borowski mit der Erzbischofswürde geschmückt. Schleiermacher freilich wollte nicht einen neuen Titel, sondern ein neues Amt geschaffen wissen. Es ist richtig, Schleiermacher wünschte eine Theilnahme der Laien am Kirchenregimente, aber auch in der Schrift über die Synodalverfassung von 1817 ist er sehr erfreut über die Aussicht auf Bildung von clericalen Synoden, die bei der Leitung der Kirche mitwirken sollten. Wir müssen immer bedenken, daß es Schleiermacher in erster Linie nicht darauf ankam, das Recht der Laien im Unterschied vom Clerus zur Geltung zu bringen, sondern vielmehr die Kirche den damals in der That erdrückenden Umarmungen des Staats zu entziehen. Sein Kampf galt der Selbstständigkeit der Kirche, hatte ihre Gestaltung zu einem würdevollen, bewußt in sich ruhenden Organismus sich als Ziel gestellt. Konnte dies erreicht werden, dann mochten andre Mängel vorläufig in den Kauf genommen werden. Und war dieser regierende Clerus, da er ja aus der Gemeindewahl hervorgegangen war, nicht selbst eine mittelbare Vertretung der Gemeinden?

Es ist nicht schwer die Schwächen dieser Verfassung zu bezeichnen. Die Laien sind nur zur Gemeinderegierung, nicht zur Regierung der Kreise und Provinzen hinzugezogen; es fehlt eine periodische Vertretung der Provinz in einer größeren beschließenden und berathenden Versammlung, der Gemeindegeist der Kirchenprovinz kann sich nicht zur Geltung bringen, er ist in die engen Grenzen des Kreises gebannt; es fehlt an einem ständigen und einem periodischen Centralorgan, das die einzelnen Kirchenprovinzen zu einem größeren Ganzen vereinigte und vor particularistischer Verengung der Anschauung bewahrte. Und auch das soll nicht geleugnet werden, daß die Bedingungen, an welche die Ausübung des kirchlichen Stimmrechts geknüpft ist, wohl anders gefaßt werden sollten.

Es kann aber auch nicht schwer fallen, die Vorzüge dieser Verfassung zu erkennen. Der schwedischen nachgebildet, sichert sie der Kirche Selbstständigkeit und Freiheit, eingegliedert in den Organismus des Staats wirkt sie kräftig auf das Volksleben, ohne eine wesentliche Einbuße an ihren Rechten zu leiden. Einige Ehrenrechte, die sie dem Landesherrn einräumt, werden ihr reichlich ersetzt. Und vor allem die einzelnen Gemeinden, das tragende Fundament des kirchlichen Baues, haben Freiheit und Selbstständigkeit gewonnen. Schleiermacher kämpfte für die Selbstständigkeit der Kirche gegenüber oder besser im Staat. Diese Aufgabe ist auch jetzt noch nicht gelöst, der Kampf wird immer noch fortgesetzt, aber eine neue Aufgabe ist hinzugetreten, die Herstellung einer Verfassung, in der auch auf den höheren und höchsten Stufen der Regierung

Clerus und Laien brüderlich zusammenwirken. Auf solcher Basis errichtet, kann die Selbstständigkeit der Kirche dem Staate keine Bedenken einflößen, auch dann nicht, wenn der Bau, demokratisch begründet, in aristokratisch-episcopaler Gestaltung sich zusammenfaßte. Würden doch die Bänder nicht fehlen, die Staat und Kirche zum Heil des Ganzen vereinigen.

Alle drei Verfassungssysteme des Protestantismus in ihrer Vereinzelung repräsentiren Einseitigkeiten. Das consistoriale System führt zur Knechtschaft unter den Staat, das episcopale zur Hierarchie, das synodale zur Anarchie. Aber alle diese Systeme in ihrer Verbindung, sind Träger heilsamer Wahrheiten, göttlicher Ideen. Das synodale vertritt die Idee der kirchlichen Freiheit, des allgemeinen Priesterthums der Gläubigen; das episcopale verwirklicht die Idee der lehramtlichen Autorität, die Würde des geistlichen Standes. Das synodale System ist centrifugal, das episcopale centripetal und deshalb ergänzen und beschränken sich beide. Das consistoriale System endlich vergegenwärtigt der Kirche, daß sie eine nationale Aufgabe zu lösen habe, daß sie, wenn sie ihrem innersten Wesen nach auch kosmopolitisch und international ist, sie doch sich innig mit dem Volksgeiste einigen, ihn heiligen und durchdringen soll, daß sie nicht theilnahmlos an seinen Arbeiten vorübergehen darf, sondern mit warmen Herzen ihn auf denselben begleiten und Gottes Segen für sie erbitten muß.

Frankreich und die allgemeine Wehrpflicht

von

Max Jähns.

IX.

Oft ist es ausgesprochen worden, daß auf den Geist eines Heeres Nichts verderblicher wirke als Bürgerkriege und Kämpfe mit barbarischen Völkern. Beiden Einflüssen ist die französische Armee im Laufe unseres Jahrhunderts in seltenem Maße ausgesetzt gewesen. — Wir haben bereits erwähnt, in wie frecher Weise die Expedition nach Algier gleich bei der Concurrenz um das Obercommando als eine Finanzspeculation betrachtet wurde. Diese Anschauung ist im Laufe der Zeit stets aufs Neue hervorgetreten. Brutaler Despotismus und orientalische Corruption waren Eigenschaften, welche den meisten Generalen in Afrika geläufig wurden, und für die Truppen wurden

die Kämpfe in Algier eine Schule der Barbarei, die nur allzuoft den französischen Namen durch unaussprechliche Gräuel schändete und deren Rückwirkung aüf Frankreich selbst in der Folgegeschichte mit Händen zu greifen ist. — Gleich bei Beginn der Expedition wurde in der Ausrüstung des Hauptquartiers ein übertriebener Luxus entfaltet. „Man will in Afrika", schrieb der National, „mit imposanter Pracht ans Land steigen und wünscht Ruhm zu erwerben, ohne die Bequemlichkeiten von Paris vermissen zu dürfen. Dies war nicht die Art, mit welcher der junge Held vorging, der Malta im Vorbeiflug einnahm und in einigen Stunden bei Alexandria landete. Maß und Sparsamkeit sind die Kennzeichen vollendeter Praxis und wahrer Geschicklichkeit!" — Maß und Sparsamkeit — als wenn diese Eigenschaften in der Schule Napoleon's zu lernen gewesen wären.

Als in Folge der Juli-Revolution Bourmont das Commando an Clauzel abgegeben, war der Scandal über die Unehrlichkeit der Heeresverwaltung und die Unterschlagungen bei Wegnahme des algierischen Schatzes so groß, daß der erste Tagesbefehl an das siegreiche Heer nach einer kurzen Lobesphrase sogleich ankündigte, daß eine Commission niedergesetzt sei, um die Diebstähle zu untersuchen, welche die allgemeine Stimme der afrikanischen Armee zum Vorwurf mache. Natürlich war der Erfolg dieser Untersuchung Null. Die unfindbaren Urheber der Unterschlagungen wurden durch Tagesbefehl „den Gewissensbissen überlassen, die sie schon jetzt verfolgten und unaufhörlich verfolgen würden".*)

Die Neigung der Franzosen, in besonders schwierigen Verhältnissen fremde Truppen für sich fechten zu lassen, äußerte sich nicht nur in der Vorschiebung der Fremdenlegion bei kritischen Kämpfen, sondern auch durch Formation eingeborener afrikanischer Bataillone unter dem Namen der Zuaven, welcher von einem unabhängigen höchst kriegerischen Kabylenstamme, den „Zuauas" stammt, die nach Art der Schweizer ihre Dienste den barbaresкischen Mächten zu verkaufen pflegten und nun mit anderen Eingeborenen, von glänzenden Bedingungen angezogen, in so großer Zahl zu den französischen Lagern strömten, daß sofort zwei Bataillons errichtet werden konnten. Französische Officiere und Unterofficiere wurden ihnen zugetheilt, und bald lockte die bunte orientalische Uniform auch andere Franzosen, namentlich abenteuernde Pariser zum Eintritt, die man gern aufnahm, weil die nationale Reinerhaltung der

*) Heim: Geschichte der Kriege in Algier. Königsbg. 1861. — Was man sich untereinander zutraute und wie man sich behandelte, geht aus dem Umstande hervor, daß die Offiziere der Armee, welche nach Frankreich zurückkehrten, zu Toulon und Marseille den schnödesten Nachforschungen ausgesetzt wurden, ja daß man so weit ging, den Leichnam des Sohnes Bourmont's, welcher im Erbbegräbniß seiner Väter beigesetzt werden sollte, nach Schätzen zu untersuchen.

Truppen unter Führern, die ihre Sprache nicht kannten, und inmitten der wenig zuverlässigen Stammverwandten bedenklich schien*). Außer den Zuaven wurden 1832 zwei Bataillons légéres d'Afrique formirt, welche sich aus den Militärsträflingen (ateliers des condamnés militaires) rekrutirten. Für diese „Zephyrs," wie der gemeine Mann sie nannte, wurde, da nur die äußerste Strenge sie zu zügeln vermochte, ein eigener Strafcodex aufgestellt, denen aber, die sich gut führten, die Rückkehr in das Regiment gestattet, dem sie vor ihrer Verurtheilung angehört. Taktisch waren die Zephyrs kein schlechter Zuwachs für die Infanterie; denn sie schlugen sich gut; moralisch mußten sie in doppelter Beziehung schlecht wirken: ihre Zügellosigkeit steckte an, und mit Verbrechern um den Preis der Waffenehre zu ringen, muß anständige Soldaten beleidigen.

Auch die Reiterei wurde durch einheimische Geschwader verstärkt, welche man mit dem Namen der ehemaligen türkischen Lehnsreiterei: Spahis (Sipahis) oder cavalerie indigène nannte und welche nach und nach (bis August 1836) 3 Regimenter stark wurden. Eine andere Reitertruppe, welche in Algier neu errichtet wurde, waren die Chasseurs d'Afrique: französische Cavallerie in polnischer Uniform auf arabischen Pferden — bis 1839 vier Regimenter.

General Clauzel brachte einige Ordnung in die zerrüttete militärische Verwaltung Algiers, deren Früchte zu sammeln ihm jedoch nicht beschieden war, da er bald dem General Berthezène, dieser aber, nach einer Schlappe im Passe von Thenia dem alten Polizeiminister Napoleon's, Savary, Herzog von Rovigo, 1831 weichen mußte. Savary eroberte Bona und betrieb mit Eifer die Anlage von Kolonien, war aber keineswegs der Mann, der schreckenerregenden Verwilderung des französischen Heeres Einhalt zu thun oder dem algierischen Regiment einen weniger paschamäßigen Anstrich zu geben. Die schon unter Clauzel und Berthezène begonnenen Confiscation der Güter wurde fortgesetzt. Auf dem Wege des Zwanges brachte man sich in Besitz von Ländereien, deren ehemalige Eigenthümer man durch eine Rente zu entschädigen versprach. Da eilten alle Abenteurer und Glücksritter von Europa herüber, um an der allgemeinen Beute Theil zu nehmen. Durch Vorspiegelungen und Täuschungen der niedrigsten Art verlockte und zwang man die Araber zum Verkaufe; diese aber rächten sich dadurch, daß sie ein und dasselbe Grundstück an fünf, sechs Käufer verhandelten, welche nun mit einander in Proceß geriethen. Man

---

*) Eine Ordonnanz vom Sept. 1841 verordnete die Aufstellung eines dritten Zuaven-Bataillons und eines Stabes wie ihn die anderen Fuß-Regimenter hatten. Nur eine Compagnie jedes Bataillons sollte indessen fernerhin Araber und Kabylen aufnehmen dürfen, sodaß die Truppe wesentlich französisch wurde. — Vergl. „Les Zuaves" Artikel in der Revue des deux mondes. 1855.

kann sich leicht denken, welche Rolle bei diesem Güterschacher die Localgewalthaber, d. h. die einzelnen französischen Officiere, spielten. Der Haß der Eingeborenen stieg in Folge der grausamen und frechen Treulosigkeiten, welche sich der Oberbefehlshaber zu Schulden kommen ließ, und die Beschwerden über Savary wurden endlich so laut, daß er im März 1833 abberufen und durch den General Trézel ersetzt ward. Aber auch dieser blieb wenig länger als ein Jahr in seiner Stellung. Im Juni 1834 wurde der orleanistische Verschwörer von 1815, General Drouet d'Erlon, zum Generalgouverneur, „der französischen Besitzungen in Nordafrika" ernannt. Jedoch der häufige Wechsel der Befehlshaber half dem sich mühsam behauptenden Heere durchaus nicht auf; an der Makta erfocht der Emir Abdel Kader einen nicht unbedeutenden Sieg. Unwille und Bestürzung wurden in Frankreich laut, man war nahe daran, die Colonie ganz aufzugeben, und die Opposition verlangte aufs Heftigste die Wiedereinsetzung des Marschall Clauzel als Gouverneur. So sehr die Regierung Ursache hatte, diesem Manne, der beim Pariser Aufstande eine so verdächtige Rolle gespielt, zu mißtrauen, so gab sie doch nach, und Clauzel übernahm aufs Neue den Oberbefehl. Zwar siegte er in mehreren heißen Treffen über Abdel Kader; aber sein verwegener Zug nach Constantine lief um so trauriger ab. Die Schuld trugen großentheils politische und personelle Verhältnisse in Paris. Das unternehmungslustige Ministerium Thiers war gefallen. Molé verweigerte weitere Unterstützungen, ohne den Befehl zur Unternehmung gegen Constantine zurückzunehmen, die auch der hartnäckige Clauzel keineswegs aufgab. In ungünstiger Jahreszeit und mit ganz unzureichenden Mitteln ins Werk gesetzt, scheiterte die Expedition total; nur die kaltblütige Energie Clauzel's rettete das Heer vor völliger Vernichtung. Indeß — er hatte Unglück gehabt, seine Popularität war hin; er wurde abberufen; General Damrémont trat an seine Stelle. Nach mehreren verlorenen Treffen bequemte sich Abdel Kader im October 1837 zum Frieden*), und eine zweite Expedition gegen Constantine, brachte endlich auch diese Stadt in die Hände der Franzosen. Sie verfiel der schonungslosesten Plünderung, und selbst nachdem die militärische Ordnung wieder hergestellt war, wurde diese Plünderung fortgesetzt, zwar nicht mehr von den Soldaten, wohl aber seitens einer sog. „wissenschaftlichen Commission," die Alles fortnahm, was ihr Interesse einflößte, namentlich alte Bücher. Der Raub der letzteren wurde später bei ähnlichen Gelegenheiten fortgesetzt und so systematisch betrieben, daß die arabische Literatur und die in ihr ruhende Bil-

*) Ein heimlicher Artikel des Vertrages machte für den General Bugeaud ein Geschenk von 100,000 Budschus (=Francs) aus — eine Sache, die, als sie später bekannt wurde, viel böses Blut in Frankreich machte.

dung in ganz französisch Afrika nahezu vernichtet wurde und zwar, da es sich um Handschriften handelt, ohne Aussicht auf Wiederherstellung.*) Das nennen die Franzosen: marcher à la tête de la civilisation!

Europa betrachtete das Unternehmen gegen Algier vorzugsweise wie eine Kriegsschule der französischen Armee, und das ist es ja auch in der That gewesen. Ob aber eine gute Schule, das dürfte mehr als zweifelhaft sein. Allerdings haben ja die Generale, welche in der nächsten Zeit bedeutendere politische Rollen spielen sollten, wie Bugeaud, Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau u. A., sich in Algier einen Namen gemacht und durch Soldatengunst Gewicht bekommen; denn es war von jeher Bedürfniß der französischen Parteien, die Männer des Krieges übertrieben zu verherrlichen, um sie demnächst im Frieden oder im Bürgerkriege zu benutzen; aber für den großen Krieg lernten weder die Generale noch die Armee viel bei solchen Postengefechten und wilden Razzien, von der sittlichen Seite dieser Kriegführung ganz zu geschweigen. Nicht einmal der Sicherheitsdienst, der in der französischen Armee ja sprichwörtlich schlecht war, hob sich bei jenen Kämpfen; um ihn zu fördern, hätte die Disciplin besser sein müssen.

Während so in Afrika ein Theil der Armee eine Schule von zweideutigem Werth durchmachte, ereignete sich daheim das Abenteuer von Straßburg. Man mag die Unternehmung Louis Bonaparte's noch so läppisch finden — der Umstand, daß sich ihm ein ganzes Artillerie-Regiment anschloß, die Leichtigkeit, mit welcher französische Offiziere sich durch das Wort eines jungen, nur durch seine Herkunft bekannten Mannes verleiten ließen, ihren Eid zu brechen, die überall sichtbar werdende Macht der kaiserlichen Erinnerungen — alles das mußte umsomehr ernstes Nachdenken erzeugen, als sich auch die republikanischen Traditionen wieder so stark in der Armee zeigten, daß sie fast gleichzeitig zu einer Soldatenmeuterei in Vendome führten. Dennoch wurden die Faiseurs der Straßburger Affaire: der Oberst Vaudrey, die Rittmeister Parquin und Bruc, die Lieutenants Luity und Querelles nicht nur freigesprochen, sondern sie wurden die Helden des Tages, der Mittelpunkt von Festessen, und reiche Hagestolze setzten sie zu Erben ein.**) Man sagt, der König habe durch seine milde Behandlung Louis Napoleon's diese Haltung provozirt. Aber Louis war nicht französischer Soldat. Er brach seinen Eid nicht. Das aber thaten seine Helfershelfer. Wie muß ein Volk von seinem Heere denken, das also Recht spricht! Und es handelte nicht etwa

*) v. Rochau a. a. O.

**) Der Ex-Wachtmeister Fialin, welcher sich selbst zum Monsieur de Persigny nobilitirte, früher Royalist, dann als Theilnehmer an einer republikanischen Bewegung verabschiedet, jetzt leidenschaftlicher Bonapartist, hatte sich der Untersuchung durch Flucht entzogen. Der Ex-Lieutenant Laity, auch einer der unermüdlichsten Apostel Buonapartes war wol nicht zugegen.

in Uebereilung; denn als die Regierung, um für die Zukunft solchen scandalösen Richtersprüchen vorzubeugen, die militärischen Theilnehmer an politischen Verbrechen dem bürgerlichen Richter entziehen und vor das Kriegsgericht stellen wollte, da lehnte die Kammer den dahin gehenden Gesetzesvorschlag ab. Damit wurden Eidbruch und Verschwörung gewissermaßen als Bürgerqualitäten der Soldaten anerkannt, und es war kein Wunder, wenn sich das Attentat von Straßburg zu Boulogne wiederholte. — Die Rückführung der Asche Napoleon's und die Vorbereitungen zu ihrer feierlichen Beisetzung im Invalidendom (ein großer Fehler der Juliregierung) schienen die Napoleonlegende neu belebt zu haben. Dies erachtete Louis Napoleon als einen günstigen Augenblick, um sich abermals den Truppen als Prätendent der Kaiserkrone vorzustellen. Einige bedeutende Offiziere, namentlich der Marschall Clauzel, der Befehlshaber von Vincennes und der General Magnan sollen ihm ihren Beistand zugesagt haben, und in seiner unmittelbaren Umgebung befanden sich der General Montholon nebst den Straßburger Complicen: Oberst Vaudrey, Parquin und Persigny. Ein Lieutenant Aldenize holte zu Boulogne die Mannschaft seines (des 42. Rgts.) aus den Betten und versammelte sie auf dem Kasernenhof, wo ihnen Louis Napoleon's Reden einige Zeichen des Beifalls erpreßten. Man weiß, wie das tolle Unternehmen endete. Der kleine Hut, der Degen von Austerlitz, der lebendige Adler boten den Journalen treffliche Zielscheiben ihres Witzes; immerhin aber hatte die burleske Inscenirung dieser Komödie einen ernsten Hintergrund. Ein im Voraus aufgesetztes Decret des Prätendenten ernannte den Marschall Clauzel zum Oberbefehlshaber aller französischen Truppen, den General Pajol zum Kommandanten von Paris, und der damalige Cabinetschef, Herr Thiers, war zum Chef der provisorischen Regierung ernannt, „eine Wahl, die zwar keineswegs auf irgend eine Mitwissenschaft dieses Mannes schließen ließ, die aber jedenfalls von einer richtigen Beurtheilung der Persönlichkeit von Thiers zeugte."*)

Größere Ereignisse ließen den Gefangenen von Ham bald vergessen. Die Quadrupelallianz, welche die Großmächte am 15. Juli 1840 schlossen und in welcher sie mit Ausschluß Frankreichs die türkisch-ägyptische Frage schlichteten, zeigte die Isolirung der Juli-Regierung und verletzte das Selbstgefühl der eitlen Nation in tiefster Seele. Man schäumte vor Wuth. Der König „wollte die Jakobinermütze aufsetzen"; das Organ der Bourgeoisie, das „Journal des Debats" verlangte sofortige Genugthuung; überall erklang der Ruf nach Waffen, und schnell war man einig, daß der zu beginnende Krieg nicht nur den Interessen Mehmet Ali's, sondern namentlich denen Frankreichs dienen, daß es ein Krieg der Propaganda, der Eroberung werden müsse, bei

*) v. Rochau a. a. O. (1858.)

welchem die linken Rheinlande zu gewinnen, die „natürlichen Gränzen“ Frankreichs herzustellen seien. Jules Janin, der witzige Feuilletonist, vermaß sich, in einem einzigen Feldzuge Rheinpreußen zu erobern. — Das Ministerium blieb mit großen Beschlüssen nicht zurück. Vor allen Dingen befahl es eine Vermehrung der Armee. Es wurden neu errichtet an Infanterie: 8 Linien- (Nr. 68 bis 75) und 4 leichte Regimenter (Nr. 22 bis 25), an Reiterei: 3 Husaren-Regimenter (Nr. 7 bis 9). Das Heer sollte auf den Kriegsfuß gesetzt, die Seemacht bedeutend verstärkt und für Rüstungen eine Anleihe von 100 Millionen aufgenommen werden. Zugleich wurde die von den Kammern bisher stets vergeblich verlangte Befestigung von Paris bewilligt und als Zeichen äußerster Entschlossenheit sogleich begonnen. Aber nun zeigte es sich, wie „kläglich“ die Armee vernachlässigt worden sei,*) wie es an Waffen und namentlich an Pferden fehle, die in Frankreich unter keinen Umständen aufzutreiben waren; man begriff, daß man sich hatte hinreißen lassen, man machte es sich klar, was es heiße, isolirt zu sein und bei einem Kampfe mit Halb-Europa vielleicht auch noch innere Stürme durchmachen zu müssen; man trat den politischen Rückzug an. Zwar die Einnahme von Beirut bewirkte noch einen Rückfall in den Kriegsfanatismus. Noch einmal erklangen Gassen und Theater von der Marseillaise, klirrten die Plätze von den Waffen der Nationalgarde; das Pariser Pflaster dröhnte unter den schweren Geschützen, die man dem Volk zum Schauspiel vorfuhr; und Thiers wollte den Kammern die bevorstehende Vollendung von Rüstungen ankündigen, durch welche die Truppen auf 639,000 Mann gebracht und außerdem 300,000 M. Nationalgarde mobilisirt werden sollten. Aber der König war unterdessen nüchtern geworden; Thiers gab das Portefeuille ab, und Marschall Soult bildete als Cabinetspräsident und Kriegsminister ein doctrinäres Friedens-Ministerium. Der Erfolg des ganzen Lärms war die Vermehrung der Armee und das Deficit von einer Milliarde.

Daß übrigens mit den öffentlichen Geldern, und zwar vorzugsweise mit denen der Kriegsverwaltung, keineswegs ehrlich gewirthschaftet wurde, das bewiesen mehrere höchst peinliche und skandalöse Prozesse. Im Getreidemagazin der Garnisonverwaltung von Paris entdeckte man nach dem Tode des Directors ein Defizit von 28,000 Ctr., und es stellte sich heraus, daß ein Subalternbeamter, der schon vor zehn Jahren auf die Unterschleife des Directors aufmerksam gemacht, ohne Untersuchung abgesetzt und im Elend gestorben war. Die Vorräthe des Kriegshafens von Rochefort waren seit langen Jahren systematisch von den Beamten geplündert worden; das Arsenal von Toulon, wo man ähnliche Veruntreuungen vermuthete, ging in dem Augenblick,

*) Thiers' eigener Ausdruck in der Kammer.

als die Untersuchung beginnen sollte, in Flammen auf, ohne daß es gelang, den Brandstifter ausfindig zu machen. Der bisherige Kriegsminister, General Cubières, mußte wegen einer Bestechung mit Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und einer Geldbuße bestraft werden — traurige Anzeichen einer auch im Heere beständig wachsenden Corruption und Feilheit.

Die Kämpfe in Algier trugen nicht dazu bei, diesen Krebsschaden zu heilen. Hier war nach dreijährigem ununterbrochenem Ringen mit Abdel Kader der General Bugeaud Oberbefehlshaber geworden. Seine energische Kriegführung und der glückliche Ueberfall, durch welchen sich der Herzog von Aumale der Smalah des Emirs bemächtigte, förderte den Gang der Dinge außerordentlich; die Franzosen reichten den Marokkanern die Hand, und endlich ergab sich Abdel Kader, gegen das Versprechen freien Abzugs nach Aegypten oder Syrien, dem General Lamoricière. Der Herzog von Aumale als Gouverneur bestätigte den auf Treu und Glauben abgeschlossenen Vertrag; die französische Regierung aber erkannte ihn nicht an und führte den Emir vermöge eines schimpflichen Treubruchs zu Anfang d. J. 1848 als Gefangenen in das Schloß von Pau.

Unterdeß war in Corruption und Verrottung das Frankreich der Juli-Monarchie alt geworden; das Gewitter der Revolution stieg höher und höher an seinem Himmel empor; endlich begann der Kehraus. — Es war entscheidend für den Verlauf des Februaraufstandes, daß die Nationalgarde, das gepriesene Fundament des Bürgerkönigthums, sich auch als unzuverlässig zeigte. Als am 22. Februar 1848 die Apelltrommeln rasselten, folgten die conservativen Elemente der Nationalgarde nur spärlich und verdrossen ihrem Ruf, die Mehrheit aber erwies sich reformlustig, d. h. feindlich. Indeß befanden sich zu Paris und Umgegend 30 bis 40,000 Mann Truppen. Diese Soldaten aber, gewohnt, seit achtzehn Jahren vereint mit der Nationalgarde dem Aufruhr gegenüber zu stehn, wurden durch die schwankende Haltung der letzteren irre, so daß sich bald ein stillschweigendes Einverständniß zwischen Insurgenten, Nationalgarden und Truppen ergab. Es half auch nichts, daß der dem Hofe zwar verhaßte, doch energische Marschall Bugeaud zum Oberbefehlshaber ernannt ward; denn er fand keinen Gehorsam. „Hüten Sie sich vor Allem zu unterhandeln, sonst sind Sie verloren!" das hatte der Marschall seinen Unterführern ans Herz gelegt, und gleichwol ließen sich sogar Generale an der Spitze ganzer Regimenter, wie Bedeau, auf Verhandlungen ein, die mit schimpflichem Rückzuge der Truppen endeten. Bald war Bugeaud selbst weg verhandelt und an seine Stelle der altersschwache Marschall Gérard gesetzt, nachdem schon General Lamoricière Befehlshaber der Nationalgarde geworden. Unthätig und hungrig, demoralisirt und geschmäht, schlaff und verdrossen, begannen die Truppen, sich mit dem Volke zu vermischen. Bald hier,

bald da capitulirte eine Compagnie oder kehrte ein Bataillon die Gewehrkolben in die Höhe. Die Truppen wollten sich gegen die „Bärenmützen" nicht schlagen, die Bären aber sympathisirten mit den Blousen. Vergebens, daß die Königin ihren Gemahl beredete, in großer Uniform zu Pferde zu steigen und die auf dem Carrousselplatz aufgestellten Truppen durch seine Gegenwart zu „electrisiren". Sie wollten schon lange nichts mehr wissen von dem „Roi-Bourgeois". Einzig und allein die Munizipalgarde war entschlossen, zu fechten, jenes tüchtige aus Unteroffizieren gebildete Polizei-Corps, von dem am Chateaud'eau eine Compagnie in unmittelbarer Nähe großer unthätig zuschauender Truppenmassen nach ruhmvollem Widerstande vom Pöbel hingeschlachtet wurde und das ein sehr unverdächtiger Zeuge*) zwar als „die Blüthe der Schnauzbartbrutalität" aber auch als die höchste Potenz soldatischen Ehr- und Pflichtgefühls bezeichnet. „Hätten die Minister, die Generale, die Würdenträger, alle die Anhänger und Säulen des „Systems" nur den hundertsten Theil des Muthes, der Hingebung und Ausdauer dieser Soldaten bewährt, die Insurrection würde nicht siegreich in die Tuilerien eingezogen sein." Aber weder in der Armee noch in der Nationalgarde war von diesen Eigenschaften etwas zu spüren. Es ist bezeichnend, daß während der Februartage Alles in Allem nur 72 Soldaten gefallen sind, worunter 4 Offiziere; und Louis Philipp charakterisirte die Lage ganz richtig, wenn er später zu Claremont äußerte: „Man hat behauptet, ich hätte Befehl gegeben, das Feuer einzustellen; das ist unwahr. Wozu auch ein solcher Befehl? Er lag ja in der Luft."**) — Unter dem Commando des Herzogs Nemours, des einzigen Orleans, der an diesem Tage seine Pflicht that, zogen sich die Truppen in den Tuilerienhof zurück, und, gedeckt von zwei Schwadronen Cürassieren, floh der Bürgerkönig im Fiacre davon.

Wenn man die Haltung der Armee während der Februarumwälzung mit einem Worte kennzeichnen will, so muß man sie blasirt nennen. Ohne jedes Gefühl für Ehre und Treue, gleichgiltig sowohl gegen das entartete Königthum wie gegen die in ihren Zielen ja ganz unklare Revolution, läßt sie Alles gehn, wie es will. Jenes zerlumpte Gesindel, welches so manchen, ehrenvolle Narben tragenden Veteranen mit Faustschlägen tractirte, jene Gamins, welche graubärtige Generale vom Pferde rissen und auf dem Pflaster mißhandelten, sie übten eine gemeine und niederträchtige, leider aber zutreffende Kritik der Armee aus.

Die provisorische Regierung wandte sich sofort mit einem, der Feder Lamartine's entstammenden Aufruf an das Heer, in welchem es hieß: Le pou-

---

*) Johannes Scherr: Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig.

**) Cuvillier-Fleury: Portraits. Paris. 1862.

voir, par ses attentats contre la liberté, le peuple de Paris par sa victoire, ont amené la chute du gouvernement, auquel vous aviez prêté serment. Une fatale collision a ensanglanté la capitale ... Il faut rétablir l'unité de l'armée et du peuple ... Jurez amour au peuple, jurez fidelité á ces nouvelles institutions et tout sera oublié, excepté votre courage et votre discipline!" — Es hat etwas Ekelhaftes, unmittelbar nach einem so elenden passiven Treubruch sofort von einem neuen Eidschwur reden zu hören. — Das Volk handelte anders als die Regierung. In fieberhafter Angst vor einem nächtlichen Ueberfall durch die Truppen oder einem Bombardement vor den Forts, warf es sich in wilden Massen gegen die Kasernen, sprengte die Thore, und nicht zufrieden, die Soldaten zu entwaffnen, beraubte es sie sogar oftmals der Kleider, mißhandelte und beschimpfte sie und warf durch dies wahnsinnige Vorgehn in die gleichgiltigen Seelen der Soldaten eine Saat des Hasses, welche bald furchtbar aufgegangen ist.

In den Stunden der höchsten Krisis hatte die Bürgerwehr sich wie gewöhnlich unsichtbar gemacht. Wie vorher Krone und Kammer, so war nun die provisorische Regierung schutzlos. Zwar hatten sich ihr noch in der Nacht vom 24. zum 25. Februar die Generale und Obersten der Armee zur Verfügung gestellt; aber konnte man ihnen trauen? Konnte man von ihnen und ihren Truppen Thaten erwarten? Niemand mochte das bejahen. Schon aber rüstete sich die ganze Hefe der pariser Plebs zu einem socialistischen Sturm. Entwaffnung der Nationalgarde, Vertheilung ihrer Waffen an das „Volk", Gewährleistung des „Rechtes auf Arbeit", Abschaffung des Proletariats, das waren die principiellen Forderungen dieser unter der rothen Fahne fechtenden Banden, welche die Tuilerien noch inne hatten und dies Schloß nur verlassen wollten, wenn jedem einzelnen eine lebenslängliche Rente von 1200 Frcs. zugesichert würde.*) Hier galt es, sich zu schützen! Auf Anregung Lamartine's wurde daher die Anwerbung einer „Mobilgarde" begonnen, welche vorzugsweise auf die Gamins rechnete, da sie lauter junge Burschen von 14 bis 20 Jahren umfassen sollte. Das war eine vortreffliche Maßregel; denn indem man die unternehmungslustigsten und verwegensten Elemente der Bevölkerung in den Dienst der Regierung nahm, erwarb man sich aus der Masse wahrscheinlicher und gefährlicher Gegner die tüchtigste Schutzwehr. Etwa 24,000 junge tapfere Menschen wurden als Freiwillige angeworben und in 24 Bataillone, deren je zwei den zwölf Arrondissements von Paris entsprachen, soldatisch gegliedert und disciplinirt. Uniformirt wie die Nationalgarde, bewaffnet wie die Linie, haben sie vortreffliche, hingebende Dienste geleistet.**)

---

*) v. Rochau a. a. O.

**) Pascal: Histoire de l'armée. 1850.

Was Napoleon I. nicht gewagt, das wagte der Lyriker Lamartine, und er hatte recht; denn der Name „Republik“ übte auf die Kinder des Proletariats von 1848 dieselbe fascinirende Gewalt, wie im Jahre 1871 auf den alten Garibaldi. Einstweilen, bis die Formation der Mobilgarde vollendet war, übernahmen Militärschüler, Studenten und freiwillige Nationalgardisten den Schutz der Rathhausregierung, und auch die Tuilerien wurden endlich von den „Volkskämpfern“ geräumt, nachdem ihnen vertragsmäßig zugesichert war, daß ihre Taschen nicht untersucht werden sollten. So ging die Gefahr augenblicklicher Kämpfe mit den Socialisten vorüber, und da sich ganz Frankreich widerstandslos von Paris die Republik auferlegen ließ, verschwand auch die andere drohende Gefahr: die einer royalistischen Reaction durch die Söhne des Königs, von denen der eine, der Herzog von Aumale, als Gouverneur von Algier an der Spitze von 100,000 Mann, der andere, Prinz Joinville, im Kommando einer stattlichen Flotte stand. Ein Theil der Officiere war geneigt, diese Herren an der Spitze der Armee von Algier nach Paris zurückzuführen; ihr Wortführer war der General Changarnier. Aber die Prinzen waren wenig geneigt, sich auf einen Kampf einzulassen; sie fühlten, daß sie eben nur bei der Armee von Algier einiger Popularität genössen. In würdigen Formen legten sie ihre Commandostellen nieder, und Heer und Flotte thaten keinen Schritt mehr, sie zu halten.

Es handelte sich nun darum, welche Stellung die europäischen Mächte gegenüber der Februar-Revolution nehmen würden und welchen Druck etwa die französischen Chauvinisten zu Gunsten einer „Revision der Verträge von 1815“ auf die Regierung ausüben würden. Auf alle Fälle galt es, sich kriegsbereit zu machen. Lamartine veranlaßte den Beschluß, das Heer von dem vorgefundenen Bestand von 360,000 Mann auf 600,000 zu bringen, und wenn auch diese Zahl allerdings bei Weitem nicht erreicht wurde, so geschah doch alles Mögliche, um durch Einziehung von Beurlaubten u. s. w. die Reihen zu füllen, wobei sich besonders die von Ledru-Rollin mit unbeschränkter Vollmacht in die Departements gesendeten Civilcommissäre thätig erwiesen. Eilig und eifrig wurden Observationscorps formirt und an die Grenze geschoben; das gegen Deutschland hoffte Lamartine auf 200,000 Mann zu bringen.*) — Aber es galt nicht nur die Armee zu verstärken, sondern noch mehr, Selbstvertrauen und Mannszucht in ihr herzustellen. Der alte General Subervic, der im ersten Augenblick zum Kriegsminister ernannt worden, erwies sich seiner Stelle in keiner Weise gewachsen, und so übernahm der Astro-

*) Natürlich nicht etwa, um anzugreifen, sondern, um auf den Ruf des deutschen Volkes sofort über den Rhein gehen und ihm uneigennützigen Beistand bringen zu können. — Vergl. Lamartine: Histoire de la Révolution de 1848. Tome II.

nom Arago neben dem Marineministerium provisorisch auch noch das des Krieges. Selbstverständlich lieh er eben nur den Namen. Die Aufgaben, welche die unter ihm arbeitenden Fachmänner zu lösen hatten, waren keine leichten. Der moralische Gehalt der Armee erwies sich als aufs Aeußerste reducirt. Namentlich die aus der Stadt verwiesenen pariser Regimenter befanden sich geradezu in Auflösung. Zu Hunderten schnürten die Soldaten ihr Bündel und wanderten der Heimath zu. Sogar unter den Invaliden, dem einzigen noch zu Paris geduldeten Corps, herrschte der Geist der Empörung in dem Grade, daß sie ihren alten Vice-Gouverneur, den General Petit, unter Mißhandlungen aus seiner Wohnung rissen, ihn an Händen und Füßen gebunden auf einen Karren warfen und zum Stadthause fuhren, um ihn wegen Küchenbeschwerden vor der provisorischen Regierung zu verklagen. *)

Angesichts dieser Zerrüttung der Armee erschien es doppelt nothwendig, die Reorganisation der Nationalgarde mit größter Energie zu betreiben. Am 20. April fand eine große Heerschau über dieselbe statt, „Fest der Verbrüderung" genannt, bei welcher die Nationalgarde, an 250,000 M. stark, zehn bis zwölf Stunden lang vor der provisorischen Regierung defilirte und durch Verleihung neuer Fahnen für die Republik in Eid und Pflicht genommen wurde. Das Zeichen der letzteren war der krähende gallische Hahn, welcher die Spitzen der Fahnen, auch die der Armee, von nun an schmückte.

Der Taumel der Unordnung unter den Truppen ließ übrigens verhältnißmäßig schnell nach. Mehr als alle disciplinarischen Maßregeln der Vorgesetzten wirkte dabei das Gefühl der Isolirung, welches die Truppen beherrschte, die wachsende Scham, über die elende Rolle, welche sie gespielt und ein glühender Haß gegen die Pöbelrotten, welche sie beschimpft und welche zur Zeit die Herrschaft in Paris an sich reißen zu wollen schienen.

Denn während die Gefahr ausländischer Eingriffe in die neue Verfassung Frankreichs bald genug als nicht vorhanden erkannt wurde, zeigte sich die Macht der inneren Umsturzelemente: der Chauvinisten und Socialisten um so größer. Die Ersteren begannen mit Einfällen in Belgien und Savoyen, um dort Propaganda für die Republik zu machen, sie bemächtigten sich sogar Chambery's, wurden indessen von den Einwohnern bald und entschieden wieder aus dem Lande gejagt. Verhängnißvoller aber schienen die Volksdemonstra-

*) Die Regierung hob alle bisherigen Unterschiede in der Uniformirung Namens der Gleichheit auf, zum großen Verdruß der den wohlhabenden Bourgeoisklassen angehörenden Grenadiere und Voltigeurs der Pariser Garde, welche so stolz gewesen waren auf ihre Bärenmützen. Bürgerdeputationen für die Bären, Arbeiterdemonstrationen gegen die Bären lösten sich in Arago's Arbeitszimmer ab; aber die martialische Kopfbedeckung fiel definitiv.

tionen zu Gunsten Polens, welche von den Socialdemokraten mit ihren Bestrebungen verquickt wurden. Der 15. Mai, an welchem die Pöbelrotten der Nationalwerkstätten, oder vielmehr Nationalfaulenzerstätten, in tumultarischer Wuth die Nationalversammlung stürmten, war die Krisis dieser Bestrebungen. Da verlangte Blanqui von der Tribüne, daß die Nationalversammlung beschließe: Frankreich werde seinen Degen nicht in die Scheide stecken, bevor nicht Polen, ganz Polen hergestellt sei, und daß sie sich immédiatement mit der „Wiedererschaffung" von Arbeit befaßt; da forderte Barbès „de voter le départ immédiat d'une armée pour la Pologne und un impôt d'un milliard sur les riches. Die Rettung der Versammlung geschah durch die Mobilgarde, die vermöge ihrer streng militärischen Organisation in kürzester Frist marschfertig war und die von Lamartine, der ein Dragonerpferd bestieg, eilig herangeführt ward. Die Nationalgarde hatte dagegen weder eine feste Organisation noch einen eigentlichen Oberbefehlshaber, da der an ihre Spitze gestellte General Curtais wegen seines Liebäugelns mit den Socialdemokraten von seinen eigenen Leuten tumultuarisch des Commandos verlustig erklärt, gemißhandelt und gefangen gesetzt worden war. An seine Stelle wurde Clemens Thomas, ein Republikaner alten Schlages, ernannt, welcher die „auf breitester Grundlage" begonnene Reorganisation der Nationalgarde rüstig weiter führte*).

Unterdessen hatte sich die Zahl der brodlosen, von der Regierung unterhaltenen Arbeiter ungeheuer vermehrt: 17000 am 2. März, waren es 107,000 am 20. Juni. Mehr als 100,000 Menschen wurden bei einem Tagelohn von 2 Frcs. zu völlig unnützen Erdarbeiten verwendet. Dieser Zustand konnte natürlich nicht andauern. Die Regierung stellte den Arbeitern die Wahl: entweder sollten sie nach der Sologne ziehen, um dort wichtige Entsumpfungsarbeiten vorzunehmen, oder, sie sollten sich für die Armee anwerben lassen. Das aber wollten die „Arbeiter" keineswegs. Sie fühlten sich als Macht. Eine Art esprit de corps hatte sich in diesem Lager der Nutzlosigkeit entwickelt, die Prätorianer des Schubkarrens bildeten eine Armee, die sich in Hauptmannschaften und Brigaden theilte, und diese erhob sich jetzt wie mit der dämonischen Energie einer Naturgewalt. Die bonapartistische Propaganda spielte den Ohrenbläser und fachte die Glut zu lodernden Flammen an. Tag für Tag brachte der „Napoléon républicain" die wildesten Wühl- und Hetzartikel; nicht umsonst forderte er die Mobilgarde auf, sie solle ihre Kameraden von der Linie darüber belehren, daß „la terreur bourgeoise" sie, die Soldaten, zu Henkern ihrer Brüder, der Arbeiter machen wolle. — Bei den Nachwahlen zur Nationalversammlung war der Name Louis Napoleon's aus der

*) v. Rochau a. a. O.

Urne hervorgegangen, und obgleich der Träger desselben zunächst auf den Eintritt in die Versammlung verzichtete, so war seine Secte doch in beständigem Wachsthum begriffen.

In der Nacht vom 22. zum 23. Juli organisirte sich der Aufstand der „Arbeiter" und der Kampf begann gleichzeitig am Pantheon und an einer Barrikade der Porte St. Denis. Die Regierung war aufs Aeußerste vorbereitet, namentlich dadurch, daß sie allmählig wieder Truppen in die Hauptstadt gezogen, ja sie hatte auch wol die Absicht, definitiv „ein Ende zu machen", und ließ den Aufstand groß werden, um ihn dann mit einem gewaltigen Schlage für immer zu vernichten. Den Oberbefehl führte der Ende Mai aus Algier eingetroffene General Cavaignac, der auch das Kriegsministerium übernommen hatte. Nach seiner Angabe standen zu Paris, Versailles und St. Germain 29,000 Mann Linientruppen. Einen Theil des Alpenheeres hatte man der Hauptstadt genähert. Die Mobilgarde war 15,000, die Polizeimacht (nämlich die Garde républicaine und die Sergeants de ville) 5000 Mann stark, und die Pariser Nationalgarde, welche Anfangs sehr saumselig der Allarmtrommel folgte, kam durch den Ernst der Lage und in Erkenntniß, daß es sich um ihre allereigensten Interessen handle, nach und nach in leidenschaftliche Stimmung, namentlich als ländliche Nationalgarden der Umgegend ihr mit gutem Beispiele vorangingen. Der Classenkrieg war ausgebrochen! Als sich die ganze furchtbare Entschlossenheit der Insurrection herausstellte, wurde Paris in Belagerungszustand erklärt und General Cavaignac mit der Dictatur bekleidet. Die Regierungsgewalt war also in die Hand eines Soldaten gelegt. Acht Jahre hatte es gedauert, bevor die erste Republik sich unter die Militärdictatur beugte; die zweite Republik gelangte binnen vier Monaten dahin. — Nun wurde der Kampf mit höchster Energie und beständig wachsender Erbitterung fortgeführt und gestaltete sich zu der fürchterlichen, selbst in der französischen Geschichte bis dahin kaum erhörten Erscheinung der Junischlacht. Der Fanatismus der Aufständischen stieg bis zur Raserei; sie wurden gut geführt, und es unterliegt wol keinem Zweifel, daß die meisten Barrikadenhäuptlinge altgediente Soldaten waren. — Die Truppen fochten auch mit grenzenloser Wuth. Sie wollten ihre vom Pöbel besudelten Fahnen reinwaschen im Blute der „Canaille." — Die Mobilgarde, auf deren Haltung man erst mit großer Sorge geblickt, hielt nicht nur treu zur Regierung, sondern übertraf die Truppen sogar durch Mordzorn. Sie wüthete Tigern gleich und machte erbarmungslos Alles nieder, was ihr vor die Klinge kam. — Die Insurgenten freilich überboten auch sie noch; sie verübten an den Gefangenen, die sie hie und da machten, unaussprechliche Gräuel, die man bisher nur unter Kannibalen für möglich gehalten hatte. Ein Schicksal solcher Art traf u. A. den General Brea. Aber auch „die gute Bür-

gerwehr", die Nationalgarde, war ähnlicher Stimmung. Selbst nach beendigtem Gefecht liefen die mit den Waffen in der Hand Gefangenen Gefahr, in Masse niedergemetzelt zu werden, wie denn General Lebreton versicherte, ganze Schaaren derselben nur durch das der Nationalgarde gegebene Versprechen strenger und rascher Justiz gerettet zu haben. So blutig war der Kampf, daß die Stelle des Befehlshabers des Centrums der Armee dreimal leer wurde. Sechs Generale fielen, sechs andere wurden blessirt; ein Beweis, wie sehr sie sich exponiren mußten, um die Truppen vorzuführen. Auf zehntausend schätzte man die Zahl der in dem dreitägigen Kampfe Gefallenen und Verwundeten. Von den 40 bis 50,000 Empörern, welche auf den Barrikaden gestanden, wurden während des Kampfes und zumal nach demselben durch förmliche Treibjagden 12 bis 14,000 gefangen genommen, in die Kasematten der Pariser Festungswerke gesperrt und von dort aus in die überseeischen Colonien geschafft, da ein detaillirtes gerichtliches Verfahren gegen sie nicht möglich schien, eine Begnadigung aber wahrscheinlich den offenen Aufstand der Nationalgarde zur unmittelbaren Folge gehabt haben würde.

Für die Armee hatte die Junischlacht die Folge, daß sie sich selbst wieder fand. Leider aber muß man eingestehen, daß ihre innere und äußere Sammlung weniger der sittlichen Erhebung und der Kräftigung soldatischen Pflichtgefühls, als den Eingebungen finsteren Hasses und gewaltthätiger Rachsucht zuzuschreiben ist. Diesen Stimmungen hatte die republikanische Regierung es auch zu verdanken, daß die Truppen zu dieser Zeit noch völlig unempfindlich blieben für die Lockungen des im Juni mit dem Socialismus Hand in Hand gehenden Bonapartismus. Erst nach gesättigter Rache und bei gestärktem Selbstgefühl war die Armee bereit, dem Rattenfängerliede der Napoleoniden das Ohr zu öffnen.

Nachdem er erklärt, daß er diesmal die Wahl annehmen würde, ward Louis Napoleon aufs Neue in die Nationalversammlung gewählt und trat in dieselbe ein. Diese war mit der Berathung des Staatsgrundgesetzes der Republik beschäftigt und der Verfassungsausschuß stellte den Antrag, die Stellvertretung im Heere aufzuheben, d. h. also die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. In einer Republik, welche die allgemeine „Gleichheit" auf ihre Fahne geschrieben, hätte, so sollte man glauben, die allgemeine Wehrpflicht sich ganz von selbst verstanden; ein Widerstand gegen den Vorschlag der Commission hätte unmöglich scheinen sollen. Dennoch war die Opposition überaus groß und ihr Wortführer war Thiers, welcher wahrhaft leidenschaftlich für die Stellvertretung eintrat, und in der That wurde der Antrag mit 663 gegen 140 Stimmen verworfen. Louis Napoleon nahm nicht das Wort in dieser Sache, daß er aber mit Thiers übereinstimmte, beweist der die Armee betreffende Passus seines Wahlmanifestes, welcher

folgendermaßen lautete: „Für die Nationalwürde sorgen, heißt für das Heer sorgen, dessen edle und uneigennützige Vaterlandsliebe so oft verkannt wurde. Unter Beibehaltung der Grundgesetze, auf welchen unsere Heeresverfassung beruht, ist es nöthig, daß die Bürde der Dienstpflicht erleichtert, nicht erschwert werde. Es ist nothwendig, für die Gegenwart und die Zukunft, nicht nur der Officiere, sondern auch der Unterofficiere und Soldaten zu sorgen und den Männern, welche lange unter der Fahne gestanden, eine gesicherte Existenz zu bereiten." — Dies Wahlmanifest bezog sich auf die Präsidentenwahl, zu welcher sich Louis Napoleon als Candidat gemeldet. Man sollte es für unmöglich halten, daß eine große Nation, welche eben eine furchtbare Krisis überstanden, zum Leiter ihrer Geschicke einen Menschen wählt, der ein „Nichts" ist, von dem man nichts kennt, als seinen Namen und zwei Abenteuer, durch die er sich unsterblich blamirt. Aber man wählte auch nicht ihn, sondern eben seinen Namen. — Abgesehen von einer geringen Anzahl von Voten, die sich auf Ledru Rollin, Raspail und Lamartine vertheilten, erhielt Cavaignac: 1,448,107, Louis Napoleon 5,434,226 Stimmen. Cavaignac, der treue Soldat der Republik, hatte die absolute Majorität in alt-legitimistischen Departements: Var, Rhonemündungen, Morbihan, Finistère; Louis Napoleon, der Neffe des Onkels, in den am meisten socialistisch gesinnten Departements: Saône und Loire, Creuse, Haute-Vienne, Isère und Drôme. Louis Napoleon war Präsident der Republik.

Cavaignac legte die oberste Gewalt in die Hände Napoleon's nieder. Er hatte diese Wendung vorausgesehen. Schrieb man ihm doch die Aeußerung zu: „Die Franzosen sind so wenig Republikaner, daß sie im Nothfall Hanswurst I. wählen würden, um nur wieder zur Monarchie zu kommen. Diese stand nun vor der Thür. Ihre Einführung konnte aber nur durch die Armee geschehen. Es handelte sich darum, daß der Präsident der Republik diesen Groß-Ceremonienmeister für sich gewann und ihm begreiflich machte, daß der Vortheil der Armee mit dem Vortheil der Dynastie Napoleon identisch sei. Konnte das schwer halten?!

Briefe aus Berlin.

Berlin, den 15. September 1872.

„Nach Allem Großen das wir erlebt, würde ich nichts dagegen haben wenn die Weltgeschichte eine Weile stehen zu bleiben schiene." Dieses Wort,

welches Fürst Bismarck an die Abgesandten der Gemeindebehörden richtete, welche ihm am 9. September den Ehrenbürgerbrief der Stadt Berlin überbrachten, ist das wahre Wort der Situation, um in der Art unserer französischen Nachbarn zu sprechen. Daß die Weltgeschichte eine Zeit lang stehen zu bleiben schiene, ist das Bedürfniß, das ganz Europa beherrscht und das vielleicht nur in einem einzigen Lande Europas nicht gefühlt wird, obgleich man die Ruhe der Weltgeschichte nirgends nöthiger hätte als dort. Die Weltgeschichte, noch mehr als die Natur, hegt jenen horror vacui, den die Physik der anbrechenden Neuzeit geistreich erdichtete. Darum hat Fürst Bismarck, der dies am Besten weiß, auch nur von einem Schein des Stillstandes gesprochen. Der große Staatsmann gönnt und wünscht der Welt Erholung von den großen sichtbaren Veränderungen und ihren unmittelbaren Vorarbeiten. Die europäische Welt soll ihre neue Gestalt erst erfüllen, weil dieselbe eine sehr gesunde und naturgemäße Entfaltung der lebendigsten Kräfte gestattet, bevor Europa an neue Veränderungen mit ihren Erschütterungen denkt.

Solche Veränderungen der äußeren Gestalt des Völkerlebens sind der Endabschluß langer und langsamer Arbeit. Seit dem Jahre 1815 hat es in Deutschland und Italien gearbeitet gegen die naturwidrige Zerstückung zweier lebensreicher Nationen, die für die Cultur der Menschheit die größten Beiträge in der Vergangenheit geliefert und die Gegenwart mit neuen Leistungen zu fördern den innersten Beruf zeigten. Mit dem Jahre 1859 beginnt die stille Arbeit große Umrisse anzunehmen und das Geräusch der Schlußkatastrophe vernehmen zu lassen. Nach zwölf Jahren ungefähr sind die beiden Völker sich selbst und dem Wechselproceß der internationalen Culturarbeit zurückgegeben. Die inneren Hindernisse sind zerstört, die feindlichen äußeren Mächte in ihre eigenen Grenzen zurückgeschleudert. Was darf nun folgen, als das Schauspiel der ruhigen Entfaltung und des natürlichen Gedeihens? Die Herrscher, die sich eben in der Hauptstadt des neuen Deutschlands begegneten, haben Nichts Anderes gewollt, als die Natürlichkeit des neuen Zustandes bezeugen, dadurch, daß sie, die Herrscher der in die verschiedensten Interessen verflochten Staaten bekundeten, daß der neu gegründete Zustand keinen Theil dieser Interessen in einen feindlichen Gegensatz stellt. Die heutige Lage Europas ist friedlich, weil sie für die überwiegende Summe aller europäischen Lebensinteressen, man kann weiter gehen und sagen: für die Gesammtheit aller wahren Lebensinteressen Europas befriedigend ist. Darum bedarf diese Lage auch keiner Tractate zu ihrem Schutz, wie einst die heilige Allianz sich die Aufrechthaltung der auf dem wiener Congreß geschaffenen Lage zum Ziel setzte. Der heutigen Lage ist ihre Dauer gesichert durch die natürliche Solidarität der in ihr versöhnten Interessen. Nur vermeintliche Interessen, kein wahres Volksbedürfniß, sondern Volksverirrung und verirrte Leidenschaften können sich gegen diese Lage auflehnen. Es

wird genügen, wenn die von solchem Wahn unmittelbar Bedrohten sich allein vertheidigen, es wird nicht nöthig sein, daß die Gesammtbürgschaft, welche in der Harmonie der befriedigten Interessen liegt, sich actuell bethätigt. Aber die moralische Wirkung jener Harmonie, welche in der Monarchenbegegnung zu Berlin ihren symbolischen Ausdruck gefunden, ist von hoher Bedeutung und von unverkennbarem, practischem Werth. Es ist zweierlei, ob ein Friedensstörer im Fall seines Sieges der gerechten Scheu, im Fall seiner Niederlage der gerechten Strafe sicher ist, oder ob in dem einen dieser Fälle ihn Beifall, im andern ihn Mitleid erwartet.

Nach menschlichem Ermessen ist die Monarchenzusammenkunft in Berlin die Einweihung einer Friedensepoche gewesen, deren Character selbst durch den Störungsversuch eines kranken Volkes bei der schnell erfolgreichen Abwehr gerechter und vom allgemeinen Beifall unterstützter Gewalt nicht geändert werden dürfte. Es scheint darum erlaubt und sogar an der Zeit, das Auge den Aufgaben des Friedens zuzuwenden. Wenn die Wechselwirkung der Nationen im Kriege am augenfälligsten wird, so bereitet sie sich doch nur im Frieden vor. Es kann deshalb lehrreich sein, mit den Friedensaufgaben der beginnenden Epoche die Völker in ihrer Wechselwirkung und nicht blos in ihrer nach innen gewandten Thätigkeit ins Auge zu fassen. Wir wollen einen Ueberblick der europäischen Lage unter dem doppelten Gesichtspunkt der inneren Arbeit der einzelnen Völker und der auswärtigen Aufgaben, für welche dieselben sich vorbereiten, versuchen.

Wir beginnen mit der österreichisch-ungarischen Monarchie, mit jenem Staatswesen, an das wir durch ein staatsrechtliches Band diesseits wie jenseits zum Unheil gefesselt waren. Das künstliche Band ist zerschnitten und sogleich macht sich die tiefe Verwandtschaft der beiderseitigen Interessen geltend, die nur durch den Versuch einer gewaltsamen Unterordnung in Entfremdung verkehrt werden konnte. Verwandte Interessen haben die Aufgabe sich in Freiheit zu unterstützen, nicht aber in unnatürlicher Verkoppelung sich gegenseitig zu verkümmern und zu verfälschen.

Oesterreich-Ungarn hat seine langjährige Machtstellung in Deutschland wie in Italien aufgegeben. Der äußeren Nöthigung ist die freiwillige und aufrichtige Resignation gefolgt. So nur vermag die öffentliche Meinung der ganzen Welt die Kaiserreise nach Berlin zu deuten, an dessen Hofe der italienische Thronerbe wenige Monate vorher die freundschaftlichste Aufnahme gefunden hatte. Seit vielen Jahren schon hatte wohlwollender Rath die österreichische Regierung für den unvermeidlichen Verzicht auf die Doppelherrschaft in Deutschland und Italien, auf den Beruf verwiesen, die Cultur nach dem Osten zu tragen, wie man es ausdrückte. In gleich unbestimmter Redeweise wird noch heute von der orientalischen Frage gesprochen, an deren Lö-

sung Oesterreich ein überwiegender Antheil zufallen, auf dessen Behauptung es sich vorbereiten soll. Unter der orientalischen Frage aber kann man sich nach Belieben das Schicksal ganz Asiens, sowie der europäischen und afrikanischen Ostgestade des Mittelmeeres denken. Für Oesterreich handelt es sich bei der sogenannten orientalischen Frage in Wahrheit nur um die Balkanhalbinsel. Und dieses nur ist völlig genug. Als asiatischer Staat kann die Türkei noch lange fortbestehen, aber die Frage ihres europäischen Bestandes wird täglich brennender, wie sehr man sich auch Mühe zu geben scheine, gegen das Herannahen der Katastrophe allseitig die Augen zu verschließen. Aus den scheinbar geschlossenen Augen lauscht aber die Aufmerksamkeit gespannter als je. Die Unordnung und die Uneinigkeit in der türkischen Verwaltung nehmen unaufhaltsam zu. Der Tag wird kommen, wo es unmöglich wird, daß eine christliche Macht nochmals ihr Veto einlegt, wenn die Vasallen der Pforte sich unabhängig erklären, wenn Bulgarien die Emancipation begehrt, wenn Serbien die Hand nach seinen Rassenbrüdern ausstreckt, die noch unmittelbare Unterthanen der Pforte sind, wenn Griechenland das Gleiche thut. Für Oesterreich liegt die Aufgabe dieses Momentes darin, daß es auf die neue Staatenbildung der Balkanhalbinsel einen freundschaftlichen und völkerrechtlich anerkannten Einfluß gewinne. Denn daß diese Neubildung in feindlichen Gegensatz zu Oesterreich trete, kann das Letztere nicht ertragen. Denn es birgt die Rassenverwandten der Völkerschaften in seinen Schoß, deren politische Emancipation auf der Balkanhalbinsel sich vorbereitet. Oesterreich kann auch die Adern seines Handels, die sich nach dem Südosten öffnen, kann seine Hauptader, die Donau, sich nicht durch eine feindliche oder unter feindlichen Einfluß gestellte Welt verschließen lassen.

Die Lösung der Aufgabe nun, welche der österreichischen Monarchie hier zufällt, steht im unmittelbaren Zusammenhang mit der inneren Verfassung der Monarchie. Die Monarchie ist jetzt bis zu einem gewissen Grade dualistisch constituirt. Es entstehen die Fragen: wer soll die Interessen der Monarchie auf der Balkanhalbinsel in die Hand nehmen? Gehört diese Aufgabe nur der ungarischen Reichshälfte? Dann wäre auch die vollständige Emancipation dieser Reichshälfte, welche von zwei ungarischen Parteien im verschiedenen Sinne erstrebt wird, gegeben. Kann Ungarn aber sein eigenes Lebensinteresse auf der Balkanhalbinsel nicht allein vertheidigen, so muß auch das Band der Gemeinschaft straffer angezogen, die Kraft der Centralregierung verstärkt werden. Denn davon ist nicht die Rede, daß die sogenannte westliche Reichshälfte die Interessen Ungarns als Heerfolge leistender Bundesgenosse ausfechte. Wo die entscheidende Kraft liegt, da liegt auch die Führung. So haben wir ein augenfälliges Beispiel der Einheit innerer und äußerer Politik. Die Aussichten der separatistischen Parteien Ungarns hängen von der Taug-

lichkeit ihrer Plane ab, die Frage der Balkanhalbinsel zu lösen, und die Aussichten der Centralisationspartei hängen wiederum von dem Geschick ab, das letztere in der Lenkung der großen Politik und in der Organisation der allgemeinen Staatskraft für die Lösung jener Aufgabe zeigt. Es wäre mit Oesterreich und Ungarn gleichmäßig zu Ende, wenn beiden Parteien die Fähigkeit zur Lösung dieser Aufgabe fehlte. Aber der Sieg der Parteien hängt nicht von ihrer eigenen Fähigkeit allein, er hängt auch von der Empfänglichkeit des Bodens, auf dem sie wirken, für das Wahre ab. Wenn die separatistischen Parteien trotz ihrer Unfähigkeit die Oberhand gewännen, wenn die centralistische Partei ihren etwaigen Sieg nicht für das wahre Lebensinteresse des Reiches zu verwerthen wüßte, dann wäre mit der Verfehlung der äußeren Aufgabe des Reiches auch die innere Heilung abgeschnitten. So hängt das Schicksal Oesterreichs an beiden: daß die Fähigkeit für die äußere Aufgabe der Sieg im Innern entscheide, aber auch bei dem Sieger die wahren Mittel der inneren Regeneration antreffe; und umgekehrt, daß die Partei, welche diese Mittel inne hat und auffindet, sich auch der äußeren Aufgabe gewachsen zeige.

In Ungarn sind augenblicklich 3 bis 4 Parteien zu unterscheiden. Auf einem völlig phantastischen Boden steht die äußerste Linke. Ihre Motive sind grenzenloser Haß gegen Oesterreich, aber auch gegen die einheimische Aristokratie, und zuletzt der kosmopolitische Haß des Radicalismus gegen die bestehende Weltordnung. Diese Partei, soweit sie noch specifisch ungarisch gefärbt ist, trägt sich mit dem Gedanken einer Verbrüderung mit den südslavischen Völkerschaften auf der Basis der äußersten Demokratie, oder auch des Communismus. Die ungarisch-slavische Republik, von der zuweilen die Rumänen nicht ausgenommen sind, soll auf beiden Ufern der Donau und südlich bis zum Balkan sich erstrecken. — Dergleichen Phantastereien könnten als unschädlich gelten, wenn sie nicht überall, wo sie sich verbreiten, einen Theil der geistigen Kraft von gesunden Bestrebungen ablenkten.

Diejenige Partei, welche äußerlich angesehen die nächste Nachbarin der äußersten Linken in Ungarn ist, bildet im Grunde in gewisser Beziehung deren schärfsten Gegensatz. Die eigentliche Linke nämlich ist exclusiv national, weit mehr als die Deakpartei. Die eigentliche Linke will völlige Trennung von Oesterreich in der äußeren und inneren Politik, indem sie höchstens die Personalunion zuläßt. Dieses selbstständige Ungarn aber soll ganz national organisirt sein, das heißt: die Magyaren sollen als eine einzige unterschiedslose Aristokratie die übrigen Völkerschaften des Donaureiches beherrschen. Diese Partei ist der Türkei gegenüber am conservativsten, weil sie von der Emancipation der südslavischen Elemente in der Türkei die Verstärkung derselben Elemente auf dem Boden Ungarns fürchtet.

Die Deakpartei ist ohne Frage durch Intelligenz der Führer und durch staatsmännische Disciplin der Menge die hervorragendste. Sie hat bekanntlich den Ausgleich von 1867 geschaffen und ist fortwährend die Stütze desselben. In dieser Partei ist die Einsicht verbreitet, daß ohne die Hülfe des übrigen Oesterreich Ungarn weder auf die Dauer die slavischen und überhaupt die fremden Elemente im eigenen Königreich beherrschen, noch die Aufgaben der Balkanhalbinsel lösen kann. Der einzige Vorwurf, der die Partei trifft, ist, daß sie auf dem Gebiete der inneren Reform, bei der Abstellung aristokratischer Mißbräuche, jedenfalls durch gewisse Elemente in ihrer eigenen Mitte gebunden, zu wenig Energie gezeigt hat.

Unter den österreichischen Parteien kann die centralistische oder deutsche Partei neuerdings nicht mehr als Gegnerin des Ausgleichs von 1867 aufgefaßt werden. Nur auf der Basis dieses Ausgleichs hat die Partei Aussicht, der czechischen, slovakischen und slovenischen Elemente Herr zu werden und zu bleiben. Die Polen in das österreichische Staatsinteresse zu ziehen und zur nothwendigen Mäßigung und Parteidisciplin zu vermögen, bleibt eine dornige, aber neuerdings doch mit Aussicht auf Erfolg unternommene Aufgabe. Wenn sie gelöst wird, so wird der Schwerpunkt der Monarchie trotz dem dualistischen Ausgleich in Wien, d. h. bei der deutsch-österreichischen Bevölkerung verbleiben, und Ungarn, auf die Hülfe Deutsch-Oesterreichs beständig angewiesen, wird sich daran gewöhnen, daß der Dualismus ihm nur eine relative Selbstständigkeit gegeben hat und immerdar geben kann.

Die mannigfaltigsten Leidenschaften werden sich gegen das normale Verhältniß der österreichischen Staatskräfte wieder und wieder aufbäumen und die Bildung des richtigen Gleichgewichtes erschweren. Das Gelingen hängt davon ab, ob das deutsche Element sich der geistigen Führung gewachsen zeigt; und diese Fähigkeit wiederum hängt davon ab, ob die Schwingen des deutschen Geistes nicht, wie in so langen Jahren, durch den Ultramontanismus gelähmt werden. Können die Deutschen in Oesterreich sich vor diesem Feinde retten, so verschaffen sie sich selbst die Fähigkeit, die Monarchie zu retten.

Kleine Besprechungen.

Straßburg im sechszehnten Jahrhundert (1500—1598). Reformationsgeschichte der Stadt Straßburg von Julius Rathgeber, Pfarrer in den Vogesen. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1871. — Dieses Werk ist bereits vor dem Kriege geschrieben, in deutschem Geiste, und in die Welt

getreten, als das Elsaß und die Stadt, aus deren Geschichte uns deren bedeutsamstes Jahrhundert quellentreu erzählt wird, wieder unser geworden war. So konnte der Verfasser am Schluß seiner Arbeit „die straßburgische evangelische Kirche und die Hochschule der Stadt Preußens starkem Schutze und dessen umsichtiger Leitung“ empfehlen — eine fröhlichere Zuversicht, als diejenige auf das Wohlwollen und den Schutz der französischen Behörden, unter deren Auspicien er das Werk begonnen hatte. Wenn der Verfasser die denkwürdigen Ereignisse seines stattlichen Buches „dem evangelischen Volke erzählt“, so will er wol andeuten, daß die Form seiner Darstellung, die Lebendigkeit seiner Erzählung und die Klarheit seiner Erläuterungen damaliger Verhältnisse, Verfassungen und Sitten auch den Laien fesseln und befriedigen werden. Aber darum ist das Werk um nichts weniger wissenschaftlich. Die reiche Ausbeute, die das Buch in geschichtlicher und kirchengeschichtlicher Hinsicht gewährt, läßt sie wol nicht besser illustriren als durch das Vorwort K. R. Hagenbach's in Basel zu diesem Werke, in welchem der berühmte Gelehrte bedauert, „das reiche Material, das hier zu weiterer Verwendung vorliegt“, bei der Ueberarbeitung des Reformationszeitalters in seinen „Vorlesungen“ nicht mehr haben benützen zu können.

σ.

Von der sehr verdienstvollen Politischen Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen (Berlin, Julius Springer), die sich bekanntlich eben so sehr durch streng nationale Gesinnung als durch Gründlichkeit der Bearbeitung und anziehende Form der Darstellung auszeichnet, ist soeben der 5. Band, das Jahr 1871, erschienen. Besondere Beachtung ist den Operationen Manteuffel's und Werder's und den österreichischen Verfassungskämpfen unter Hohenwart-Scheffle geschenkt. Durch die beigefügte Tageschronik der Ereignisse des Jahres 1871 erweist sich auch dieser Band als ein so practisches Nachschlagebuch, wie seine Vorgänger.

B.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.


Princeton University Library
32101 064095027



